Vol. X.

REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE

ZEHNTER BAND

10

Inv. A. 20781
81635
03/3202

Reallexikon der Vorgeschichte

UNTER MITWIRKUNG
ZAHLREICHER FACHGELEHRTER

HERAUSGEGEBEN VON

MAX EBERT
ORD. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

ZEHNTER BAND
PACHT – PYRENÄENHALBINSEL

MIT 172 TAFELN

10
81447

Berlin 1927/1928

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
Cota ... M 467469
Inventar ... 75418

Printed in Germany
Copyright 1928 by Walter de Gruyter & Co., Berlin

P

Pacht s. Vertrag.

Packwerkbau s. Pfahlbau.

Päderastie (Vorderasien). Daß das Laster der P. in Babylonien verbreitet war, wird durch verschiedene Angaben in Omina-Tafeln bezeugt. Es geht aus ihnen hervor, daß sich hauptsächlich Eunuchen (s. d.) und kultische Buhlknaben für homosexuellen Verkehr hingaben. Das altassyr. Gesetz bestraft den gleichgeschlechtlichen Verkehr des Mannes mit Verschneidung des Schuldigen. Es betrachtet den Vorwurf derartiger Gewohnheit als strafwürdige Beleidigung.

MVAG 1907, 3 S. 11ff. Br. Meissner; O. Schroeder *Keilschrifttexte aus Assur verschiedenen Inhalts* (1920) Nr. 1, II Z. 82ff., 93ff. Ebeling

Pair-non-Pair (Frankreich; Höhle). Gelegen in der Gemeindeflur von Marcamps, unweit Bourg-sur-Gironde (Dép. Gironde). Als F. Daleau die kleine Grotte im J. 1881 entdeckte, war dieselbe vollständig mit diluv. Schutte ausgefüllt, in welchem Moustérien- und Aurignacien-Straten eingeschaltet lagen. Speziell die nicht zahlreichen archaistischen Wandgravierungen waren durch Ablagerungen des oberen Aurignacien verdeckt. Sie stellen das Wildpferd, den Steinbock, Capriden und Boviden, vielleicht auch ein Mammut (?) dar. S. a. Aurignacien, Kunst A II.

Veröffentlicht von F. Daleau: Actes de la Soc. Archéol. de Bordeaux 1897 S. 236; Bull. Soc. Anthrop. Bordeaux 13 Novbr. 1896; L'Anthrop. 9 (1898) S. 66; Rev. d'Anthropol. 1898 S. 20 und 1899 S. 26. H. Obermaier

Palaeanthropus Heidelbergensis. Von Bonarelli vorgeschlagener Name für *Homo Heidelbergensis* (s. d.). Reche

Palafitte s. Pfahlbau E.

Palaikastro. Min. Stadt an der Ostküste von Kreta, an einer geschützten Hafenbucht, über deren Ruinen später das Diktäische Zeus-Heiligtum lag. Die ausgedehnte, blühende Ansiedlung reicht in frühmin. Zeit hinauf. Hier schon Reste eines fast ganz zerstörten Palastes mit sehr dicken Mauern, während aus MM und SM nur mehr oder minder geräumige Bürgerhäuser freigelegt sind, in unregelmäßigen *insulae* zwischen gewundenen Gassen eng zusammengedrängt. Reiche keramische u. a. Funde m Stadtgebiet und den benachbarten Nekropolen (Band VII Tf. 40, 66b; Band XI Tf. 61b). Die Stadt war weder befestigt noch strategisch günstig gelegen, da n. von ihr eine beherrschende Hügelkuppe aufragt. Diese naturgebotene Akropolis, während der min. Kultur verschmäht, wurde nach deren Vernichtung alsbald von den Griechen der geom. Per. besiedelt. Das Zeus-Heiligtum läßt sich nach den Funden nicht vor die orientalisierende Per. datieren.

Berichte über die Ausgrabungen der Engl. Schule: BSA 8 S. 290ff., ebd. 9 S. 274ff., ebd. 10 S. 197ff., ebd. 11 S. 269ff., ebd. 12 S. 1ff., ebd. 24 Suppl. Paper Nr. 1 (1923). G. Karo

Palāisch s. Altkleinasiatische Sprachen § 15.

Palanga (Tf. 1). W. von Malatia, im Taurus, FO der kopflosen Basaltstatue eines Fürsten mit flüchtiger, eingravierter, hettit. Inschrift, jetzt im Antikenmuseum von Konstantinopel (Nr. 1215). Die Figur trägt einen Mantel, der seitlich des rechten Armes zurückgeschlagen ist und vorn und hinten in langen Falten herabfällt; diese endigen unten in dreifachem Zickzack, nach Art des Faltenwurfs der griech.-ion. Kunst. Daher ist die Statue datierbar und um die Mitte des 6. Jh. anzusetzen. Sie gehört vermutlich dem aramäischen Kulturkreise an und nicht dem hettitischen. In P. sind außerdem noch zwei Basaltlöwen gefunden worden.

MVAG 1900, 4 Tf. 20, 1—2; ebd. 1906, 5 S. 1 Tf. 20 L. Messerschmidt; Garstang *The Land of the Hittites* S. 141f. Tf. 45; Rec. de Trav. 15 Tf. 3; Ed. Meyer *Reich und Kultur*

der Chetiter 1914 S. 162; E. Unger *Hettitische und aramäische Kunst* Arch. f. Keilschr. 1 (1923) S. 82; E. Lohmann *Probleme der Orientforschung* Freienwalde 1904 Abb. S. 11.

Eckhard Unger

Paläolithikum.

§ 1. Name und Begriff. Geschichtliche Daten. — § 2. Klassifikationsmethoden auf anthrop., geol., paläontol. und arch. Grundlage. — § 3. Gliederung des P. nach Kulturstufen.

§ 1. Die vorgesch. StZ wird, nach dem Vorschlage von Sir J. Lubbock, in das Paläolithikum (παλαιός λίθος, ältere StZ; Zeit des geschlagenen Steines) und das Neolithikum (s. d.; νέος λίθος, jüngere StZ; Zeit des geschliffenen Steines) gegliedert. Ganz allg. genommen umfaßt das P. den quartären Menschen und schaltet sich zwischen das (ältere) Eolithikum (s. Eolithenproblem) und das Epipaläol. (s. d.) ein, auf welch letzteres das Neol. folgt, das sich bereits im Zeitrahmen der geol. Gegenwart abspielt.

Die Wissenschaft vom paläol. Menschen ist eine Schöpfung der zweiten Hälfte des 19. Jh. Nach tastenden Anfängen, mit welchen die Namen John Frere (Hoxne-Funde bei London; 1800), Buckland (Kirkdale-Höhle; 1821), McEmery (Kents-Höhle; 1823), Tournal (Bise-Höhle bei Narbonne; 1827), Schmerling (Höhlen bei Lüttich; 1833) u. a. verknüpft sind, begann sie positive Gestalt anzunehmen dank des Eifers von Jacques Boucher de Crèvecœur, Sohn von J. A. G. Boucher und Marie de Perthes (1788—1868), dessen Aufsammlungen in der Gegend von Abbeville (Somme) im J. 1838 einsetzten, und dessen Apologie des diluv. Menschen vor allem in dem Werke *Antiquités celtiques et antédiluviennes* (Bd. I: 1847; Bd. II: 1857; Bd. III: 1864) niedergelegt ist. Wenn Boucher de Perthes nicht nur begeisterte Anhänger (Blainville, Cordier, Brongniart, Rigollot, Falconer, Prestwich usw.), sondern auch strenge Gegner erstanden, so war dieser Widerstand keineswegs ungerechtfertigt. Nicht selten allzu leichtgläubig, reihte B. d. P. seinen Sammlungen augenscheinliche Fälschungen (Holzgeräte u. a.) ein und vertrat vielfach phantastische Ideen („Hieroglyphische Sprache" der „Antediluvianer" usw.), welche naturnotwendig zu Zweifel und Widerspruch herausforderten. Erfahren wir doch auf Grund einer spiritistischen Sitzung (1863), daß der Inhaber des (apokryphen) Unterkiefers von Moulin-Quignon, unweit Abbeville, „Yoé" hieß und vor rund 20000 J. in den „salzhaltigen" Gewässern der großen Sintflut zugrunde ging!

Endgültiges Gefüge erhielt der neue Wissenszweig vornehmlich dank der Forschungen von Édouard Lartet (1801—1871), Albert Gaudry, J. Noulet, Marquis de Vibraye, G. d'Ault du Mesnil und der Systematiker Gabriel de Mortillet (1821—1898) und E. Cartailhac (1845—1921). An sie reihen sich würdig die Altmeister Édouard Piette (1827—1906) und V. Commont (1866—1918).

§ 2. Klassifikationsmethoden. Die rasch emporblühende Quartärforschung hat besonders in Europa überreiches und augenscheinlich verschiedenartiges sowie verschiedenaltriges Fundmaterial zutage gefördert, dessen Gruppierung und chronol. Klassifizierung eine der wichtigsten Aufgaben der Fachwelt darstellt. Zur Lösung dieser Probleme sind 4 Spezialwissenschaften berufen und unerläßlich: die Geologie, Paläontologie, Archäologie und Anthropologie, welche, wie wir vorwegnehmen wollen, helfend und klärend Hand in Hand zu gehen haben. Eine verhältnismäßig geringe Rolle kommt, ob der Seltenheit diluv. Skelettreste, der Anthropologie zu, obschon auch sie, auf Grund der neuestens gewonnenen Urrassendiagnose, in die Lage versetzt ist, wenigstens gewisse Funde irrtumsfrei als älter- oder jüngerquartär zu bestimmen.

Ein überaus wichtiger Arbeitsanteil fällt der Diluvialgeologie (s. d.) zu; sie ist in all den Fällen unentbehrlich, in denen die Stratigraphie eines FO die Möglichkeit eröffnet, dessen Stelle im allg. geol. Rahmen festzulegen und seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Glazial- bzw. Interglazial-Per. zu ermitteln. Wir können uns jedoch nicht des Eindrucks erwehren, daß Geologen wie F. Wiegers, E. Werth u. a., in begreiflicher Höchstwertung ihrer Spezialwissenschaft, die übrigen Geschwister-Disziplinen irrtümlich unterschätzen. Grundverschieden von der Aufgabe der Prähistorie, welche die Funde arch. zu bestimmen, ist jene der Geologie, welche die-

a b

Palanga

Statue in Konstantinopel (Nr. 1215). Rück- und Vorderansicht. Basalt. Nach Photographie.

selben chronol. zu datieren hat. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die rein geologische Methode heute überhaupt erst auf einen geringen Prozentsatz der vielen Hunderte von FO unmittelbar anwendbar ist. Kaum auf ein Dutzend belaufen sich die Plätze, welche einstweilen in klarer Stratigraphie innerhalb der Zone der nord. Vereisung bekannt sind und so geochronol. datiert werden können, eine um so schwierigere Aufgabe, als die Aufnahme des nordeurop. Quartärs noch keineswegs einheitlich durchgeführt ist. Auch die im Alpenbereiche gewonnenen Altersbestimmungen unterliegen teilweise noch der Diskussion, besonders angesichts der Modifikationen, welche in der Jüngstzeit an Systemen vorgenommen wurden, die bereits als abgeschlossen galten. Wir erinnern nur an die FO der sog. „Achenschwankung", die neuestens überhaupt als letztes Interglazial angesprochen wird, u. a. m. (s. Diluvialchronologie § 1—3).

Von nicht geringer Bedeutung ist die Paläontologie, welche in der Tat unter Umständen Fundplätze speziell des älteren Diluviums (mit interglazialer Fauna) entscheidend zu datieren vermag. Bereits E. Lartet versuchte (1861), provisorisch und unter Vorbehalt, das P. faunistisch zu gliedern, und stellte ein „Alter des Höhlenbären" auf, welchem jene des „Elefanten oder Nashorns", des „Rentiers" und des „Bisonten" folgten. E. Piette gliederte (1894) seinerseits, unter ähnlichen Gesichtspunkten, das von ihm studierte jüngere P. der Pyrenäen-Zone in eine *époque éléphantienne*, welche durch die *ép. hippiquienne* bzw. *rangiférienne* und *élaphienne* abgelöst wurde. Trotzdem hat die Paläontologie als feinere Klassifikationsgrundlage versagt, besonders im w. und mittl. Europa, wo die Begleitfauna während des ganzen ausgehenden Quartärs wesentlich dieselbe bleibt, und wo die obigen Pachydermen, Wildpferd, Bison, Ren und Hirsch, an vielen Fundplätzen unmittelbar nebeneinander auftreten.

Der Archäologie fällt die wichtige Aufgabe zu, die Artefakte eines bestimmten FO bzw. bestimmter Fundstraten an sich zu studieren, die verwandten bzw. durchaus übereinstimmenden Komplexe festzustellen, die geogr. Ausbreitung derselben zu ermitteln und ihre allenfallsige zeitliche Aufeinanderfolge festzulegen. Es hat sich tatsächlich herausgestellt, daß bei Vorliegen genügender Fundmengen sich das Material von selbst gruppiert, und daß sich bestimmte Einzeltypen („Leittypen") bzw. charakteristische Typenkomplexe zu erkennen geben, welche gestatten, zuverlässige Gliederungen in örtliche Gruppen und zeitliche Stufen vorzunehmen. Auf diese Weise ist die präh. Wissenschaft, dank der Arbeit mehrerer Generationen und auf Grund zahlreicher systematischer Untersuchungen, in den Besitz einer eingehenden Stufengliederung des P. gekommen, ohne deren Kenntnis und Berücksichtigung ein erfolgreiches Studium des diluv. Menschen ausgeschlossen ist. Es versteht sich von selbst, daß auch dieser Methode, wie allen anderen, Schwächen anhaften. In Reinkultur gezogen, hat auch sie zu Mißgriffen und Übertreibungen Anlaß gegeben; vorschnelle Verallgemeinerungen hatten manchen Irrtum im Gefolge.

Trotzdem läßt sich heute mehr denn je aufrechterhalten, daß die paläol. Werkzeugtypen sich als „Leitformen" für das Jungpaläol. vorzüglich bewährten. Auch für das Altpaläol. ist die typol. Bestimmungsmethode unerläßlich, wennschon sich hier die Diagnose aus inneren Gründen in verschiedenen Fällen und bestimmten Fundzonen (z. B. Norddeutschland; s. d. A) sehr schwierig zu gestalten vermag (s. Gesteinsmaterial der paläol. Industrien und Moustérien § 2). Auch die diluv.-arch. Forschung ist in voller Entwicklung begriffen, und es stellt sich heraus, daß wir bereits im europ. Quartär mit verschiedenartigen und nichtsdestoweniger gleichaltrigen „Kulturkreisen" („Faustkeilzonen", „Prämoustérien-Kreis", „Capsienzone" usw.) und überdies noch mit regionalen Unterstufen („Fazies") innerhalb dieser Kreise („Sbaikien", „Swidérien" usw.) zu rechnen haben.

Damit modifizieren sich auch vielfach die Leitformen bzw. Leitkomplexe, verschieben sich die Schwerpunkte und ergeben sich neue Fragestellungen, deren Beantwortung eine tiefgründliche arch. Ausbildung erheischt.

Diese rein arch. Feststellungen vermögen übrigens auch anderen Disziplinen wertvolle Klärungen zu verschaffen. Wir konnten mit ihrer Hilfe beispielsweise im Manzanares-Becken bei Madrid eine Anzahl von Straten als diluv. bestimmen, welche die Geologen bis dahin für tertiär erachtet hatten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß z. B. auch die nähere Datierung der Lösse durch deren arch. Einschlüsse wesentlich erleichtert werden wird.

Auf diese Weise geben sich die diluv. Geologie, Paläontologie und Archäologie als Geschwister-Disziplinen zu erkennen, und unser Wissen vom P. wird sich um so gedeihlicher entfalten, je enger sich ihre Zusammenarbeit gestaltet.

§ 3. Der erste Versuch einer paläethnol. Klassifikation geht auf Gabriel de Mortillet zurück, welcher die Industrien des Quartärs (*Lithoglyphien* im Sinne von P. Sarasin; 1908) im J. 1869 in folgende Stufen gliederte:

Epoche von Le Moustier (Moustiérien)
„ „ Solutré (Solutréen)
„ „ Aurignac (Aurignacien)
„ „ La Madeleine (Magdalénien).

Im J. 1872 unterdrückte der gleiche Autor das allerdings ungenau eingeschaltete Aurignacien (s. d.) und unterbreitete die folgende Aufstellung:

Epoche von Saint Acheul (Acheuléen)
Moustiérien
Solutréen
Magdalénien.

Später stellte Mortillet vor das Acheuléen noch das Chelléen und fügte dem Magdalénien das Tourassien an, welches besser Azilien (s. d.) genannt wird, und das wir bereits als außerhalb des eigentlichen P. stehend fassen (s. Epipaläolithikum). Reiht man hierzu noch das von V. Commont entdeckte Prächelléen und das von E. Cartailhac und H. Breuil rehabilitierte Aurignacien, so erhält man das folgende, zunächst für Frankreich aufgestellte und gültige Klassifikationsschema des Paläol.:

I. *Altpaläol.* (s. d.):
1. Prächelléen
2. Chelléen
3. Acheuléen
4. Moustérien.

II. *Jungpaläol.* (s. d.):
1. Aurignacien
2. Solutréen
3. Magdalénien.

(Man vergleiche die Aufrisse der Castillo-Höhle [s. d.] und von Saint-Acheul [s. d.].)

Wir müssen uns versagen, auf die zahllosen Nomenklatur-Varianten einzugehen, von denen sich keine Bahn zu brechen vermochte. J. de Morgan schlug vor, den Namen P. einzig auf das Altpaläolithikum anzuwenden, und das Jungpaläolithikum *Archäolithikum* (s. d.) zu benennen; M. C. Burkitt, F. Wiegers u. a. unterscheiden ein Unterpaläolithikum (Prächelléen, Chelléen und Acheuléen), Mittelpaläolithikum (Moustérien) und Oberpaläolithikum (Aurignacien, Solutréen und Magdalénien). G. du Mesnil schaltete zwischen das Moustérien und Magdalénien als einzige Zwischenstufe das *Menchecourien* ein, benannt nach Menchecourt, unfern Abbeville. E. Passemard glaubt für Südfrankreich vor das eigentliche Chelléen noch ein „Chalossien" (benannt nach der Chalosse im Kreise Saint-Sever) stellen zu können. E. Piette gliederte das ältere P. in das Chellésien, Achéolien und Mostérien, das jüngere in das Papalien (Gourdanien) und Lorthétien und sprach, dessen nicht genug, bei anderer Gelegenheit noch von einem Vallinfernalien und Arudyien, „Stufen", welche teils dem Aurignacien, teils dem Magdalénien entsprechen. S. Kunst A § 3.

Es stellt sich nun die Frage, ob und inwieweit es angezeigt ist, diese Klassifikation auch auf Länder außerhalb Frankreichs zu übertragen und anzuwenden. Wir sind im Interesse der unerläßlichen internationalen Verständigung der Ansicht, daß die frz. Benennung überall da beizubehalten ist, wo Fundkomplexe mit der Definition und Auffassung der frz. Schule zusammenfallen, und sind hierin mit der großen Mehrheit der dtsch., engl., span. und amerik. Forscher einig. Es war in der Tat überflüssig, daß z. B. A. Rutot eine eigene Nomenklatur für Belgien (s. d. A) einführen zu müssen glaubte, dessen P. sich durchaus mit jenem Frankreichs deckt. Wo aber wirklich neue Sondergruppen (regionale Fazies oder große Hauptstufen, wie z. B. das Capsien [s. d.] der Mittelmeerzone) zutage treten, versteht es sich von selbst, daß dieselben unter eigenem Namen dem internationalen Grundschema anzuschließen sind. Speziell die radikale Ersetzung der frz. Stufen durch dtsch. stößt auf große innere Schwierigkeiten, da Zentraleuropa während des Altpaläol. teilweise überhaupt eigene Bahnen ging, und da mehrere der vorgeschlagenen FO tatsäch-

lich zu typenarm sind, um als vorbildliche Ersatzstationen in Betracht zu kommen (s. Moustérien § 2, Norddeutschland A). Auch die versuchte Halbverdeutschung der frz. Nomenklatur dürfte sich nicht immer als empfehlenswert erweisen, indem z. B. bei logischer Durchführung das Capsien als Gafsa-Stufe, das Atérien als Bir-el Ater-Stufe und das Vallinfernalien als Gorge d'Enfer-Stufe figurieren müßten. „Verkürzte" Ausdrücke wie Gaume-Stufe (statt Font-de-Gaume-Stufe, u. ä.) dürften zur Erhöhung leichterer allg. Verständigung kaum beitragen. Von Propaganda-Schriften und populären Werken ist hier überhaupt nicht die Rede.

Man berücksichtige, zur Ergänzung, die Artikel: Grab A, Jagd A, Siedlung B. Vgl. ferner: Diluvialchronologie, Diluvialfauna, Diluvialflora, Diluvialgeologie, Epipaläolithikum.

G. und A. de Mortillet *Le Préhistorique. Origine et antiquité de l'Homme* Paris (1. Aufl. 1883; 3. Aufl. 1900); M. Hoernes *Der diluviale Mensch in Europa* 1903; J. Déchelette *Manuel d'Archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine.* Bd. I: *Archéologie préhistorique* Paris 1908; H. Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* Berlin o. J. (1912); ders. *El Hombre Fósil*[2] Madrid 1925; ders. *Fossil Man in Spain* 1924; J. W. Sollas *Ancient Hunters*[3] London 1915; H. F. Osborn *Man of the Old Stone Age*[3] New York 1924; M. C. Burkitt *Prehistory*[2] Cambridge 1925; E. Werth *Der fossile Mensch* Berlin (Erscheint seit 1921); M. Boule *Les Hommes Fossiles*[2] Paris 1923; G. G. Mac Curdy *Human Origins* New York 1925.

H. Obermaier

Paläolithische Grabanlagen s. Grab A.

Paläolithische Kunst s. Kunst A, Primitive Kunst.

Palast. A. Allgemein. Der Bau von P. hat eine erhebliche Entfaltung von Luxus zur Voraussetzung, daher hängt er von einer zahlreichen dienenden Bevölkerung ab. Eine solche in sklavenartiger Abhängigkeit befindliche soziale Schicht (s. Schichtung, Sklave) findet sich nicht, wo es nur zur Entwicklung eines sakralen Fürstentums gekommen ist, wie etwa auf den polynes. Südseeinseln (s. Häuptling). Die Voraussetzung für den Palastbau bildet vielmehr der Despotismus (s. Despotie), der aus den im Wettbewerb um die Macht siegreichen Familien hervorgegangen ist. Die Errichtung von Palästen ist ein Zeichen archaischer Staatsgestaltung und findet sich dort, wohin Ausstrahlungen von solchen Brennpunkten der Kultur gelangt sind, wie etwa unter den westafrik. oder ostafrik. Bantu-Staaten. Der Palastbau knüpft an das mit besonderer Sorgfalt ausgeführte Männerhaus (s. d.) an. — S. a. Despotie, Festung E, Männerhaus, Siedlung A.

Thurnwald

B. Ägäischer Kreis. In der arch. Terminologie wird nicht immer scharf zwischen einem größeren vornehmen Wohnhause und einem eigentlichen P. unterschieden. Anlagen wie der große Rundbau von Tiryns (s. d.), dessen Zweck zudem nicht sicher erweisbar ist, oder die namhaftesten Bauten von Troja II und VI (s. d.), vielleicht auch die jüngst am Aphrodite-Tempel von Ägina ausgegrabenen Ruinen wird man bloß als Herrenhäuser bezeichnen dürfen. Dagegen scheint sich auf Kreta (s. d. B.) schon in frühmin. Zeit geradezu ein Palast-Typus herausgebildet zu haben: dies lehren sowohl die noch nicht ganz ausgegrabenen Ruinen von Vasiliki, wie die leider durch spätere Anlagen großenteils zerstörten Reste eines gewaltigen Gebäudes von Palaikastro (s. d.). In MM I (Wende des 3. und 2. Jht.) sind in Knossos schon die Grundlinien des späteren P. festgelegt, wenn sich auch viele Einzelheiten nicht mehr nachweisen lassen. Der ältere P. von Knossos ist während der folgenden Jh. mehrfach erweitert, im Verlaufe von MM III zerstört und fast unmittelbar darauf prächtiger aufgebaut worden, wobei indessen der alte Plan in seinen wesentlichen Zügen beibehalten wurde. Dasselbe scheint in Phaistos (s. d.) der Fall gewesen zu sein, während in Hagia Triada (s. d.) nur der jüngere P. für uns greifbar ist, ebenso in Tylissos (s. d.). Der erst zur Hälfte ausgegrabene P. von Mallia, halbwegs zwischen Knossos und der Mirabello-Bucht, scheint ebenso aus MM I zu stammen und ist gegen Ende von MM III zerstört und verlassen worden; daher ist seine Übereinstimmung mit späteren P. in allen wesentlichen Zügen (Mittelhof mit Pfeilerhallen, großartige Treppenanlagen, Badezimmer, Magazine) besonders wichtig. In dem wenig bedeutenden Städtchen Gurnià (s. d.) kann man kaum von einem wirklichen P. reden

eher von einem im Palast-Typus erbauten Herrenhaus (Band VII Tf. 63).

Die Grundzüge des min. Palastbaues bleiben von Anfang bis zu Ende der Entwicklung, also weit mehr als ein halbes Jht. lang, unverändert. Ständige und bestimmende Merkmale sind: 1. Das ausschließliche Verwenden rechteckiger oder quadratischer Bauteile. 2. Die Gruppierung des Baues um einen großen, rechteckigen Mittelhof. 3. Die Anlage eines Hofes im W des P., der nicht von Mauern umgeben zu sein pflegt. 4. Die Trennung von Empfangs-, Wohn- und Vorratsräumen und Werkstätten, die meist in verschiedenen Flügeln des großen Baues untergebracht werden; in Knossos scheinen die wichtigsten Empfangsräume über den Magazinen gelegen zu haben. 5. Mehrstöckigkeit, wo sich dies aus der Lage des P. oder den Bedürfnissen ergab (im Ostflügel von Knossos 4 Stockwerke übereinander); dagegen begnügt man sich häufig auch mit einem Stockwerk, wie das für den größten Teil des auf verschiedenen natürlichen Felsterrassen gelagerten P. von Phaistos gilt. 6. Starke Außenmauern mit steinernen Orthostaten, die einen Oberbau aus Bruchsteinen und Lehm oder Lehmziegeln trugen, aber völliges Fehlen burgartiger Befestigungen. 7. Kein Streben nach symmetrisch-axialer Einteilung: im Gegenteil wird nach Kräften eine abwechslungsreiche Gruppierung und Wirkung der verschiedenen Flügel erstrebt. Dies äußert sich auch darin, daß die geschlossene Westfront nicht in einheitlichem Zuge, sondern in mehreren vor- und rückspringenden Mauerstrecken verläuft. Dagegen liegen dem Gesamtplan große durchlaufende Baufluchtlinien zugrunde, die sich rechtwinklig schneiden und meist durch lange Korridore bezeichnet sind. 8. Absichtliche Beschränkung auf kleine, niedrige Räume. In dem prunkvollsten und reichsten P., dem von Knossos (Band VII Tf. 46), sind gerade die vornehmsten Wohnräume z. T. von recht geringen Abmessungen (ebd. Tf. 61, 62), dabei mit dem größten, verfeinerten Luxus (Alabasterverkleidung der Wände, Fresken usw.) ausgeschmückt. Monumental wirken eigentlich nur die Treppenhäuser, vor allem in Knossos (ebd. Tf. 39a) die große, vierstöckige Treppe des Ostflügels mit ihrem reichen Säulenschmuck und in Phaistos die prachtvolle Aufgangstreppe. Dazu kommen in Phaistos die Schautreppe des älteren P., in Knossos die sog. Theatral Area im NW des Baues, die eine Art Hoher Pforte dargestellt zu haben scheint (ebd. Tf. 49a, b). Die Eingänge werden mit Vorliebe reich ausgestattet, durch Tore mit Säulen oder Pfeilern, ausgemalte Korridore und (in Knossos) Hallen mit Fresken und Stuckreliefs. Die Vorratsräume und die Privatgemächer pflegen nur durch wenige kleine Pforten zugänglich zu sein, während der Eintritt in den Mittelhof offenbar einer größeren Menschenzahl verstattet wurde. Altäre und Kultbauten findet man sowohl im W-Hofe wie im Mittelhof. Die übrigen Kulträume im Innern der P. (s. Religion B) sind meist winzige, einfach ausgestattete Gelasse, die nur ein paar Menschen fassen konnten und für öffentliche Kulthandlungen ungeeignet waren. Diese spielten sich im Freien ab, irgend etwas Tempelähnliches gibt es im min. Kreise nicht.

Die große Vorliebe für Säulen- und Pfeilerhallen, innere Lichthöfe und Säle, deren Wände bloß aus aneinandergereihten Türen bestehen, ergibt sich aus der Freude an zierlichen und prunkvollen Raumwirkungen und nicht minder aus dem Bedürfnis, die kleinen Zimmer im Sommer möglichst kühl zu erhalten. In Knossos ist eine vorzügliche Kanalisation im P. durchgeführt. Die Säulen bestanden durchweg aus Holz, auf steinernen Basen. Die Dächer werden wir uns flach zu denken haben, in den einzelnen Teilen der P. verschieden hoch, so daß ein abwechslungsreiches Bild entstand. Die umfangreichen Vorratsräume und Werkstätten beweisen, daß die P. nicht bloß als Wohnstätten und zur Repräsentation dienten, sondern zugleich die Reichtümer der Fürsten umfaßten und den für sie arbeitenden Künstlern Raum boten (ebd. Tf. 47, 49c).

Die Einheitlichkeit aller dieser Bauten ist geradezu verblüffend groß. Sie wirkt noch stärker durch den Vergleich vornehmer Privathäuser, vor allem von Knossos, die genau nach dem Grundschema der großen P. angelegt sind. In allen wesentlichen Zügen besteht kaum ein Unterschied zwischen Anlagen älterer und neuerer Zeit. Erst ganz zum Schluß der Ent-

wicklung zeigen ein paar bescheidene Bauten von Hagia Triada und Gurnià den Einfluß der festländischen Bauweise.

Auf dem Festlande hat sich der kret. Palast-Typus niemals eingebürgert. Leider wissen wir im einzelnen fast nichts von den ältesten Anlagen von Mykenai (s. d.) und Tiryns. Sie sind durch die P. jüngerer Zeit (etwa 14. Jh.) überbaut und großenteils zerstört (s. Band VIII Tf. 119). Grundlegende Unterschiede gegenüber Kreta sind:

1. Der P. liegt stets innerhalb einer befestigten Burg. Man gelangt zu ihm durch mehrere aufeinanderfolgende Tore. (In Mykenai erforderte der steile Abhang des Burghügels große Treppenanlagen.)

2. Die Tore sind selbständige Bauten, Vorläufer des griech. Propylon, auf beiden Seiten der Türwand mit je 2 Säulen versehen (auf Kreta fast stets 1 oder 3).

3. Der Hauptbau des P. liegt am Ende des inneren Hofes und besteht aus einem Megaron von sehr geräumigen Abmessungen mit Vorzimmer und Vorhalle (Prodomos und Aithusa; Band V Tf. 59). In der Mitte des Megarons befindet sich der Herd (der auf Kreta fehlt), von 4 Säulen umstellt, an der einen Längswand die Stelle für den Thron des Herrschers. Dieser uralte, bis auf neol. Zeit zurückgehende Bautypus wird nach Bedarf, z. B. in Tiryns, mehrmals nebeneinander gestellt. Von den Pfeilersälen, Lichthöfen, in Türen aufgelösten Wänden der kret. Baukunst bietet das Festland keine Spur, obwohl auch hier die Schmuckformen durchaus min. sind: dekorative Reliefs aus kret. Alabaster oder einheimischem Stein, Holzsäulen auf steinernen Basen, reicher Freskenschmuck der Wände.

4. Die Freude am Zierlichen und Kleinen fehlt auf dem Festlande. Der Hang zum großartig Monumentalen, der die Festungsanlagen von Mykenai und Tiryns (vgl. Band III Tf. 71, 72) kennzeichnet, äußert sich auch in den großen Abmessungen der Hauptsäle sowie z. B. in dem Badezimmer von Tiryns, dessen Boden aus einem gewaltigen Block besteht.

5. Von Kulträumen keine Spur, vielleicht mit Ausnahme eines Zimmers in Mykenai. Der Herd im Megaron und der Altar im Innenhofe von Tiryns scheinen den Bedürfnissen des Kultes genügt zu haben.

Wir kennen genau nur den P. von Tiryns. In Mykenai ist ein großer Teil der Anlagen durch den altgriech. Tempel zerstört worden. An anderen gleichzeitigen Fundstätten des Festlandes (Athen, Thorikos, Orchomenos, Kakovatos, Amyklai u. a.) sind entweder nur ganz kümmerliche oder gar keine Reste erhalten. Immerhin darf das Festhalten an der alteinheimischen Bauweise gegenüber dem sonst übermächtigen Einfluß min. Kunst als ein besonders wichtiges Merkmal hellad. Bauweise für gesichert gelten. Das bestätigt auch Phylakopi auf Melos (s. d.), dessen zweite, von Kreta beherrschte Bauper. min. Typen zeigt, die dritte, vom Festlande beeinflußte ein richtiges Megaron.

Rundbau von Tiryns: Ath. Mitt. 38 (1913) S. 86ff., 329ff. (vgl. hier Band V Tf. 56—58) K. Müller-Dragendorff. — Ägina: Gnomon 1 (1925) S. 46ff. Wolters. — Kretische Paläste: zusammenfassend F. Noack *Homer. Paläste*; ders. *Ovalhaus u. Palast in Kreta* 1908; BSA 11 S. 181ff.; ebd. 12 S. 216ff.; ebd. 13 S. 423ff.; ebd. 14 S. 343ff. Mackenzie; ebd. 24 S. 161ff. Boethius. — Vasiliki: R. Seager *Excav. at V.* 1906 S. 112. — Palaikastro: BSA 11 Tf. 10. — Knossos: ebd. 6—11 Evans; ders. *Palace of Minos* 1 103ff., *Tomb of Double Axes* S. 59ff. — Phaistos: Annuario Sc. ital. Atene 1 (1914) S. 357ff. Pernier. — H. Triada: Mem. Ist. Lomb. 21 (1905) Tf. 1, Mon. Lincei 13 S. 5ff. Halbherr. — Tylissos: Ἀρχ. Ἐφ. 1912 S. 197ff., Ausonia 8 (1913) S. 76ff. Hazzidakis. — Gurnià: Boyd-Hawes *Gournia* S. 25. — Mallia: Times 24. 12. 1924 Evans; Bull. corr. hell. 46 (1922) S. 522ff., ebd. 47 (1923) S. 532ff. — Späte Bauten: Noack *Ovalhaus* S. 28ff.; Arch. Jahrb. 27 (1912) S. 38ff. Oelmann. — Tiryns: H. Schliemann *Tiryns* 1886; G. Karo *Führer d. T.* 1915; *Tiryns* III K. Müller (in Vorber.). — Mykenai: H. Schliemann *Mykenai* 1878; Chr. Tsuntas *Μυκῆναι* 1893; BSA 25 Wace u. A. — Andere festländ. P.: Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 5ff., 32ff. (Gla [s. Arne]: Noack a. a. O. S. 19ff.).

G. Karo

C. Naher Orients. Baukunst B—D.

Palästina - Syrien. S. a. Band IV Tf. 86.

A. Paläolithikum (Tf. 2).

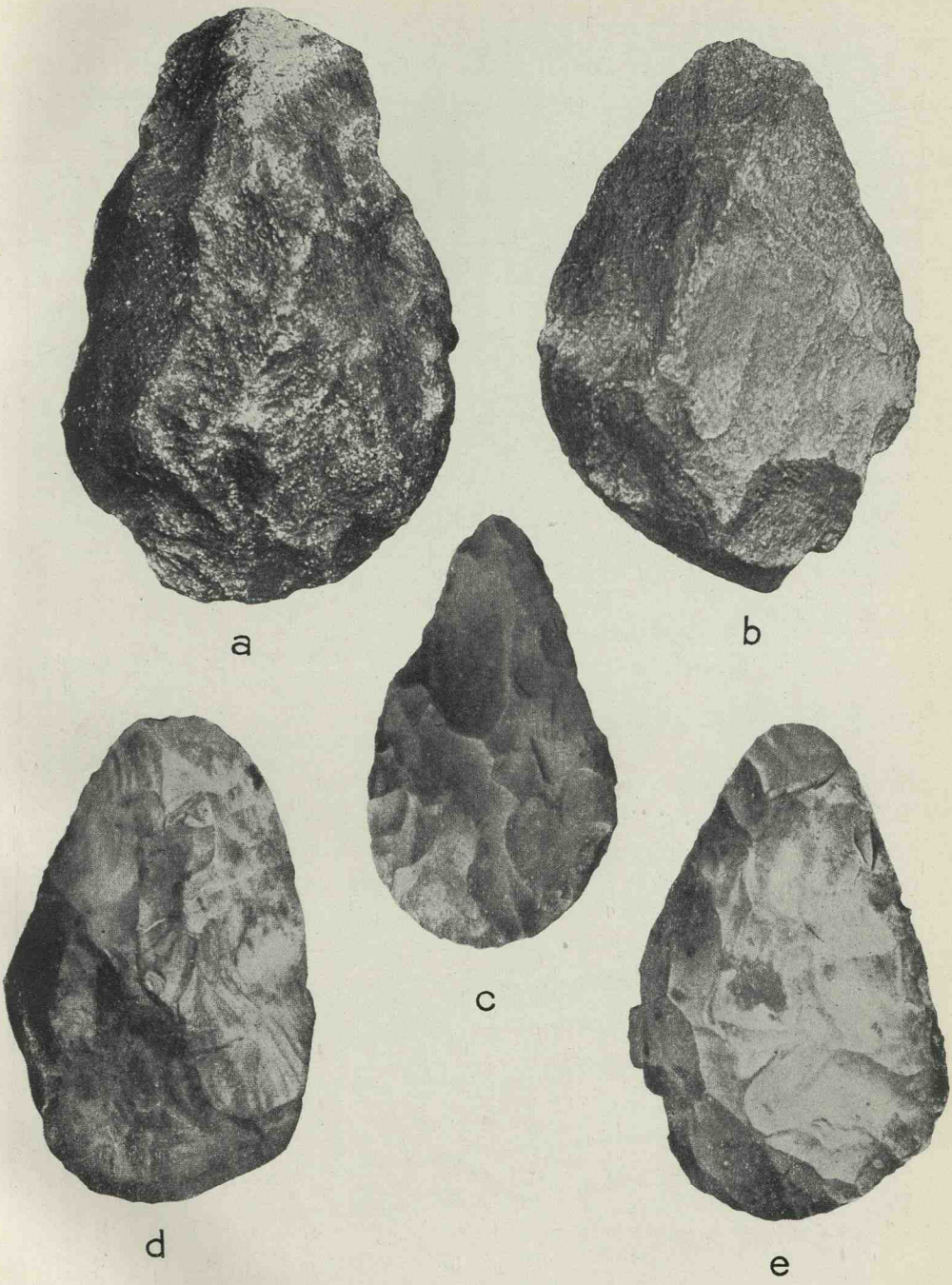
§ 1. Entdeckungsgeschichtliches. — § 2. Klima und Faunen. — § 3. Altpaläolithikum in Phönizien (Adlûn [*ʿadlûn*], Beirut [*bērût*], Ras el-Kelb [*rās el-kelb*], Nahr el-Dschôz [*nahr el-ǧōz*], Nahr Ibrahim [*nahr ibrāhîm*]), Palästina und Nordsyrien. — § 4. Jungpaläolithikum in Palästina (Maan [*maʿân*], Muraret el-Abed [*murâret el-ʿabed*]) und Syrien (Antelias-Höhle [*anṭeljâs*], Djaïta [*ǧaʿîta*]). — § 5. Endcapsien (Tardenoisien) und Campignien. Die sog. „Askalon-Kultur".

§ 1. Die ersten paläol. Entdeckungen gehen in Palästina annähernd auf das J. 1865 zurück und sind mit dem Namen des Abbé Morétain verknüpft, dessen Aufsammlungen bei Bethlehem durch de Saulcy, de Vogüé, Lartet, Cazalis de Fondouce und Arcelin teilweise nach Frankreich gelangten. Etwas jünger (1870) ist die Sammeltätigkeit des Abbé Richard (hauptsächlich in der Gegend von Galgala [s. Gilgal] am Jordan und von Tibneh [*tibne*])und anderer Missionare. Methodisch-wissenschaftliche Untersuchungen begannen der Prior des frz. Hospizes, P. Germer-Durand, und seine Mitarbeiter, welche dieselben auf ganz Palästina, vor allem aber auf die Umgebung von Jerusalem und des Toten Meeres ausdehnten. Zu dem von Germer-Durand gegründeten „Archäologischen Museum" ist seitdem, desgleichen in Jerusalem, das „Palästina-Museum des Sion" der dtsch. Benediktiner und das „Museum von Sankt Anna" der Weißen Väter getreten. Nicht minder erfolgreiche Forschungen verdanken wir M. Blanckenhorn, E. Bracht, Herb. E. Clark, Froment, P. Karge, Stewart Macalister u. a. Etwas früher setzte die Quartärforschung in Phönizien (Südsyrien) ein. Hier hatten bereits im J. 1833 die Höhlen und Breccien der Gegend von Beirut die Aufmerksamkeit von Botta und Hedenborg erregt, auf welche später Tristram (1863), der Herzog von Luynes und L. Lartet (1864), E. Fraas und Lewis (1875), Dawson (1884), Pelagand, Moulier und andere abermals zurückkamen. Als Begründer der modernwissenschaftlichen Erforschung des Paläol. der Libanon-Zone hat jedoch P. Gottfried Zumoffen zu gelten, dessen erste Notiz im J. 1893 erschien, und dessen Aufsammlungen sich in der St. Josephs-Universität (Beirut) befinden. Sein Werk wurde seit 1910 durch P. Bovier-Lapierre, P. Clainpanain, P. Desribes, Frater Neophytus u. a. fortgesetzt.

Dürftig fließen die Quellen einstweilen bezüglich Nordsyriens, wo immerhin Gautier (1884), Chantre (1894), J. de Morgan und vor allem Arne (1907) auf Spuren der ä. StZ stießen.

§ 2. Quartärklima und Faunen. Die diluv. Vereisung der Hochregion des Libanon ist zwar nicht endgültig erwiesen, aber durch die Angaben bei Diener und Fraas nahegelegt. Fraas entdeckte ebd. mehrerenorts Kalktuffe mit Blattabdrücken der großblättrigen Eiche, Buche, Ulme und Haselnuß, Laubhölzer, welche gegenwärtig in Syrien nicht mehr vorkommen und auf ein niederschlagreicheres Waldklima schließen lassen, ähnlich jenem des heutigen Mitteleuropa.

Wir haben also, wie für das n. Afrika so auch für unser Gebiet, an Stelle wirklicher „Eiszeiten" gemäßigt kühle Pluvialper. anzunehmen, mit erhöhten Niederschlagsmengen, besonders mit ausgiebigen sommerlichen Regen. Während derselben waren die Gebirgsabhänge mit dichten Wäldern bedeckt und auch die tiefen Landesteile ausgiebig bewässert und weithin mit Strauch- und Graswuchs überzogen, welche eine mannigfaltige Fauna beherbergten und ideale Jagdgründe für den Diluvialmenschen abgaben. Im Gegensatz hierzu entsprachen die Interglazialzeiten im wesentlichen interpluvialen Trockenperioden, welche die Verkarstung und Versteppung des Landes zur Folge hatten und im O die Vorherrschaft der Wüste begünstigt haben dürften. Eine weitere Erscheinung des Quartärs war eine lebhafte vulkanische Tätigkeit (hauptsächlich in Galiläa), begleitet vom Aufbrechen starker, heißer Quellen längs des syr. Grabens (s. d.), so besonders am Toten Meere und Tiberias-See. Die Fortdauer derartiger Eruptionen, verbunden mit Feuerregen, Erdbeben und Einbrüchen, bis in die frühhistorische Gegenwart, ist durch die Kunde vom Untergang von Sodom und Gomorrha belegt. Diluv. Faunenreste sind, abgesehen von einigen belanglosen Funden aus P. (Breccien von Hannaueh [*ḥannâwe*]), einstweilen nur in den Höhlen und Freiland-Konglomeraten des Libanon-Gebietes zutage gekommen, dank der Aufsammlungen von Fraas, Lartet und Zumoffen. Ihre Gesamtliste umfaßt, nach den Bestimmungen von K. v. Fritsch und A. Nehring, die folgenden Spezies: *Rhinoceros tichorhinus*, *Equus caballus*, *Sus scrofa ferus*, (*S. priscus?*), *Cervus elaphus*, *C.* (*capreolus*) *pygargus*, *C.* (*dama*) cf. *mesopotamicus*, *Antilope* sp. cf. *dorcas*, *Capra* (s. str.) *primigenia*, *C.* (s. str.) *beden*, *C.* (*hircus*) cf. *aegagrus*, *Bison priscus* (*europaeus*), *Bubalus* sp., *Lepus aegyptius* (od. *syriacus*), *Mus*



Palästina-Syrien A. Paläolithikum

Altpaläolithikum aus Syrien: a—b. Faustkeile des Chelléen, von Akbije (*ʿaqbîje*). Nach G. Zumoffen. — c—e. Acheuléenfäustel, von Furn-ech-chebbâk (*furn eš-šebâq*). $^1/_2$ n. Gr. Nach L. Desribes.

a

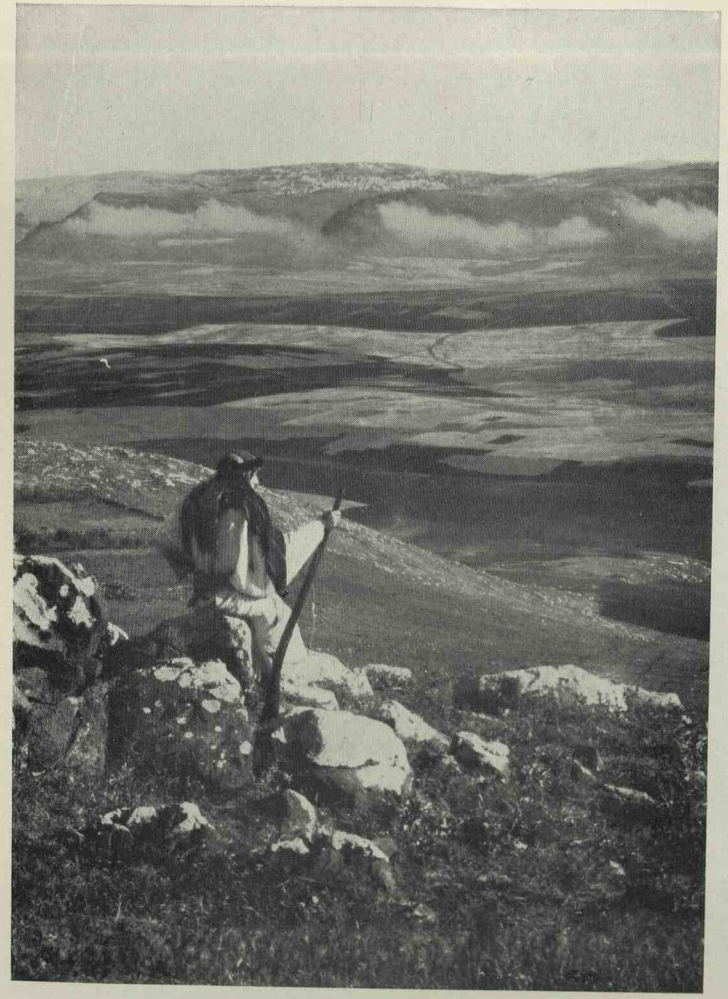
b

Palästina-Syrien

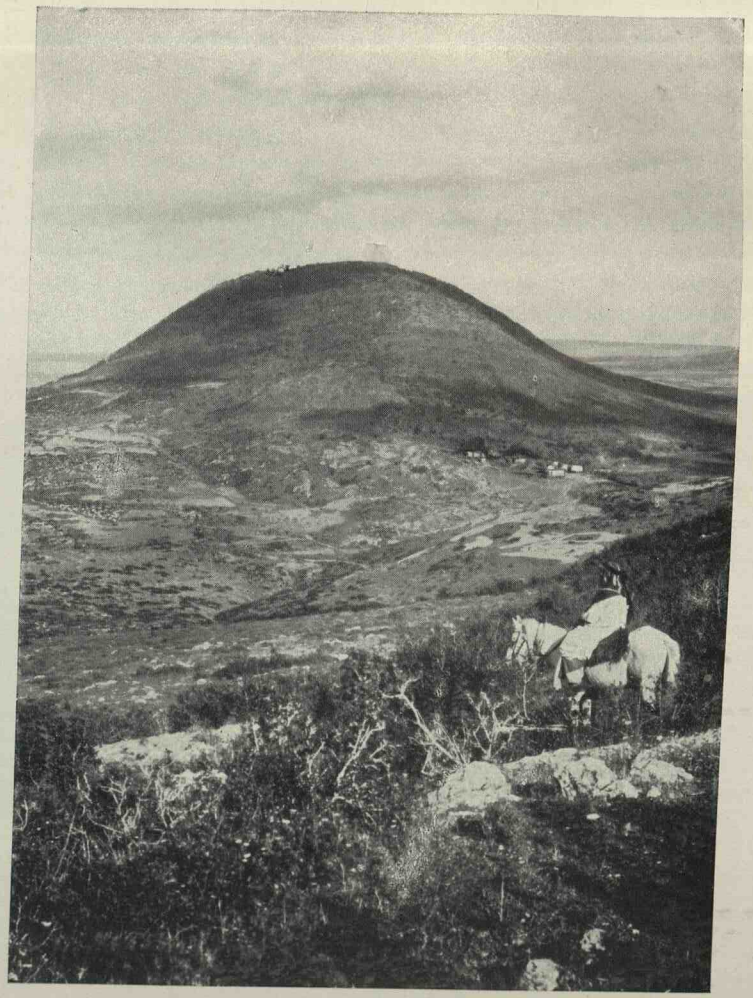
a. Beirut, vom Amerikanischen College aus gesehen. — b. Zedern im Libanon.
Nach Photographien.

Palästina-Syrien

Die Ausläufer der Wüste Juda und das untere Jordan-Tal. Nach G. Landauer *Palästina.*



a



b

Palästina-Syrien

a. Die Ebene Jesreel von Süden gesehen, — b. Der Berg Tabor. Nach Landauer *Palästina.*

(cf. *rattus?*), *Spermophilus* sp., *Spalax Fritschi, Canis vulpes, Mustela palaesyriaca, Ursus arctos* var. *syriacus, U. arctos* var. *isabellinus, Felis catus ferus, F.* (*lynx*) *chaus, F.* (*leopardus*) *panthera, F.* (*leo*) *spelaea*; — *Anas* sp., *Columba* (*?*) sp., *Caccabis graeca, Buteo* sp.; — *Emys* (*caspica?*); — *Ostrea lamellosa, Pectunculus insubricus, Trochus turbinatus, Patella lusitanica, P. caerulea, Dentalium dentalis, D. Tarentinum, Helix pachya.*

Unter den Säugetieren erwecken *Rhinoceros tichorhinus, Bison europaeus, Felis spelaea, Capra primigenia* und *Cervus mesopotamicus* als erloschene diluv. Leitformen besonderes Interesse. Zweifelhaft und unverwertbar sind die auf Tristram und Dawkins zurückgehenden alten Angaben bezüglich des Vorkommens von *Bos primigenius, Cervus alces* und *Rangifer tarandus* in Ras el-Kelb (*rās el-kelb*), zumal die späteren umfangreichen Nachforschungen keine Anhaltspunkte mehr für diese Spezies ergaben. Gänzlich fehlen einstweilen Hyänen, Elefanten und Flußpferde. Das letztere glaubte M. Boule in Ras el-Kelb vertreten, doch handelt es sich wohl um unreife, noch nicht durchgebrochene Rhinozeroszähne. Ihrer ganzen Zusammensetzung nach ist diese Libanon-Fauna im wesentlichen mit vegetationsreichen Pluvialper., nicht mit trockenen, heißen Zeitabschnitten in Verbindung zu bringen.

§ 3. Altpaläolithikum. Eine Reihe von Plätzen P.-S. lieferten zunächst Steinartefakte bzw. ganze Fundkomplexe, welche sich, übereinstimmend mit jenen Europas und Nordafrikas (s. Nördliches Afrika A, Ägypten A), mit Bestimmtheit als altpaläol. zu erkennen geben. Wir haben aus ihnen nur die bedeutsameren herauszugreifen und unter diesen vor allem die südsyr. (phön.) FO zu betonen, an denen die Funde in reiner Stratigraphie auftreten.

Dem Chelléen und älteren Acheuléen gehören die Ateliers von Akbije (*el-ʿaqbîje*; n. von Ras Sarafand [*rās ṣarafand*]) und von Duha (*dûcha*; am Westfuße des Antilibanon) an, mit oberflächlich gelagerten, stark patinierten, plumpen Faustkeilen (Tf. 2 a, b), rohen Handspitzen, primitiven Schabern und Klingen, und zahlreichen formlosen Abfällen, ferner jene von Sukhna (*suchne*) zwischen Deir el-Zor (*dēr ez-zōr*) und Damaskus. Reiches oberes Acheuléen und Moustérien lieferte die Höhle Mogharat el-Bzez (*muṛaret el-bezêz*) bei Adlûn (*ʿadlûn*), halben Weges zwischen Sidon (*ṣaidâ*) und Tyrus (*ṣōr*). Hier sind die Steinartefakte in Sinterbreccien eingeschlossen, welche in 1,5 m H. über dem derzeitigen Höhlenboden an die Felswände gekittet sind und also anzeigen, wie hoch sich ehedem die Abfälle jener fernen Urzeit angehäuft hatten. Gleichartige Konglomerate entdeckte Zumoffen unter freiem Himmel unfern des Dörfchens Adlûn selbst, mit den nämlichen Kulturresten und den Residuen vom europ. Bison, mesopotam. Damhirsch, dem Altsteinbock und Wildschwein.

Prächtige Freilandstationen lagern, ähnlich wie bei Sidon, in der unmittelbaren Umgebung von Beirut: Chelléen und schönes Acheuléen tritt am Cap von Beirut (*rās bērût*) auf, ferner auf dem Plateau von Sinn el-Fîl (*sinn el-fîl*); klassische Acheuléen-Ateliers bei den Dörfern Dukueni (*dukwêni*) und Furn-ech-chebbâk (*furn eš-šebbak*; Tf. 2 c-e). Seit längerem bekannt sind die freien, 8—32 m über dem Meere gelegenen Breccien von Ras el-Kelb an der Libanon-Straßenbahn. Das in sie eingekittete Moustérien mit Acheuléen-Einschlägen ist vergesellschaftet mit den Knochenresten und Zähnen vom Bären, Bison, Wildpferd, Wildschwein, Damhirsch und wollhaarigen Nashorn. Letzteres findet sich auch auf dem Gipfel dieses Vorgebirges wieder, in nachträglicher Vermengung mit altneol. Spuren.

Reines Moustérien ist nachgewiesen in der Freilandstation beim Dorfe Kefraija (*kefrêja*; am Ostfuße des Libanon in Coelesyrien) und am Nahr el-Dschôz (*nahr el-ǧōz*; n. von Batrun [*batrûn*]). Die am letzteren Orte in einem Felsüberhange erhaltene Breccie weist als Jagdbeute des diluv. Menschen u. a. den Altsteinbock (*Capra primigenia*), mesopot. Damhirsch, Bison, das Reh (*Cervus pygargus*), die Gazelle (*Antilope* cf. *dorcas*), den syr. Bär und den Höhlenlöwen (?) auf. Die am Nordufer des Nahr Ibrahîm (s. von Dschebail [*ǧbēl*], dem alten Byblos; s. d.) befindlichen Grotten bewahren ihre alte Kulturschicht zum Teile noch im Bodensinter. In ihr finden sich die Knochen vom Bison, Wildschwein, Damhirsch und Steinbock zusammen mit einem feinen, stark patinierten Moustérien.

Ob ihrer Faunenzusammensetzung ist die Knochenhöhle von Harajel (*ḥaraǧel*), am Ufer des Nahr Salib (*nahr es-salîb*), halbwegs zwischen Meiruba (*meinûba*) und Faraja (*farâja*), zu erwähnen: *Ursus syriacus*, *Felis spelaea*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Sus scrofa ferus*, *Bison priscus*, *Equus*, *Capra primigenia*, *Cervus elaphus*, aber ohne paläol. Einschlüsse.

Altpaläol. Funde werden in ansehnlicher Anzahl auch auf den Plateaus von Palästina aufgelesen, und zwar ausschließlich in Form von oberflächlichen Freilandstationen. Ebenda tritt rohes Chelléen, vollendetes Acheuléen, Moustérien mit herzförmigen Fäusteln u. dgl. auf, zumeist jedoch in bunter Vermengung mit groben „eolithischen" Silexbruchstücken, sowie jüngeren Typen des Campignien und Neol. Dieses Zusammenvorkommen verschiedenaltriger Industrien hat nichts Überraschendes an sich, und es ist selbstverständlich, daß derartige Mischvorkommnisse für die wissenschaftliche Systematik nur bedingt verwertbar sind; sie müssen im Lichte der anderweitig gewonnenen sicheren Ergebnisse interpretiert werden.

Aus Galiläa erwähnt Karge als FO mit Chelléen-Charakter das Tälchen Hallet el-Hamra (*challet el-ḥamrâ*) bei Ain Ibl (*ʿain ibl*), das Ufer des Genezareth-Sees s. von Tiberias, und vielleicht auch Ras Iskander (*rās iskander*) auf dem Karmel. Zu ihnen gesellen sich weitere Plätze auf dem Kamme des judäischen Gebirges (wie Tell en-Nasbe [*tell en-naṣbe*], Bet Sahur [*bēt ṣāḥûr*], Sur Bahir [*ṣūr bâhir*]), der Mons Skopus, die Rephaim-Ebene, Dera (*derʿa*) usw. Das Zentrum dieser Fundzone bildet Jerusalem (s. d. § 5, 6).

Die Station in der Rephaim-Ebene (El-Bukea [*el-biqʿa*]) gehört nach Karge ganz der Chelles-Stufe an; dieser Per. anzugliedernde Funde sind von Macalister weiterhin noch aus der Ebene zwischen Gezer und Ramle namhaft gemacht worden.

Reiches Moustérien (mit Knochenbreccie und den Resten von *Cervus*, *Capra*, *Equus* und *Bos*) entdeckte Lartet in Obergalilăa zwischen Hannaueh und Kana; Blanckenhorn unfern von Safat (*šaʿfât*; n. von Jerusalem) und in es-Salt (*es-salṭ*; im Ostjordanlande); Karge in Jutta (*juṭṭa*; Südjudäa). (Bezüglich weiterer Plätze vgl. H. Vincent [1907] und M. Blanckenhorn in ZfEthn. 1905 S. 447ff.)

Viel versprechen die im J. 1925 von F. Turville-Petre aus der Gegend von Mugaret el-Zuttije (*Muġâret-ez-Zuṭṭîje* [s. d.]), n. von Tiberias, gemeldeten Funde. Hier ergab die „Robbers' Cave" von Tabgha (*ṭâbġa*) unter bronzezeitl. Straten zunächst ein neol. Niveau und, in noch größerer Tiefe, Moustérienschichten mit Menschenresten vom Neandertal-Typus. Nähere Aufschlüsse stehen noch aus.

Zur Ergänzung mögen noch die altpaläol. FO von Nordsyrien angeführt werden. Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob die Funde von J.-E. Gautier (1884; „Schotter des Euphrat") und jene von E. Chantre (1894; Höhle von Kislar-Seraï zwischen Eren und Dana, sowie Eukudja bei Biredjik) hierher gehören. Dagegen meldete T. J. Arne (1907) typische Faustkeilvorkommnisse aus der Zone von Aleppo, unweit der Dörfer Sinan (*sinân*), Orul (Orid), Giaur Keuï (Giaurköi), ferner m W von Nisib (*neṣibîn*) sowie nahe am Euphrat, zwischen Nisib und Djerablus (*ǧerablûs*, die Stelle des alten Karkamisch; s. d.). Die Aufsammlungen umfassen typische Faustkeile des Chelléen und Acheuléen. Chelléen fand sich auch auf dem Wege zwischen Aintab (*ʿaintab*) und Marach (*marʿaš*), d.h. am rechten Euphrat-Ufer unweit Biredjik und bei Tedmur (*tudmur*; in der Gegend von Palmyra).

§ 4. Jungpaläolithikum. Das Jungpaläol. Mittel- und Westeuropas zerfällt, wie bekannt, in die Stufen des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien. Die erstere deckt sich im großen und ganzen mit dem älteren Capsien (s. d.), hingegen zeigt ein Blick auf die Verbreitungskarte der letztgenannten beiden, daß sowohl das Solutréen als auch das Magdalénien südwärts nur noch nach Nordspanien übergreifen und in Italien sowie Südosteuropa gänzlich fehlen. Noch mehr gilt dies für das Nördliche Afrika (s. d. A) und Ägypten (s. d. A), so daß wir bereits *a priori* auch im ö. Mittelmeergebiete, d. h. P.-S., einschlägige Vorkommnisse nicht erwarten dürfen.

Es hat sich, in der Tat, im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte ergeben, daß unser Gebiet im ausgehenden Quartär unter dem ausschließlichen Einflusse des Capsien stand. Schon ältere Autoren hatten, nicht ohne Überraschung, festgestellt, daß das Solutréen im Orient völlig auszustehen

scheine. Dieser Zeitstufe zugeteilte Einzelfunde erwiesen sich zum Schlusse stets als neol. Alters. Wenn neuestens (1921) R. Desribes in Minet Dalieh (*mînet dâlie*; nahe bei Beirut) ein reiches Solutréen entdeckt zu haben glaubt, welches auf altpaläol. Straten lagert und von etwas Humus überdeckt ist, so genügt ein Blick auf die Tf. 3—14 der Monographie, um dem Leser jeden Zweifel darüber zu nehmen, daß hier ein spätes Neol. mit formvollendeten Silexnachahmungen von Kupferdolchen vorliegt. Auch vom „Magdalénien" enthalten die manchmal hierher eingestellten syr. FO nichts annähernd Typisches, sondern weisen diesbezüglich nur das im gesamten Jungpaläol. sich regelmäßig wiederholende Klingenmaterial allgemeinster Art auf. Waren aber derartige Klassifikationsversuche bislang immerhin begreiflich, so hat die moderne Literatur davon endgültig abzustehen.

Dem Capsien Kleinafrikas (mit dem „Sébilien" Ägyptens) kommt im Lichte der neuesten Forschung eine bedeutsame Entfaltung und ebendeshalb auch eine ansehnliche Dauer zu; wir müssen beides logischerweise auch der nämlichen Stufe im unmittelbar benachbarten P.-S. zuerkennen, so daß nicht mehr davon die Rede sein kann, daß hier auf das Altpaläol. nahezu unvermittelt das ältere Neol. gefolgt wäre. Trotzdem sei hervorgehoben, daß die Zahl der bisher entdeckten Stationen eine verhältnismäßig kleine ist, so daß erneute Nachforschungen dringend am Platze wären; dies gilt auch für das epipaläol. Endcapsien („Tardenoisien").

Jungpaläol. Vorkommnisse erwähnt Blanckenhorn in P. zunächst aus Maan (*ma'ân*), in der Gegend des Bahnhofes und am Wege nach Petra. Es handelt sich um „lauter prismatische Messer oder Lamellen mit Schlagbuckel, grobklotzige, dicke Stücke, nur wenig an den Rändern zugehauen, alle mit dunkelbrauner Patina. Meissner Pascha traf beim Fundamentieren der Bahnhofshäuser von Maan die gleichen Feuersteinmesser noch bei 80 cm T. unter der Erdoberfläche". Als verwandte Oberflächenfunde nennt der gleiche Autor Gilgal (s. d.) im Jordan-Tal, Wadi Fara (*wâdi fâra*) bei Tareibe (*tarêbe*), zwischen el-Bire (*el-bîre*) und Ramallah (*râmallah*); Froment zitiert seinerseits die „Aurignacienplätze" von Ramle (*ramle*) und Khan-Yuness (*chân jûnus*).

Bedeutender ist die von P. Karge 1910 in Nordgaliläa entdeckte Höhle Muraret el-Abed (*muṛâret el-'abed*). Sie ist weit über 1 m h. mit Schutt angefüllt, in welchen sich Aschenreste, Knochenstücke und zahlreiche bearbeitete Feuersteinstücke einstreuen, deren Rohmaterial aus größerer Entfernung herbeigeschafft worden sein muß. Leider war eine gründliche Erforschung der Grotte nicht möglich; unter den aufgesammelten Mengen wiegen einfache Klingen vor; dazu gesellen sich Stichel, Spitzen und Bohrer, kleine Nuklei und Nukleuskratzer (Kegelkratzer), Hochkratzer, Klingen und Spitzen mit abgestumpfter Schneide, und eine größere Anzahl Mikrolith-Typen, ferner zwei rohe Knochenpfriemen. Da an den meist kleinen Klingen kräftige und intensive Retuschen fehlen, aber auch geometrische Kleintypen so viel wie ganz auszustehen scheinen, haben wir die Fundstätte wohl als ziemlich nachlässig gearbeitetes Jungcapsien zu interpretieren. Angesichts dessen gewinnen die neuesten Höhlenfunde vom Tiberias-See (Mugaret el-Emireh bei Tabgha, entdeckt 1925) erhöhtes Interesse, welche, nach den vorläufigen Berichten zu schließen, u. a. deutlich ausgeprägte jungpaläol. Straten, teilweise mit mikrolith. bzw. geometrischen Silexmaterial, bergen.

Mehrere wichtige Aufschlüsse lieferte wiederum Syrien. Hier darf bereits Nahr el-Dschôz (s. o.) als Übergangsstation vom Moustérien zum Capsien gefaßt werden. An der Mündung des Antelias (*anṭeljâs*)-Tälchens liegt die von G. Zumoffen entdeckte Antelias-Höhle, mit ausgiebigen Knochenbreccien, deren Inhalt hauptsächlich von menschlichen Besiedlungsabfällen herrührt. Unter den tierischen Residuen erscheinen u. a. der Panther, Sumpfluchs, syr. Bär, Marder (*Mustela palaesyriaca*), Ziesel, die Blindmaus (*Spalax Fritschi*), der Bison, Büffel, Wildziege, Sinai-Steinbock (*Capra beden*), die Gazelle, der Edelhirsch, mesopot. Damhirsch, das Reh (*Cervus pygargus*), Wildschwein und Wildpferd. Da die Blindmäuse waldlose Flächen und trockenes Klima zum Bedürfnis haben, wäre, nach Nehrings Ansicht, das Klima am Westfuße des Libanon damals kaum wesentlich vom

heutigen verschieden gewesen (SB. der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin 15. April 1902 S. 85). Es ist beachtenswert, daß diese Breccien auch Menschenreste enthielten. Sie waren bunt verstreut und lassen auf mindestens drei Individuen schließen, zu denen noch einige Fötusreste kamen. Da die meisten Gebeine ebenso zertrümmert sind wie die tierischen und vielfache Schnitt- oder Kratzspuren tragen, liegt es nahe, auf Kannibalismus (s. d.) zu schließen.

Das Silexinventar setzt sich aus großen Klingen oder Spitzen mit kräftiger, allseitiger Randretusche („Aurignacien-Retusche"), Gravettespitzen, Klingenkratzern, massiven Hochkratzern, den Rundkratzern sich nähernden kurzen Kratzern, einfachen kleineren Klingen usw. zusammen, welche dem typischen älteren Capsien entsprechen. Übereinstimmend damit erscheint eine ärmliche Knochenindustrie, wie einfache, gerundete Pfriemen, schlicht zugespitzte Knochen, Glätter aus Knochen und Hirschhorn und ein durchlochtes Anhängsel aus einer Rippe. Im J. 1912 glückte es R. Desribes, in einer dieser Knochenbänke auf zwei primitive Knochenharpunen zu stoßen, welche wie rohe Vorläufer der europ. Azilienharpunen anmuten (L'Anthrop. 25 [1914] S. 213).

Annähernd gleichen Alters ist die Station von Djaïta (*ǧaʿîta*) im Quellgebiet des Nahr el-Kelb (Lykus), wo in und nächst der „zweiten Höhle" Breccien mit Silexeinschlüssen und den Knochen des syr. Bären, Wildschwein, Bison, Sinai-Steinbocks, der ausgestorbenen *Capra primigenia*, des Rehs und mesopot. Hirsches auftreten.

§ 5. Epipaläolithikum und Protoneolithikum. Schalten wir das durchaus hypothetische, von Blanckenhorn selbst als „noch zweifelhafte Episode" bezeichnete „Flénusien" aus, so begegnet uns als einzige epipaläol. Stufe von P.-S. das Endcapsien, auf welches von der Mehrzahl der Autoren noch die eigentlich nur bestimmten europ. Fundzonen zukommende Benennung „Tardenoisien" (s. d.) angewandt erscheint. FO mit den diese Per. kennzeichnenden geometrischen Zwergtypen aus Silex liegen nach dem zitierten Gewährsmann vor im Ostjordanlande unweit Ain el-Metaba (*ʿain el-metâbaʿ*; im Wadi Hesban [*wâdi ḥesbân*]), wo Germer-Durand, in 1 m T., auf ein ganzes Atelier mit Feuerstelle stieß, das viele Hunderte von Mikrolithen lieferte, teils mit scharfer, schräger Querschneide; ferner im Wadi Zedi (*wâdi ez-zēdî*) bei Dera. Auch in der Umgebung von Beirut treten, nach persönlichen Mitteilungen von P. Bovier-Lapierre, „Tardenoisienplätze" von reiner, typischer Zusammensetzung auf, scharf getrennt von jüngeren Siedlungen.

Während typische Campignienfunde im n. Afrika soviel wie ganz zu fehlen scheinen, bilden sie nach M. Blanckenhorn die verbreitetsten Oberflächenvorkommnisse P., welche das ganze Land überziehen, soweit Feuerstein das Liegende bildet oder doch in der Nähe auftritt. Blanckenhorn nennt als die bedeutendsten Fundzonen das ganze Grenzgebiet der Wüste von Maan bis Bosra (*boṣra*), sowie das Plateau Moab und Ammon bis zum Berge Nebo und es-Salt; J. Bayer macht die Umgebung von Gaza und Askalon namhaft, P. Karge jene von Bethlehem und Jerusalem (Tell en-Nasbe [*tell en-naṣbe*], Sur Bahir [*ṣūr bâhir*], Bet Sahur [*bēt ṣāḥûr*], Artas [*arṭâs*], Bet Taamir [*bēt taʿâmir*], Wadi Ferdis [*wâdi ferdîs*] usw.) sowie die galiläischen FO Han Lubije (*chân-lûbie*), Kalat el-Hösn (*qalʿat el-ḥōṣn*) und Ras Iskander (*rās iskander*) auf dem Karmel. In Syrien kommt vor allem die besser untersuchte Umgebung von Beirut in Betracht.

Fast alle Autoren betonen, daß diese Funde infolge ihrer oberflächlichen Lagerung fast stets mit paläol. bzw. neol. Vorkommnissen vermengt sind, was begreiflicherweise störend wirkt.

Während der militärischen Operationen des Jahres 1917 in Palästina, gelangte J. Bayer zur Ansicht, daß „in der Faustkeilkultur Syriens eine postglaziale Kulturstufe vorliegt, aus welcher sich direkt das Neolithikum entwickelt". Bestimmend wirkte auf ihn wohl ein „ausgezeichneter geologischer Aufschluß" bei El-Huleikat unfern Gaza, welcher, in verblüffender Übereinstimmung mit Lößprofilen von Krems, Straßburg oder Amiens, den Altaurignacienlöß, die Göttweiger Verlehmungszone und den Jungaurignacienlöß widerspiegeln würde, wobei auf der Oberfläche des zur Wand gehörigen Hügelrückens eine größere Anzahl von Stücken der Faustkeil-Kultur auftreten, welche auf Grund dieser Lagerung höchstens letztglazial, viel wahrscheinlicher aber postglazial sein würden. Dieser angebliche neue Komplex wurde von J. Bayer als Askalon-Kultur in die Literatur eingeführt (MAGW 48 [1918] S. [15]ff.). Die neue Aufstellung hat zunächst die geol. Belastungsprobe nicht bestanden, insofern J. Bayer selbst bereits im nämlichen Jahre erklärte, daß die hellgelbe geschichtete Strate der Basis nicht Löß sei, sondern einer marinen

Ablagerung entspräche. An anderer Stelle (1919) wird dieselbe als Dünensand bezeichnet.

Später (ZfEthn. 51 [1919] S. 163ff.) wird wiederholt, daß „in Palästina die Faustkeil-Kultur, welche keine Unterteilung gestattet, zwar die älteste Kultur des Landes ist, daß sie aber schon rein arch. betrachtet nicht altpaläol. ist, sondern als Kultur gewertet werden muß, welche dem ältesten Neol. Europas unmittelbar vorausgeht, da sie mit dem ältesten Campignien viele Züge gemeinsam hat". Für die gleiche Wertung spräche die oberflächliche Lagerung der Manufakte und die Fauna der syr. Faustkeil-Kultur (*Rhinoceros tichorhinus, Ursus spelaeus*), welche zweifellos der letzten Eiszeit entspräche. Die Fauna des sog. Aurignacien von Antelias, welche diluv. Charaktertiere entbehrt, veranlasse, die dortigen Funde als „recht späte" Kultur zu fassen, „die frühestens dem europ. Azilien entspricht". Die Kultur von Askalon wäre „eine postglaziale, noch diluv." Stufe.

Im Jahre 1922 (MAGW 52 [1922] S. 279) stellt J. Bayer gegen Blanckenhorn fest: „Das Askalonien ist kein Campignien, altpaläol.-neol. Übergangs- oder Mischkultur, erscheinend nach dem Aurignacien-Magdalénien, sondern die zwischen dem Altpaläol. und Frühneol. gelegene Verbindungskultur, rein diluv., rein paläol., ohne Steinschliff, ohne Keramik! Wie die Fauna lehrt, älter als das Aurignacien-Magdalénien (Capsien) P.-S.".

In einer jüngsten Zusammenfassung (Mannus 15 [1923] S. 187ff.) definiert der nämliche Autor die von ihm geschaffene Stufe als die „Fortsetzung der Chelles-Kultur auf außereurop. Boden, während des ausgehenden Altpaläol. und des Jungpaläol. in Europa". Im frühen Alluvium „erscheint es, zum Campignien herangereift, in Europa ... dabei nahm es das vor ihm nordwärtsziehende Capsien des Mittelmeergebietes und das ausgehende Jungpaläol. Europas in sich auf". Da das Altpaläol. seine Urheimat im äußersten W der alten Welt besitze, wäre das Askalonien sozusagen altersabgestuft von W nach O zu verfolgen. In Tunesien stände es, noch ganz altertümlich, dem Chelléen sehr nahe, in Ägypten wäre es jünger und entspräche, der Hauptmasse nach, dem letzten Eisvorstoß.

Betrachten wir zunächst die „Askalonstufe" in Palästina und Syrien selbst, so müssen wir betonen, daß uns ihre Aufstellung ebenda in keiner Weise gerechtfertigt erscheint. Die ganzen, bisher von J. Bayer gelieferten Daten drängen zu dem Schlusse, daß an jenen durchweg oberflächlichen Fundplätzen bunte, verschiedenaltrige Gemenge vorliegen, teils altpaläol., teils dem Campignien bzw. Neol. zugehörig. Aus diesem Grunde überrascht es nicht, ebendort auf echte Faustkeile, ovale oder längliche Campignien-Pickel und unfertige, zum Schleifen vorbereitete jungsteinzeitl. Beile zu treffen; diese vermögen überdies äußerlich sehr formverwandt zu sein, so daß sich morphologisch alle Arten von Übergängen konstruieren lassen; wir haben hierauf unsererseits bereits im Jahre 1908 hingewiesen (Mitt. präh. Kom. 2 [1908] S. 89f.).

Die Bayersche Auffassung hat eine totale Umwertung der von zahlreichen Forschern im Laufe langer Jahrzehnte systematisch gewonnenen Ergebnisse bezüglich des gesamten Mittelmeerpaläol. im Gefolge, und wir müssen für sie um so einwandfreiere und strengere Beweise fordern, als die von dem genannten Autor im Laufe unruhiger Kriegsmonate gesammelten Funddaten bis zur Stunde jeder geol.-stratigraphischen Unterlage entbehren. Eine gewisse Faunendiskrepanz zwischen dem Altpaläol. Syriens (mit Kälteeinschlägen) und jenem des w. Mittelmeerbeckens (hauptsächlich warme Spezies; s. Diluvialchronologie) besteht in der Tat zu Recht und ist derzeit nicht genügend geklärt; erst neue Funde und die vertiefte Forschung der Zukunft werden das entscheidende Wort zu sprechen haben.

Bayer selbst schreibt im Jahre 1923, daß die von ihm im „Mannus" gebotene Zusammenfassung, „wie kaum gesagt zu werden braucht", doch auch nur ein „Durchzugsstadium der Erkenntnis" sei, „für das um Nachsicht gebeten werden müsse". Um so gewagter erscheint es, wenn derselbe im Banne seiner nur auf Vermutungen gegründeten Hypothese, im Altpaläol. von Ägypten (s. d. A) „ohne Schwierigkeit" die syr. Industrie wiederfindet, und noch befremdender mutet es an, wenn derselbe Autor, in überraschender Verkennung der dort geleisteten systematischen Forscherarbeit, die Gleichstellung der Altfunde von Tunesien und Algerien mit dem europ. Altpaläol. leugnet und diese auch hier „auf die letzte Eiszeit einstellt" (s. Nördliches Afrika A § 8). Selbst in Italien (s. d. A) dürfte nicht mehr von Altpaläol. gesprochen werden (MAGW 1918) [sic!].

Sich am eigenen Worte berauschend, verliert J. Bayer die Augenmaße für die Wirklichkeit und findet, im Lichte seiner, mangelnder Beweise wegen, höchstens als regionale Arbeitshypothese zulässigen Theorie, die Askalon-Kultur in Mesopotamien und Indien, möglicherweise sogar in Amerika und Australien wieder. Trotzdem die derzeitigen Ergebnisse der langsam fortschreitenden Einzelforschung tatsächlich noch allenthalben unüberbrückten Lücken begegnen, erfahren wir zum Schlusse (ZfEthn. 1919), daß „nichts" für die Herkunft der ältesten Kultur aus Asien spricht, sondern daß deren Urheimat in Westeuropa (zum Teil in Afrika) zu suchen ist.

Es bedarf keiner besonderen Hervorhebung, daß die Mechanik dieser Hypothesen der Methodik positiver Forschung viel zu fern steht, um Vertrauen einzuflößen; in der Tat hat J. Bayer das Problem des Mittelmeerpaläol. durch ein Netz von Behauptungen verdunkelt, die großenteils in vollem Widerspruch zu den sichergestellten Tatsachen stehen, und welche viel mehr Enthusiasmus für seine Theorie als gründliche Beherrschung und ernstes Durcharbeiten des Stoffes verraten. Wir werden daher bis auf weiteres dessen überhoben sein, auf sie zurückzukommen.

Jüngste Zusammenfassungen, mit Angabe der älteren Literatur: P. Karge *Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens* Paderborn 1917; M. Blanckenhorn *Die StZ Palästina-Syriens und Nordafrikas* Das Land der Bibel Bd. 3 Heft 5 und 6; Bd. 4 H. 1 Leipzig 1921.

Wichtige Monographien: K. v. Fritsch *Zumoffens Höhlenfunde im Libanon* Abhdlgn.

der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle 19 (1893); G. Zumoffen *L'âge de la pierre en Phénicie* L'Anthrop. 8 (1897); ders. *La Phénicie avant les Phéniciens. L'âge de la Pierre* (Mit Tafelband) Beyrouth 1900; ders. *L'âge de la Pierre en Phénicie* Anthropos 3 (1908); Germer-Durand *L'âge de la pierre en Palestine* (11. internat. Orientalistenkongreß) Paris 1897; ders. *Un Musée Palestinien. Note sur le Musée archéologique de Notre-Dame de France à Jérusalem* Paris (o. J.); H. Vincent *Canaan d'après l'exploration récente* Paris 1907; T. J. Arne *Découvertes paléolithiques dans le Nord de la Syrie* L'Anthrop. 20 (1909); St. Macalister *Paleolithic implements from Palestine* PEF Quarterly stat. 1912 S. 82ff.; Frère Neophytus und P. Pallary *La Phénicie Préhistorique* L'Anthrop. 25 (1914); Frère Neophytus *La Préhistoire en Syrie-Palestine* ebd. 28 (1917); R. Desribes *Industrie paléolithique en Phénicie. Quelques ateliers paléolithiques des environs de Beyrouth* Mélanges de la Faculté Orientale, Université Saint-Joseph (Beyrouth) 7 (1921) S. 189ff.

H. Obermaier

B. Jüngere Perioden (Tf. 3—7).

I. Geographie (§ 1—18): § 1—2. Eigenart des Gebietes, Mangel an alten Nachrichten. — § 3. Größe und Abgrenzung. — § 4—5. Alte Namen. — § 6. Geol. Aufbau. — § 7. Einteilung. — § 8. Die Küstenebene. — § 9. Das Südland. — § 10. Das westjordanische Mittelgebirge. — § 11. Die Ebene Jesreel. — § 12. Galiläa. — § 13. Der Libanon. — § 14. Die *biq'a*, Antilibanos, Hermon, Nordsyrien. — § 15. Das Ostjordanland. — § 16. Der *ḥaurân*. — § 17. Damaskus, Palmyra. — § 18. Siedlungsgeschichte. — II. Klima (§ 19—21): § 19. Niederschlag. — § 20. Wärme. — § 21. Klimaänderung. — III. Pflanzenwelt (§ 22). — IV. Tierwelt (§ 23—24): § 23. Ältere Zeiten. — § 24. Heutiger Bestand. — V. Bevölkerung (§ 25—26). — VI. Geschichte (§ 27—29).

I. Geographie. § 1. Jahrhundertelang ist P.-S., besonders sein s. Teil, als ein Gebiet betrachtet worden, dessen Kultur und Geschichte gewissermaßen ein Sonderdasein geführt hätten, was in der Bezeichnung „Das heilige Land" als der Heimat aller monotheistischen Religionen einen Ausdruck gefunden hat. Erst in neuerer Zeit ist man zu der Erkenntn's gekommen, daß hier die Entwicklung nicht nur nach denselben Gesetzen wie anderwärts verlaufen ist, sondern auch stark von der Umwelt beeinflußt wurde. Verhältnismäßig spät hat die geol., geogr. und arch. Erforschung des Landes begonnen. Für die n. Hälfte steht sie immer noch in den ersten Anfängen (s. Fundstätten, Reisen und Ausgrabungen B). Dementsprechend sind die Ergebnisse bis heute noch recht unbefriedigend. Auch in der Zukunft wird man damit rechnen müssen, daß arch. Funde nur in bescheidenem Maße gemacht werden, da einerseits der Boden des Landes für die Erhaltung von Resten vergangener Zeiten wenig geeignet ist, anderseits das ganze Gebiet von jeher den schwersten Erschütterungen und Zerstörungen von Natur und Menschenhand ausgesetzt war, die stellenweise alles vernichtet haben. So ist es nicht möglich, für P.-S. eine geschlossene Kulturgeschichte zu geben wie etwa für Ägypten oder Babylonien.

§ 2 Aber auch die Einzelfunde sind schwer in richtiger Folge zu ordnen. Niemals war das ganze Gebiet eine politische Einheit. Das war schon durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens ausgeschlossen, die längs und quer in tiefen Tälern und hohen Gebi gszügen bedeutsame Grenzen errichtet hat, nicht weniger durch die Lage von P.-S. zwischen großen Kulturmächten, die sich das Land streitig machten und gern dahin Raubzüge unternahmen. Darum fehlt es an einer einheitlichen Zeitrechnung. Nur mit Hilfe auswärtiger Nachrichten gelingt es, die einzelnen Ereignisse in annähernd richtiger Folge zu verbinden. Selbst für die Einwanderung der Israeliten läßt sich noch immer kein ganz bestimmter Zeitpunkt angeben. Nur ungefähr können die großen Zeiträume der Entwicklung (StZ, BZ, EZ), die natürlich auch hier erkennbar sind, abgegrenzt werden (s. Fundstätten B § 42). Dabei sind die Angaben der äg. und babyl. Denkmäler und Schriftsteller über die alte Natur des Landes recht mangelhaft. Nur ganz gelegentlich finden sich Äußerungen über Bodengestaltung, Pflanzen und Tiere. Erst im AT erhalten wir darüber ausführlichere Bemerkungen, aber wenn diese auch bis zur Einwanderung der Israeliten und zur Herausbildung von Nationalstaaten, also bis zum 13. Jh. v. C., zurückgreifen, so sind doch diese Berichte selbst erst wesentlich später niedergeschrieben und deshalb mit Vorsicht zu verwenden, obwohl gerade in P. sich manches an Sitte und Brauch wenig verändert bis heute erhalten hat (Pal. Jahrb. 6 [1910] S. 27ff.; 8 [1913] S. 67ff. G. Dalman).

Palästina-Syrien

Blick von *ṣafed* auf das obergaliläische Bergland. Nach G. Landauer *Palästina.*

Palästina-Syrien

baḥret el-chēṭ (See Semachonitis) und Hermon. Nach G. Landauer *Palästina.*

§ 3. Unter der Bezeichnung P.-S. ist der schmale Landstreifen zu verstehen, der sich als Ausläufer der syr.-arab. Wüstentafel an der ö. Küste des Mittelländischen Meeres von 31°—36°30′ n. Br. in schräg ns. Richtung hinzieht. Die Breite des Gebietes wechselt. Im S beträgt sie etwa 1°45′ (von 34°15′—36° ö. L.), im N reichlich 1°15′ (von 35°50′—37°5′ ö. L.). Ungefähr in der Mitte geht eine Ausbuchtung (der *ḥaurân*) von 1° Br. (36°—37° ö. L.) und 1° Höhe 32°15′—33°30′ n. Br.) nach O. Insgesamt ergibt dies ungefähr 280000 qkm Flächeninhalt, wovon 30000 qkm auf das eigentliche P. selbst, 10000 qkm auf den *ḥaurân* entfallen, so daß für S. mit Einschluß von Phönizien 240000 qkm bleiben. Eine natürliche Grenze bilden im W die von *el-ʿarîš* bis zum Karmel fast geradlinig verlaufende, dann etwas mehr gegliederte Küste, im N die vom Antitaurus ausgehenden Bergketten und im NO der Oberlauf des Euphrat. Im O endet das Gebiet an der Scheidelinie zwischen Steppe oder Wüste und Kulturland. Diese hat aber oft gewechselt, da einmal die Kultur nach O vordrang und der Steppe Land abgewann (so in röm. Zeit), das andere Mal die Beduinen die seßhafte Bevölkerung zurückdrängten. Im S geht das judäische Bergland ohne sichtbare Grenze in die Wüste der Sinai-Halbinsel über. Einen Einschnitt bildet höchstens das *wâdi ʾl-ʿarîš*.

§ 4. Von den arab. Geographen wird dieses ganze Gebiet *aš-šām* (das „links" von dem nach O gerichteten Beschauer gelegene, während Arabien *al-jemen* das „rechte" ist, vgl. die alttestamentl. Bezeichnung [*bin*]-*jāmîn*) genannt. Aus dem Altertum ist keine zusammenfassende Bezeichnung bekannt. Den Babyloniern war es das Westland oder *amurrû* (s. d.). Diesen Namen brauchen schon die Äg. und die Amarna-Briefe in einem wesentlich engeren Sinne (= Libanon und n. Phönizien), während noch später die Assyrer (9. Jh. ff. v. C.) darunter nur die von Philistern und Phönikern bewohnte Küste verstehen (*KAT*³ S. 178ff.). Syrien nannten sie damals *Ḫatti*. Ebensowenig erscheint in den äg. Inschriften des AR und MR ein allg. Name. Im MR bezeichnet *rṯnw* ein politisches Gebilde, nämlich einen größeren Staat, der nach Lydda, seiner Hauptstadt, genannt ist (ZdPV 47 [1924] S. 169ff. A. Alt). Erst im NR ist dieser Name auf Gesamtpalästina ausgedehnt worden. Den gleichen Bedeutungswechsel hat das äg. Wort *ḫr* (vgl. *ḥōr* im AT und s. Choriter) durchgemacht. Ursprünglich scheint damit der s. Teil des Landes gemeint zu sein, während es von der 18. Dyn. ab auch für weit n. gelegene Gegenden gebraucht wird (Müller *Asien u. Eur.* S. 148ff.; M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Äg.* II [1910] S. 38 Nr. 732). Die phön. Küste mit ihren reichen Städten heißt im NR *ḏhi*, die Landschaft am oberen Euphrat *nhrjn* (ebd. S. 30 Nr. 577).

Journal of the Palestine Oriental Society 2 (1922) S. 110ff. W. F. Albright.

§ 5. Im AT wird P. mit Einschluß von Phönizien (die n. Grenze ist nicht sicher zu bestimmen), aber ohne das Ostjordanland hebr. *kᵉnaʿan* genannt, was sich als *knʿn* schon auf den äg. Denkmälern (Burchardt *Fremdwort* II 51 Nr. 988), als *mâtukinaḫḫi* oder *kinaḫna* in den Amarna-Briefen (Knudtzon S. 1133f.; S. Landersdorfer *Sumerisches Sprachgut im AT* 1916 S. 23) und als *kinaḫḫi* in den Boghasköj-Texten (L. A. Mayer und J. Garstang *Index of Hittite Names* A I [1923] S. 27) findet. Der Name Παλαιστίνη oder lat. *Palaestina* ist Übersetzung des hebr. *pᵉlešet* „Philistergebiet" und tritt erstmalig bei dem assyr. König Adadnirari III. (800 v. C.) als *Palaštu* (Stele von Sabaʿa; PKOM 2 E. Unger), später auch bei Herodot auf, wo er schon von der Küste auf das Binnenland ausgedehnt wird. Ebenso alt ist das Wort Syrien (neuere Versuche, es als älter zu erweisen, vgl. ZfAssyr. NF 1 [1924] S. 144ff. J. Lewy; ebd. S. 213ff. B. Landsberger). Im übrigen verwendet das AT Völker- bzw. Stammesnamen, um einzelne Gebietsteile zu bezeichnen (s. Ammoniter, Amoriter, Anaqiter, Awwiter, Chiwwiter, Choriter, Edomiter, Hebräer, Midianiter, Moabiter, Philister, Qeniter, Qenizziter). Besser sind wir über die alte Geschichte der einzelnen Orte unterrichtet. Die äg. Denkmäler erwähnen viele derselben. Die Pharaonen Thutmosis III. und Schoschenk haben lange Listen der von ihnen eroberten

Städte aufzeichnen lassen (K. Sethe *Urkunden* IV 647ff.; MVAG 12 [1907] S. 1 W. M. Müller; D. Paton *Early Egyptian Records of Travel in Western Asia* I—IV [1916—1922]; Lepsius *Denkmäler* III 252f.; J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* IV 709ff.). Auch in den Amarna-Briefen werden viele Städte zumeist als Sitze kleiner Fürsten oder äg. Beamter genannt (ZdPV 30 [1907] S. 1ff. H. Clauß; Rev. bibl. 5 [1908] S. 500ff., ebd. 6 [1909] S. 50ff., 368ff. P. Dhorme; Pal. Jahrb. 20 [1924] S. 22ff. A. Alt). Babyl.-assyr. Nachrichten haben wir zum größten Teile erst aus späterer Zeit (E. Forrer *Die Provinzeinteilung des assyr. Reiches* 1921), für die dann das AT reiche Auskünfte bietet. Anscheinend werden sich aus den hettit. Urkunden noch wichtige Aufschlüsse ergeben.

§ 6. Die Einteilung des Gesamtgebietes folgt aus seinem höchst merkwürdigen geol. Aufbau, der die eigentümliche, langgestreckte Form verursacht hat. Die große Kreidetafel, die sich von Nordafrika bis weit nach Vorderasien hineinzieht und sich im Pliozän gehoben hatte, wurde im frühen Diluvium durch ns. gerichtete Brüche im S zerrissen (Golf von *ʿaqaba* und *wâdi ʿaraba*). Auch von SW her dehnte sich das Meer über das Festland aus. Ihren Abschluß fanden diese Bewegungen in dem großen Einsturz der Platte von Nordsyrien bis zum Roten Meere (s. Syrischer Graben). Die folgende Regenzeit füllte die so entstandenen Vertiefungen hoch mit Wasser. Dieses zog sich im Laufe der anschließenden Trockenzeit allmählich bis auf den heutigen Stand zurück und erreichte die frühere Höhe auch in den kleineren Regenperioden nicht wieder, während das Mittelmeer zunächst noch stieg, dann aber gegen Ende des mittl. Diluviums durch Hebung der Küste zurückgedrängt wurde. Die Küstenbewegung hat sich bis in die geschichtliche Zeit fortgesetzt, indem allmählich die unter dem Meeresspiegel befindlichen Klippen auftauchten und Anlaß zu neuen Hafenanlagen oder Versandung der bereits bestehenden gaben. Allerhand Verwerfungen, die z. T. noch vor dem großen Grabenbruche eingetreten sein müssen, haben die Kreidetafel auch in wö. Richtung gespalten und verschoben, woraus sich die Quertäler erklären. Vulkanische Bildungen sind namentlich im *ḥaurân* und *ǧōlan*, also im NO des Landes, deutlich zu erkennen.

ZdPV 15 (1892) S. 40ff.; 35 (1912) S. 113ff. M. Blanckenhorn.

§ 7. Demgemäß unterscheiden wir 4 parallel laufende Landstriche: a. die Küstenebene, die im S am breitesten ist, weiter n. durch die an das Meer herantretenden Bergzüge des Karmel und des Libanon ganz schmal wird und erst im n. Syrien wieder größere Ausdehnung gewinnt; b. das mittelländ. Gebirge, die stehengebliebenen Schollen der Kreidetafel (deshalb liegen hier an der Wasserscheide die wichtigsten Siedlungen), unterbrochen durch die Senke des Kison (Ebene Jesreel) und das tief eingeschnittene Tal des *nahr el-qāsimîje* oder *liṭâni*, mit seinen letzten Ausläufern bis in die Gegend von *anṭâkie* reichend; c. die bereits bei *ʿaqaba* am Nordende des Roten Meeres beginnende Jordan-Senke mit ihren Fortsetzungen in der *biqʿa* zwischen Libanon und Antilibanos und im Orontes; d. die ö. Hochfläche, die zumeist nur in einem schmalen Streifen Kulturland geworden ist und bald in die Wüste übergeht.

§ 8. Die fruchtbare Küstenebene, aus den Abschwemmungen des Mittelgebirges und den Ablagerungen der Küstenströmung entstanden, hat für die Geschichte des Landes insofern die größte Bedeutung, als sie die Anlage eines fortlaufenden Weges von S nach N ermöglicht (Pal. Jahrb. 12 [1916] S. 15ff. G. Dalman). Diese Küstenstraße ist nicht nur von den Handelskarawanen (s. Handel D) begangen worden, sondern auch von den Heeren feindlicher Eroberer. Der s. Teil der Ebene zwischen westjordan. Gebirge und der Küste mit dem nach O anschließenden niedrigen Hügellande wird im AT *haš-šᵉfēlâ* genannt, der weiter n. gelegene Teil bis zum *nahr ez-zerqâ* heißt *haš-šārôn*. Die Küste selbst eignet sich im S wegen der Versandung wenig für größere Häfen. Die immerhin bedeutsamen Städte wie Gaza (s. d.), Askalon (s. d.), Japho (s. Jāfo) haben sich also mit bescheidenen Landeplätzen begnügen müssen, die aber wohl für die kleinen Schiffe der ältesten Zeit ausreichten und den später hier angesiedelten Philistern (s. d.) den Verkehr mit dem W ermöglichten.

Erst in röm. Zeit sind durch Kunstbauten (Molen und Dämme) Verbesserungen geschaffen worden. Mehr gegliedert ist die Küste im N. Hier im Gebiete der Phöniker reihte sich deshalb eine Hafenstadt an die andere, so Tyrus, Sidon, Beirut (Tf. 3a), Tripolis, Byblos, Laodikeia, Seleukeia und Alexandrette.

P. Range *Die Küstenebene Palästinas* 1922; ZdPV 46 (1923) S. 129ff. ders.

§ 9. Im S schließt sich an das westjordan. Bergland die Wüste der Sinai-Halbinsel (arab. *bâdijet et-tîh*) an. Diese Gegend wird im AT als *han-negeb* bezeichnet, besonders ihr n. Teil, der noch fruchtbar und bewohnbar ist, wie die zahlreichen, ansehnlichen Siedlungen der byzant. Zeit beweisen (A. Alt *Die griech. Inschriften der Palaestina tertia* 1921 S. 47ff.). Durch dieses Gebiet führten seit alters wichtige Wege nach Arabien und Ä. (s. Handel D § 4), gesperrt im N durch eine Reihe von Befestigungen (s. Tell ǧemma). Das AT nennt als Bewohner verschiedene Beduinenstämme, wie Jerachmeeliter, Kalibbiter (s. d.) und Qeniter (s. d.), weiter s. dann die Amaleqiter (s. d.). Größere Ortschaften waren in alter Zeit nur an der Nordgrenze möglich. Vielleicht ist die starke Festung *šrḥn*, in der sich die Hyksos (s. d.) drei Jahre lang verteidigten (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 4, 13; vgl. Jos. 19, 6; 15, 32; 1. Chron. 4, 31), in dieser Gegend zu suchen (*tell el-chuwêlife*? Bulletin of the American Schools of Oriental Research Nr. 15 [1924] S. 6 W. F. Albright). Ob die Bezeichnung *negeb hakkᵉrētî* (1. Sam. 30, 14) auf eine äg. Ansiedlung ausländischer Söldner zurückgeht (Journal of the Palestine Oriental Society 1 [1921] S. 187ff. W. F. Albright), bleibt vorläufig noch fraglich.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 466ff.; *Prot. Realencyklop.*³ XIII (1903) S. 692ff., XXIV (1913) S. 238ff. ders.; Journal of the Palestine Oriental Society 4 (1924) S. 131ff. W. F. Albright.

§ 10. Weiter n. zieht sich in mehreren Gruppen das judäische Bergland hin, das im S bei Hebron (s. d.) mit 1027 m, im N mit 1011 m (*tell ʿaṣûr*) die höchsten Punkte erreicht. Nach O zu fällt es sehr steil ab (auf 25 km beinahe 1400 m Höhenunterschied) und bildet hier die steinige Wüste Juda (Tf. 4; Pal. Jahrb. 3 [1907] S. 76ff. V. Schwöbel), während von W her, weil dorthin die Decke des tertiären Gebirges allmählich abgeschwemmt wurde, ein Aufstieg leichter möglich ist. Zahlreiche Quertäler zwingen die ns. laufenden Wege, auch die große Verkehrsstraße Sichem—Jerusalem, zu Windungen. Die wichtigsten Ortschaften liegen an der Wasserscheide auf dem Kamme, so Hebron, Bethlehem, Jerusalem (Band VI Tf. 48; s. diese Artikel). Die dürftige Humusdecke, die früher infolge Bewaldung vielleicht stärker gewesen ist, erschwert Acker- und Gartenbau und zwingt zu mühsamen Terrassenbauten. Ein Teil der Fortsetzung des Gebirges bis zur Ebene Jesreel wird im AT Gebirge Ephraim genannt (Jos. 17, 14f.). In das Tal zwischen Garizim und Ebal schmiegte sich Sichem (s. d.), die alte Hauptstadt des Nordreiches, an deren Stelle später Samaria (s. d.) trat. Ein größeres Tal (*wâdi fâr'a*) ermöglicht den Abstieg zum Jordan. Den letzten Ausläufer nach NW zu bildet der Karmel (550 m), der mit seinem Vorstoß in das Mittelmeer die Bucht von *ḥaifa* deckt und schon in ältester Zeit besiedelt gewesen ist (ZdPV 30 [1907] S. 118ff.; ebd. 31 [1918] S. 1ff., 298f. E. v. Mülinen), nach NO zu der *ǧebel fuqûʿa*, auf dem einst Saul seinen Tod fand (1. Sam. 31).

*Protest. Realencyklopädie*³ IX (1901) S. 556ff.; ebd. XVII (1906) S. 419ff.; ebd. XXIII (1913) S. 713f.; ebd. XXIV (1913) S. 448f. H. Guthe.

§ 11. Diesen Ausläufern quer vorgelagert ist die Ebene Jesreel (60—75 m über dem Mittelmeer; Tf. 5a), die nach W durch den *nahr el-muqaṭṭaʿ* (Kison), nach O durch den *nahr ǧālûd* entwässert wird. An ihrem Südrande läuft eine alte Straße, die eine Reihe wichtiger Ortslagen, wie Megiddo, Thaanach (s. d.) verbindet. Bei Megiddo kommt auch ein Weg von der Küste herüber, den Thutmosis III. benutzte (Pal. Jahrb. 10 [1914] S. 53ff. A. Alt). Den Ausgang nach N und zum Jordan-Tale sperren Sunem (als *šunama* bereits in den Amarna-Briefen erwähnt) und die starke Festung Bethsean (s. d.).

§ 12. Von dem Nordrande der Ebene Jesreel zieht sich allmählich ansteigend das Gebirge nach N. Bis zum *nahr el-qāsimîje* (im Oberlaufe *lîṭâni* genannt), der eine tiefe Schlucht hindurchgebrochen hat, wird die

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI

Landschaft Galiläa genannt (höchster Punkt *ǧebel ǧermaq*, 1199 m; Tf. 6). Bei *rās sen-naqūra* und *rās el-abjaḍ* tritt das Gebirge bis an das Meer und zwingt die Straße zu einem mühsamen Aufstieg (*scala Tyriorum*). Gelegentliche Funde zeigen, daß an verschiedenen Stellen dieser fruchtbaren Landschaft steinzeitl. Siedlungen lagen. In dem *wâdi ʾl-ʾamûd*, das nach dem See von Tiberias hinabführt, sind die ersten Spuren des Neandertal-Menschen entdeckt worden (s. Muṛâret ez-zuṭṭîje).

Protest. Realencyklopädie[3] VI (1899) S. 336ff.; ebd. XXIII (1913) S. 496f. H. Guthe.

§ 13. Auch der weiter nach N laufende Gebirgszug, der bis zu 3000 m ansteigende Libanon (hebr. *lᵉbānôn*), zeigt dieselbe Art wie das Galiläische Hochland. Nur liegt hier die Wasserscheide mehr im O. Die große Höhe, die daraus folgende stärkere Bewölkung und der Schneereichtum, verbunden mit längerer Niederschlagsdauer, bewirken eine Fülle von fließendem Wasser, das sich in tiefen Talschluchten den Weg zur Küste bahnt, aber dem Pflanzenwuchse sehr zustatten kommt. An dem schmalen Küstenrande liegen paläol. und neol. Siedlungen, deren Erben später bedeutende Städte, wie Tyrus (s. d.), Sidon (s. d.), Beirut, Byblos (s. d.) u. a., geworden sind. Das schwer zugängliche Gebirge ist von jeher der Zufluchtsort von Verfolgten oder kriegerischen Stämmen gewesen. Bereits die Äg. suchten es wegen des begehrten Zedernholzes (Tf. 3b) auf (s. Baustoff C § 2, Byblos), ebenso die Assyrer und Babylonier (B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920] S. 25, 306, 352).

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 392ff.; *Protest. Realencyklopädie*[3] XI (1902) S. 433ff.; ebd. XXIV (1913) S. 16 ders.

§ 14. Vom *nahr el-lîṭâni* durchflossen, zieht sich ö. vom Libanon ein breites Längstal (*el-biqʿa*; Beiträge zur Kenntnis des Orients 12 [1915] S. 1ff.; ebd. 13 [1916] S. 1ff. C. Zimmermann) hin. Es steigt zunächst von *ǧubb ǧenîn* bis *baʿalbek* (1170 m, in röm. Zeit Heliopolis genannt) hin und senkt sich dann mit dem Orontes hinab zum See von *ḥomṣ* (Emesa). Den Unterlauf des Orontes begleitet im W der letzte Ausläufer des Libanon (*ǧebel el-anṣārîje*) bis zur Bucht von *anṭâkie* (Antiochia). Am Orontes liegen *ḥamâ* (s. Hamath), Qadesch (s. d.), am *quwêq*, der sich in einem Sumpfe verliert, liegt Aleppo (s. Ḥalab). Die große Ebene ist in röm.-byzant. Zeit dicht besiedelt gewesen, wovon die stattlichen Ruinen jetzt verlassener Städte zeugen (ZdPV 22 [1899] S. 127ff., 155ff.; ebd. 23 [1900] S. 1ff., 97ff. M. Hartmann). In der gebirgigen Landschaft bis zum Antitaurus und in dem einstigen Meerbecken (*el-ʿamq*) haben die Hettiter feste Plätze angelegt, von denen einige ausgegraben worden sind (*sâktsche gözü* [s. Saktschegözü], *samʿal* [s. d.] u. a.). Einen von Assyrern und Babyloniern viel benutzten Übergang über den Euphrat sperrte Karkamisch (s. d.). Parallel zum Libanon läuft der Antilibanos (hebr. *sᵉnîr* und *sirjôn*), der vom Hermon (hebr. *ḥermôn*, heute *ǧebel et-telǧ* oder *eš-šēch*, 2750 m; Tf. 7) ausgeht. Über den Jordan und die Seen s. Syrischer Graben.

§ 15. Die Hochfläche ö. vom Toten Meere (heute *el-belqâ* genannt) senkt sich von S nach N zu allmählich (höchster Punkt 1240 m s. von *el-kerak*). Mehrere Flußtäler, die nach dem Toten Meer hinablaufen, sind kanonartig tief eingeschnitten (*wâdi ʾl-ḥesâ*, *wâdi ʾl-môǧib* [hebr. *arnôn*]). An vereinzelten Stellen der Hochfläche sind steinzeitl. Siedlungen nachgewiesen. Am Ausgange der StZ sind hier die zahlreichen Dolmen und andere megalith. Bauten errichtet worden (s. Megalithgrab F). In geschichtlicher Zeit bewohnten den s. Teil die Moabiter (s. d.), den n. bis zum *wâdi zerqâ* (hebr. *jabbok*) die Ammoniter (s. d.). Daran schließt sich bis zum Tale der *šerîʿat el-menâḍire* (Jarmuk) das Mittelgebirge des *ʿaǧlûn* (2520 qkm), in dem die Ostgrenze in Zeiten der Macht weiter nach O zu verschoben wurde, so daß bedeutende Städte (z. B. Gerasa) gegründet werden konnten. Wie fruchtbar das Gebiet durch seinen Wasserreichtum ist, ersieht man daraus, daß noch heute stellenweise ziemlich dichter Urwald erhalten ist. Vulkanische Ergüsse haben einen kleinen Teil im N bedeckt.

C. Steuernagel *Der ʿAdschlūn* ZdPV 47 (1924) S. 191ff.; ebd. 48 (1925) S. 1ff., 201ff. [noch nicht abgeschlossen]; G. Schumacher *Karte des Ostjordanlandes*.

§ 16. Der Jarmuk bildet die s. Grenze der weit ausgedehnten Hochfläche (durchschnittliche Höhe 600 m), die man *ḥaurân* nennt. Sie geht im O in den schwer zugänglichen *ǧebel ed-drūz* (das Drusengebirge, im AT *ṣalmôn*; höchster Punkt *tell el-ǧēnâ*, 1839 m) über. Die von seinen Vulkanen nach NW zu ausgeflossene Lava ist in einem großen, scharf abgegrenzten Umkreis (heute *el-leǧâ*, in röm. Zeit Trachonitis) stehengeblieben. Weiter w. ist die Lava durch Luft und Regen verwittert und zur fruchtbaren Erde der *nuqra* (im AT *hab-bāšân*; *Protest. Realencykl.*[3] II [1897] S. 422ff. H. Guthe) umgewandelt worden, so daß hier seit alter Zeit viel Getreide gebaut oder Vieh gezüchtet werden konnte. Verschiedene Hügel bezeichnen die Lage befestigter Städte (s. Festung C), die den Lauf wichtiger Straßen nach Damaskus zu begleiten. Der Teil, der sich zum Jordangraben senkt, heißt *ǧōlân*. Er steigt im N bis zu 1294 m H. (*tell eš-šêcha*), konnte aber wegen der vielen Lavastücke trotz hinreichender Bewässerung nicht zum Ackerbau benutzt werden. In röm. Zeit ist besonders der *ḥaurân* durch Wasserleitungen und Kunststraßen erschlossen worden, so daß eine Menge wichtiger Städte entstand (Hauptort *boṣrâ eski-šâm*).

G. Schumacher *Der Dscholan* ZdPV 9 (1886) S. 165ff.; ders. *Across the Jordan* 1886; ders. *Das s. Basan* ZdPV 20 (1897) S. 65ff.; J. G. Wetzstein *Reisebericht über den Hauran und die Trachonen* 1860; ders. *Das batanäischeGiebelgebirge* 1884; ZdPV 12 (1889) S. 225ff. H. Guthe; ZdPV 21 (1898) S. 1ff. G. Rindfleisch.

§ 17. In eine Falte der Ausläufer des Antilibanos schmiegt sich die uralte Stadt Damaskus (s. d.) hinein. Sie verdankt ihre Bedeutung vor allem den vielen Wasserläufen, die sich hier zusammenfinden (der bedeutendste ist der *baradâ*) und die Ebene zu einem Paradiese machen (*el-ġûṭa*). Die Senke ö. der Stadt (*el-merǧ*) mit ihren abflußlosen Seen trennt dieses fruchtbare Gebiet von der wasserlosen Steppe, aus der vulkanische Höhen emporragen (die *ṣafâ*). Der am weitesten nach O vorgeschobene Posten ist *tudmûr*, das alte Palmyra, in der Mitte der großen Straße nach dem Euphrat. Bereits im 2. Jht. wird es als *Tadmar* vom assyr. Könige Tiglatpileser I. erwähnt, und im 3. Jh. n. C. erreichte es den Höhepunkt seiner Blüte.

§ 18. Es ist bei dem heutigen Stande der Forschung noch nicht möglich, eine Siedlungsgeschichte von P.-S. zu schreiben. Selbst an wichtigeren Grabungsstätten sind die ältesten Schichten nicht erreicht, unzählige harren noch der Untersuchung. In der älteren StZ war die Möglichkeit einer Niederlassung nur da gegeben, wo Wasser und Feuerstein vorhanden waren. Im Neol. werden mit dem Beginn der Viehzucht und des Ackerbaues zwar noch die Küsten bewohnt, aber außerdem in größerem Maße als im Spätpaläol. die ostjordan. Hochfläche und günstig gelegene Punkte im Binnenlande. In der BZ haben die Kanaaniter für die Anlage ihrer Städte Lage in der Nähe von Quellen oder wasserführenden Bachbetten bevorzugt (z. B. Jerusalem; s. d.). Die einwandernden Israeliten konnten sich oftmals nicht ohne weiteres in den Besitz dieser festen Orte setzen und mußten sich deshalb für ihre Siedlungen mit Zisternen behelfen. Erst die hellenist.-röm. Zeit hat mit ihren großen Kulturarbeiten eine wirklich geschlossene Besiedlung des Landes ermöglicht und die Grenze des Kulturlandes weit nach O vorgeschoben.

ZdPV 27 (1904) S. 1ff. V. Schwöbel; Geogr. Ztschr. 16 (1910) S. 177ff. R. Hartmann; A. Alt *Die Landnahme der Israeliten in Palästina* 1925.

II. Klima. § 19. Der Deutsche Verein zur Erforschung P. hat zwar seit 1895 mehrere Stationen zur Beobachtung der Wetterverhältnisse eingerichtet, auch hat der Palestine Exploration Fund an einzelnen Stellen (z. B. Jerusalem) regelmäßige Aufzeichnungen vornehmen lassen. Trotzdem reichen diese Angaben nicht hin, ein vollständiges Bild zu zeichnen, zumal für S. so gut wie alles fehlt. Am wichtigsten ist für das Land der Niederschlag. Das Jahr zerfällt gemäß der Lage P.-S. in der n. Subtropenzone in zwei Abschnitte: eine Regenzeit vom November bis April (in Beirut Anfang Oktober bis Ende Mai) und eine regenarme Zeit vom Mai bis Oktober. Januar, Dezember und Februar bringen die meisten Niederschläge. Das Küstengebiet erhält im Oktober und November mehr Regen als das Hochland, während im

März und April das Verhältnis umgekehrt ist. Die durchschnittliche Niederschlagsmenge eines Tages ergibt sich aus folgender Übersicht (in mm):

	Küste	Bergland
Oktober	11,4—14,6	3,6— 8,5
November	10,0—16,3	9,1— 9,7
Dezember	11,1—15,6	12,8—14,5
Januar	11,4—12,5	10,5—13,8
Februar	6,9— 7,8	11,3—13,2
März	5,4— 6,0	8,5—12,1
April	4,2— 6,4	3,8— 8,1

Die jährlichen mittleren Mengen steigen von 447,4 mm (Gaza) bis 611,7 mm (Nazareth). Jerusalem hat sogar 661,9 mm, Beirut 880 mm, dagegen *der'â* 300 mm (Berlin 521 mm). Der Jordangraben hat sehr geringe Niederschläge, und im O macht sich in gleicher Weise der Einfluß der Wüste bemerkbar. Aber diese verhältnismäßig große Menge fällt in sehr kurzer Zeit (Gaza 40, Jerusalem 56, Beirut 78,7, Libanon 80 Tage), was zur Folge hat, daß die Wassermassen in reißender Flut zu Tale stürzen oder sich tiefe, z. T. unterirdische Betten in den weichen Kalkstein wühlen. Daher kommt die außerordentliche Armut an Quellen und beständig fließenden Bächen und Flüssen. Erst in röm.-byzant. Zeit hat man in größerem Umfange versucht, durch Kunstbauten das Wasser zum Acker- und Gartenbau auszunutzen (s. Bewässerung D). In der regenarmen Jahreshälfte bietet der reichlich fallende Tau einen Ersatz für den Regen. Schnee kommt in P. ab und zu vor, in Jerusalem sogar tagelang mit den übelsten Folgen für die nicht darauf eingerichtete Bevölkerung. Im N deckt er das ganze Jahr hindurch die Höhen des Hermon, Libanon und Antilibanos.

§ 20. Nur für Jerusalem liegen länger ausgedehnte Wärmemessungen vor. Daraus ergibt sich als Jahresmittel 17,1° C (an der Küste 20,5° C). Im Gebirge steigt die Luftwärme vom April bis Oktober von 14,7° auf 20,7° (Maximum im August 24,5°) und sinkt dann allmählich (Minimum im Februar 8,8°). An den heißesten Tagen, die im Mai, Juni und September auftreten, wurden im Schatten 39,7° und 44,4° gemessen. Im Jordan-Tale ist die Hitze bei weitem größer. Bei *qaṣr ḥağla* steigt die Schattentemperatur im Juli, August und Oktober bis ziemlich 50°, und im Juni 1899 wurden in Tiberias 45,5° abgelesen (ZdPV 32 [1909] S. 38ff. M. Blanckenhorn). Erträglich wird die Hitze durch die Abnahme des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft im April bis Mai und September bis Oktober. Infolgedessen ist die Verdunstung außerordentlich groß, besonders über dem Toten Meere (im April täglich 11,1 mm), dessen Spiegel trotz der Menge seiner Zuflüsse annähernd in gleicher Höhe bleibt. Die Ursache für alle diese Vorgänge liegt in den Windverhältnissen (L. Weickmann *Luftdruck und Winde im ö. Mittelmeergebiet* 1923). Während Beirut zumeist SW-Wind hat, der die Fahrt von Ä. her begünstigt, wehen über P. vom Mai bis Oktober hauptsächlich trockene Winde aus NW, W und N, gelegentlich aber auch im September und Oktober aus O und SO (Schirokko), im Winter hingegen aus W und SW, die dem Lande den Regen bringen. Diese Luftbewegungen werden auch durch einen jährlichen und täglichen Wechsel zwischen Luftströmungen vom Lande nach dem Meere und umgekehrt beeinflußt. Im Sommer steigt die heiße Luft über dem Kreidegebirge in die Höhe, so daß vom Meere her kühle untere Schichten einströmen können; im Winter kommen vom Meere die wärmeren, vom Lande die kühlen Strömungen.

§ 21. Über das Klima in älterer Zeit finden sich nur im AT und in späterer Literatur Angaben (ZdPV 25 [1902] S. 82ff. H. Hilderscheid; ebd. 37 [1914] S. 217ff., 297ff. H. Klein). Sie lassen kaum einen wesentlichen Unterschied von den heutigen Verhältnissen erkennnen. Insbesondere ist die eigentümliche Gliederung der Regenzeit (Frühregen, Winterregen, Spätregen) schon von den Israeliten verzeichnet worden. Auch in den vorhergehenden Jh. seit dem Ende der Diluvialperiode ist keine tiefgreifende Veränderung eingetreten (anders O. Fraas *Aus dem Orient* I [1867] S. 199, 205f.; E. Huntington *Palestine and its Transformation* 1911; dagegen L. Berg *Das Problem der Klimaänderung* 1914), da die Oberflächengestaltung abgeschlossen war. Allerdings ist die Bewaldung früher viel umfangreicher gewesen, was natürlich nicht nur die Menge

der Niederschläge vergrößert haben mag, sondern auch dazu beigetragen hat, daß die Feuchtigkeit dem Lande länger und mehr zustatten kam. Selbst jetzt ist das Land keineswegs unfruchtbar. Seine Armut erklärt sich vielmehr aus der türkischen Mißwirtschaft und der rücksichtslosen Abholzung, wodurch die Wassermengen nur an zerstörender Kraft gewonnen haben.

Bulletin de la société de géographie 20 (1899) S. 344ff., 462ff. G. Zumoffen; ZdPV 25 (1902) S. 5ff. H. Hilderscheid; ZdPV 36 (1910) S. 107ff. F. M. Exner; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 723ff.

III. Pflanzenwelt. § 22. Die Nachrichten über Pflanzen in P.-S. aus älterer Zeit sind sehr geringfügig. Die Äg. und Babylonier erwähnen nur die Zeder, die in großen Beständen noch im 3. und 2. Jht. den Libanon bedeckt haben muß (P. Raphael *Le Cèdre du Liban dans l'histoire* 1924). Auch Salomo bezog das Holz zum Tempelbau aus dieser Gegend (s. Baustoff C). Außerdem wuchsen hier einst Eichen, Buchen, Ulmen und Haselnuß (O. Fraas *Drei Monate im Libanon* 1876 S. 65). In S. sind sicher die von Ramses II. eroberten Festungen Mutira und Satuna zu suchen, die von den äg. Künstlern in waldiger Umgebung dargestellt werden (W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] S. 173f.; ÄZ 51 [1914] S. 106ff. M. Burchardt). Auch das Gebirge P. war in geschichtlicher Zeit stärker bewaldet, wie die Funde in Gibea (s. d.) und gelegentliche Bemerkungen im AT (Jos. 17, 14ff.; 1.Sam. 14, 25ff.; Ezech. 21) zeigen. Heute ist der Baumbestand in ganz gewaltigem Maße geringer geworden. Von den Zedern hat sich nur ein kleiner Rest am Fuße des *ḏahr el-qoḏîb* erhalten. Wald im größeren Umfange findet sich nur noch im *ʿaǧlûn*. Sonst sind Bäume wegen ihrer Seltenheit geradezu Landmarken (ZdPV 13 [1890] S. 220ff. L. Anderlind). Der Pflanzenwuchs ist, der natürlichen Beschaffenheit des Bodens entsprechend, in den einzelnen Landesteilen verschieden. An Baumarten treten Eichen, Terebinthen, Föhren und Pinien, Pappeln, Mastix-, Erdbeer- und Johannisbrotbäume, Sykomoren, am Jordan auch Tamarisken und Weißpappeln auf. Zur Entwässerung wird heute von den zionistischen Kolonisten vielfach der Eukalyptus angepflanzt. Buschform haben viele harzliefernde Pflanzen (s. Harz C) sowie Dornen und der schön blühende Oleander. Ölbäume umgaben früher fast jedes Dorf, verursachen aber wie der Weinstock dem Besitzer viel Mühe. Genügsamer ist der Feigenbaum. In der Küstenebene sind von den Kolonisten große Apfelsinengärten angelegt worden. Seit alters sind die Aprikosen von Damaskus bekannt. Datteln und Bananen reifen nur an der Küste oder im Jordan-Tale. An den Hängen des Libanon, der als die Heimat der meisten Kulturgewächse betrachtet worden ist, wachsen auch Nuß- und Mandelbäume, sogar Pfirsiche. Sehr reichhaltig ist die Blumenwelt, die im Frühling die Erde weithin mit ihrer herrlichen Farbenpracht schmückt. Über Getreide s. Ackerbau C.

ZdPV 6 (1883) S. 219ff. P. Ascherson; ebd. 11 (1888) S. 69ff. L. Anderlind; H. B. Tristram *The Fauna and Flora of Palestine* 1884; G. E. Post *Flora of Syria, Palestine and Sinai* 1896; S. Killermann *Die Blumen des hl. Landes* I, II (1915); ZdPV 34 (1911) S. 1ff., 147ff., 185ff. J. E. Dinsmore und G. Dalman; ebd. 39 (1916) S. 7ff. S. Killermann; I. Löw *Die Flora der Juden* II, III (1924).

IV. Tierwelt. § 23. Erhebliche Veränderungen hat im Laufe der Zeit die Tierwelt erfahren. Heute gilt P.-S. als die südlichste Provinz der paläarkt. Fauna, neben der auch Vertreter der ind. und äthiop. vorhanden sind. Offenbar hat die der sonstigen Eiszeit entsprechende Regenzeit des Gebietes die nord. Tiere gezwungen, weiter südwärts zu wandern. Deshalb fanden sich in altpaläol. Höhlen des Libanon Reste von *Rhinoceros tichorhinus*, *Felis spelaea* (s. Löwe E), syr. Bär, *Bison priscus* (Wisent), *Bos primigenius Bojan.* (s. Auerochs B) und Rentier. Im Spätpaläol. zeigt sich dagegen eine Steppen- und Waldfauna, nämlich Gazelle, Hirsch (s. d. C), Büffel, Panther, Luchs, Wildschwein (s. Schwein C), Wildpferd (s. Pferd D). Vom Beginn des Neol. an ist der Bestand bis heute fast ganz gleich geblieben. Nur sind manche s. Formen, wie der Elefant (s. Elfenbein D § 4), der Löwe (s. d. E) und das Krokodil (dieses erst 1921; PEF Quarterly Stat. 53 [1921]

S. 19ff., 152f. E. W. G. Masterman), in geschichtlicher Zeit ausgestorben.

Darstellungen von Tieren sind vor allem auf den äg. Denkmälern gegeben (z. B. Bär im Totentempel des Sahurê' WVDOG 26 [1913] Tf. 3 L. Borchardt; im Grabe des Enene W. M. Müller *Egyptological Researches* I [1906] S. 19 Tf. 8; Grab des Rechmerê' Wreszinski *Atlas* I [1924] Tf. 335; Gazelle Grab des Chnemḥotep in *beni ḥasan* s. Bd. VI Tf. 99a; sonst s. Pferd D, Rind C, Steinbock B). Eine Fülle von Nachrichten, die hier nicht verfolgt werden können, enthält das AT (H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 670ff.; I. Benzinger *Hebräische Archäologie*[2] 1907 S. 26ff.).

§ 24. Äthiopische Tiere (verschiedene Mäusearten, Hasen, Stachelschwein, Klippschiefer, Steinbock [s. d. B], Gazelle, Wildkatze, Panther und Leopard) und ind. Tiere (Feldratte, Wolf, Schakal, Hyäne, Schlangen [s. d.]) haben sich bis heute noch zahlreich erhalten, ohne daß es möglich wäre, ihr Gebiet scharf abzugrenzen (Mitt. Deutsch. Pal. V. 1902 S. 49ff. A. Nehring [weist Nordpalästina und S. der paläarkt., Südpalästina geschlossen der äthiop. Region zu und zieht als Grenze eine Linie vom Karmel zum Südende des Sees von Tiberias]; dagegen ZdPV 40 [1917] S. 235ff. J. Aharoni). Als Nutztiere sind seit alter Zeit Pferd (s. d. D), Esel (s. d. C), Kamel (s. d. B), Rind (s. d. C), Schaf (s. d. C) und Ziege (s. d. C) vorhanden. Die Vogelwelt ist außerordentlich reichhaltig, da zu den heimischen Arten noch die Zugvögel aus Europa und Innerrußland, ja sogar aus Afrika (der Schlangenhalsvogel) kommen (Pal. Jahrb. 8 [1913] S. 85ff. A. Gustavs). Der Euphrat bildet merkwürdigerweise eine scharfe Grenze zwischen der syr. und der mesopotam. Fauna. Neben den Sängern (Drossel, Grasmücke, Laubsänger, Spötter, Rohrsänger, Buschschlüpfer, Kohlmeise, Nachtigall, Pirol, Schwalbe, Honigsauger, Stieglitz, Buchfink, Star) finden sich Rabe, Lerche, Felsensegler, Ziegenmelker, Specht, Bienenfresser, Wiedehopf und viele Raubvögel (Uhu, Eule, Geier, Bussard, Adler, Falke) und Wasservögel (Reiher, Schwan, Gans, Ente), Hühner, Wachteln, Trappen. Von den Reptilien leben die äthiop. und ind. Arten hauptsächlich in der Gegend des Toten Meeres (s. Schlange). Dazu kommen Eidechsen (z. B. Waran, Gecko, Chamäleon), Schildkröten und Frösche. Von den 43 Fischarten, an denen namentlich der See von Tiberias sehr reich ist, gehören nur 8 zur Randfauna des Mittelmeeres, 2 zu der des Nils, 17 zu der Vorderasiens, während 16 für P. eigentümlich, aber afrik. Herkunft sind (so die Gattung *Chromis*). Land- und Süßwassermollusken sind sehr zahlreich (darunter *Helix spiriplana*, vielleicht ein Überbleibsel aus früherer Landverbindung des ö. Mittelmeergebietes mit dem W), ebenso die Insekten (Schmetterlinge, Käfer, Ameisen, Wespen, Bienen, Moskiten und Mücken sowie vielerlei Ungeziefer und die Landplage der Heuschrecken) und Gliederfüßler (Krebse, Skorpione).

F. Bodenheimer *Die Tierwelt Palästinas* I, II (1920); G. Dalman *Palästinische Tiernamen* ZdPV 46 (1923) S. 65ff. — Gesamtliteratur: F. Buhl *Geographie des alten Palästina* 1896; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 490ff.; *Protest. Realencyklopädie*[3] XIV (1904) S. 555ff.; ebd. XXIV (1913) S. 303ff. ders.; ders. *Palästina* 1908; G. Hölscher *Landes- und Volkskunde Palästinas* 1907; Baedeker *Palästina und Syrien*[7] 1910; V. Schwöbel *Die Landesnatur Palästinas* I, II (1914); M. Blanckenhorn *Syrien, Arabien und Mesopotamien* in *Handbuch der regionalen Geologie* V 4 (1914;) *Kurze militärgeographische Beschreibung von Palästina* 1917; G. A. Smith *The Historical Geography of the Holy Land*[20] 1920; *Handbook of Syria (including Palestine) by the Geogr. Section of the Naval Intelligence Division, Naval Staff, Admiralty* 1921; W. Möller *Wie steht es um die einstige Beschaffenheit des hl. Landes?* 1925.

Peter Thomsen

V. Bevölkerung. § 25. Von den Bevölkerungsverhältnissen Palästinas und Syriens in vorgesch. Zeit geben die bisherigen paläol. und neol. Funde noch längst kein ausreichendes Bild, weder was die Herkunft noch was die Verbreitung der Menschen betrifft. Auch durch Rückschlüsse aus den Zuständen der geschichtlichen Zeit läßt sich das Fehlende nicht mit genügender Sicherheit ergänzen. Denn noch in den späteren Per. hat die Bevölkerung des Landes wiederholt wesentlichen Zuwachs von den Nachbargebieten her erhalten und sind Landesteile, die früher gar nicht oder doch nur schwach bevölkert waren, in den Bereich menschlicher Wirtschaft und Siedlung gezogen worden. Das erstere erklärt sich aus der Lage von P.-S. zwischen Wüste und Meer auf der wichtigsten Landbrücke zwischen Asien und Afrika, das letztere aus der sehr verschie-

denen Naturausstattung der einzelnen Landschaften; für beides wirken wechselnde geschichtliche Antriebe bestimmend mit. Ähnliche Verschiebungen in der Bevölkerung sind gewiß auch für die vorgesch. Zeit anzunehmen, ja für sie vielleicht sogar in verstärktem Maße; aber eben damit schwindet die Möglichkeit, aus den speziellen Tatbeständen auch nur der ältesten geschichtlichen Per. Schlüsse weit nach rückwärts zu ziehen, als wären sie ein Niederschlag längst stabil gewordener Verhältnisse. Insbesondere muß vor der weit verbreiteten Neigung gewarnt werden, alte „Volksnamen" wie Amoriter (s. d.), Kanaaniter (s. Kanaanäer) unbesehens zur Grundlage eines ethnographischen Systems zu machen; sie gehen teils auf Landschaftsnamen u. dgl., teils auf Bezeichnungen historisch-politischer Gebilde zurück, und wir haben in keinem Falle Gewähr dafür, daß sie sich mit ethnographischen Einheiten decken. Überall ist vielmehr zum mindesten mit der Überlagerung alteinheimischer Massen durch neueingedrungene Herrenschichten zu rechnen. Von reinen Rassen vollends kann in P.-S. für die vorgesch. so wenig wie für die geschichtliche Per. die Rede sein.

§ 26. Der Sprache nach erscheint die Bevölkerung von P.-S. schon zu Anfang der geschichtlichen Zeit als ganz vorwiegend semitisch (s. Semiten B). Und zwar tritt hier zunächst in den aus P.-S. stammenden Briefen des Archivs Amenophis' IV. (s. Amarnazeit § 2), aber auch in zahlreichen Orts- und Personennamen äg. Denkmäler aus der Zeit der Pharaonen-Herrschaft der sog. kanaanäische Zweig des Semitischen in die Erscheinung, dem seit dem Ende des 2. Jht. v. C. die sem. Buchstabenschrift als Ausdrucksmittel diente (s. Semiten B, Schrift E). Doch darf die Verbreitung kanaan. Inschriften vom äußersten N Syriens (Sendschirli; vgl. M. Lidzbarski *Ephem. f. sem. Epigr.* 3 S. 218ff.) bis in den S Palästinas (*Mēša'*-Stein; s. Moabiter § 2) zu Anfang des 1. Jht. nicht darüber täuschen, daß sich schon damals im syr. Binnenland eine andere sem. Sprache festgesetzt hatte, die bald auch in Inschriften (und sicher ebenso in dem uns verlorenen sonstigen Schrifttum) sich durchsetzte (vgl. Lidzbarski a.a. O. S. 2f.; vgl. ebd. S. 202f.) und späterhin die Vorherrschaft erlangte: das Aramäische (s. Aramäer § 4 und Semiten B IV). So mag sehr wohl auch im 2. Jht. v. C. das sprachliche Bild von P.-S. viel bunter gewesen sein, als es uns nach den Denkmälern jener Zeit erscheint, und das gleiche gilt für noch frühere Perioden. Offenkundig ist die Tatsache, daß es damals auch beträchtliche Elemente nichtsem. Herkunft im Lande gab. Dafür sind nichtsem. Ortsnamen das älteste Zeugnis (s. Name C); sie finden sich in Nord-Syrien, wo noch heute das Semitische (Arabische) nicht ausschließlich herrscht, recht häufig (z. B. in der nordsyr. Städteliste Thutmosis' III.: Sethe *Urkunden d. äg. Altertums* IV 786ff.; für den heutigen Bestand vgl. ZfSem. 1 [1922] S. 165 E. Littmann), kommen aber auch im S vor (R. Kittel *Gesch. d. Volkes Israel* 6 I [1923] S. 43). Sie dürften zum größten Teil aus altkleinas. Sprachen (s. d.) stammen und auf ein von N gekommenes Bevölkerungselement zurückgehen. Ebenso sind natürlich die nichtsem. Personennamen der Amarnazeit (s. d. § 3) zu beurteilen. Da ihre Träger jedoch fast durchweg Angehörige der damaligen Herrenschichten sind, ergibt sich aus ihnen kein sicherer Schluß auf große Völkerbewegungen von N nach S; vielleicht handelt es sich nur um die Besitzergreifung sem. Gebiete durch einen neugekommenen nichtsem. Adel (s. Hyksos § 2). Übrigens sind diese Personennamen nur z. T. kleinasiatisch, z. andern Teil idg. (KZ 42 [1908] S. 17ff. Ed. Meyer), und von dem letzteren Element darf es für sicher gelten, daß es eine erst im 2. Jht. nach P.-S. gekommene, zahlenmäßig schwache Herrenschicht war, die früher oder später in der sem. Bevölkerungsmasse aufgehen mußte (SB. Preuß. Akad. 1925 S. 251ff. Ed. Meyer). Nur in Nord-Syrien zeigen sich noch im 1. Jht. Nachwirkungen jener Überlagerungen durch nichtsem. Elemente (vgl. die Königsnamen der Inschriften von Sendschirli; s. Sam'al). Ganz isoliert steht endlich am Schlusse der hier zu betrachtenden Zeit das Eindringen von Stämmen aus dem ägäischen Kreis nach P.-S.; von ihnen sind uns nur die Philister (s. d.) und ihre Verwandten notdürftig bekannt.

VI. Geschichte. § 27. Erst mit Beginn des 2. Jht. v. C. tritt P.-S. in das Licht der Geschichte. Zwar fehlt es für das 3. Jht. nicht an Nachrichten über äg. und babyl. Züge in die Grenzlandschaften von Palästina und Nord-Syrien (s. Ägyptischer Kultureinfluß auf Palästina-Syrien § 2 und Amoriter § 2; zu letzterem jetzt Th. Bauer *Die Ostkanaanäer* 1926 S. 82ff.); aber diese Nachrichten stehen untereinander meist nicht im Zusammenhang (hypothetische Verknüpfungsversuche z. B. bei R. Kittel *Geschichte des Volkes Israel*[6] I [1923] S. 39ff.; Journ. Palest. Or. Soc. 2 [1922] S. 110ff. W. F. Albright) und geben vor allem von den inneren Verhältnissen in P.-S. noch kein Bild. Nur die Stadt Byblos (s. d.) tritt vermöge ihrer Seehandelsbeziehungen zu Ä. schon jetzt erkennbar hervor, und sogleich zu Anfang des 2. Jht. macht sich in Palästina ein Reich von *Rtnw* abermals durch seine besonderen Verbindungen mit Ä. stark geltend (ZdPV 47 [1924] S. 169ff. A. Alt). Man darf gewiß erwarten, daß künftige Funde äg. und babyl. Schriftdenkmäler noch das eine oder andere zur Aufhellung der Frühgeschichte P.-S. beitragen werden; aber volles Licht werden auch sie kaum verbreiten können, da P.-S. damals noch nicht im unmittelbaren Herrschaftsbereich der alten Kulturstaaten am Nil und Euphrat lag und somit der Antrieb zu eingehenderer Beschäftigung mit ihm fehlte. Aus P.-S. selbst sind Schriftdenkmäler des 3. Jht. kaum zu erhoffen, da es dort noch kein bodenständiges Schreibwesen gab. Es bleibt also nur die Möglichkeit arch. Erforschung; die Anfänge des Städtewesens in der frühen BZ müßten untersucht, die Verbreitung der Städte in den verschiedenen Landesteilen festgestellt werden. Solange in dieser Richtung noch nicht mehr geschehen ist als bisher, läßt sich aus der Archäologie kein wesentlicher Gewinn für die Landesgeschichte ziehen.

Ed. Meyer *G.d.A.*[5] I2 (1925) § 354 ff., 467 ff.

§ 28. Etwa vom 19. Jh. an (Beginn der mittl. BZ) brachte die Bewegung der Hyksos, die ihrerseits mit politischen Umwälzungen in Kleinasien, Mesopotamien und Babylonien zusammenhängen wird (SB. preuß. Akad. 1925 S. 251ff. Ed. Meyer), eine durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse in P.-S. zustande, die lange nachwirkte (s. Hyksos § 2 und A. Alt *Die Landnahme der Israeliten in Palästina* Ref.-Programm Leipzig 1925 S. 6ff.). Mit der neuen Technik des Streitwagenkampfes kam ein internationales Rittertum auf, an dessen Sitzen sich eine durch die Beziehungen zu Ä. und zur ägäischen Welt (s. Ägäischer Einfluß auf Palästina-Syrien) geförderte städt. Kultur entwickelte. Auch die Übernahme des babyl. Schreibwesens nach P.-S. (s. Amarnazeit § 2) fand vielleicht erst damals statt. Das Großreich der Hyksos wird ganz P.-S. mit umfaßt haben; doch ist uns seine Geschichte im einzelnen dunkel. Im Gegenstoß gegen die Hyksos errangen sodann von 1580 ab die Äg. des NR die Oberhoheit über P.-S., die wenigstens in Palästina bis zum Anfang des 12. Jh. dauerte. Aus ihrem wechselvollen Verlauf ist uns eine Per. höchster Machtentfaltung in den Feldzügen Thutmosis' III. seit 1479 und eine Per. äußersten Machtrückgangs unter Amenophis III. und IV. um und nach 1400 (s. Amarnazeit) näher bekannt; danach bestimmt sich unser Gesamteindruck. Allem Anschein nach hat die äg. Herrschaft nicht allzu tief in die inneren Verhältnisse von P.-S. eingegriffen, sondern sich lediglich an die Stelle der Hyksos-Herrschaft zu setzen gesucht. Daher die relative Selbständigkeit der einheimischen Gewalten unter der Oberhoheit der Pharaonen: Dynasten aus dem alten Adel in den zahlreichen Stadtstaaten der Ebenen, mächtigere Herrscher in den Territorialstaaten des gebirgigen Binnenlandes, die sich (oft in Anlehnung an das Hettiter-Reich im N) der Vasallität gegenüber den Pharaonen entziehen wollen (s. König C § 1; Älteste § 2; Alt *Landnahme* S. 9ff.). Je länger je mehr erweist sich das Reich Amurru in Mittelsyrien, in dem vielleicht ein Überrest der Hyksos-Macht fortlebt, und das bei den Hettitern einen starken Rückhalt findet, als Bollwerk des Widerstandes gegen die äg. Herrschaft (s. Amoriter § 3). So geht der N vom 14. Jh. ab seine eigenen Wege; nur im S erhält sich unter mancherlei Schwankungen bis zu Ramses III. die Macht der Pharaonen.

Pannonische Keramik

Pannonische Keramik. Vattina bei Veršec, Jugoslavien. Nach M. Hoernes *Urgeschichte.*

Pannonische Keramik

Pannonische Keramik. Vattina bei Veršec, Jugoslavien. Nach M. Hoernes *Urgeschichte.*

R. Kittel *Gesch. d. Volkes Israel*[6] I (1923) S. 139ff.; *The Cambridge Ancient History* II (1924) S. 296ff. S. A. Cook.

§ 29. Der Zusammenbruch der äg. und der hettit. Weltstellung bald nach 1200 gab dem geschichtlichen Leben in P.-S. neue Entwicklungsmöglichkeiten; neugekommene Völkerschaften setzten sich im Lande fest, bauten seine Besiedlung weiter aus und schufen ein neues Staatensystem, während die Kulturbeziehungen zu der umgebenden Welt schwächer wurden (Beginn der EZ). In den Küstenebenen faßten die Philister und andere Stämme aus dem ägäischen Kreis dauernd Fuß; die Binnengebiete fielen der zusammengehörigen Völkergruppe der Aramäer, Ammoniter, Moabiter, Edomiter und schließlich der Israeliten anheim (s. d. Einzel-Artikel). Der inneren Struktur dieser Völkerschaften, wie sie sich vor allem in ihrer Heeresverfassung ausprägt (s. Heer B § 2; König C § 2; Alt *Landnahme* S. 23ff.), entsprach eine neue Form der Staatenbildung auf nationaler Grundlage und mit territorialer Abrundung. Nur an der Küste, besonders bei den Phönikern, erhielten sich Reste des alten Stadtstaatwesens. Doch fällt die volle Ausreifung dieses neuen Systems erst in den Anfang des 1. Jht. v. C., also außerhalb des Rahmens, der diesem Überblick gesteckt ist.

Vgl. die Darstellungen der Geschichte des Volkes Israel; *The Cambridge Ancient History* II (1924) S. 275ff. H. R. Hall; ebd. S. 352ff. S. A. Cook; ebd. III (1925) S. 132ff. D. G. Hogarth. A. Alt

Palaststil s. Kreta B.

Palaststilvase s. Vase B 1.

Palermo, Stein von s. Stein von Palermo.

Palette (zum Schminken) s. Schminkpalette.

Päligner s. Italiker B § 2 (Sabeller).

Palikao s. Nördliches Afrika A § 4.

Palisade s. Festung.

Pállfy-Höhle s. Böhmen-Mähren A II § 2.

Palme s. Baum (Heiliger), Holz, Lebensbaum, Vorderasien § 5.

Palmella (Portugal). Nekropole der entwickelten Kupferzeit n. von Setúbal. Sie besteht aus einer Reihe von künstlich für die Bestattung hergerichteten Höhlen (Kammer mit Gang). Die Kammer ist kreisförmig und besitzt meistens etwa 10 m Umfang bei einer Höhe von 2 m in der Mitte. Die Decke will eine Kuppel darstellen, aber sie ist aus keinem Material gebaut, da ja die ganze Höhle einfach in den weichen Felsen gehauen ist. Die Gräber waren Erdbestattungen, es sind aber nur geringe Reste von menschlichen Gebeinen erhalten. Dafür war die Grabausstattung desto reicher. Dank ihr gehört P. zu den typischsten Stationen aus der Blüte der Kupferzeit (Volläneolithikum) in Portugal, sie charakterisiert die Periode A in ihrer vorgeschrittensten Zeit. Man hat hier Gegenstände aus Silex gefunden, Messer und Pfeilspitzen mit konkaver Basis oder Stiel, Steinäxte, Schieferplatten mit Eingravierungen und eine große Fülle von Halsketten, viele von ihnen aus Callaïs (s. d.), Keramik besonders von der Art der Glockenbecher (s. Glockenbecherkultur) mit reicher und mannigfaltiger Dekoration und endlich Gegenstände aus Metall und Kupfer, und zwar Pfeilspitzen sowie eine Axt (s. Tf. 130 Abb. 40—44, 49, 51, 56, 58—65).

Cartailhac *Ages préh.* S. 116ff.; Belchior da Cruz *As grutas de Palmella* Boletín da Sociedade Archeologica Santos Rocha 1, 3. Figueira 1906 S. 87ff. (Bearbeitung der alten unveröffentlichten Manuskripte von Carlos Ribeiro, welche die originalen Ausgrabungsberichte enthalten); O Archeologo Português 12 (1907) S. 210ff., 320ff.; ebd. 13 (1908) S. 277ff. (Marqués da Costa *Estações prehistoricas dos arredores de Setubal* mit Ausgrabungsbericht der neuen, vom Verf. veranstalteten Ausgrabungen in Palmella). — Für die Chronologie Palmellas vgl. Bosch *Hisp.* S. 155ff. J. de C. Serra-Ràfols

Palomas-Höhle (bei Facinas-Tarifa, span. Prov. Cádiz). Nische mit einer naturalistischen Tierfigur, entdeckt von H. Breuil (1913). S. Kunst A III. H. Obermaier

Paludina diluviana s. Diluvialfauna § 6.

Paludina Duboisi s. Diluvialfauna § 6.

Pangrave s. Grab D § 16, Grab E § 3.

Panighina (Italien). § 1. Ein Landgut an der Bergseite der Via Aemilia, unweit Bertinoro, zwischen Forlimpopoli und Cesena, nur gegen 20 km vom Meere entfernt, seit 1902 wissenschaftlich bekannt durch die Entdeckung früher Fassung von Mineralquellen

— Magnesia, Chlor und Jod —, die seit 1870 zufällig stattfand und bald lokale Benutzung der Quelle im Gefolge hatte. 1909 und 1911 wurden die Grabungen wieder aufgenommen. Die in einst 4,50 m, heute 7,50 m T. — Oberrand des Brunnenrohrs, 10 m Sohlentiefe — dem Urboden entsteigende Quelle war in einer über die Bodenfläche emporsteigenden Röhre gefaßt, die aus sauber ausgehöhlten Stücken eines Ulmenstamms sorgsam zusammengesetzt und wieder durch einen fünfeckigen Holzumbau, dem Eichenpfähle als Stütze dienten und den Streben mit der Röhre verbanden, um diese fest in ihrer Stellung zu halten, gesichert war; auch ein Weinrebenstamm war irgendwie verwendet (Mon. Lincei 29 S. 537 Abb. 34).

§ 2. Außer einer Knochenspachtel zum Glätten, einem kleinen Feuersteinnucleus, Holzresten und Knochen von Rindern, Schafen oder Ziegen sowie einem Rinderhorn und Schalen von Wall- und Haselnüssen, Weinkernen, Gerstenkörnern und wenigen anderen Kornresten sind nur Gefäße gefunden, von denen einige an ihren inneren Wandungen noch Spuren vegetabilischer Stoffe oder von Ocker zeigten. Nur wenig ganze Gefäße, meist Scherben, wurden gehoben, scheinbar durchweg handgemacht, aber schon in geschlossenem Feuer, nur durch Hitzwirkung, gebrannt. Sie wurden vom Entdecker Santarelli mit Geschirr aus Hüttensiedlungen der Urbevölkerung verglichen, während Pigorini in stärkerem Maße die Keramik der Pfahlbauten und Terramaren glaubte heranziehen zu sollen, wenn er sie auch nicht, was unmöglich gewesen wäre, damit identifizierte. Pigorini glaubte sogar, aus einigen in der Nähe gefundenen Pfählen mit Santarelli auf einen benachbarten Terramare-Bau schließen zu können, woran er jetzt wohl selbst kaum mehr denken würde, da richtige Terramaren in der Romagna überhaupt nicht nachweisbar sind. Pigorinis Beobachtungen wurden von Ugolini aufgenommen und kritisch weitergeführt, unter Betonung der besseren Qualität der Panighina-Gefäße und mancherlei Berührungen mit anderer früher Romagna-Keramik, z.B. solcher vom alten Bologneser Friedhof vor Porta S. Vitale, aber auch solcher aus Halbinsel-Italien. Mit Recht bemerkte Santarelli, daß bei diesen sehr einfachen und kleinen, meistens wohl nur zum Wasserschöpfen bestimmten Gefäßen (Formen: Notizie 1902 S. 541ff. Abb. 1—13; Bull. Paletn. Ital. 34 [1908] Tf. 5; Mon. Lincei 29 Tf. 2, 3 und Textabb.) zu beachten sei, daß jede Fußbildung fehle, bei runder oder flacher Gestaltung der Bodenfläche, ferner aber auch die gerade für die Terramaren-Formen und ihre in die Romagna übertragenen Weiterbildungen bezeichnenden Henkelbildungen, wie die Ansa cornuta oder lunata und a cilindro retto (s. Ansa cornuta, besonders §6,7). Dagegen sei wenigstens ein sicheres Beispiel des in der Romagna verbreiteten horizontalen Röhrenhenkels festgestellt wenn auch erst im ersten Entwicklungsstadium, die wir in größerer Zahl im umgebenden Erdreich fanden, dann, kunstgerecht ausgebildet namentlich in Apulien und Sizilien. Knopfartige Erhebungen, auch Reihen von Fingereindrücken oder mit Stecken aus Holz oder Knochen hergestellte und mitunter weiß ausgefüllte Verzierungen sind häufiger, allerdings noch nicht wesentlicher Schmuck der im Brunnen selbst gefundenen oder sicher aus ihm bei Verwesung des Holzes herausgefallenen Gefäße, während die durch Ghirardini 1909 und 1911 in der Nähe gefundene Topfware Bewohnung des Platzes von neol. Zeit ab erweist und in den jeweils höheren Schichten durch die BZ hindurch bis zur EZ, ja bis zur gall. Per. hinunterleitet.

§ 3. Somit wird diese entweder noch der allerletzten BZ oder wahrscheinlicher schon der ersten EZ angehörige Anlage wohl von den altansässigen Bewohnern ausgeführt sein zu einer Zeit, als dieselbe von den zuziehenden oder durchziehenden Trägern der Bronzekultur, den Terramaren-Leuten, d. h. den verbrennenden „Italikern", inzwischen mancherlei Anregung, so vielleicht die Technik der Brunnenfassung (vgl. die verwandten Anlagen im Alpengebiet St. Moritz [Band II Tf. 187b] und Vals: v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 135), aufgenommen und zu eigenem Besitz verarbeitet hatten. Die Bedeutung der Quelle wird stets, so Ugolini richtig gegen Pigorini, nur eine lokale gewesen sein.

Das Fundmaterial teils bei Dr. Ignazio Bassetti in Bertinoro, teils im Museo civico von Bologna.

Notizie 1902 S. 541ff. Santarelli; ders. *Sulle scoperte preist. fatte nel predio Panighina* Faenza 1903; Bull. Paletn. Ital. 34 (1908) S. 169ff.; Montelius *Vorkl. Chronol.* 1912 S. 39; Mon. Lincei 29 (1924) S. 493—654, 50 Abb. 3 Tf. Ugolini, wozu DLZ 1925 S. 461—64 v. Duhn. — Prähistorische Brunnenanlagen: MAGW 1923 S. 49ff. Richter.

v. Duhn

Pannonische Keramik (Tf. 8, 9). § 1. Unter dieser von Florian Rómer geprägten Bezeichnung versteht man eine bronzezeitl. keramische Gruppe, die sich sowohl durch ihren Formenreichtum und die Feinheit und Schönheit der Formen wie durch ihre reiche und geschmackvolle Ornamentik scharf von allen übrigen gleichaltrigen keramischen Gruppen Mittel- und Westeuropas abhebt. Die herrschenden Gefäßformen sind veredelte altertümliche Typen, Nachkommen der alten Bombenurne und Pilzschale, ferner an den Walternienburger Typus (s. d.; Band XIV Tf. 58) erinnernde elegante Zylinderhalsurnen mit zwei kleinen Schulterhenkeln und zwei Reihen von Ösenhenkeln (Tf. 9 Abb. 7), Doppelhenkelgefäße mit geschweiftem Mündungsrand, die noch sehr an gewisse Formen des Lengyel-Jordansmühler Typus (s. d.) gemahnen, krugartige Gefäße, Schüsseln und Schalen, bauchige Kännchen, gekuppelte Doppel- und Etagengefäße, der ital. Villanova-Urne nahe verwandte doppelkonische Gefäße, eigentümliche, bienenkorbartige Tonsiebe, wie sie in der älteren BZ von Niederösterreich bis nach Troja auch sonst noch häufig vorkommen, mützenförmige Gefäßdeckel usw. Unter den Gefäßhenkeln erscheinen neben einfachen walzen- oder bandförmigen Typen sehr häufig auch solche mit Ansätzen oder ansa-lunata-artige Typen (Tf. 9 Abb. 1), doch kommen auch einfache Ösenhenkel und warzenartige, durchbohrte Ansätze vor.

§ 2. Die Ornamente sind meist tief eingestochen und größtenteils weiß inkrustiert (s. a. Band III Tf. 8). Besonders beliebt sind einzelne oder doppelte und mehrfache Vertikal-, Horizontal- oder Zickzacklinien, von denen Punktlinien, kleine Bögen oder Dreiecke herabhängen. Auch Girlandenmuster, Schachbrettmuster und Reihen schraffierter Dreiecke kommen vor, ebenso winkelband-artige und hakenförmige Motive, konzentrische Kreise und namentlich auch Spiral- und Volutenmuster, die bald, wie in der Spiralmäanderkeramik (s. Bandkeramik), zusammenhängende Horizontal- oder Vertikalbänder bilden, bald nur in Form symmetrisch gruppierter Schnörkel oder spiraliger Einrollungen der Enden von geraden Linien auftreten. Im allg. ist die Dekoration höchst geschmackvoll und gewählt.

§ 3. Außer an Gefäßen findet sich die gleiche Dekorationsweise auch noch bei den figürlichen Tongebilden, die namentlich in Temes-Kubin (s. d.), Kličevac (s. d.; Band VI Tf. 2), Orsowa, Ghirla (s. d.; vgl. Band IV Tf. 133, 134), Žuto brdo u. a. m. in ziemlicher Menge zum Vorschein gekommen sind. Diese Idole (s. d. A 2), die wohl durchweg weibliche Figuren darstellen, haben meist einen hohlen, trompetenförmig geschweiften Unterkörper mit elliptischem Querschnitt, auf dem sich der abgeflachte Rumpf erhebt. Der Kopf ist nur vereinzelt, wie beispielsweise bei der bekannten Figur von Kličevac (s. d.), sorgfältiger ausgeführt, öfter nur durch einen flachen, mehr oder weniger langen, nach oben hin sich verjüngenden Zapfen angedeutet, der bogenförmig in den flachen Rumpf übergeht (Figuren von Babska in Syrmien, Temes-Kubin, Orsowa, Ghirla usw.). Die Augen sind meist durch einfache, grübchenartige Vertiefungen oder konzentrische Kreise (Golubac in Serbien) dargestellt, um die bisweilen ein Strahlenkranz angebracht ist (Ghirla u. a. FO). Andeutungen von Ohren fehlen (mit Ausnahme bei der Figur von Kličevac) meist vollständig. Die Nase ist entweder durch eine hakenförmige Figur angedeutet oder durch eine Vertikallinie und zwei symmetrische, nach oben zu konvergierende schräge Linien, deren obere, spiralig eingerollte Enden dann die Augen andeuten. Mehrere bogenförmige Linien darunter sollen meist den Mund bezeichnen. Durch weiß inkrustierte, gewöhnlich in Absatzstichtechnik ausgeführte Linien sind außerdem noch verschiedene Einzelheiten der Tracht dargestellt, so ein Diadem oder eine flache Mütze, wie sie in ganz ähnlicher Form noch heute von den serbischen Frauen getragen wird, der vom Scheitel herabhängende

Zopf, der bisweilen ungemein reich verzierte, unten mit Gehängen ausgestattete Gürtel (besonders Kličevac) und der Hängeschmuck für Brust und Rücken, der ganz und gar den in ungar. Depotfunden vorkommenden Schmuckgehängen entspricht (vgl. z. B. Hampel I Tf. 52, 1; 53, 1, 4 u. a.). Ebenso findet sich bisweilen (z. B. Kličevac) eine kurze, schmale Schürze mit Fransen dargestellt, wie sie im ö. Serbien und anderwärts noch heute von den Frauen getragen wird, und auch die Einzelheiten auf dem lang herabfallenden Unterrock sind in trefflicher Weise veranschaulicht.

§ 4. Die zahlreichsten Fundstellen mit P. K. liegen im Komitat Tolna (Gerjen, Kölesd, Alsó-Nyék u. v. a.). Außerdem erscheint sie auch noch in den Komitaten Pest (Urnenfriedhof von Zsitvatö u. a.), Szolnok (Wohnstättenfunde von Szelevény), Hont, Heves (Urnenfriedhof von Hatvan), Veszprim und Gran, und donauabwärts in Slavonien (Vučedol [s. d.] usw.), Serbien (Žuto brdo, Temes-Kubin [Galya] und Veršec [Vattina; Tf. 8, 9]), um sich von hier noch weiter ö. bis Bulgarien (Kutovo) und Rumänien vorzuschieben, wo sie in typischer Ausgestaltung namentlich in Ghirla (s. d.) vorliegt und, wenn auch schon in entarteter Form, selbst noch in Sărată-Monteorŭ (s. d.) am Buzeŭ auftritt. Anderseits erstrecken sich aber ihre Einflüsse auch noch weit nach W und NW. Nicht nur kehren analoge Gefäßformen und eine gleiche Dekorationsweise am Haslerberg bei Laa, in Stronegg und in der Gegend von Melk in Niederösterreich wieder (Hoernes *Urgesch.*[2] S. 406), sondern auch in Mähren (Charvati bei Olmütz; vgl. Hampel *Ant. préh. de la Hongrie* Tf. 20, 9) und Böhmen finden sich zahlreiche Analogien (Urnenfelder bei Postelberg, Wokowitz und Lüben bei Prag; Grabhügel von Kbel, Velká Dobrá, Tschemin bei Tuschkau, Hajek bei Pilsen u. a. m.; Hoernes a. a. O. Anm. 63). Ja selbst noch in der Prov. Sachsen (einige kleine „pannonische" Gefäßchen, ähnlich wie Hampel *Antiquités préhist. de la Hongrie* Tf. 20, 5; 21, 6, aus dem Bandgräberfelde von Aschersleben [Staatl. Mus. Berlin]) und in Rheinhessen (schlankhalsige Vase wie von Gernyeszeg, Fünfkirchen, Szegedin, Gomba u. a. FO [vgl. A. Hampel a. a. O. Tf. 22, 8]; Doppelhenkelvase ähnlich denen von Klein-Probstdorf [Klein-Kokeler Kom.], Gernyeszeg [Kom. Torda-Aranyos] u. a. FO, beide von Flonheim [Westd. Z. 1889 Tf. 9, 2, 3]) macht sich die Einwirkung der P. K. bemerkbar (MWAG 1900 S. 52 Reinecke).

§ 5. Ziemliche Schwierigkeiten bereitet gegenwärtig noch die zeitliche Festlegung der P. K. Ihre Hauptmasse fällt zweifellos in die II. Per. der BZ (Mont.). Dies beweist nicht nur das Auftreten typischer Gefäße in sicher datierbaren Depotfunden (z. B. Rákos-Palota; s. d. und Band XI Tf. 2 Abb. 1), sondern auch die oben erwähnte Darstellung der Schmuckgehänge an den Tonfiguren, die vollständig den in datierbaren Depots in großer Zahl vorkommenden Gehängen gleichen. Dazu stimmt auch, daß die P. K. fast durchweg in Brandgräbern und nur vereinzelt in Gräbern mit kalter Bestattung (Hockergräberfeld von Szeremle bei Baja u. a.) auftritt, wie sie für die frühste Bronze- und die Kupferzeit Ungarns charakteristisch sind. Doch muß die P. K. von sehr langer Dauer gewesen sein, und ihre Vorstufen reichen zweifellos noch bis in den Schlußabschnitt der jüngeren StZ zurück. Darauf weisen außer ihrem soeben erwähnten Auftreten in Skelettgräbern nicht nur mancherlei Gefäßformen, wie namentlich die Weiterentwicklungen der Bombengefäße, der Pilzschalen mit hohem, durchbrochenen Fuß, die Doppelhenkelgefäße, die oben erwähnten Zylinderhalsurnen, die ansa-lunata-förmigen Henkel u. a., sondern auch der Dekorationsstil, der in ganz ähnlicher Weise schon in rein stein- oder steinkupferzeitl. Siedlungen vorkommt, so daß es oft unmöglich ist, das Alter der Gefäßscherben sicher zu bestimmen. Ebenso ist die bronzezeitl. Tonplastik aufs engste mit der spätneol. Idolbildnerei verknüpft, so daß auch in dieser Hinsicht eine strenge Scheidung nicht möglich erscheint. Anderseits scheint sich aber die P. K. auch noch bis weit in die III. Per. der BZ erhalten zu haben, die Stufe der jüngeren Spiral- und Buckelkeramik, die zwar an Feinheit der Formen und Dekorationsweise weit hinter jener zurücksteht, aber doch mancherlei, wie die hohen Zylinderhalsurnen, die Doppelgefäße, die Henkelkrüge, die Buckel mit konzen-

trischer Halbkreisumrahmung usw., mit ihr gemein hat, daneben aber auch mit dem sog. Lausitzer Typus der nw. an Ungarn anstoßenden Gebiete nahe Verwandtschaft zeigt. Ja, die Nachklänge der P. K. leben sogar noch in der Hallstattstufe A fort. So erscheinen auf dem Urnenfriedhof von Hatvan, Kom. Heves, und in den Siedlungen von Szelevény-Demeterpart und Szelevény-Ördögárok, Kom. Jász-Nagy-Kun-Szolnok, hochhalsige Doppelhenkelkrüge, die in ihrem Gesamthabitus und namentlich der Henkelbildung lebhaft an das obengenannte Gefäß von Rákos-Palota erinnern und sich von ihm nur durch etwas reichere Profilierung des Gefäßkörpers und die für diese Stufe so charakteristischen Sternmuster unterscheiden (Hampel a. a. O. Tf. 88, 1—3).

Congr. intern. préh. Budapest 1876 II 1 S. 146ff. Florian Römer; Wosinsky *Inkrust. Keramik* 1904; Hampel *Die BZ in Ungarn* I (1887), II (1892), III (1899; die beiden letzten Bände nur ungar.); Hoernes *Urgeschichte*[2] S. 404ff.

G. Wilke

Pantalica.

A. Palast (Tf. 10). § 1. P. ist das einzige, leidlich erhaltene Gebäude einer ziemlich großen, ungemein naturfesten Ortschaft. Diese liegt im mittleren Teile des Südzipfels der Insel Sizilien auf einer Ebene. Der Palast wurde auf einem etwas abschüssigen Terrain errichtet. Auf der tiefer gelegenen Südseite diente ein mächtiges Megalithgemäuer zur Stützung. Der Palast insgesamt hat die Form eines von NW nach SO liegenden Rechtecks (37,50 × 11,50 m). Er umfaßt 8 Räume und trägt mannigfache deutliche Anzeichen einer Umwandlung in späterer (byzantinischer) Zeit (Mon. Lincei 9 [1899] S. 75ff. P. Orsi).

§ 2. Der erste und umfangreichste dieser Räume (A) wird auf drei Seiten von einer Mauer aus kolossalen Steinen, richtigen Megalithblöcken, umgeben. Die anderen Wände des Gebäudes sind dagegen in mittelgroßen oder kleinen Steinen aufgeführt. Außer der Größe einiger Steinblöcke überrascht das Material von allen; es ist sehr harter Muschelkalkstein, der in der Gegend von P. nicht ansteht. Ihr Transport auf beschwerlichen Wegen mußte also eine ungeheure Arbeit erfordern. Die Steinblöcke wurden zu viereckigen und oblongen Klötzen mit scharfen Kanten und Umrissen zugehauen. Gute Standflächen erhielt man zuweilen durch Behauen der darunterliegenden Blöcke. Die untere Schicht ruht auf dem eingeebneten Felsboden.

Die Maße der größten Stücke betragen: Steinblock an der SW-Ecke 1,60 × 1,23 × 1,30 × 1,05 m; zweiter Stein ebenda 1,66 × 1,17 m; sö. Eckstein 2,23 × 1,10; 7. Steinblock der SO-Seite 1,30 × 1,30 × 1,50 m.

Der Raum A hat zwei Eingänge in derselben Achse, einer im W, ein anderer im O von 1,39 resp. 1,54 m Br. Nahe der Ostwand bemerkte man auf einer Fläche von mehr als 2 qm ein Gemisch von Asche und Kohlen. Darunter befanden sich auch die Bruchstücke von 5 Gußformen aus Sandstein zur Herstellung von Flachäxten. Der Fußboden des ganzen Raumes besteht aus einem Gemengsel von Asche, Stroh, Tonscherben und verbrannten Knochen. An der Außenseite der Ostwand fand man hier und da Bruchstücke von polierten sikul. Vasen, und mitten dazwischen kamen Stücke von durchlochten Äxten zutage, welche absichtlich zerbrochen waren, um wieder eingeschmolzen zu werden. Auch andere bronzene Gegenstände, die zu einer Gießerei gehörten, lagen dort. Weiter stieß man in diesem Raum auf zwei nicht sehr tiefe steinerne Becken, die vielleicht zum Zerreiben und Zermahlen von Metallstücken bestimmt waren. Die gesamte Hinterlassenschaft bestätigt die Zeitstellung in die II. sikulische Per. und bezeugt, daß im fürstlichen Palast eine Gießerei unterhalten wurde, wahrscheinlich weil das Recht zu gießen (gleichsam wie später das des Münzschlagens) dem Fürsten vorbehalten war und in seinem Palast ausgeübt wurde.

Raum B ist ein langer Korridor. An seiner Ostseite befindet sich eine große Eingangstür, vielleicht das Hauptportal. Sie wird von zwei dünnen Mauerflügeln flankiert, die eine Art αἴθουσα bilden. Auch in diesem Zimmer wurden sikul. Scherben angetroffen.

Raum C, der an A und B anstößt, hat zwei 1,48 m breite Türen, im O und W, auf der gleichen Achse. Auch hier sind Reste einer gestampften Pflasterung wie in A. Die Wand zwischen C und dem darauffolgenden Raume D trägt eine doppelte Verblendung aus kleinen Steinen.

D ist eine quadratische Kammer. Dann kommt Raum E mit erkennbarer Tür im W, sonst in allem dem vorhergehenden D gleich.

G ist der letzte dieser 5 in einer Flucht liegenden Räume. F, der an E und den Korridor B anstößt, ist von absolut quadratischer Form. H, der neben G und F liegt, zeigt ganz unregelmäßige Dimensionen.

Das Gebäude wurde in weit zurückliegenden Zeiten verlassen und dann nach vielen Jahrhunderten von Byzantinern besetzt. Die von ihnen vorgenommenen Wiederherstellungen heben sich fast immer deutlich von der ursprünglichen Anlage ab.

§ 3. Die in der Bearbeitung des Steines so erfahrene sikul. Bevölkerung besaß bis in späte Zeit hinein keinerlei Übung in der Tektonik. Und da es unter ihnen also weder Maurer noch Architekten gab, kommt uns das Gebäude von P. wie eine merkwürdige Anomalie vor. Das hohe Alter desselben läßt sich jedoch nicht bestreiten. Die gleiche Mauertechnik finden wir in Troja (s.d.), Tiryns (s.d.), Mykenai (s. d.), auf der Akropolis von Athen, auf Kreta (s. d. B), in Knossos und anderswo. Es ist die des zyklopischen, quadratischen Megalithbaus. Nur konventionellerweise hat Orsi für diesen Palast den klassischen Namen ἀνάκτορον eingeführt, obschon er der Sitz des Fürsten einer „Barbaren"-Stadt war. Zwischen diesem und dem homerischen Palast finden wir einige Berührungspunkte, wenn auch mehr Abweichungen. Dies darf nicht überraschen. Bedenken wir doch, welch großer Abstand zwischen der Kultur der Sikuler und der jener Völkerschaften liegt, die die stattlichen und prächtigen Paläste des myk. Zeitalters bauten. Daher muß jeder Identifizierungsversuch mit einer Hypothese enden. — Den Oberbau des Palastes kennen wir nicht. Sicher hatte er nur ein Stockwerk, und dies war massiv ausgeführt. Von der inneren Ausschmückung der Wände ist keine Spur auf uns gelangt.

§ 4. Orsi meint, dem Fürsten, der inmitten der starken Bevölkerung von P. saß, habe dieses aus schweren und gut bearbeiteten Steinblöcken errichtete Gebäude gehört. Er zweifelt daran, daß es die Frucht der Unternehmungslust und des Geistes der Einheimischen sei; sie hätten höchstens die dazu erforderlichen körperlichen Arbeiten ausführen können. Beweise myk. Einflusses bezüglich der Tektonik hat man, wenn auch nur im Kleinen, in den Grabanlagen von Magnisi (Thapsos); beim Palast von P. tut sich dieser Einfluß im großen kund. Wahrscheinlich kam irgendein Ägäer, der kurz vor 1000 v. C. an der Küste bei Syrakus landete, freiwillig oder gefangen durch das Anapos-Tal bis nach P., trat dort in den Dienst des Fürsten, entwarf den Bauplan für den Palast und leitete dann seine Ausführung. Wenn die Anlage desselben auch von den architektonischen Grundsätzen des myk. Griechenlands ausgeht und in ihrem planimetrischen Schema an die achäischen Bauten erinnert, so verrät sie doch auch einheimische Einflüsse, die durch die große Verschiedenheit der Geschmacksrichtung, der Bedürfnisse, der Kultur und vor allem der häuslichen Organisation bedingt waren.

§ 5. Zwei andere Bauanlagen, welche dem Palast von P. bezüglich ihrer Bestimmung nahestehen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Die eine von ihnen ist das bescheidene Anaktoron von Monte S. Mauro bei Caltagirone (Mon. Lincei 20 [1910] P. Orsi), ein durch eine Querwand in zwei ungleich große Räume geteilter Rechteckbau (8,00 × 15,80 × 7,50 m). An der Ostfront ragen die Längswände in zwei Anten ein wenig vor. Vielleicht waren diese dazu bestimmt, ein kleines Pronaon oder ein Prothyron zu bilden. An der äußersten SO-Ecke des Gebäudes oder, besser gesagt, der entsprechenden Ante steht ein roher, quadratischer Pilaster, der einen Meter tief in die Erde ragt. Er diente als Verstärkungs-Eckpfeiler. Dieser Bau wurde zu einer Zeit errichtet, als die Griechen bereits an der Küste Siziliens angelangt waren. Man kann ihn an den Anfang des 8. Jh. v. C. setzen. Für dieses bescheidene Bauwerk brauchen wir die Hilfe griech. Künstler nicht in Anspruch nehmen.

§ 6. Weit geräumiger, größer und wichtiger sind die Bauten, welche Orsi auf dem Monte Bubbonia (Notizie 1905 S. 447—49; ebd. 1907 S. 498 Orsi) ausgegraben und untersucht hat. Dort lag eine andere, große, anonyme sikul. Stadt. Die steilste Stelle des

Bergkammes wurde von dem übrigen mittels einer dicken Mauer abgetrennt; so entstand eine richtige Akropolis, die ein sehr langes, schmales Gebäude, das Haus des Fürsten, umschloß. Es ist so gut gebaut, daß man an ihm sicherlich den Einfluß und die Leitung, wenn nicht sogar die Hand griech. Arbeiter erkennen kann. Und am Fuß des Berges hat der unermüdliche Ausgräber ein großes Bauwerk untersucht, das er den Winterpalast nannte. Er besteht aus einer Reihe geräumiger, quadratischer Gemächer, die sich um einen oder mehrere größere, rechteckige Höfe gruppieren. Auf dem Monte Bubbonia haben wir dasselbe im Großen, was uns S. Mauro im Kleinen gegeben hat.

B. Nekropolen s. Sizilien B II.

Corrado u. Ippolito Cafici

Pantelleria (Tf. 11). § 1. Auf der kleinen vulkanischen Insel, die zwischen Sizilien und der tunesischen Küste gelegen ist, fanden sich Überreste einer eigenartigen neol. Kultur, die von P. Orsi im Winter 1894/5 genau erforscht wurden (Mon. Lincei 9 [1899] S. 449ff. Orsi; vgl. a. Röm. Mitt. 13 [1898] S. 367ff. A. Mayr und Globus 67 [1900] S. 137ff. ders.). An der Westküste der Insel, nicht weit s. von dem modernen Städtchen P. in der Mursia genannten Gegend, springt gegen das Meer ein kleines Plateau vor, das z. T. durch steil abfallende Ränder und sonst, auf der Landseite, künstlich durch einen großen Wall geschützt ist. Dieser hat (nach Orsi) eine H. von 7—8 m und an der Basis eine Br. von 10 m. Er besteht aus unbearbeiteten Lava-Blöcken und ist auf der Außenseite mit großer Sorgfalt konstruiert. Im Innern des so begrenzten befestigten Platzes entdeckte Orsi Überreste von Hütten von meist rechteckigem Grundriß, deren Wände im unteren Teil aus unbearbeiteten Steinen errichtet waren. In dieser Ansiedlung sammelte Orsi zahlreiche Splitter und andere Gegenstände aus Obsidian (s. d. D), einem auf der Insel selbst vorkommenden Material. Während die Steingeräte große Formenarmut und rohe Herstellungsart zeigen, steht die zahlreich aufgefundene Tonware, die so gut wie ganz der Verzierung entbehrt, technisch auf einer verhältnismäßig hohen Stufe. Die Form und Anlage der Hütten erinnert, wie Orsi hervorhebt, an die von H. und L. Siret erforschten äneol. Ansiedlungen Südostspaniens. Nach dieser Richtung weist z. T. auch die Keramik, wobei bemerkenswert ist, daß gegenwärtig auf der Insel Tonlager nicht bekannt sind, so daß die Möglichkeit besteht, daß der Ton oder — was weniger wahrscheinlich ist — die fertige Tonware von auswärts auf die Insel gekommen ist. Manches läßt an Beziehungen zu Sizilien denken, so besonders kleine, hörnerartige Gegenstände aus Ton von vielleicht apotropäischem Charakter (Mon. Lincei 9 S. 471, 497).

§ 2. In der Nachbarschaft der Ansiedlung von Mursia im wilden Lava-Feld *Le Cimelie* erheben sich die Grabmäler der neol. Bevölkerung von P., die sog. *Sesi*. Es sind massive, runde Bauwerke, die nach oben anscheinend kuppelförmig zuliefen und niedrigen Türmen vergleichbar sind. Orsi konnte noch 58 solche Grabbauten feststellen; doch war früher ihre Zahl ohne Zweifel größer gewesen. Sie bestehen aus nicht oder fast nicht bearbeiteten Steinen; ihre Bauart ist der des Walles sehr ähnlich. Im unteren Teil des Sese öffnen sich niedrige Gänge, deren jeder in ein kleines tholosartiges, aber in ganz roher Weise überwölbtes Gemach führt. Die Zahl dieser Gänge ist nach der Größe des Sese verschieden und schwankt etwa zwischen 1 und 11. Das größte dieser Grabmäler, der sog. *Sese grande* (Tf. 11), der offenbar für die Häuptlinge und ihre Angehörigen bestimmt war, ist 6,75 m h. Sein Grundriß ist wie der der meisten Sesi elliptisch und hat einen größten Dm von ca. 20,60 m und einen kleinsten von höchstens 18 m. Er enthält 11 Eingänge, von denen einer in zwei Kammern führt. In den Kammern der Sesi waren, wie aus den spärlichen Funden Orsis klar hervorgeht, die Toten in zusammengekauerter Lage beigesetzt; die hier gefundene Tonware entspricht derjenigen, welche die Ansiedlung von Mursia lieferte.

§ 3. Man kann die Kammern der Sesi mit den dazugehörigen Zugängen als eine Art von Ganggräbern auffassen, die nebeneinander gesetzt und von einem mehr oder minder architektonisch ausgestalteten

Steinhügel bedeckt wurden. Eine allg. Verwandtschaft verbindet die Sesi mit den Steintumuli von Nordwestafrika (Präh. Z. 8 [1916] S. 3ff. L. Frobenius). Orsi (Mon. Lincei 9 S. 500) hat tunes. Dolmengräber von Djebel Gorra und von Teburšuk mit den Sesi verglichen (s. Tunis B). Aber mehr noch entsprechen den Sesi die von Hamy (Bull. de géographie historique et descriptive 1904 S. 38ff., 54ff.) beschriebenen Grabbauten von Henchir el-Hadjar und Henchir-el-'Assel, die in der Landschaft von Enfida nahe der P. im SW gegenüberbefindlichen Küste von Tunesien liegen. Wie sehr der spezielle Baugedanke, der in den Sesi zum Ausdruck kommt, im ganzen w. megal. Kulturkreis wurzelt, zeigt die auffallende Ähnlichkeit, die der Tumulus von Fontenay-le-Marmion in der Normandie (Déchelette *Manuel* I 397f.) mit dem Sese grande hat.

§ 4. Außer den bisher erwähnten Überresten hat Orsi im nw. Teil von P. noch zwei Plätze (beim Cap Fram und beim Cimitero nuovo) gefunden, die zeitweise als Werkstätten zur Herstellung von Obsidian-Gegenständen gedient hatten und gut gearbeitete Messer lieferten. — Was den übrigen Teil von P. anlangt, so ist bis jetzt nur noch aus dem äußersten S der Insel eine Stätte bekanntgeworden, wo (nach Archivio per l'antropologia e l'etnologia italiana 36 [1906] S. 284f.; vgl. a. Bull. Paletn. Ital. 33 S. 190) sehr viele Obsidian-Splitter, aber auch Nuclei, kleine Schaber und roh bearbeitete Messer (*lame rozze*) sich gefunden haben.

§ 5. Klar ergibt sich die Zugehörigkeit P. zum westmittelländischen bzw. westeurop. megal. Kulturkreis. Trotz des vollständigen Fehlens von Metall und des primitiven Charakters der Steingeräte legen es die vorgeschrittene Keramik und gewisse Beziehungen zu Sizilien (s. d. B) nahe, daß die beschriebene Kultur von P. noch in die Metallzeit anderer Gebiete sich hinabstreckt. Die Träger dieser Kultur von P. sind ohne Zweifel von Afrika eingewandert, dessen Küste von der Insel aus mit freiem Auge sichtbar ist. Bei der Abgeschiedenheit und schweren Zugänglichkeit der Insel ist der kleine Stamm wohl bis zu seinem Erlöschen auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe verblieben. Bronzezeitliche Gegenstände sind bis jetzt auf P. nicht bekanntgeworden.

§ 6. In historischer Zeit finden wir auf P. eine phön. Niederlassung, die, vielleicht von Malta (s. d. B) aus, wohl schon vor der Einbeziehung P. in das karthag. Reich gegründet wurde. Die ältesten Funde, die sich mit der phön. Bevölkerung von P. in Verbindung bringen lassen, reichen bis ins 6. oder vielleicht noch ins 7. Jh. hinauf. (Über P. in historischer Zeit vgl. Röm. Mitt. 13 S. 381ff.; Mon. Lincei 9 S. 504ff.; Globus 67 S. 142f.). † Albert Mayr

Panther s. Diluvialfauna § 5.

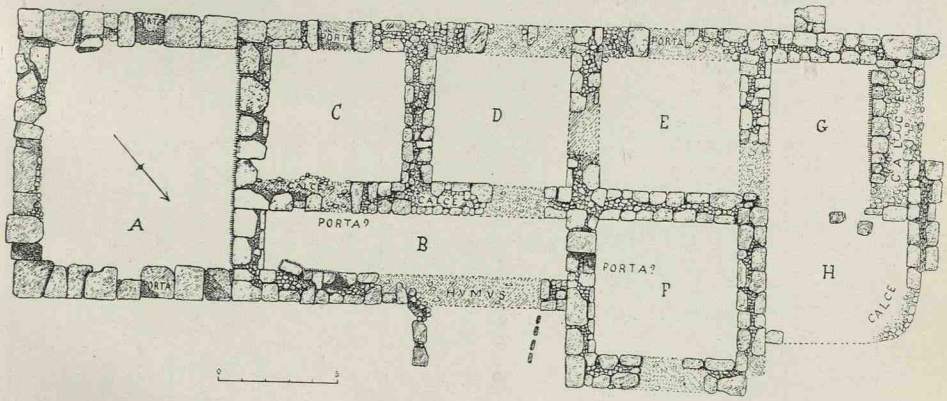
Panzer. A. Europa (Tf. 12, 13).

§ 1. Entstehung und älteste P. — § 2—5. Griechenland (I. Mykenische und Dipylon-Zeit § 2; II. der arch. Glockenpanzer § 3; III. der klassische Muskelpanzer § 4; IV. Panzerung der Gliedmaßen § 5). — § 6. Italien. — § 7. Mittel- und Nordeuropa. — § 8. Seltene Formen.

§ 1. Zur Panzerung gehören Helm (s. d. A), P. und Schienen (s. Beinschiene) für die Gliedmaßen. Der entwickelte P. besteht meist aus Metall. Dessen Hauptverbreitungsgebiet in vorchristlicher Zeit bildet wie bei den Schutzwaffen im allg. Südeuropa. In Griechenland vornehmlich liegt das Zentrum seiner Entwicklung. Die Metallpanzer der übrigen europ. Länder zeigen fast sämtlich eine Beeinflussung von dieser Seite. Seine Entstehung fällt in die archaische Zeit Griechenlands oder in die j. BZ und HZ Mitteleuropas.

Der Metallpanzer stellt bereits eine entwickelte Form dar. Schutz des Körpers durch Linnen, Leder und Tierfelle (vgl. Herakles mit dem Löwenfell) bilden die Vorstufe. Zum Teil bleibt diese einfache Panzerung noch neben dem Metallpanzer in Gebrauch. Das gilt vor allem von dem Lederkoller. Die ältesten P. stammen aus „Pfahlbauten" der Schweiz. Sie bestanden aus Stoff oder Leder und trugen einen Besatz von Eberzähnen (vgl. äg. Krokodilspanzer und Helm spätrömischer Zeit; Amtl. Ber. Pr. S. 42 S. 73—75 B. Schröder). Später benutzte man Metall zur Verstärkung. So bildeten sich die kupferzeitl. Schienenpanzer, die ebenfalls aus den Schweizer „Pfahlbauten" sowie aus Ungarn (Miskolcz) bekannt sind, und an-

a

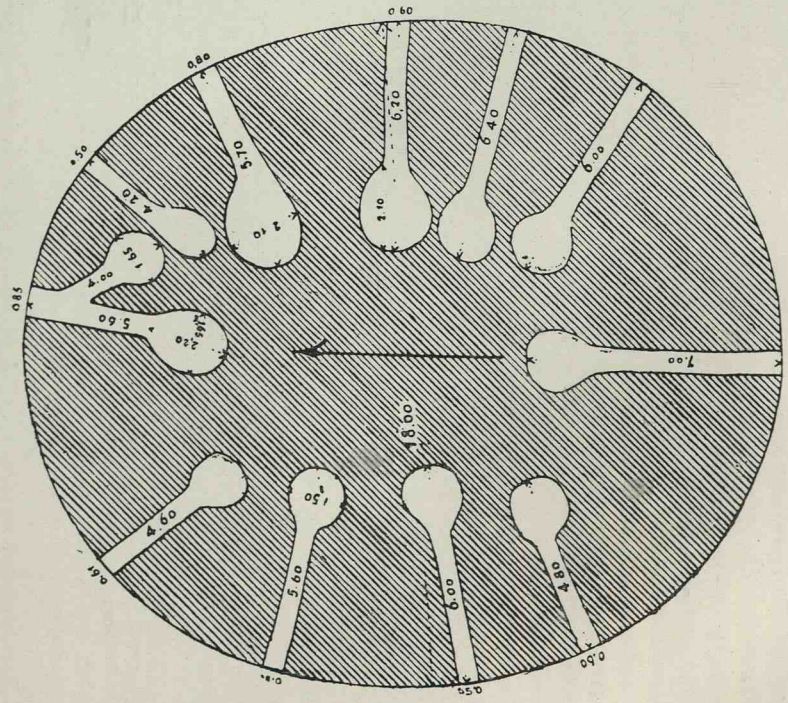


b

Pantalica

Anaktoron: a. Megalithisches Mauerwerk. — b. Plan. Nach P. Orsi in Mon. Lincei 1899.

a

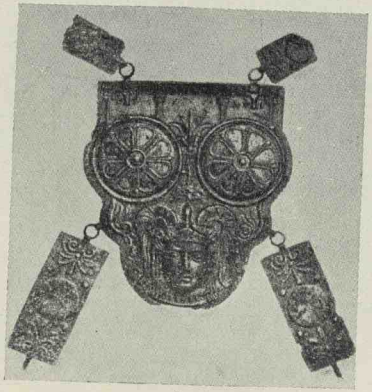


b

Pantelleria

Sese grande: a. Ansicht. — b. Grundriß. Nach Monumenti Lincei 9 Tf. 18 und Abb. 39 (zu S. 494).

a

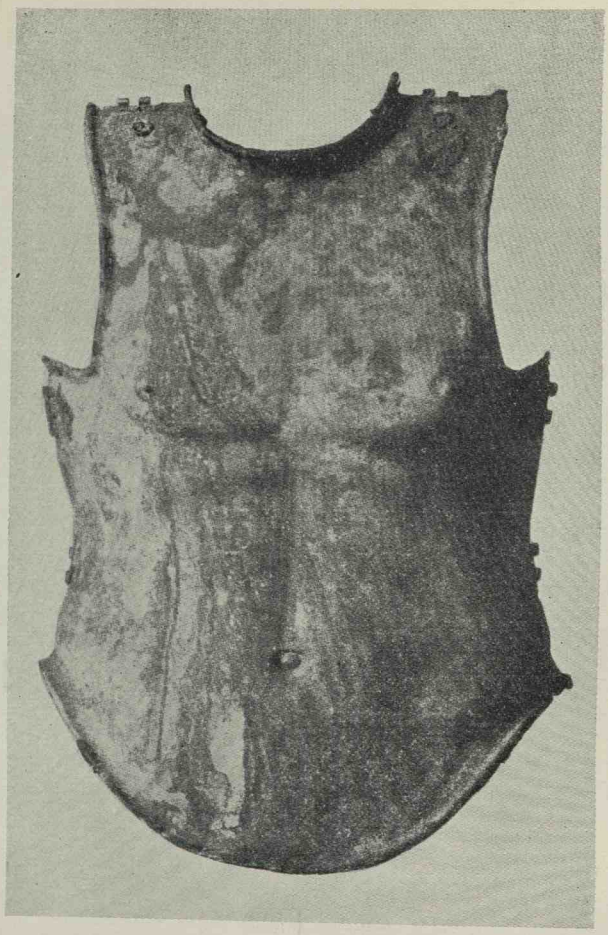


b

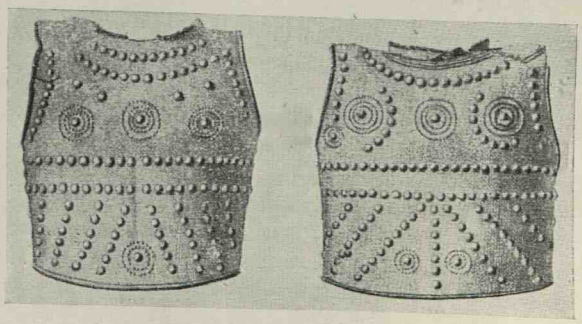
c

Panzer A. Europa

a. Bronzestatuette von Dodona. Krieger mit Glockenpanzer. — b. Kardiophylax, Unteritalien. — c. Reich verzierter, römischer Panzer. Nach Hagemann *Griechische Panzerung* I (1910).



a



b

Panzer A. Europa

a. Muskelpanzer aus Apulien. Brustweite 99 cm. — b. Panzer von Grenoble (s. d.). Vorder- und Rückseite. Nach Hagemann *Griechische Panzerung* I (1919).

dere Formen, die sich durch Auflage von Bronzeplatten auszeichnen (s. a. Helm A § 7). Eine große Platte, viereckig oder rund, oder eine größere Anzahl kleiner Plättchen kennzeichnen die ersten Versuche. Als praktisch erweist sich ein Brustschutz, der aus zwei Platten besteht, denen später eine dritte als Bauchschutz zugesellt wird. Diese Panzerung wird in ihrer charakteristischen Ausbildung zum Pektorale oder Kardiophylax, einem Typus, der vornehmlich in Italien zur Entwicklung gelangt ist. Der entscheidende Schritt, der Übergang von der Teilpanzerung zum Vollpanzer, der wirklich den Oberkörper auf Brust und Rücken deckt, wird nur in Griechenland getan. Er geschieht um die Wende zum 7. Jh.

I. § 2. Aus myk. Zeit geben nur zwei Monumente über eine Art Panzerung Aufschluß: 1. Die Kriegervase (s. Vase B 1). Die Krieger tragen einen Mannsrock, der Brust und Arme deckt. 2. Eine Säule aus einem der Gräber von Mykenai, die Krieger in gleicher Art al fresco gemalt zeigt. Es handelt sich bei diesen Wiedergaben dem Anscheine nach um Lederkoller, die aus zwei Stücken, Brust- und Rückenschutz, bestehen, was die Bemalung, schwarz und rot, nahelegt; Metallpanzer aus myk. Zeit sind bisher unbekannt. Der θώραξ Homers ist nicht als solcher aufzufassen, er ist zwar der Name des späteren Metallpanzers, jedoch erst von diesem auf das Lederkoller der Heroen früherer Zeiten übertragen worden.

Die Dipylon-Zeit besitzt keinen ausgeprägten Panzertypus. Die Denkmäler lassen lediglich einen Metallgürtel erkennen. Originale sind weder aus dieser noch der voraufgehenden myk. Zeit auch nur in Resten gefunden worden. Es besteht auch wenig Wahrscheinlichkeit dafür, daß während dieser beiden Per. bereits ein Metallpanzer in Gebrauch gewesen ist. Die damals üblichen, übergroßen Schilde ließen den P. nicht nur überflüssig, sondern als eine weitere Belastung der Kämpfenden gefährlich erscheinen (s. Schild A).

II. § 3. Erst die archaische Zeit Griechenlands wird zum Schöpfer eines P., dem diese Bezeichnung mit Recht zusteht. Das Ergebnis der Entwicklung ist der Glockenpanzer (Tf. 12a). Er besteht aus Brustharnisch und Rückenschale. Der vordere Teil ist vorgewölbt und läßt dadurch so viel Raum zwischen sich und dem Körper frei, daß der Krieger auch dann noch dem Stoß ausweichen kann, wenn der feindliche Speer bereits den P. durchdrungen hat. In der Nabelgegend biegt der P. scharf nach außen um, damit die Bewegungsfreiheit des Unterkörpers nicht behindert wird. Eine besondere Ausarbeitung der Schalen, die der Körperform entspräche, zeigt der Glockenpanzer nicht. Allerdings sind häufig die Brust- und Bauchmuskeln durch eingeritzte Linien angegeben (attisch gern in Voluten endigend) oder die Brustwarzen besonders aufgesetzt. Der Glockenpanzer ist aus Griechenland von Vasen, Bronzen und Reliefs bekannt. Er ist hauptsächlich dorisch, die Athener bevorzugten einen Lederkoller.

Der griech. Glockenpanzer hat sich weithin verbreitet. Seinen Einfluß zeigen P. aus Bosnien (Glasinac; s. d.), Steiermark (Kl. Glein; Band VII Tf. 5b), Hallstatt, Frankreich (Grenelle und St. Germain-du-Plain) und Italien. Bemerkenswert ist an einigen Stücken die Ausbildung eines Nackenschutzes an der Rückenschale. Es ist bezeichnend, daß den entsprechenden Helmen dieser Schutz fehlt (s. Helm A § 9).

Die archaischen Glockenpanzer gehören dem 7. und 6. Jh. v. C. an. Die korinth. und schwarzfigurigen att. Vasen geben fast nur diesen Typ wieder. Die mitteleurop. Abkömmlinge sind aus der j. HZ.

III. § 4. Aus dem archaischen Glockenpanzer entwickelt sich der Muskelpanzer der klassischen Zeit (Tf. 13a). Der unten abstehende Rand verkümmert mehr und mehr, die Steifheit der Glockenform schwindet, je mehr die Fläche durch Wiedergabe der einzelnen Muskelteile aufgelöst wird. Drei Kennzeichen werden charakteristisch für den ausgebildeten Typus: 1. Der Brustharnisch wird verlängert, so daß er auch den Unterleib schützt, die Rückenschale reicht bis auf das Gesäß. 2. Er gibt die Körperformen durch Modellierung getreu wieder. 3. Ein Pterygenschurz deckt die Oberschenkel, und an Stelle des früheren, einfachen tritt ein vervollkommneter Seiten- und Schulterverschluß. Im 1. Jh. v. C. trägt er gemäß

röm. Sitte häufig reichen Reliefschmuck (Tf. 12 c). Das athen. Lederkoller bleibt neben dem Muskelpanzer bestehen. Seine Verbreitung reicht, soweit Hellenen wohnten und griech. Einfluß sich geltend machte.

Die Metallpanzer sind meist aus Bronze. Im Anfang des 3. Jh. kommen auch solche aus Eisen auf (Plutarch, Vita Demetrii 898c Kap. 21). Die Zahl der erhaltenen Originale ist nicht sehr groß, ihr Erhaltungszustand oft schlecht, so daß man zur Erlangung genauerer Kenntnis zum großen Teil auf die Vasenmalerei angewiesen ist.

Die Pterygen, ein schurzartiger Klappenkranz, waren bereits an den zeitlich den Metallpanzern voraufgehenden Lederkollern vorhanden. An dem Metallpanzer bringt man zunächst eine Reihe an, dann nach dem Vorbilde der Lederkoller drei, in hellenistischer Zeit werden zwei bevorzugt. Ursprünglich benutzte man Lederstreifen, die später durch Metallauflage verstärkt, zeitweilig sogar ganz aus Metall hergestellt wurden, kehrte aber in hellenistischer Zeit wieder zu den einfachen Lederstreifen zurück. Auch sie tragen in röm. Zeit Reliefschmuck. Sie wurden entweder einzeln oder in Streifen am Panzerrand befestigt. Die westgriech. (apulischen) Stücke besaßen scheinbar keine Pterygen oder nur solche aus vergänglichem Metall. Vereinzelt treten in Griechenland auch Arm-Pterygen auf.

Schulterklappen, die ebenfalls am Lederkoller schon vorhanden waren, treten am Metallpanzer seit dem 4. Jh. auf. Aus früherer Zeit stammt ein Exemplar aus Hallstatt selbst. Sie bestehen aus Leder oder Bronze oder einem bronzebeschlagenen Lederstück. In röm. Zeit werden sie mit figürlichen Darstellungen versehen. Die berühmtesten Schulterklappen, die Sirisbronzen, sind vergoldet.

Feldbinden gab es aus Tuch, das meist bunt war. Sie bildeten ursprünglich Hoheitszeichen. Der Lederriemen (ζωστήρ bei Homer) diente dagegen zur Sicherung des P.

Der Verschluß des P. geschah in älterer Zeit durch Ösen und Riemen zu beiden Seiten des Rumpfes. Seit dem 5. Jh. findet sich Scharnierverschluß (Röhren und Stifte), der an der rechten Seite oft durchlaufend gearbeitet ist, so daß ein Öffnen hier nicht möglich war.

IV. § 5. Oberschenkelschienen sind in der myk. und Dipylon-Zeit nicht in Gebrauch gewesen. Die großen Setzschilde machten einen besonderen Schutz der Oberschenkel überflüssig. Die Erfindung der Oberschenkelschienen ging wahrscheinlich auf dem Peloponnes vor sich. Anfangs bestanden sie aus Leinen, Filz oder Leder, später zuweilen aus Bronze. Sie kommen nur in der archaischen Per. im 6. Jh. vor, denn durch das Aufkommen der Pterygen im 5. Jh. verlieren sie wieder ihre Bedeutung.

Unterschenkelschienen aus Linnen, Filz oder Leder gab es schon in myk. Zeit. Sie waren in erster Linie ein Bekleidungsstück, das zum Schutz gegen Dornen, Gestrüpp usw. schützen sollte, nicht Rüstungsstück, da sie bei den großen Schilden gar keine Bedeutung gehabt hätten. Die ältesten Unterschenkelschienen aus Bronze stammen von Zypern und sind spätmykenisch. Bei den Griechen werden sie zum Gemeingut. Das Stück, das die Kniescheibe deckt, bekommt später öfter als Schmuck ein apotropäisches Medusenhaupt. Anfangs nur das Schienbein schützend, umfassen sie seit dem 5. Jh. den Unterschenkel ganz. Seit 425 v. C. sterben sie aus, der pergamenische Fries zeigt sie nicht mehr. Ihr Verschluß wurde ursprünglich durch einen Lederriemen hergestellt, später durch eigene Federkraft gesichert. Aus Mykenai stammt ein goldener Gamaschenhalter. Südrußland hat in dem Kurgan von Kul-Oba (s. d.) Beinschienen aus vergoldeter Bronze geliefert. Das Verbreitungsgebiet der Beinschienen deckt sich mit dem Ausmaß der griech. Kolonisation. N. der Alpen, in West- und Nordeuropa, fehlen sie gänzlich, sind aber aus der Herzegowina bekannt.

Armschienen sowie Knöchel- und Fußschienen kommen zwar vor, sind aber sehr selten. Eine besondere Stellung nehmen die Daumen- oder Armschutzplatten (s. d.) der beginnenden Metallzeit ein. Sie sind aus Knochen, Ton oder Stein angefertigt und sollen eine Verletzung beim Zurückschnellen der Bogensehne verhindern (vgl. Band IV Tf. 50 Abb. 20).

P. und Schienen der einzelnen Glieder waren in der Regel gefüttert. Bei vielen Exemplaren erkennt man noch die Nietlöcher an den Rändern. Als Material der

Einlage wird Stoff, Filz oder Leder anzunehmen sein.

§ 6. In engstem Zusammenhang mit dem griech. P. steht der römische. Auf ital. Boden hatte sich das Pektorale oder der Kardiophylax ausgebildet (s. o. § 1; Tf. 12b). Dieser Typus war vor allem bei den Oskern beliebt, jedoch nicht bei den Etruskern, er ist auch nicht röm., kommt aber auch in Kampanien und Apulien vor, bis er schließlich von dem griech. Metallpanzer gänzlich verdrängt wird. Unter dessen Einfluß bilden sich in Italien drei Sondertypen aus:

1. Apulischer Typus, gekennzeichnet durch eine Verbreiterung der vorderen und rückwärtigen Ausbauchung des unteren Harnischrandes.

2. Kampanischer Typus: Der untere Abschluß verläuft geradlinig, so daß der P. kürzer als die anderen erscheint.

3. Etruskischer Typus: Eng anliegend und gut modelliert wie der griech., aber etrusk. Entstehung.

Die erste Rüstung der einfachen Soldaten der röm. Armee kennen wir nicht. Nach den Schriftstellern gehört aber der P. dazu. Livius berichtet, sie seien aus Bronze gewesen. Bei den röm. Offizieren war der griech. P. in Gebrauch und wurde weiter ausgebildet. Im 1. Jh. kamen bei den Römern Panzerhemden auf (s. § 8).

§ 7. Über den P. der LTZ bei den Kelten sind wir durch widersprechende schriftliche Nachrichten und spärliche Funde unterrichtet. Appian berichtet, daß sie P. aus Bronze trugen, Pausanias aber sagt, daß die Kelten, die in Griechenland eindrangen, als Schutzwaffen nur Schilde besaßen. Die Funde lassen auf den Gebrauch von Schuppen- und Ringpanzern schließen. In La Tène (s. d.) fanden sich rautenförmige eiserne Plättchen mit zungenförmigem Fortsatz, die, dachziegelartig übereinandergelegt, einen Schuppenpanzer ergeben. Der Ringpanzer ist aus dem Funde von Tiefenau bekannt, aus dem viele gleichgroße Ringe von etwa 1 cm Dm als Teile einer Ringbrünne angesprochen werden. Daß die Kelten diese Panzerart wirklich trugen, zeigt auch die Darstellung auf dem pergamenischen Waffenrelief.

Die Germanen haben in vorchristl. Zeit den P. verschmäht. Erst seit dem 2. Jh. n. C. treten vereinzelt Kettenpanzer auf. Ein Ringpanzer aus der LTZ von Münsterwalde entbehrt sicherer Fundangabe. Wenn er wirklich latènezeitl. wäre, müßte man ihn als kelt. Importstück ansehen.

§ 8. Das Lederkoller und der Vollpanzer im Sinne des Muskelpanzers sind während der vorchristl. Zeit die gebräuchlichsten Formen. Daneben treten andere Arten, deren Anfänge in den Ausgang der röm. Republik fallen, und deren Entstehung zum größten Teile wohl auch in der röm. Waffenindustrie wurzelt. Ihre Hauptentwicklung und Blütezeit fällt aber in nachchristl. Zeit. Der Schuppenpanzer ist in vorchristl. Zeit sehr selten (vgl. § 7). Wenig gebräuchlich ist auch noch der Ringpanzer (vgl. § 7 u. 8). Fast ganz ungebräuchlich sind der röm. Schienen- und Drahtpanzer. S. a. Südrußland D.

Déchelette *Manuel* II 3; ZfEthn. 28 (1896) S. 77 Abb. 41 Hampel; Montelius *Civ. prim.*; Reichel *Homerische Waffen*² 1901; Hagemann *Griechische Panzerung* 1919; Daremberg-Saglio s. v. θώραξ; Gaerte *Die Beinschutzwaffen der Griechen* Diss. Königsberg 1920; Schuchhardt *Schliemanns Ausgrabungen*² 1894 S. 267; Jahn *Die Bewaffnung der Germanen* 1916; Kostrzewski *Die ostgerm. Kultur in der Spätlatènezeit* 1919; Forrer *Reall.* s. v. Panzer.

Ernst Sprockhoff

B. Ägypten. P. irgendwelcher Art kennt das ältere Ä. nicht. Erst seit der 18. Dyn. wird in den Texten ein „Kampfhemd" aus Leder oder Bronze erwähnt. Die Bronzepanzer, die aus einem mit Bronzeplättchen schuppenartig bedeckten Rock bestehen, sind aus Syrien eingeführt worden. Eine Art Prunk-Maschenpanzer ist im Grabe des Tut-anch-Amon (s. d.) gefunden worden.

Wiedemann *Äg.* S. 232f.; Erman-Ranke *Äg.* S. 652; Carter und Mace *Tut-ench-Amun* (deutsch 1924) Tf. 21 und S. 201f.; [W. Wolf Die Bewaffnung des altägypt. Heeres 1926 S. 96—99].

Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Äg. Inschriften, Amarnabriefe. — § 2. Das AT. — § 3. Abbildung, Funde.

§ 1. Die äg. Pharaonen erwähnen in ihren Inschriften öfter, daß ihre asiat. Feinde einen P. getragen hätten. So erbeutet Thutmosis III. auf dem 1. Feldzuge nach der Schlacht bei Megiddo (s. d.) die Bronze-P. des Fürsten von Qadesch (s. d.) und des Fürsten von Megiddo (s. d.), außerdem aber noch 200 Rüstungen der Soldaten, auf dem 13. Feldzuge 13 eingelegte Brustharnische und

13 Bronzerüstungen aus *nhrjn*, auf dem 17. Feldzuge aus Tunip ebenfalls Bronzerüstungen (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 435, 500f., 534). Unter dem Tribute von *rṯnw* nach dem 2. Feldzuge fand sich ein kostbarer, mit Gold eingelegter Brust-P. (II 447), ein anderer unter der Beute nach Amenḥoteps II. siegreicher Schlacht am Orontes (II 785). Als Bezeichnung wird dafür von den Äg. das aus Asien übernommene Wort *ṯrjn* (= hebr. *śirjôn*, s. u.) gebraucht (M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Äg.* II [1910] S. 58 Nr. 1162, sonstige Namen vgl. Müller *Asien und Eur.* S. 302f.). In dem Briefe des Tušratta von Mitanni findet sich dasselbe Wort (akkad. *sariam* Knudtzon 22 III 37ff.). Anscheinend ist damit ein starkes Lederhemd gemeint, das mit Schuppen aus Leder oder Metall besetzt war.

§ 2. Im AT erscheint der P. (hebr. *śirjôn* oder *širjôn*, später auch *nêšeq* Hiob 39, 21; 41, 17ff.) nur als Schutzwaffe der Führer und Vornehmen (Saul 1. Sam. 17, 38; Ahab 1. Kön. 22, 34) oder bei fremden Völkern (Philister: Goliath 1. Sam. 17, 5; Äg. und Babylonier: Jerem. 46, 4; 51, 3). Er muß ziemlich kurz gewesen sein, da Ahab in einer Lücke zwischen P. und Ringelgurt von einem Pfeile getroffen wird, und war aus Bronzeplatten oder Schuppen, später aus Eisen (Hiob 20, 24) hergestellt. Erst Usia von Juda rüstete das ganze Heer mit P. aus (2. Chron. 26, 14), die wohl nur Lederkoller waren (deshalb verbrennbar, Ezech. 39, 9; vgl. Exod. 28, 32; 39, 23 hebr. *taḥrâ*, ein Lehnwort aus äg. *ḏḥrỉ* = Leder). Die Rüstung des getöteten Feindes legte man als Gabe für die Gottheit in deren Heiligtum (1. Sam. 31, 9; Breasted *Records* IV 373; 389). Während die Arme frei blieben, schützte man das Bein durch eine Beinschiene (hebr. *miṣḥâ*, 1. Sam. 17, 6).

Riehm-Baethgen *Handwörterbuch des bibl. Altertums* II (1894) S. 1768f.

§ 3. Leider wird der P. niemals abgebildet. Nur auf der Tonscherbe von Megiddo (s. d.) soll offenbar das schwarze Dreieck mit Punkten auf der Brust der dargestellten Krieger einen kurzen Harnisch mit Buckeln wiedergeben (Schumacher *Mutesellim* S. 81f. Tf. 24). Eisenschuppen, die auf dem *tell zakarîa* (s. d.) gefunden wurden und mit Löchern zur Befestigung auf einer Lederunterlage versehen waren, gehören erst in die hellen. oder röm. Zeit (Bliss-Macalister *Excavations* S. 26, 150 Abb. 62). Etwas älter (um 600 v. C.) ist die Beinschiene aus Bronze von Karkamisch, die so eng und elastisch war, daß sie von selbst am Beine festsaß (*Carchemish* II [1921] S. 81 Tf. 25a). Peter Thomsen

D. Vorderasien. P. wurden ursprünglich aus Leder angefertigt, von denen sich Überreste natürlich nicht erhalten haben. P. aus Metall, speziell aus Eisen lassen sich erst in mittelassyr. Zeit, und zwar bei Belagerungen, nachweisen.

G. Rawlinson *The five great Monarchies*[4] I 118ff., 443; H. A. Layard *Niniveh and its Remains*[3] II 335; OLZ 10 (1907) S. 118ff.; Beitr. zur Assyriol. 3 (1897) S. 176f. B. Meissner

Papageienschnabel (paläol. Stichelform) s. Magdalénien § 2.

Papalien s. Kunst A § 2.

Pape (Grotte du) s. Kunst A § 4.

Paphlagonische Felsgräber. Im n. Kleinasien, besonders in Paphlagonien, finden sich vereinzelt liegende, aus dem Felsen gehauene Gräber. Sie haben eine offene Vorhalle, von mehreren Säulen getragen, darüber einen Architrav und einen Giebel, seitlich auch antenartige Ausarbeitungen. Ein niedriger Eingang führt zu Felskammern. Solche Gräber gibt es u. a. bei Aladscha, Jokusch-tabül-direkler, Iskelib, Kalekapu, Karakojunlu, Korgun, Soghanlüssu. Die Gräber stellen Nachahmungen von Häusern aus Holz- und Lehmwerk dar. Felsgräber ähnlicher Art sind auch sonst in Vorderasien üblich (s. Medische Felsgräber). Die Datierung der Gräber ist sehr schwierig, da die gelegentlich vorkommenden Skulpturen meist sehr roh und provinziell sind; ob die Gräber bis 1200 hinaufgehen, wie Leonhard vermutet, ist daher unsicher.

G. Hirschfeld *Die paphlagonischen Felsengräber* Abh. Preuß. Ak. 1885; Kannenberg *Die „paphlagonischen" Felsengräber* Globus 67 (1895); K. Vollmöller *Griech. Kammergräber mit Totenbetten* Diss. Bonn 1901; R. Leonhard *Paphlagonische Denkmäler* Jahresb. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur 80; ders. *Die paphlagonischen Felsengräber und ihre Beziehung zum griech. Tempel* ebd. 84 (1907).

Eckhard Unger

Papier (Vorderasien). Neben dem Ton existierte in Mesopotamien als Schreibmaterial wenigstens in späterer Zeit auch eine Art P. (*ni'âru*), über dessen Beschaffenheit wir aber nichts aussagen können (E. Klauber *Politisch-religiöse Texte aus der Sargonidenzeit* 1913 S. XXVIIIf.). Abbildungen von Schreibern, die auf Pergament oder Papyrus schreiben, sind in neuassyr. Zeit nicht selten (E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 Abb. 6). S. a. Keilschrift, Keilschriftgriffel, Schreiber. B. Meissner

Papyri, Medizinische (in chronologischer Folge).

§ 1. Veterinärpapyrus von Kahun. — § 2. Gynäkologischer Papyrus von Kahun. — § 3. Der chirurgische Edwin-Smith-Papyrus in New York. — § 4. Papyrus Ebers. — § 5. Berliner medizinischer Papyrus 3027. — § 6. Papyrus Hearst. — § 7. Papyrus Brugsch. — § 8. Londoner medizinischer Papyrus.

§ 1. Der Veterinärpapyrus von Kahun, das bisher älteste aufgefundene Papyrus-Schriftstück med. Inhalts, bildet einen Streifen von fast 15 cm H. und etwas über 1 m L. (101 cm), zeigt 60 senkrechte Schriftzeilen, die von links nach rechts aufeinanderfolgen und aus Hieroglyphenbildern bestehen, die nach rechts schauen. Anfang und Schluß fehlen. Das erhaltene Stück beginnt mit einem Leiden der Gänse (Legenot?), bringt ferner eine Fischkrankheit und zusammenhängend Krankheiten des Rindes: Kolik, Dasselbeule, Blähsucht, Nagana. Die Leiden sind in ihren Hauptsymptomen gut erfaßt und wiedergegeben. Die Behandlung ist größtenteils eine äußerliche, chirurgische: Begießen, Bepflastern, Einreibungen, Schröpfen, Aderlaß, Operation unter sorgfältiger Beobachtung von allerlei Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung eines Mißerfolges, wobei genaue Anweisungen gegeben sind, die offenbar auf Jahrhunderte alter Erfahrung beruhen. Vor Beginn der Behandlung werden die Tiere gefesselt; dagegen scheint auch Bewegung, selbst Hetzen der Tiere durch Hunde bis zu starkem Schweißausbruch als therapeutischer Faktor in Anwendung gekommen zu sein. Imponierend steht dies Denkmal reicher alter tierärztlicher Erfahrung an der Spitze der med. Literatur Altägyptens. Kahun (s. d.) war etwa 2230 v. C. erbaut und etwa 2100 v. C. zerstört worden, der Papyrus gehört also spätestens ins letzte Viertel des 3. Jht. v. C. und hat, strenge genommen, namentlich in seiner Anweisung zur Operation der Dasselbeule, nur im New-Yorker Papyrus (s. u.) inhaltlich eine Parallele.

F. H. Griffith *The Petrie Papyri, hieratic Papyri from Kahun and Gurob (principally of the middle Kingdon)* London 1898 S. 12—14 und Tf. 7; v. Oefele *Tierarzneikunde vor 4000 Jahren* Prager med. Wochenschrift 24 (1899) Nr. 24—29; ders. *Nagana vor drei- bis viertausend Jahren* Dtsch. Tierärztl. Wochenschr. 1899 Nr. 37; ders. *Zur Erklärung des Veterinärpapyrus von Kahun* ÄZ 37; ders. *Handbuch der Geschichte der Medizin* I (1902) S. 74f.; H. Neffgen *Der Veterinärpapyrus von Kahun* Berlin [1904] (dtsch. Übersetzung).

§ 2. Gynäkologischer Papyrus von Kahun: 87 Zeilen auf 3 Spalten, deren dritte besonders schwer beschädigt. Die L. des Blattes beträgt 1 m, seine Br. 32,5 cm. Die Wichtigkeit, die man seinerzeit diesem Stücke beimaß, geht aus seinem starken Gebrauch hervor, der schon vor 4000 Jahren das Blatt derart mitgenommen hatte, daß es durch Bekleben auf der Rückseite ausgebessert werden mußte. Der Anfang scheint erhalten, der Schlußteil von unbestimmter Länge verloren. Die ersten beiden Spalten enthalten 17 Kapitel, behandelnd Symptomatik, Diagnose und Behandlung verschiedener Uterusleiden, darunter anscheinend schon die Hysterie, bedingt durch das Steigen und Fallen des Uterus, aus den subjektiven Angaben der Frauen erschlossen. Die Behandlung ist meist pharmakologisch, aber frei von Aberglauben. In der dritten Spalte scheinen nur Rezepte mit einer kurzen Anwendungs-Anweisung als Überschrift gegeben. Hochtreiben oder Tieflocken der Gebärmutter durch übel- oder gutriechende Räucherungen unter der Schamspalte wird anempfohlen. Die Frage der Empfängnis, der Zahl und des Geschlechts der zu erwartenden Kinder wird durch zum Teil absonderliche Manipulationen im voraus zu beantworten versucht, wie sie uns z. T. ganz ähnlich lautend im Hippokratischen Schriftenkorpus und durchs ganze Mittelalter begegnen. Von Geburtshilfe ist nicht die Rede, sie ist eben Sache der Hebammen, über deren Bräuche aus dem Papyrus

Westcar einiges erschlossen werden kann (s. Geburtshilfe § 3).

F. H. Griffith *The Petrie Papyri* London 1898 S. 5—11 Tf. 5 und 6; F. Reinhard *Gynäkologie und Geburtshilfe der altägypt. Papyri* Arch. f. Geschichte d. Medizin 10 S. 147—161 (Der gynäkol. Pap. aus Kahun); F. Weindler *Geburtshilfl. Darstellungen auf altäg. Tempelreliefs* 1915.

§ 3. Der chirurgische Edwin Smith-Papyrus in New-York. Einige Jahrzehnte vor dem großen Ebers-Papyrus (s. u.) niedergeschrieben, im Äußern ihm sehr ähnlich, ist dieser Papyrus im J. 1862 von dem Manne in Theben erworben worden, dessen Namen er heute trägt, Edwin Smith (1822—1906). Auf der Innenseite der Rolle von (heute noch) 468 cm Br. und über 32 cm H. (ursprünglich wohl gegen 8 m br.) finden sich 17 völlig erhaltene Textkolumnen (Seiten) mit 377 Zeilen, auf welchen 48 chirurgische Fälle beschrieben sind, in deren letztem die gegen Ende des 17. Jh. v. C. von einer einzigen Hand hergestellte Niederschrift mitten in einer Kolumne und einem Satze, ohne die Seite völlig zu füllen, abbricht. Zehn Fälle betreffen Verletzungen des Schädels (ebenso viele, wenn nicht mehr, in Verlust geratene dürften vorausgegangen sein), 7 der Nase, 10 von Kiefer, Ohr und Lippen, 6 des Halses und Nackens, 5 des Schlüsselbeins und des Schulterblattes, 9 des Brustkorbes und eine (unvollständige) der Wirbelsäule. Zu vielen dieser Verletzungs- und Krankheitsfälle sind noch wichtige erläuternde Glossen, im ganzen 70, beigegeben. Auf der Rückseite des gerollten Papyrusstreifens stehen 5 Spalten (92 Zeilen), enthaltend eine Windbeschwörung in Pestjahren ($3^1/_2$ Spalte), aus der gleichen Zeit wie die Innenseite, und einen Verjüngungszauber ($1^1/_2$ Spalte) von späterer Hand; ersterer ist kultur- und problemgeschichtlich von hohem Werte, weil er in jener Zeit ohne Vergleichsbeispiel ist.

Das chirurgische Buch der Innenseite der Rolle spricht ausschließlich von Leiden bei Männern (auch in der Brustdrüsengegend); ganz vorwiegend sind Verletzungen besprochen, nur ganz ausnahmsweise Erkrankungen, beispielsweise in der Gegend der Brustdrüse (Karzinom?). In typischer Weise wird nach der Überschrift („Anweisung für . .") eine kurze klinische Schilderung gegeben („Wenn du einen Mann untersuchst, der . . . hat"), eine Diagnose gestellt („so sollst du sagen, er leidet an . ."), ein Urteil (Prognose) gefällt (entweder a. „ein Schaden, den ich behandeln will", also günstig, oder b. „ein Leiden, das ich zu bekämpfen versuchen will", also zweifelhaft, oder c. „ein Leiden, das ich nicht behandeln will", Verlauf ungünstig) und schließlich die Behandlung angegeben. Manchmal werden eine oder mehrere erläuternde Glossen angefügt. Bei der klinischen Schilderung wird nicht selten betont, du sollst die Wunde untersuchen (sondieren). Das therapeutische Vorgehen ist vielfach ein operatives; pharmazeutische Maßnahmen sind recht spärlich: meist vom zweiten Tage ab Honig, mit einem adstringierenden Kraute gemischt, im übrigen abwartendes Verhalten bei einfacher Diät. Des öfteren werden mit Leinen gepolsterte Schienen verordnet und bei Schädelfrakturen sitzende Stellung in einem Ziegelsteingestell mit erhobenem Kopfe. Bei Depression der Schädelfragmente wird deren Elevation angeordnet, ohne daß man erkennen könnte, eine Trepanation sei vorausgeschickt worden. Genaue Aptation der Wundlippen durch besondere Binde (Doppelbinde) wird z. B. bei Hiebwunde in dem Augenbrauenbogen empfohlen. Bei subkutaner Schädelfraktur ist auf diese einzuschneiden. Bei Nasenverletzungen wird genau die Gegend ihres Sitzes unterschieden, noch genauer unter dem Jochbogen, in der Gegend des Schläfenmuskels und des Kiefergelenkes, dessen Einrenkungsweise beschrieben wird. Die anatomische Kenntnis dieser Gegend scheint eine ganz gute zu sein. Bei Stichwunde in der Schlundgegend wird das Hervordringen des Wassers aus der Wunde beim Schluckakte betont. Bei der Halswirbelsäule ist deren Bruch mit Lähmung der Arme und Beine und unfreiwilligem Abgang von Kot bekannt, desgleichen die Zerschmetterungsfraktur der Wirbelkörper und Eintreibung eines Wirbels in den zunächstliegenden. Verrenktes Schlüsselbein und Schulterblatt werden durch Rückenlage und seitliches Ausstrecken der Arme wieder an ihren Platz zu bringen versucht.

Reiche Erfahrung, objektiv beobachtende Prüfung, sichere Gefahrseinschätzung und mechanisch-operative Behandlungsversuche sind charakteristisch. Die erläuternden Glossen suchen die teilweise schon ungebräuchlich gewordene Ausdrucksweise zu klären und verständlich zu machen und lassen z. T. auch erkennen, daß der Wundarzt noch weiter das Bedürfnis der sachlichen Aufklärung und des sich Rechenschaftgebens über die Vorgänge am lebenden Organismus besitzt, wo er den Fall schon als hoffnungslos ansieht.

In dem stark beschädigten Anfange des Papyrus-Textes treffen wir auf eine umfängliche Glosse, welche sich mit dem Herzen und den von ihm ausgehenden, den ganzen Körper durchziehenden Gefäßen (und Strängen) beschäftigt, deren Leben durch den ganzen Körper in dem Pulse sich ausspricht, der offenbar in diesem Kodex irgendwie gezählt wird (Verlangsamung bei Hirndruck? bei schwerer Schädelverletzung). Es handelt sich zweifellos um einen uralten chirurgischen Text, dem später erläuternde Bemerkungen beigegeben wurden, als manches in Gefahr zu kommen schien, unverständlich zu werden, dem aber auch später erworbene, neue Gesichtspunkte angefügt wurden, sowohl diagnostischer wie therapeutischer Natur. Aber auch diese Zusätze scheinen schon auf längere Zeiträume zurückzublicken, vielleicht schon auf viele Jahrhunderte.

J. H. Breasted *The Edwin Smith Papyrus, an Egyptian Med. Treatise of the XVII. Cent. bef. Chr.* The New York Historical Society Vol. 6 Nr. 1 vom 1. April 1922 S. 4—31; ders. *Some preliminary Observations* Recueil d'Études égyptologiques dediées à la Mémoire de Champollion. Paris 1922 S. 385—429.

§ 4. Papyrus Ebers. Ein Prachtstück, fast ohne Benutzungsspuren, ebenso vollständig wie schön in seiner Ausführung und Erhaltung ist der von Georg Ebers im Winter 1872/73 in Luqsor erworbene, nach ihm benannte medizinische Papyrus, wenige Jahrzehnte nach dem New-Yorker Papyrus geschrieben. Die 20 m l. Rolle trägt auf der Vorderseite 98, auf der Rückseite 12 Spalten. Die Höhe der Rollenfläche ist die gleiche wie beim E. Smith-Papyrus; alles ist von einer Hand aus dem Anfang des 16. Jh. in hieratischer Schrift geschrieben. Das Ganze ist eine Schriftensammlung, als solche im Laufe der Jh. aus einer größeren Anzahl kleiner med. Schriftstücke zusammengewachsen, gleich den mittelalterlichen med. Miszellankodizes anonymer Schriften. Die einzelnen Teile des „Ebers" tragen z. T. noch ihre alten Sondertitel, wie „Buch von den Arzneien", „Regeln, wenn der *ro-âb* leidend ist" (20 Fälle von abdominellen Erkrankungen), „Mittel, welche der Gott Râ für sich selbst gemacht hat", „Mittel, Ansammlung von Harn und Krankheit (Aszites) im Unterleib zu vertreiben", „Arzneimittel, das Herz (den Magen) zur Nahrungsaufnahme zu befähigen", „Buch von den Augenkrankheiten", „Mittel, Kopfschwäche zu vertreiben", „Mittel gegen Brandwunden", „Mittel, Eiterwunden zu heilen", „Vom Vertreiben der Schärfe und vom Stillen des Juckens", „Mittel, die *metu* (Gefäße und Nerven) zu stärken", „Mittel, den Zahn fest zu machen", „Mittel für das Ohr, das schlecht hört", „Mittel, ein Weib nicht krank sein zu lassen", „Geheimbuch des Arztes" (vom Gang des Herzens und den *metu* im ganzen Körper), „Lehre vom Gewächs". Dieser letzte Abschnitt von 23 Fällen, die kurz geschildert werden unter kurzer Überschrift („Wenn du . . ."), dann diagnostiziert („so sage du dazu . . .") und prognostisch beurteilt („ich werde die Krankheit behandeln", „ich werde mit der Krankheit kämpfen", „mach gar nichts dagegen!") und therapeutisch angewiesen werden (vielfach mit dem Messer zu behandeln), ebenso die 20 Fälle von Abdominal-Erkrankungen (Spalte 36—43) zeigen den gleichen Typus, wie er eben beim Papyrus Edw. Smith geschildert wurde. Sie stechen von dem sonstigen Schema der puren Rezeptsammlungen in kürzeren oder längeren Gruppen von pharmakologischen Verordnungen stark ab, ebenso von dem Geheimbuch der Aderlehre, an das sich eine Diagnostik von Magenstörungen anschließt und eine angeblich uralte, aus der Zeit des Königs Usaphais der 1. Dyn. (um 3700 v. C.) stammende, nach der Gefäßlehre topographisch orientierte Anweisung zur Vertreibung der *uchedu* (entzündl. Schwellung), die direkt in die Lehre der 23 Sonderfälle „vom Gewächs" übergeht und viel-

leicht mit ihr zusammengehört. Ab und zu sind auch sonst ein paar Einzelfälle solcher klinischer Kasuistik eingeschoben (Sp. 25, 51, 78, 91, 96) und prognostische Urteile sowie glossenartige Notizen.

Die Abführmittel, Stomachika, Diuretika und die zahllosen äußerlich anzuwendenden Mittel bei Wunden, Hauteffloreszenzen, kosmetischen Fehlern, bei Ungeziefer usw. weisen allerhand Verschiedenheiten auf, einmal in ihrer Bewertung als einfache „Handmittel", „Augenblicksmittel" (εὑποίοστα) oder Hocheinschätzung als vom Gotte Râ für sich selbst, von Osiris angegeben, wohl auch von einem mit Namen genannten Priester-Pharmazeuten (*chuî*) oder einem Phönizier stammend. Meist sind die Mittel einfach aufgezählt (über 800 Rezepte), und in allergrößter Kürze wird ihre Anwendung gelehrt, gelegentlich ist aber auch ausführlich, fast umständlich, deren pharmazeutische Herstellung gelehrt. Worte, zu sprechen bei der Bereitung der Arzneien, stehen schon in der aus mehreren Zaubersprüchen kombinierten Einleitung, die das Buch als das „Vom Bereiten der Arzneien" oder das „Von der Heilung aller Krankheiten" benennt und mit zwei Zaubersprüchen, herzusagen beim Einnehmen der Arzneien, schließt, Zaubersprüchen, die auch anderwärts vorkommen und in fast zwei Dutzend durchs Buch zerstreuten Zaubersprüchen ihre Vergleichsstücke haben.

Daß etwa ein Fortschritt von den Kahuner P. über den Papyrus Edw. Smith zum Ebers erkennbar wäre, läßt sich nicht sagen, wenn auch dessen diagnostische, meist palpatorische (auch auskultatorische) Finessen imponieren und einen gewissen Hochstand der Zeit um 2000 v. C. wiederspiegeln. Symptomatologisch fest umschriebene Krankheitsbilder, diagnostisches Können, prognostische Sicherheit und ein umfänglicher, ziemlich ausgebildeter Heilmittelschatz, alles zusammen das Ergebnis einer wohlgepflegten Erfahrung vieler Jh., vielleicht Jht., zeichnen die aufgezeichneten Fragmente aus einem reichen Schatz von ärztlicher schriftlich fixierter Literatur aus, welche wir in den 4 bisher besprochenen P. besitzen, die kaum viel mehr als eine Kostprobe vermitteln, trotz der großen Reichhaltigkeit der zahlreichen kleinen Rezeptbücher, welche den Papyrus Ebers ausmachen und den Arzneimittelschatz der Ärzte Altägyptens im wesentlichen erschöpfen dürften. Daß die Redaktoren einzelner Stücke des „Ebers" auch beträchtliche chirurgische Erfahrung besitzen, leuchtet ein; sie wird aber nicht mitgeteilt. Es heißt nur: „ich werde ihn mit dem Messer behandeln", wobei zweimal sich der Zusatz findet, daß man sich vor Gefäßverletzung in acht nehmen wird, und der *sa-ḥemem* (der Metallmann) als der genannt wird, der mit dem Messer und besonders mit dem Glüheisen heilt. Auch in der Wundbehandlung und Verschwärungsbehandlung besteht offenbar reiche Erfahrung, namentlich auch in der z. T. operativen Augenheilkunde, wenn auch der Starstich unbekannt scheint. In dem ausgesprochen auf chirurgischer Erfahrung beruhenden Papyrus Edwin Smith sind die Augenleiden nicht berücksichtigt. Auch die Gynäkologie des Papyrus Ebers zeigt große Erfahrung, jedenfalls größere Reichhaltigkeit als die des zweiten Kahun-Papyrus. Die Zaubertherapie und -prophylaxis erscheint im Papyrus Ebers gleich hoch gewertet wie die pharmakologisch-chirurgische. Steigt sie auch aus der gleichen Wurzel? Das erscheint fraglich. — Alles, was später liegt als die 4 bisher besprochenen P., bedeutet zweifellos allmählichen Niedergang, der anscheinend zur Zeit der Niederschrift des Papyrus Ebers zu Anfang des 16. Jh. v. C. schon begonnen hatte. Einen Glanzpunkt des Papyrus Ebers bildet seine Kenntnis der Darmparasiten und deren ätiologische Bewertung samt der Erfahrung über deren Beseitigung, während das Epidemiologische unberücksichtigt bleibt und kaum allzu große Beachtung gefunden zu haben scheint.

G. Ebers *Papyros Ebers, das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Ägypter in hieratischer Schrift* 1875; Joachim(-Lieblein) *Pap. Ebers, das älteste Buch über Heilkunde* 1890; Walter Wreszinski *Der Papyrus Ebers. Umschrift, Übersetzung und Kommentar* I (1913); G. Ebers *Papyrus Ebers. Die Maße und die Kapitel über die Augenkrankheiten* Abh. Sächs. Ges. d. Wissenschaften 11, 2 (1889); ders. *Die Körperteile, ihre Bedeutung und Namen im Altägyptischen* Abh. Bayer. Ak. I. Kl. 21, 1 (1897); M. Neuburger *Die tier. Heilst. des Pap. Ebers* Wien. med. Wochenschrift 21 (1899) Nr. 41, 42;

E. v. Lippmann *Chemisches aus dem Papyrus Ebers* Arch. f. Gesch. d. Naturwissenschaften 1 (1909) S. 87ff.; v. Oefele *Zur Quellenscheidung des Papyrus Ebers* Arch. f. Gesch. d. Medizin 1 (1908) S. 12ff., 122ff.; ders. *Handbuch z. Gesch. d. Med.* I (1902) S. 78ff. und passim; P. Richter *Über uchedu in den ägypt. Papyri* Arch. f. Gesch. d. Medizin 2 (1909) S. 73ff.; E. Pister *Über die āaā-Krankheiten des Pap. Ebers und Brugsch* ebd. 6 (1913) S. 12ff.; F. Reinhardt *Die Gynäkologie und Geburtshilfe der altägypt. Papyri* ebd. 9 (1916) S. 315—344, ebd. 10 (1917) S. 124—161.

§ 5. Berliner medizinischer Papyrus 3027. Zwei Stücke von zwei verschiedenen Händen zur Zeit des Papyrus Ebers, jedenfalls nur wenig später hieratisch geschrieben auf Innen- und Außenseite eines 2,17 m br., 15,7 cm h. Papyrusstreifens mit 9 Spalten auf der Innenseite (eine Spalte des Anfangs scheint abgebrochen) und 6 auf der Außenseite (auf der Rückseite der letzten, 9. [eigentlich 10.] Spalte beginnend), zusammen 135 Zeilen, derart, daß in der Mitte nichts fehlt, nur der Anfang. Das erste der beiden Büchlein (Texte) umfaßte, als der Papyrus noch vollständig war, $6^1/_2$ Spalten (heute 48 Zeilen), das zweite Büchlein $9^1/_2$ Spalten (87 Zeilen); das erste enthält 5 Besprechungen von zwei Kinderkrankheiten samt Amulett-Anwendung, das zweite zwei Geburtssagen, drei Rezepte gegen eine Kinderkrankheit, *b*" zu innerlicher Arznei, drei Sprüche mit Amulett gegen eine andere Kinderkrankheit, einen Spruch für die Erhaltung der Milchausscheidung der Mutter und 7 Sprüche zum allg. Schutz des Säuglings. Die drei Rezepte zur Herstellung von innerer Arznei für das kranke Kind, deren erste die Mutter einnehmen soll, enthalten nur wenige Ingredienzien und diese ohne Dosisangaben. Die beiden Krankheiten *nšw* und *tmjt*, die mit Besprechung und Amulett im ersten Büchlein behandelt werden sollen, sind von F. von Oefele und P. Richter zu deuten versucht worden, *nšw* als Pemphigus der Neugeborenen oder vielleicht richtiger als nässendes Ekzem, miliaria (Richter), die *tmjt* als konvulsivische Zustände.

A. Erman *Zaubersprüche für Mutter und Kind aus d. Pap. 3027* 1901; ders. *Hieratische Papyrus aus d. K. Museum in Berlin* III 2 (1911); ÄZ 39 (1901) S. 149f. von Oefele; P. Richter *Medizinisches aus dem klein. Berliner Medizin. Papyrus* Arch. f. Gesch. der Medizin 3 (1910) S. 155ff.

§ 6. Papyrus Hearst. Gefunden 1899 von einem Landmann nahe Dêr-el-Ballâs in einem Topfe, wurde dieser Papyrus 1901 von der Hearst-Expedition erworben und zunächst von Borchardt und Reisner aufgerollt und geprüft. Auf einem Papyrusstreifen von über 3 m L. und 17,2 cm H. stehen innen 15, außen 3, zusammen also 18 Spalten, von 180—220 mm Br., nur wenig später, als der Ebers-Papyrus geschrieben und ihm auch inhaltlich recht nahestehend. Es sind mehr als 200 Rezepte und 9 Zaubersprüche. Die Rezepte sind des öfteren in die gleichen Gruppen geordnet und in der gleichen Reihenfolge aneinandergefügt, wenn auch die den Heilzweck bestimmenden Überschriften nicht immer gleichen Wortlaut haben. Der Eingang des Papyrus Ebers steht in Spalte 6 gleichlautend als Zauberspruch beim Auflegen eines Heilmittels. Besonders wichtig erscheinen die Anweisungen zur Reposition und zum Verband gebrochener Knochen in Spalte 14 und 15, allerdings ohne die allermindeste diagnostische Angabe, selbst ohne Beschreibung eines Handgriffes oder eine Vorschrift zur Anwendung eines Zuges für die Mechanik der Reposition. Es werden nur Rezepte mitgeteilt zur Herstellung der äußerlich anzuwendenden Mittel, die nach der Einrichtung Verwendung finden sollen. Vorausgeschickt sind 5 magische Besprechungen des Meßgefäßes, der Gerste, des Schmalzes, Honigs und Bieres, die in den Rezepten vorgeschrieben sind. Auch schon in der 1. Spalte des Kodex sind zwei Pasten zum Verband gebrochener Knochen angegeben, die „glatt gemacht", also doch wohl repariert werden sollen. Eine fragmentarische Anweisung beginnt mit dem Worte „Zusammenfügen", eine andere bringt ein „Mittel für gebrochene Rippen", die mit weißer Sahne und (abgebrochenen) sonstigen Mitteln, auf feine Tücher gestrichen, bepflastert (kataplasmiert) werden sollen. Daß den Chirurgen, welche diesen pharmakologischen Kram anzuwenden haben, auch die entzündlichen Zustände bekannt gewesen sein dürften, welche bei der Wund- und Frakturbehandlung zur Beobachtung kommen und den Heilverlauf stören können, scheinen eingestreute Anweisungen darzutun, welche eine Kühlung oder Erweichung

oder Beruhigung der Gefäße oder Leitungsbahnen eines Gliedes oder des ganzen Körpers bewirken sollen. Auf Kühlung, also Vorbeugung entzündlicher Schwellung scheinen viele der nach der Reposition der Knochen zur Anwendung empfohlenen Mittel abzuzielen. Von klinischer Kasuistik wie im Papyrus Edw. Smith findet sich hier nichts, ebensowenig Anweisung für den ausübenden Wundarzt; es handelt sich im wesentlichen um Herstellung des Behelfsmaterials, um Ausstattung des Pflasterkastens für den Chirurgen des MR. Er lernt hier kennen, was er über das gebrochene Glied nach dessen Einrichtung überlegen soll, mochte es sich um Frakturen mit oder ohne Hautverletzung handeln. Auch was er über Krokodilsbisse, Löwen-, Nilpferd- und Schweinebisse überzulegen habe, darüber empfängt er Belehrung. Frisches Fleisch als ersten Wundverband für einige Stunden trifft man hier ebenso wie im Papyrus Edw. Smith. Wundtränke sind nicht angegeben; Pasten, Pflaster, Salben werden für alle Glieder bis herab zu den Zehen und deren Nägeln bei verschiedenen Erkrankungen empfohlen. Nur ein einziges Mal wird der Behandlungsanweisung ein diagnostisch-prognostischer Befund vorausgeschickt (Spalte 12 zu Anfang, Nr. 174): „Wenn du einen Finger oder eine Zehe findest, die krank ist, indem sich Flüssigkeit in ihr drinnen hin- und herbewegt, ihr Geruch übel ist, der durch einen Wurm hervorgerufen wird, so sage dazu ‚Er ist krank; ich will ihn behandeln'. Wende bei ihm das Mittel an, den *spd*-Wurm zu töten", das in einer Salbe besteht. Diese Schilderung des Panaritiums, heute noch „Wurm am Finger" beim Volke genannt, ist das einzige Klinische im Buche. Ab und zu sind genauere Herstellungs- oder Anwendungsvorschriften einer Verordnung beigegeben, wohl auch einmal einige Worte über die Wirkung eines Mittels auf Körperstörungen, z. B. bei dem Mittel der Isis gegen den Kopfschmerz des Râ, Sp. 5 Nr. 75. Einmal hat der Abschreiber beigesetzt: „Ich habe gesehen, daß dies bei mir geholfen hat." Der Beginn eines neuen Abschnittes ist nur einmal gekennzeichnet, während das im Papyrus Ebers durchgehends geschieht; in der 7. Spalte heißt es „Beginn des Traktates, alle Krankheiten zu lindern".

G. A. Reisner *The Hearst Medical Papyrus hieratic Text in 17 Facsimile Plates with Introduction and Vocabulary* Leipzig 1905; W. Wreszinski *Der Londoner medizinische Papyrus und der Papyrus Hearst in Transkription, Übersetzung und Kommentar* 1912.

§ 7. Papyrus Brugsch (3038 des Berliner Museums). Dieser von Passalacqua bei Sakkara (s. d.) mit einem Gerichtsprotokoll aus der Zeit Ramses II. (1292—1225 v. C.) gefundene, von Brugsch schon früh in Faksimile publizierte und mehrfach besprochene, auch *Brugsch major* benannte Papyrus ist bis auf die beiden ersten (nach seiner Auffindung) schwer beschädigten seiner 24 Kolumnen glänzend erhalten, mißt 5,16 m in der Br. (L.) und 20 cm in der H.; je 11—12 Zeilen stehen in der Spalte (Seite), im ganzen sind es 281 Zeilen. Wir haben es mit einer späten Kopie eines Rezeptbuchtextes (nach Diktat) zu tun, dessen Vorlage nicht wesentlich jünger gewesen sein dürfte als der Papyrus Ebers. Das gilt für die 21 Spalten der Innenseite des schwarz mit roten Rezeptanfängen geschriebenen Textes. Die drei Spalten auf der Außenseite der Rolle sind von einem Arzte aufgezeichnet, der ungefähr gleichzeitig mit der buchgewerblichen Herstellung des Innentextes lebte und diese Spalten beischrieb; er war vermutlich der erste Käufer der Handschriftrolle oder hat sie sich geradezu als Kopie herstellen lassen. Der Text der Innenseite war als kurze Rezeptsammlung für den praktischen Gebrauch in der Sprache des MR abgefaßt. Neues bringt diese Kompilation mäßigen Umfanges für den Praktiker nur in sehr bescheidenem Maße: ein paar sehr ins einzelne gehende Arzneibereitungsvorschriften (z. B. Nr. 138, 184, 185). Dagegen ist die Inhalationsanweisung mit dem Strohhalm, den man durch den durchbohrten Topfdeckel durchstecken soll, dem Papyrus Ebers gegenüber durch Kürzung unverständlich geworden. Klinische Schilderungen nach dem Schema „untersuchst du . . . so sage du . . . ich will ihn behandeln" oder nicht behandeln, kommen nur zweimal eingestreut vor (Nr. 154 und 161), ein Ansatz dazu auch in dem Abschnitt über das System der Leitungen (Gefäße

und Nerven), der hier bei den Leitungen der einzelnen Körperregionen durch therapeutische Anhänge ziemlich täppisch fruchtbar gemacht werden sollte. Der Hinweis auf ein Arzneibuch des Königs Usaphais (s. § 4) ist hier legendär erweitert, mit dem Gefäßtraktat einleitungsweise zusammengekoppelt und mit der auch sonst vorkommenden Berufung auf einen berühmten Oberarzt *ntr-ḥtp* quasi als Autor verquickt. Mehrfach begegnet der „tüchtige Vorlesepriester", also der Fachliteratur-Kundige, der auch die praktisch-therapeutischen Manipulationen kennt, als Medizinmann, der nebenbei auch die Zauberkünste beherrscht. Zaubersprüche finden sich nur drei, am Ende der Kompilation (Nr. 189—191). Die angehängten 8 Schwangerschafts-, Gebär- und Fruchtbarkeitsproben (Nr. 192—199) sind besonders wegen ihrer Zahl von kulturgeschichtlichem Interesse. Sie sind z. T. uralt (vgl. § 2, den gynäkol. Kahun-Papyrus, mit dem manches fast wörtlich stimmt) und haben bis in die Neuzeit Leben behalten.

(Brugsch) *Recueil de monuments égyptiens* II (1863) Tf. 85—107; (ders.) *Notice raisonnée d'un traité médical* 1863; F. v. Oefele *Die nichtpathologische Gynäkologie der alten Ägypter* Diss. Bonn 1894; W. Wreszinski *Der große medizinische Papyrus des Berliner Museums (Pap. Berlin 3038) in Faksimile und Umschrift mit Übersetzung, Kommentar und Glossar* hg. (mit 24 Lichtdrucktafeln) 1909.

§ 8. Londoner medizinischer Papyrus (Brit. Mus. Nr. 10059). Eine schwer beschädigte Rolle von etwa 2,1 m L. (Br.) und 175—200 mm H., welche als Palimpsest mit 19 Spalten Text um 1200 v. C. von einem Berufsschreiber leichtfertig nach Diktat beschrieben ist. Sie enthält, abgesehen von den beiden nicht-med. Schlußabschnitten, 41 Beschwörungstexte und 20 Rezepte gegen Knochenleiden (1 Bespr.), Brandwunden, Augen- und Frauenleiden; die Besprechungen z. T. in fremden Sprachen. Abgesehen von der Tatsache des starken Überwiegens der Besprechungs- und Amulett-Therapie ist das medizingeschichtliche Interesse des Papyrus gering. Die dürftigen Rezepte enthalten nicht einmal Angaben über die Dosis; komplizierte Rezepte sind bei der Kompilation vermieden. Klinisches fehlt völlig.

W. Wreszinski *Der Londoner medizinische Papyrus und der Pap. Hearst in Transkription, Übersetzung usw.* 1912; ÄZ 9 S. 61 Birch; ebd. 37 S. 129 Schäfer. Sudhoff

Papyrus (Tf. 14).

§ 1. Die Pflanze. — § 2. Schreibstoff. — § 3. Beschriftung. — § 4. Sonstige Verwendung. — § 5. In der Kunst.

§ 1. Die Papyrus-Staude (*Cyperus papyrus L.*; griech. πάπυρος) wächst in flachem, seichten Wasser ohne Strömung; sie kommt zwar vereinzelt auch außerhalb Ä. vor, ist aber nur im Nil-Tal so häufig, daß sie dichte Bestände in den Sumpfdickichten bildet (Band I Tf. 13) und gewerblich ausgenutzt werden kann. Geeignete Sumpfgelände hat es im Altertum an vielen Stellen des Deltas mit seiner feinen Verzweigung der Nil-Arme gegeben, ebenso in Oberäg. an toten Wasserläufen. Im Laufe der geschichtlichen Zeit sind die Wasserarme für die Bewässerung des Ackers nutzbar gemacht oder zugeschüttet worden, so daß der Papyrus-Pflanze die Lebensbedingungen genommen wurden. Sie kommt heute nur noch an einigen wenigen Stellen angepflanzt und geschont in Ä. vor, bildet aber im Sudan mit anderen Wasserpflanzen zusammen die großen *Sudd*-Massen, die dort der Schiffahrt Hindernisse bereiten.

F. Woenig *Die Pflanzen im alten Ägypten* 1887 S. 74—129; Hehn *Kulturpflanzen* 1911 S. 312; Loret *Flore pharaon.* 1892; SB. Wien. Akad., math.-nat. Kl. 38 (1859) S. 35 Unger; Klebs *Reliefs AR* S. 100, 101; *MR* S. 134—7, 155, 184; Wreszinski *Atlas* Tf. 30, 104.

§ 2. Aus den Stengeln der Papyrus-Pflanze wurde ein Schreibstoff dadurch hergestellt, daß man sie in Stücke von etwa 40 cm L. zerschnitt, von der Rinde befreite und in dünne Streifen spaltete. Die Streifen des schwammigen Gewebes wurden nebeneinander gelegt und unter Zusatz von Gummiwasser oder Mehlkleister so lange geklopft, bis sie sich zu einheitlichen Blättern verbunden hatten. Die Blätter wurden mit den Schmalseiten aneinander geklebt, so daß sich lange, einheitliche Rollen oder Ballen ergaben. Bei dem Aufrollen lag die wagerecht gefaserte Seite innen, und sie wurde von den Benutzern stets zuerst beschrieben.

Die ältesten bekanntgewordenen Papyrus-Blätter sind in Memphis während der 5. Dyn. hergestellt worden; die Erfindung selbst ist

zweifellos älter und gehört wenigstens in die frühdynastische Zeit. Papyrus-Blätter als Schreibstoff sind im Nil-Tal bis in den Anfang des Mittelalters hinein in Gebrauch gewesen und nach dem Ausland verhandelt worden, bis ihr Gebrauch dort durch das Pergament eingeschränkt und dann durch das Papier vollständig verdrängt wurde. Die Farbe des aus der Fabrik kommenden Blattes war gelblich oder hellbraun, heute meist nachgedunkelt. Die Rollen sind in den Büchereien des Altertums durch Nässe, Würmer oder Käfer beschädigt worden, am Anfang und Ende auch durch die Hände der Benutzer besonders stark abgegriffen. Entbehrlich gewordene Akten verkaufte man in späterer Zeit als Makulatur; aus ihnen ist Papyrus-Pappe (Kartonnage) hergestellt, die als Ersatz für Leinwandpappe und Holz zu Mumienhüllen und Särgen verarbeitet wurde. Die Auflösung der Papyrus-Pappe in ihre Bestandteile hat unsere Museen mit amtlichen Urkunden, besonders der griech. und byzantinischen Zeit, gefüllt. Die zweite wichtigste Quelle von Papyrus-Handschriften sind die Abfallhaufen (*Kôm*) außerhalb der Häuserviertel oder der Stadtmauern, wohin besonders Privaturkunden gewandert sind.

§ 3. Die Papyrus-Blätter wurden mit dem Binsenstengel und der schwarzen Farbe beschrieben, die man auf der Palette mit Wasser auflöste; erst in röm. Zeit ist die gespaltene Rohrfeder und flüssige Tinte angewendet worden. Die Form für größere Schriftstücke war die Rolle, später auch das Buch, für kleinere zu allen Zeiten das Blatt von verschiedener Größe. Innerhalb der Rolle sind Seiten hergestellt, auf denen die Zeilen in senkrechter, später meist in wagerechter Richtung laufen. Die Anfänge größerer Abschnitte werden rot eingeleitet. Die Seiten werden in Bibliothekshandschriften am oberen Rande durchgezählt. In den Totenbüchern sind sie durch Bilder unterbrochen, die in den fortlaufenden Text gelegentlich auch eingestreut werden; sie vertreten also die Stellung von Tafeln und Textabbildungen unserer Bücher, für die sie unmittelbar wirkende Vorbilder gewesen sind (s. a. Band I Tf. 23).

G. Möller *Ägypt. Paläographie* I—III (1909—12); W. Schubart *Das Buch bei den Griechen und Römern* 1907; Blümner *Technol.*² (1912) S. 313; Wiedemann *Äg.* S. 80; Erman-Ranke *Äg.* s. Index; Archiv für Papyrusforschung 5 (1909) S. 191 Ibscher.

§ 4. Der von der Blütendolde gekrönte Papyrus-Stengel ist von der äg. Bevölkerung ausgiebig verwendet worden, und ungeheure Mengen der Pflanzen müssen vorhanden gewesen und verbraucht worden sein. Überall in den antiken Darstellungen stößt man auf Papyrus-Blüten bei Festen als Schmuck des Hauses an Säulen und Wänden, auf Krügen und Tischen, in der Hand der Teilnehmer und an der Laube des Gartens. Betende, die sich auf Grab- und Denksteinen darstellen lassen, treten mit einem Papyrus-Stengel vor den Gott oder vor ihre verstorbenen Angehörigen (vgl. a. Band VII Tf. 129b), und die Blüte liegt auf dem Altar und der Opfergabe im Tempel- wie im Totendienst. Die Stengel der Papyrus-Staude sind in Verbindung mit Grashalmen und Streifen von zerschnittenen Palmblättern zu Stricken und Geflechten verarbeitet worden und haben Matten, Körbe, Kästen, Sandalen und anderes Gebrauchsgerät ergeben.

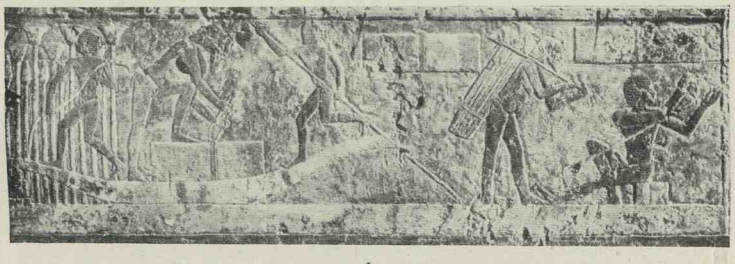
§ 5. Die äg. Kunst stellt die Blütendolde des P. vielfach dar. Meist als Ornament mit starker Stilisierung (Band XIV Tf. 59b); gelegentlich vollständige Stauden als ein Dickicht, in dem die Vornehmen auf die Jagd nach Fischen und wildem Geflügel gehen. Von der auch hier üblichen Stilisierung weichen Fresken auf dem Fußboden des Palastes Amenophis' IV. in Tell el-Amarna (s. Amarna [El]) ab, die den charakteristischen Habitus der Pflanze naturalistisch wiedergeben (Tf. 14a; Band I Tf. 35). Der Papyrus-Stengel mit der Blüte hat in Ä. früh eine Grundform für die Säule ergeben, deren Kapitell oben das bezeichnende Ausladen der Blütendolde zeigt (s. Band I Tf. 84b). Papyrus-Dolden in Gestalt dieser Kapitelle sind auch als Amulett, besonders aus Fayence oder Halbedelsteinen, hergestellt und als Halsschmuck getragen worden. S. a. Ägypten B, Schrift D.

L. Borchardt *Die ägypt. Pflanzensäule* 1897; ÄZ 39 (1901) S. 66 Wilcken; ebd. S. 138 Köster; ebd. 40 (1902/03) S. 36 Borchardt; Rec. de Trav. 25 (1903) S. 86 Köster.

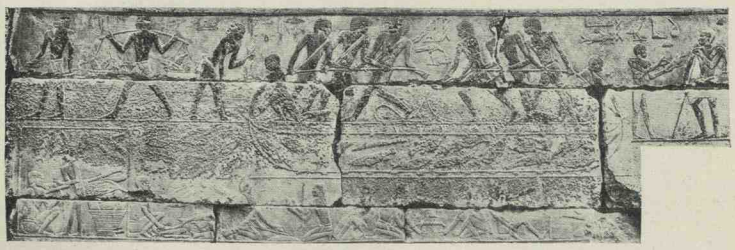
Roeder

Paradies (Vorderasien). Nach dem von A. Poebel (*Historical texts* Philadelphia 1914

a



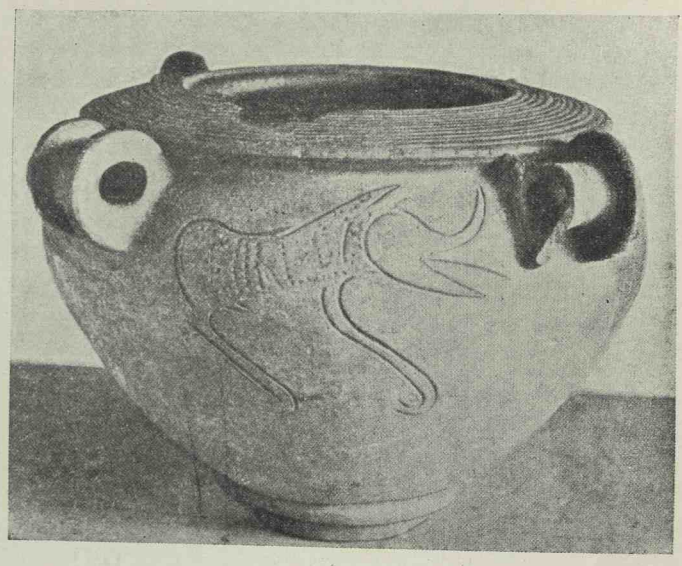
b



c

Papyrus

a. Papyrusstengel mit Dolden (Palastfußboden Amenophis IV.). Nach H. Schäfer. — b. Papyrusernte. Grab des Puimre. NR. — c. Papyrusverarbeitung und Fischfang. Mastaba des Achti-hetep-hrai. Nach W. Wreszinski.



a

b

Paša-kjoj

Vierhenkliges Tongefäß (a) mit figürlichem Motiv (b) von P. (Kreis Kazanlьk).

S. 7ff.) veröffentlichten Texte liegt der Ort, wo der Liebling der Götter Ziusudra (so nach E. Ebeling *Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts* IX [1920] Nr. 434 Vs. Z. 7, vgl. ebd. Nachtrag), mit ewigem Leben beschenkt, herrscht, auf einem Berge von Tilmun(s.d.), einer Insel im Pers. Meerbusen, etwa in der Nähe von Bahrein. Eine nähere Beschreibung dieses Ortes fehlt, wohl infolge der fragmentarischen Erhaltung des Textes. Dagegen scheint die von Langdon (*Sumerian Epic of Paradise, the Flood and the Fall of Man* Philadelphia 1915) publizierte Tafel im Anfang Tilmun als ein Land zu schildern, in dem Feindschaft, Torheit, Krankheit und Alter nicht existiert. Die weiteren Schlüsse, die Langdon aus diesem Texte zieht, möge man bei ihm nachlesen, jedoch auch die diametral entgegengesetzten Ansichten von Witzel (*Keilinschriftliche Studien* I [1918] S. 51ff.) und Ungnad (ZDMG 71 [1917] S. 252ff.) beachten. Dem oben erwähnten Aufenthaltsort des Ziusudra entspricht der Wohnort des seligen Utnapištim (= Lebenssucher, wie Ziusudra) jenseits der Totengewässer an der Mündung der Ströme (Gilgameš-Epos, Sintflut-Erz.). Hier kennt das Epos einen Waschort, in dessen Wasser Gilgameš (s. Gilgamesch) rein wie Schnee wird. Auch die Pflanze *šību iṣṣaḫir amêlu* „Der Greis wird zum jungen Menschen" scheint hier ihren Ursprung zu haben. In einem spätassyr., nicht veröffentlichten Text wird dem Teilnehmer des Neujahrsfestes von Assur der Besitz eines „Gartens der Fülle" verheißen, was wohl eine Art P. der Seligen sein soll. Am Himmel scheint die Phantasie der Babylonier das P. im Sternbild *ikû* lokalisiert zu haben, welches der Ort des himmlischen Babylons, „des Lebensgartens" (*Tin-Tir*), ist. Göttergärten werden sonst noch mehrfach in der babyl. Literatur erwähnt; so schildert z. B. das Gilgameš-Epos einen Zedernwald des Humbaba und einen Göttergarten mit Edelstein tragenden Bäumen (KB VII S. 208 Jensen). Ein Beschwörungstext kennt in Eridu (s. d.) einen schwarzen Baum, der sich „über den Ozean erstreckt". Bei ihm wohnt Ea, und mit ihm Šamaš (s. d.) und Tammuz (s. d.).

A. Jeremias *Das AT im Lichte des Alten Orients*[3] S. 67ff.; A. Ungnad *Das wiedergefundene Paradies* 1923. Ebeling

Parallelismus s. Kulturkreis § 11ff.

Paraspola s. Sizilien B II.

Parazuelos (Spanien). Ansiedlung in der Prov. Almeria, durch Siret ausgegraben. Auf einem Hügel, links der Rambla Ramonete, 4 km vom Meere entfernt gelegen, besteht diese Siedlung aus Steinhäusern, deren Dächer wohl aus Lehm und Holz gebaut waren. Die Kleinfunde: Pfeilspitzen aus Silex in Lorbeerblatt- oder Dreieckform, Silexmesser, Steinbeile und Knochenmeißel. Auch einige Kupfermeißel sind gefunden sowie Kupferüberreste vom Guß. S. Tf. 133a.

Die Keramik ist glatt und schwärzlich, wie gewöhnlich in der Almeria-Kultur, deren Entwicklung wir aus den Dörfern der Argar-Epoche kennen. In der Nähe von P. ist ein großer, zylindrischer Krug mit zugespitztem Boden und Reliefverzierung gefunden worden.

Die Ansiedlung von P. gehört in das frühe Äneol., in die gleiche Zeit wie die Siedlung von Campos, und geht der Siedlung von Los Millares (s. Millares [Los]) unmittelbar voraus.

H. und L. Siret *Las primeras edades del metal en el Sudeste de España* Barcelona 1890 S. 59ff. A. del Castillo

Parfüm s. Räuchergerät.

Parther. Ursprünglich ein iran. Nomadenstamm, verwandt den Skythen, Massageten usw., also in der herrschenden Schicht zur nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) gehörend, hellhäutig, blond, helläugig, langschädlig, langgesichtig und groß gewachsen. Von Strabo (I 66) werden ihre guten Sitten hervorgehoben. S. a. Persien.

M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 342ff. Reche

Paša-kjoi (Bulgarien; Tf. 15). Hier fand sich in einem Grabhügel mit Leichenbrand als Aschenurne eine sehr eigentümliche, stark ausgebauchte Schüssel mit wulstförmigem Fußring und breitem, fast horizontal nach innen gelegten, vom Gefäßkörper scharf abgesetzten und durch konzentrische Furchen verzierten Randteil. Dicht unterhalb des Randes setzen symmetrisch vier breite, spulenförmige Querhenkel an. Das Bemerkenswerteste aber bilden vier symmetrisch auf den freien Feldern zwischen den Henkeln angebrachte stilisierte Tier-

figuren, die offenbar eine symbolische, mit dem Totenkult zusammenhängende Bedeutung haben und jedenfalls leichenfressende Hundedämonen darstellen (Wilke *Die Religion der Indogermanen* 1923 S. 103). In Bulgarien selbst fehlt es dafür meines Wissens an Analogien, dagegen schließen sich diese Tierfiguren stilistisch ziemlich eng an gewisse Darstellungen der Fokoru- und Michałków-Gruppe Ungarns und Ostgaliziens (s. Michałków; z. B. Band VIII Tf. 53) und anderseits an die Tierfiguren auf den Bronzeäxten und sonstigen Bronzegeräten Oberkobans und anderer gleichaltriger Stationen des Kaukasus an, die eine ganz ähnliche Kopf- und Maulbildung und z. T. auch die gleichen, widernatürlich nach rückwärts gebogenen, hakenförmigen Füße zeigen. Ja sogar die Doppelspirale findet sich auf den Leibern von P. ähnlich wie in Oberkoban wieder, nur erscheint sie auf den kaukas. Tierkörpern immer zu mehreren in Reihen gruppiert oder in weiterer Ausbildung als „laufender Hund", während sie bei den Figuren von P. nur als Einzelmotiv auftritt. (Über die Bedeutung dieses Motivs im Totenkult vgl. Wilke a. a. O. S. 177ff.) Jedenfalls ist an einem engen, wenn auch vielleicht nur mittelbaren stilistischen Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen, räumlich ziemlich weit auseinanderliegenden Darstellungen kaum zu zweifeln, und wir dürfen dann wohl Bulgarien als den empfangenden Teil ansehen. Aus dieser stilistischen Verwandtschaft der bulgar. mit den kaukas. und ungar. Tierdarstellungen ergibt sich auch die Datierung des Grabhügels von P., der hiernach in die frühe oder ältere HZ (Stufe A oder spätestens B Reineckes) anzusetzen wäre.

R. Popov *Vodač za narodn. Muz. v. Sofija* 1923 S. 109f. und Abb. 59 u. 60. G. Wilke

Pasargadae s. Persien B § 4.

Pasiega, La (Tf. 16, 17). Höhle unfern von Puente Viesgo (span. Prov. Santander). Entdeckt von H. Obermaier und P. Wernert (1911). Enthält eine große Anzahl von Gravierungen und Malereien (Wildpferde [Tf. 16], Hirsche und Hirschkühe, Bisonten [Tf. 17] und Wildrinder, Steinböcke, Gemsen; ein Elefant?), wichtige „tektiforme" Gruppen u. ä. (Band VII Tf. 107f, g, k, o, q); von großer Bedeutung für die Evolution der paläol. Kunst. S. Kunst A II, Primitive Kunst.

H. Breuil, H. Obermaier und H. Alcalde del Rio *La Pasiega à Puente-Viesgo (Santander) (Espagne)* Monaco 1913. H. Obermaier

Passfunde. Unter P. kann man eine Gruppe von Streufunden, gelegentlich aber auch von Gesellschaftsfunden zusammenfassen, deren vereinigendes Gemeinsame darin besteht, daß sie in der Regel weitab vom Siedlungsgebiet liegen und auf Berges- oder Paßhöhen angetroffen werden. Sie fallen aus der sonstigen vertikalen Verbreitung der Funde ihrer Zeit vollständig heraus und bezeugen damit, daß sie nicht als Überreste von Siedlungen angesprochen werden können, sondern lediglich Belege für Begehungen darstellen.

Wenn diese Wanderungen über alte Verkehrswege gezogen sind — in diesem Falle haben wir es zumeist mit wandernden Händlern zu tun —, so liegen die Funde entweder tief in Gebirgstälern, die zu Paßübergängen führen, oder auf den Pässen selbst.

Neben ihnen trifft man auch, allerdings vereinzelt, aber doch nicht gar so selten, in den gebirgigen Teilen Höhenfunde an, bei denen keinerlei Beziehungen zu Tal- oder Paßwegen zu erkennen sind. In diesen Fällen handelt es sich um verlorene Stücke bei jagdlichen Streifzügen oder solchen, die mit der Suche nach zweckdienlichen Gesteinsarten und in der späteren Zeit wohl auch mit der Suche nach Erzlagerstätten zusammenhängen.

In den östlichen Teilen der Alpen finden sich Paß- und Höhenfunde im ausgehenden Neol. und in der BZ, dann sehr stark angereichert zur Zeit der Ausbeutung der ostalpinen Kupferlager, nämlich in der späten Bronze- und frühen Hallstattzeit, und endlich in der LTZ. Aus der Stein-Kupferzeit belegen sie ein häufiges Durchstreifen des Gebirges, in der Bronze-Hallstattzeit weisen sie auf intensive Handelsbeziehungen mit Kupfer zwischen N und S, und in der LTZ, in der es sich im wesentl. um kleinere Schatzfunde handelt, sprechen sie für eine intensive Wanderung von S nach N oder umgekehrt, wobei die unruhigen Zeiten ein Verstecken der mit-

geführten Wertgegenstände notwendig erscheinen ließen.

Die P. sind im hohen Maße geeignet, unsere verkehrsgeographischen Kenntnisse der Vorzeit zu ergänzen, nur sind sie uns außerordentlich lückenhaft bekannt, da sie zumeist in Gebieten liegen, die auch heute noch verhältnismäßig wenig begangen und insbesondere frei von einer intensiven Bodenbewirtschaftung sind, so daß ihre Auffindung rein zufällig ist. S. a. Alpenpässe und Österreich B.

G. Kyrle

Pass Lueg s. Lueg-Pass.

Pastaka s. Südrußland D.

Pastinake s. Möhre.

Pastyrskoje (Kr. Čigirin, Gouv. Kijev). § 1. Etwa 3 km w. von P. auf einem „Galuščino" genannten Terrain liegt eine Burganlage. Sie hat einen annähernd kreisförmigen Grundriß und zieht sich in einer L. von 580 m, einer Br. von 520 m über ein durch das Tal eines Flüßchens geteiltes Plateau. Die Wälle erreichen angeblich z. T. eine H. von 20 m. (? Sicher ein Irrtum; auch von Arne a. a. O. S. 27 übernommen.) Vier Tore führen durch sie hindurch. Die Untersuchungen, über die leider nichts Näheres bekannt ist, ergaben zwei Kulturschichten auf der Burg, eine skyth. und eine „gotische". Für die skyth. sind Scherben einheimischer und griech. Keramik, bronzene Pfeilspitzen und eisernes Gerät, unter diesem besonders Messer mit Knochengriff, charakteristisch.

Auch die skyth. Schicht scheint mehrere Per. zu umschließen, wenn es richtig ist, daß hier u. a. milesische Scherben (Izvestija Arch. Kom. 65 [1918] S. 141) gefunden wurden, die auch sonst in skyth. Siedlungen des Kijewer und Poltawaer Gebietes nicht selten sind. Vgl. Festschrift für den Grafen A. A. Bobrinskoj St. Petersburg 1911 S. 155 ff. (Nemirov, Podolien) und B. V. Farmakovskij *Miletskija Vazy izъ Rossii* Moskau 1914.

Über die Funde von germ. Charakter vgl. *Collection Khanenko* V 23 f. und Arne *Det stora Svitjod* 1917 S. 27—29.

§ 2. S. der Burg lagen Gruppen von Grabhügeln, von denen eine Anzahl im J. 1918 von V. V. Chvojko untersucht sind. Die typische Grabform ist die hölzerne, in den Bogen eingesenkte Kammer.

Im dritten Kurgan (H. 4,5 m) war neben dem (gestörten) Zentralgrab eine besondere kleinere Kammer für eine Pferdebestattung angelegt. Von dem Geschirr ist besonders interessant ein Stirnblech in Form eines stilisierten Pferdehinterteiles (*Collection Khanenko* II Tf. 19 Nr. 320 б). Das Zentralgrab war gestört, von seinem Inventar noch erhalten ein (unveröffentlichtes) Schwert vom Akinakes-Typus, bronzene Pfeilspitzen und Schuppen eines Panzerhemdes (ähnlich a. a. O. Tf. 7 Nr. 216), sowie griech. Keramik, darunter große Weinamphoren.

Die Panzerung besteht nicht aus fischschuppenförmigen Plättchen wie in der Regel, sondern aus schmalen, dachziegelartig übergreifenden Streifen, wie sie z. B. auch in Grabhügeln bei Aksjutincy (s. d.; Samokvassov *Mogily russkoj zemli* 1908 S. 103 ff. Abb. 49—51) und im Kul-Oba (s. d.; *Antiquités Bosph. Cimmérien* Tf. 28,9) vorkommen.

Der erste untersuchte Grabhügel enthielt gleichfalls Reste eines mit Bronzeplättchen besetzten Lederkollers (a. a. O. Tf. 7 Nr. 215, 216), Pfeil- und Lanzenspitzen, ein kleines Schwert, eine bronzene Nadel (in den Gräbern der Kijewer Gruppe nicht selten; vgl. z. B. Izvestija Arch. Kom. 17 [1905] S. 89 Abb. 19 Žurovka, 4.—3. Jh. v. C.; ebd. S. 93 Abb. 26 Žurovka, 6. Jh. v. C.; s. a. Žurovka; *Collection Khanenko* II Tf. 13 Nr. 241 Budki, Kr. Romen; ebd. Tf. 8 Nr. 242 Prussy, Kr. Čerkask; ebd. Tf. 14 Nr. 243—248 Pastyrskoje, Gorodišče Matronjeva; ebd. III Tf. 46 Nr. 362 б Kr. Romen; ebd. Tf. 47 Nr. 361, 362 Kr. Čigirin oder Čerkask des Gouv. Kijev; vgl. a. a. O. Tf. 44 oben r. und l.), kleinere, schwarzlackierte griech. Gefäße, eines davon (*Collection Khanenko* II Tf. 34 Nr. 799) mit einer auf den Boden eingeritzten (angeblich unleserlichen) Inschrift (s. a. Turji), Stücke eines spätrotfigurigen Kraters (Raub der Europa), skyth. Vasen u. a.

§ 3. Verhältnismäßig reich war auch ein sö. von der Burg liegender Grabhügel von ca. 3,50 m H. Im Aufschutte lagen mehrere Gräber späterer Zeit, über die näheres nicht berichtet wird. In der Tiefe traf Chvojko auf zwei ältere Holzkammergräber. Das eine, im s. Teil des Hügels, ein Kriegergrab, enthielt u. a. einen schön erhaltenen bronzenen Helm attischer Form (*Collection*

Khanenko II Tf. 9 Nr. 218), ein Silbergefäß, in Form und Ornamentik deutlich durch die einheimische Töpferei beeinflußt (a. a. O. Tf. 30 Nr. 450), eine schwarzlackierte Kylix (a. a. O. Tf. 34 Nr. 800) und zwei Amphoren mit Stempeln (a. a. O. Nr. 788). Ein Diener hatte offenbar die Reise ins Jenseits mit dem Herrn antreten müssen.

Bronzene Helme sind in den älteren Gräbern der skytho-sarmatischen Periode Südrußlands verhältnismäßig selten und jedenfalls immer Import; vgl. die Stücke von Kelermes (s. d.), Petrikovka (Funduklej *Obozrênije mogil* 1848 S. 13ff. Abb. 16), Ul (s. d.), aus dem Kul-Oba (s. d.), von Solocha (s. d.; Band XII Tf. 81 c), Mirza Kekuvatskij (*Antiquités Bosph. Cimmérien* Tf. 28, 4; vgl. Reinach S. 21; von dem Inventar nur das Schwert [abg. Materialien Arch. Rußl. 34 (1918) Tf. 5, 3] skyth. [s. a. Voronež]), Volkovcy (s. d.; Bobrinskoj *Směla* III 82ff.; Minns *Greeks and Scythians* 1913 S. 183 Abb. 76), Bolšaja Bliznica (s. Bliznica [Bolšaja]: Kondakoff *Antiq. Russie mérid.* S. 48 Abb. 55; CR Pétersb. 1865 S. V, 1866 S. 69; vgl. Arch. Jahrb. 27 [1912] S. 326 B. Schröder), Lazarevka (Izvestija Ak. Mat. Kult. 1 [1921] S. 193), Bujereva Mogila (Mater. Arch. Russl. 37 [1918] S. 44 ff.). Häufig der bronzene oder der eiserne Helm in der jüngsten Kuban-Gruppe: Achtanizovka (CR Pétersb. 1900 S. 104 Abb. 190 [mit goldenem Kranz ebd. S. 104 Abb. 191]; wiederhergestellt Izvestija Arch. Kom. 29 [1909] S. 30 Abb. 1, vgl. S. 23), Kuban-Gebiet (ebd. S. 31 Abb. 3), Kurdžips (CR Pétersb. 1896 S. 61 Abb. 293; Bruchstücke zweier Helme), Tiflisskaja (Izvestija 4 [1902] S. 120ff. Abb. 1 Lenz, der zum Vergleich zwei eiserne Helme aus dem Gouv. Tobolsk heranzieht; vgl. ebd. S. 122 Abb. 4 und Heikel *Antiquités de la Sibérie occidentale* 1894 Tf. 17, 1—2), Jaroslavskaja (CR Pétersb. 1896 S. 57) u. a. Auch die meisten dieser jüngeren Helme sind nicht einheimischer Arbeit. — Der Helm aus dem Funde von Bubuja (Bessarabien) gehört nicht in die j. HZ (Tallgren *Pontide Préscythique* 1926 S. 158), sondern ist viel jünger. Gegenstücke aus dem griech. O und Kerč (Reinach *Antiq. Bosphor. Cimm.* Tf. 28, 1), letzteres mit Lysimachus-Münze zusammen gefunden (vgl. Arch. Jahrb. 27 [1912] S. 328 und Beilage 13). Interessant das Auftreten eines bronzenen Helmes, der an den Jockeimützentypus der LTZ (Band V Tf. 90 a) erinnert, in einem frühkaiserzeitlichen Grabfunde des Gouv. Samara (unveröffentlicht, Grabung 1926). Vgl. a. V. Pârvan *Getica* 1927 S. 462 ff.

Das andere, im w. Teil des Hügels, gestört, war ein Frauengrab. Von der Ausstattung, soweit sie noch vorhanden war, seien ein bronzener Spiegel mit eisernem Griff (a. a. O. Nr. 232), eine Anzahl Goldbleche mit der Darstellung eines Hirsches (a. a. O. Tf. 26 Nr. 437), zwei goldene Ohrringe und einige bronzene Pfeilspitzen — nicht ungewöhnlich in Frauengräbern — hervorgehoben. Die Zeitstellung ist für die überwiegende Mehrzahl dieser Kurgane das 4.—3. Jh., das § 2 genannte Grab I wird etwas älter sein.

Collection Khanenko II 8ff. M. Ebert

Patariti s. Italien B § 9.

Patina. S. a. Konservierung von Altertumsfunden.

A. Europa.

§ 1. Allgemeines. — § 2. Metalle. — § 3. Steine. — § 4. Glas. — § 5. Organische Stoffe.

§ 1. Die in Erde, Wasser und Luft enthaltenen Säuren und Salze wirken auf die Altertümer ein und verändern sie in der verschiedensten Weise. Insofern dies in Farbe, Härte, Rauhwerden oder sonst oberflächlich sich bemerkbar macht, spricht man von P. und denkt dabei gewöhnlich an metallene, besonders bronzene Altertümer. Die Bezeichnung wird indessen auch bei Stein, Knochen, Geweih, Glas, Bernstein u. a. angewandt. Die außerordentliche Verschiedenheit der Stoffe einerseits — wie sehr variiert allein die Zusammensetzung der Bronze — und der einwirkenden Umgebung anderseits gibt eine endlose Reihe von Kombinationen für die Patinabildung. Da nun gewisse Kombinationen für bestimmte Gegenden oder Kulturgruppen kennzeichnend sind, ist der Kenner häufig imstande, schon aus der P. Rückschlüsse auf die Herkunft eines Gegenstandes zu machen. So bekommt die P. praktische Bedeutung zur Kontrolle von Fundortangaben und für die Wiedervereinigung auseinandergerissener Grab- und Depotfunde.

§ 2. Die wichtigsten Arten von Patinierung sind folgende:

a. Kupfer setzt oft nur eine schwache, weißlich-grüne, leicht zerreibliche Mehlpatina an und wird durch diese Patinierung tief ausgenarbt.

b. Bronze, die in der Erde gelegen hat, verhält sich verschieden. Die tiefgrüne Edelpatina, in der älteren Literatur *aerugo nobilis*, bewahrt dem Gegenstand seine Form und Oberfläche mit allen Feinheiten der Ornamente und Politur. Häufig nimmt die P. die Form einer über die ur-

a

b

Pasiega-Höhle

a

b

Pasiega-Höhle

a. Feine Bisongravierung. — b. Rote Bisondarstellung mit schwarzen Farbaufträgen. Stark verkleinert. Nach Aufnahmen von H. Obermaier (1911).

sprüngliche Oberfläche herausragende und deren Glätte zerstörende Rauhung von fester, beständiger Beschaffenheit an, meist grün, manchmal mit bläulichen Flecken. Sie steigert sich in Gegenden mit starkem Chlorgehalt, z. B. im Mittelmeergebiet, zu unförmlichen Ausblühungen, Warzen und Höckern, verbunden mit tiefgehenden Rissen, die den Körper inselartig zerklüften und ihn schließlich auseinanderfallen lassen. Bei der Rauhpatina sitzt unter der grünen Schicht gewöhnlich eine Schicht Kupferoxydul, dessen rötliche Farbe bei ungenügendem Anritzen, das nicht bis zum metallischen Kern durchdringt, leicht dazu verführt, den Gegenstand für kupfern zu halten. Feste P. von sattgrüner Farbe wird auch Malachitpatina genannt. Gefürchtet ist die Mehlpatina (wilde P., *Rogna* oder *Caries* der Bronze), welche das Metall in ein leicht zerreibliches weißlichgrünes Pulver verwandelt und in kurzer Zeit den völligen Zerfall herbeiführen kann; Mond und Cuboni wollen hierfür Bakterien verantwortlich machen. Bleibronzen zeichnen sich durch grünlichgraue bis schwärzliche, glatte P. aus, ebenso Bronzen mit starkem Gehalt an Zinn, Antimon und Nickel. Während die meisten Erdbronzen mehr oder weniger stark patiniert sind, gibt es Fälle, wo sie stellenweise unverändert geblieben sind und ihre gelbe, glatte Oberfläche bewahrt haben, so gewisse Grabfunde aus dem bayr. Hallstattkreis und manche Lausitzer und nord. Bronzen. Dieselbe Erscheinung, nur nicht als Ausnahme, sondern als Regel, zeigen die im Moor oder Wasser gefundenen Bronzen (Moorpatina, Wasserpatina); ihre Oberfläche ist nur etwas gedunkelt und fein genarbt, selten in größerem Umfang zerfressen; noch seltener besteht die Moorpatina aus einer braunen oder schwarzen, leicht abblätternden Schicht.

c. Blei und Zinn sind dem Verwittern stark ausgesetzt, sie haben eine stumpfe, weißliche bis dunkelgraue P., ausnahmsweise bleibt die Oberfläche glatt wie an dem Blei-Idol aus Troja II (Band VI Tf. 1 a). Zinn zerfällt entweder zu Pulver oder wird stark, bis zum Zerfall, zerklüftet.

d. Beim Eisen pflegt man den gewöhnlichen Rost zwar nicht als P. zu bezeichnen, sachlich gehört er aber in diesen Zusammenhang. Wie bei der Bronze wird Grad und Art der Verrostung nicht nur durch die Beschaffenheit der Lagerstätte, sondern auch durch die Verschiedenheit des Materials beeinflußt; so rostet Schmiedeeisen leichter als Stahl. Eine für Erdfunde außergewöhnlich gute Erhaltung besitzen die Eisensachen von der Steinsburg (s. d.), aber nur soweit sie aus der Basaltzone des Berges stammen; sie haben eine ganz dünne, schwarzbraune, harte und beständige Rostschicht. Nur in gewissen Fällen spricht man beim Eisen von P. Es ist der Edelrost oder die Feuerpatina, die durch Feuerwirkung (Scheiterhaufen, Feuersbrunst) entsteht und die Oberfläche wohlerhalten zeigt, nur schwarz gefärbt mit einem Stich ins Bläuliche oder Rötliche bis zu lebhaftem Rot. Im Moor und Wasser verhält sich Eisen verschieden. Bei Anwesenheit von schwefelsauren Salzen oder freier Schwefelsäure wird es stark zerfressen, gerbende Eigenschaften wirken dagegen konservierend. Beim Zusammenliegen mit tierischen Substanzen (Knochen) bildet sich eine lebhaft blaue P. (Vivianit).

e. Reines Gold patiniert nicht. Nur das darin natürlich oder durch Legierung enthaltene Silber scheidet höchstens eine dünne Schicht Chlorsilber aus. An sonst blankem Gold sitzt häufig ein abblätternder leichter bräunlichroter Anflug von Eisenoxyd auf. Die Oberfläche alten Goldes ist meist leicht genarbt.

f. Silber bekommt eine dicke, graue Kruste aus Chlorsilber oder einen dunkeln Anlauf von Schwefelsilber, verliert also seinen Glanz. Wenn es, wie meistens, mit Kupfer legiert ist, patiniert es grün und ist dann äußerlich von Bronze kaum zu unterscheiden.

§ 3. Steingeräte. Die nord. Feuersteingeräte bekommen eine prächtige, tiefgelbe Farbe (Honigpatina), die sich tief in das ursprünglich graue Material hinein erstreckt. Im Altertum umgearbeitete Stücke lassen an der geringeren Färbung der reparierten Flächen erkennen, daß zur Zeit der Umarbeitung die Patinabildung bereits begonnen hatte. In Mitteldeutschland dagegen patiniert der Feuerstein weiß, manchmal mit einem Stich ins Bläuliche, sowohl

bei paläol. (Taubach, Ehringsdorf) wie neol. Stücken. Unter den verschieden patinierten Feuersteingeräten des frz. Paläol. fallen diejenigen von La Micoque außer ihrer Leichtigkeit durch eine schmutziggelbe oder weißlich gefärbte Verwitterung mit porös erscheinender Struktur auf. An gewissen paläol. und mesol. Feuersteinen Frankreichs, Belgiens und Rügens befinden sich auf der hellgrau patinierten Oberfläche gelbe, anscheinend von einem Eisenniederschlag herrührende Flecken. Die paläol. Feuersteine Ägyptens besitzen braune, lackartig glänzende P. („Wüstenlack"; s. a. Gesteinsmaterial der paläolithischen Industrien).

Die Schieferbeile des mitteld. Neol. bekommen eine helle Oberfläche, so daß rezente, zu Fälscherzwecken angebrachte Nachschliffe sofort durch dunkle Färbung auffallen. Ebenso verfärben sich Hämmer aus Granit. Handmühlen aus rotem Sandstein erscheinen äußerlich grau — kurzum, es gibt nur wenige vom vorgesch. Menschen benutzte Steinarten, die sich nicht irgendwie durch Patinierung verfärben.

§ 4. Während beim gebrannten Ton Patinabildung nicht vorzukommen scheint, tritt sie bei Glas (s. d.) auf und verleiht ihm die wundervolle, in allen Farben des Regenbogens schillernde Irisation, die aber leicht abblättert und zur Zerstörung des Körpers führen kann.

§ 5. Von organischen Substanzen färbt sich die Oberfläche des Bernsteins (s. d.) dunkelbraun, wird rissig und bröckelt leicht ab. Die mesol. Harpunen und Angelhaken aus Geweih und Knochen, die in der Oberschicht des blauen Tons der Unterhavel vorkommen (s. Norddeutschland A), patinieren tiefbraun glänzend. Holz färbt sich im Wasser oder Moor braun bis schwarz, Eichenholz wird zugleich hart und schwer.

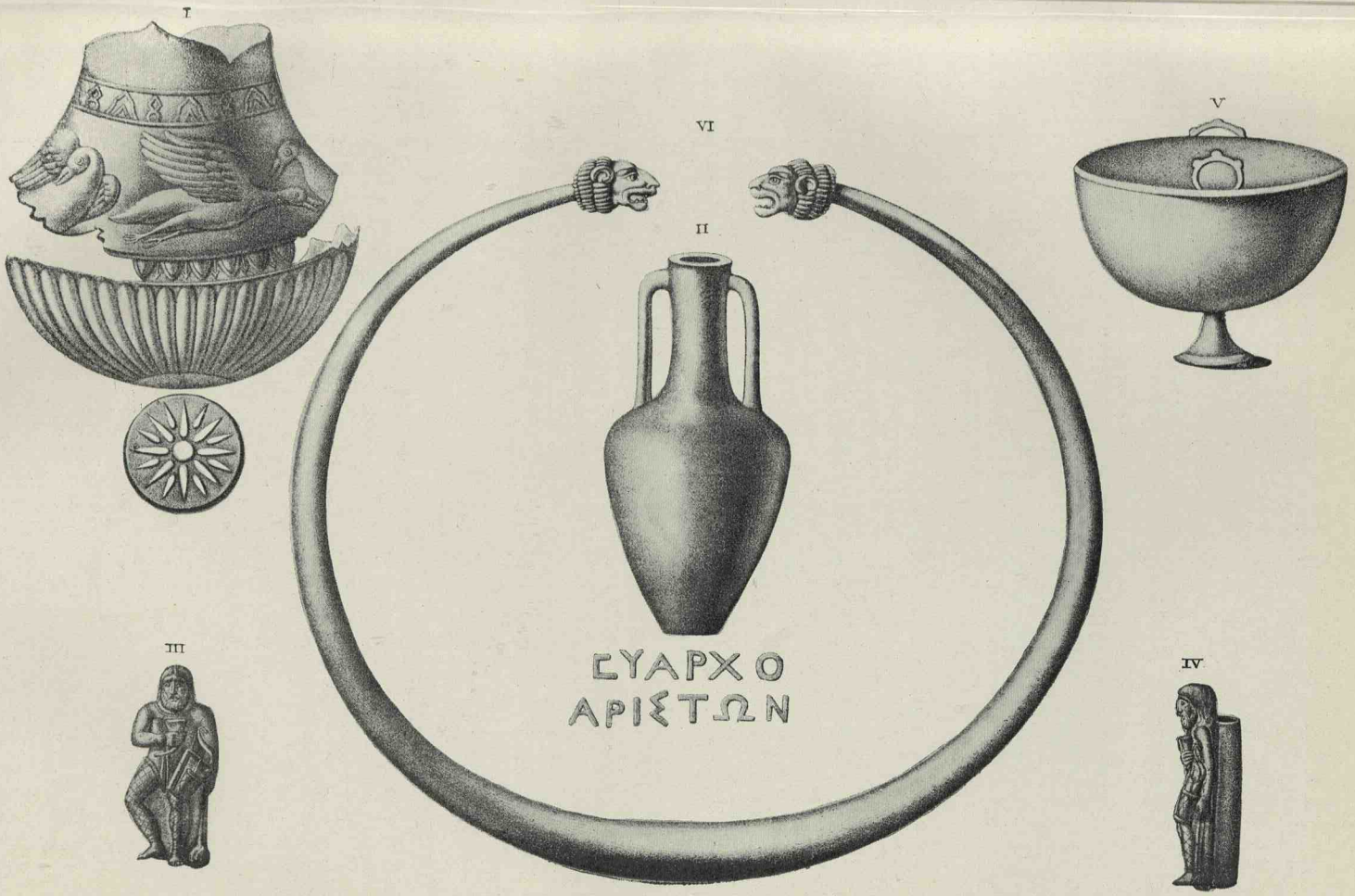
Merkbuch für Ausgrabungen[3] Berlin 1914; Fr. Rathgen *Die Konservierung von Altertumsfunden*[2]. *Handbücher der Kgl. Museen zu Berlin* 1924, mit weiterer Literatur; L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen* 1920 S. 12f.

Alfred Götze

B. Ägypten. Die Farbe der frisch gegossenen und gereinigten Bronze ist goldgelb und richtet sich im Ton nach dem Grade der Beimischung des weißlichen Zinns zu dem rötlichen Kupfer. Unter dem Einfluß der in der Bodenfeuchtigkeit enthaltenen Säuren nimmt die Oberfläche der Bronze eine Tönung an, die ins Braune, Grüne oder Rötliche hineinspielt. Durch diese Tönung brauchen die Feinheiten der Oberfläche und ihrer Ziselierung oder Gravierung nicht zu leiden, und an einer dunkelfarbig gewordenen Bronzefigur können die Einzelheiten der Zeichnung ebensogut zu erkennen sein wie an der frisch gegossenen. Bei stärkerer Zersetzung der Oberfläche bildet sich auch Grünspan als eine dicke, aus dem Metall herauswuchernde Schicht (Band VII Tf. 19b) von grünlicher Farbe, oft mit Abstufungen zu Blau und Braun hin. Die Wirkung von Bronzefiguren pflegt für den modernen Beschauer, dem das leuchtende Goldgelb des eben gegossenen Metalls unbekannt ist, gesteigert zu werden durch die dunklen und oft farbenreichen Töne der P. Den Äg. des Altertums muß die uns künstlerisch wertvolle Wirkung der P. bekannt geworden sein, sobald ihnen alte und in der Oberfläche angegriffene Figuren in die Hände fielen. Es ist aber nicht bekannt, daß sie es versucht hätten, die Bildung der P. künstlich herbeizuführen. Bronze wird für die alten Äg. ein goldgelbes Metall gewesen sein, dessen natürliche Farbe sie unverändert zur Geltung brachten. Der Übergang vom Kupfer zur Bronze am Anfang des MR bedeutete für die Äg. also, daß ihr Werkzeugmetall nicht mehr rötlich, sondern goldgelb war. Die P. der Bronze wird ihnen ebensowenig von künstlerischer Bedeutung gewesen sein wie die Irisierung des Glases; wenn wir heute beide hoch schätzen und an neu angefertigten Stücken anbringen, dürfen wir doch nicht die gleiche Wertschätzung für das Altertum voraussetzen.

Roeder

Patiniotti-Fund (Südrußland; Tf. 18). § 1. Die Bedeutung dieses in der Literatur seltener herangezogenen Fundes besteht vor allem darin, daß er dem Kul-Oba-Funde besonders nahesteht, ja, wie es scheint, ein genaues Gegenstück zu ihm darstellt und seine Datierung (Ende des 4. Jh. v. C.) stützt. Der Fundbericht findet sich in einem am 31. März 1821, bald nach dem Bekanntwerden der Entdeckung geschriebenen Briefe des Grafen E. de Sancé an



Patiniotti-Fund

I—VI. Anscheinend verlorene Stücke des Fundes nach den Abb. bei J. P. de Blaramberg *Notice sur quelques objets d'antiquité découverts en Tauride* Paris 1822: I. Silbervase. — II. Weinamphora mit Stempel. — III—IV. Elektronfigürchen eines Skythen. — V. Skythischer Bronzekessel. — VI. Goldener Halsring.

A. N. Olenin, der aber erst am 6. April 1831 abgesendet und im J. 1889 von Latyšev in den Zapiski der Odessaer Gesellschaft (15 S. 78—86) abgedruckt wurde. Zeichnungen einer Anzahl von Stücken hatte de Sancé seinem Briefe beigefügt, an dessen Rande Olenin einige berichtigende Bemerkungen machte. Dem ersten Herausgeber des Fundes, dem russ. Staatsrat J. P. de Blaramberg, waren die FU nur ungenau bekannt.

§ 2. Ende Dezember 1820 stieß 5 km von der Stadt, ca. 1 km nw. vom Zolotoj-Kurgan (s. d.), auf dem höchsten Punkte des vom Mithradates-Berg ausgehenden Höhenzuges (vgl. S. Reinach *Antiquités du Bosphore Cimmérien* Karte Nr. 1), ganz nahe dem Kul-Oba (s. d.), ein Einwohner von Kerč, der nach Steinen suchte, auf ein steinernes Grabgewölbe von viereckigem Grundriß (3,50 × 3,50 m), das in seinem Aufbau anscheinend völlig diesem glich. Er nahm einige Stücke des Grabinventars mit sich, das am 12. Januar 1821 von Matrosen der Transportflotte, die an derselben Stelle arbeiteten, gründlich ausgeplündert und jedenfalls auch nur z. T. an den Kommandeur der Flotte Patiniotti, nach dem der Fund heißt, abgeliefert wurde, der sie an den damaligen Generalgouverneur von Neurußland, den Grafen de Langeron, weitergab. Sie scheinen heute verloren zu sein (Athen. Mitt. 8 S. 312 Kieseritzky).

Über die FU ist weiter nichts bekannt, als daß der Holzsarg (mehrere?), der kunstvoll gedrechselte Füße hatte und mit Silber (?) blech beschlagen war, in kleine Stücke zerbrochen war und die Knochen auf dem Erdboden zerstreut lagen. Auch von Pferdeknochen wird berichtet.

§ 3. Aus dem Grabinventar werden genannt und von de Sancé, Blaramberg u. a. z. T. abg.: ein goldener Halsring in Löwenköpfe endend mit Emailverzierung (Blaramberg Tf. Nr. VI; hier Tf. 18 VI, vgl. den Halsring aus dem Kul-Oba: A[ntiquités du] B[osphore] C[immérien 1854] Tf. 8, 3); zwei schlichte, bandförmige, offene Armringe mit Mittelgrat vom Kul-Oba-Typus (ABC Tf. 26, 3. 4); Goldbleche (dreieckig, Rosetten, Palmetten; de Sancé Tf. 2, 6. 7. 11); 4 (nicht 1 wie bei Reinach *Antiquités Bosph. Cimm.* S. 11, nach Blaramberg S. 12 und Ašik *Bosporskoje Carstvo* II [1848] S. 39 angegeben) Elektronstatuetten eines Skythen (Tf. 18 III, IV), die den Figürchen aus dem Kul-Oba (ABC Tf. 32, 1) außerordentlich nahestehen, nur daß der Skythe hier statt des rituellen Fläschchens ein Trinkhorn in der rechten Hand hält (Blaramberg Tf. Nr. III; de Sancé Tf. 2, 1—3; Sabatier Tf. 5, 3. 4); auf ihrer Rückseite ist eine Längsöse an den Figuren angebracht. Ferner gehörten zum Grabe ein silbernes Fläschchen mit einem Fries von schnappenden Enten (Tf. 18 I; Blaramberg Tf. Nr. 1; vgl. die Stücke aus dem Kul-Oba: ABC Tf. 35, 1. 3), mehrere Bruchstücke von Bronzegefäßen, ein skyth. Bronzekessel (Tf. 18 V; Blaramberg Tf. Nr. V), in dem sich Schafknochen befanden, und eine Wein-Amphora (Tf. 18 II; Typus: Präh. Z. 5 [1913] S. 38 Abb. 41c), auf dem Hals mit dem Stempel ΕΥΑΡΧΟ ΑΡΙΣΤΩΝ (CIG II Nr. 2109d; vgl. Pridik *Inventarnyj Katalog Klejm Eremitažnavo sobranija* 1917 S. 124 Nr. 105). Weiter werden Schuppen eines eisernen Panzers, ein Schwert mit goldplattiertem Griff, mehr als 100 bronzene Pfeilspitzen und einige kleinere Zierstücke aufgeführt. Die von de Sancé und Blaramberg genannten Münzen haben schwerlich etwas mit der Grabausstattung, die durch die Amphora in die Zeit um 300 v. C. oder etwas später datiert wird, zu tun.

Zapiski Odessa 15 (1889) S. 78—86 Latyšev; J. P. de Blaramberg *Notice sur quelques objets d'antiquité, découverts en Tauride* Paris 1822; J. Sabatier *Souvenirs de Kertsch* St. Petersburg 1849 S. 115ff. Tf. 5, 3. 4; 4, 14; Prince Sibirsky *Catalogue des méd. du Bosphore Cimmérien* 1859 S. CXX; Athen. Mitt. 8 S. 312 Kieseritzky; S. Reinach *Antiq. Bosph. Cimm.* S. 4, 11, 17; Materialien Arch. Rußl. 34 (1914) S. 93 Rostovcev; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 386f.

M. Ebert

Patriarchat. A. Allgemein.

§ 1. Die Leitung der Familie und die Führung des politischen Verbandes. — § 2. Das P. bei Jägern und Sammlern. — § 3. Männerherrschaft in der mutterrechtlichen Gesellschaft. — § 4. Kindestötung, Machtkampf der Geschlechter, Herrschaft der zeremoniellen Ordnung. — § 5. Die geschichtete Gesellschaft und das P. — § 6. Wirtschaftliche Wertungen und P. — § 7. Die Großfamilie von Hausgenossen und Sklaven.

§ 1. Oft hört man von Reisenden die Zustände bei Naturvölkern als „patriarcha-

lisch" bezeichnen. Dabei denken die Berichterstatter keineswegs an das strenge, römisch-rechtliche P., sondern wollen damit mehr einer Stimmung von väterlicher Fürsorge des Hauptes von Familie, Sippe, Klan oder Siedlung Ausdruck geben. Sie unterscheiden auch dabei unter diesen Häuptern nicht scharf.

Das P. muß ebenso von der Vaterfolge getrennt behandelt werden, wie das Matriarchat (s. Fraueneinfluß) von Mutterfolge und Mutterrecht (s. d. A).

Die Verhältnisse bei niedrigen Jäger- und Sammlervölkern weisen, wie schon in dem Artikel „Mutterrecht A" dargelegt, auf Zustände hin, in denen die Arbeitsgebiete der Geschlechter für sich fest umschrieben sind und auch keinerlei organisierte Herrschaft ausgeübt wird (s. Häuptling, Mutterrecht A). Die Kleinfamilie macht bei diesen Stämmen einen Bestandteil der Horde (s. d.) aus. Diese Horde ist ein politischer Verband, der, je nachdem, eine mehr oder minder zahlreiche Großfamilie (s. Familie A, Familienformen), eine Sippe (s. d.) oder einen Klan (s. d.) darstellt. Die Leitung dieser Verbände liegt gewöhnlich in der Hand von Alten (s. Altenherrschaft) oder bei einer besonders einflußreichen Persönlichkeit derselben.

Die Führung dieser politischen Verbände muß von der Ausübung der Herrschaft in der Kleinfamilie unterschieden werden. Vermöge der Wirtschaftsführung (s. Handel F, Reichtum, Wirtschaft D) tritt die Selbständigkeit dieser Familienhäupter gegenüber dem Leiter der Horde oder des Klans sowohl bei Jägern wie auch bei vielen Hackbauern und Gärtnern zurück.

In den geschichteten Verbänden, in denen die alte Horden- und Klanverfassung erhalten geblieben ist, finden wir gleiches. Dort jedoch, wo die Klanverfassung zerschlagen wurde und selbständige, gewöhnlich noch mit Hörigen oder mit Sklaven ausgerüstete Großfamilien (s. Lehen, Politische Entwicklung, Schichtung, Sklave A) sich herausgebildet haben, wird jene Geistesverfassung vorbereitet, aus der eine Herrschaft des Familienhauptes emporkeimt, das hier gewissermaßen die Funktion des politischen Häuptlings übernommen hat (s. § 7).

Der Despotismus (s. d.) und die politische Einzelherrschaft überhaupt pflegen eine Geistesverfassung, die dem P. förderlich ist.

Obwohl das Mutterrecht den Einfluß der Frauen begünstigt (s. Frau A, Frauenfluß), fehlt es jedoch auch da nicht an Männerherrschaft, namentlich auf politischem Gebiet. Da Mutterrecht in sehr verschiedenen Varianten und Abstufungen vorkommt, z. B. bloß in gewissen Verpflichtungen oder Beziehungen zwischen Mutterbruder und Schwestersohn, so stehen derartige Sitten keineswegs mit einem manchmal sogar ausgebildeten P. in Widerstreit (s. Mutterrecht A und hier § 3).

Das familiale P. hält sich an gewisse Entscheidungen, die bei der Geburt eines Kindes als Anerkennung der Vaterschaft, bei der Verheiratung des Kindes mit der Wahl des Ehepartners durch den Vater getroffen werden und durch die Form der Erbfolge zum Ausdruck kommen; vor allem aber drückt es sich in den Rechten gegenüber der Frau (s. d. A) aus. Man kann sagen, daß, während das Züchtigungsrecht ziemlich allgemein verbreitet ist, die Tötung der Frau vor allem durch den Schutz ihrer Sippe in Schach gehalten wird. Ähnlich verhält es sich mit den Rechten des Vaters gegen seine Kinder (s. d.). Auch hier schreitet bei einer Tötung derselben die Familie der Frau häufig ein, zumal in stark von mutterrechtlichen Gedankengängen beherrschten Gesellschaften; außerdem aber auch der Häuptling, der die Interessen des politischen Verbandes vertritt, und dem an der Erhaltung der Volkszahl gelegen ist. Dieser Gesichtspunkt gelangt gewöhnlich nur in höheren Gemeinschaften zur Geltung. Manchmal weiß man sich in solchen Fällen (vgl. § 7) nicht zu helfen, und alle Verbrechen bleiben innerhalb der Familie ungestraft — was jedoch nicht mit der moralischen Billigung (s. Moral) derartiger Taten verwechselt werden darf.

Die scharfe Ausprägung der römisch-rechtlichen *patria potestas* stellt eine einseitige Gestaltung dar, ähnlich wie etwa an anderen Orten das extreme Mutterrecht.

§ 2. Die exogamen Klans der ostsibir. Gilyaken sind patriarchalisch organisiert.

Doch besteht auch eine Verwandtschaft auf dem Wege über die Mütter insofern, als jeder Klan einen gemeinsamen Schwiegervater-Klan besitzt und die in einen Klan eintretenden Frauen untereinander im Verwandtschaftsverhältnis von Schwester, Tante oder Nichte zueinander stehen. Ein Mann muß nämlich seine Frau vom Klan seiner Mutter nehmen, derart, daß seine Gattin eine Blutsverwandte ist, ein Grundsatz, der religiös begründet wird und mit dem Ahnenkult, insbesondere dem der Mütter, zusammenhängt (Czaplicka S. 44).

Auch bei anderen paläo-sibir. Stämmen, wie z. B. bei den Rentier-Tschuktschen, bildet jedes Lager die ökonomische und politische Einheit unter einem Meister oder Häuptling, dem „starken Mann". Die individuelle Familie besteht aus einem Mann mit einer oder mehreren Frauen und deren Kindern. Seine Eltern und deren unverheiratete Kinder leben gewöhnlich in der Nähe. Alte Leute erfreuen sich großer Achtung, und der Vater behält seine Viehherde, solange er lebt (s. Altenherrschaft). Jedoch kommt es vor, daß ein Mann oder eine Frau sich von der Familie trennt, um allein eine neue Heimstätte zu suchen, etwa zu den Meer-Tschuktschen wandert oder zurück. Die Betonung der Verwandtschaft in väterlicher Linie überwiegt erheblich die nach der mütterlichen Seite. Die väterlichen Verwandten werden auch die des „gleichen Blutes" (*ennenmulilit*) genannt, womit jedoch das Blut gemeint ist, mit dem das übliche Beschmieren bei der Opferzeremonie vorgenommen wird. Man pflegt zu sagen, daß ein ferner Verwandter väterlicherseits dem Herzen näher steht als ein mütterlicher Vetter (Czaplicka S. 23, 27ff.).

Auch von den austral. Eingeborenen wissen wir, daß die Gruppenhäupter weitgehende Befugnisse in Ehe und Heiratssachen ausüben. Von dem Dieri-Häuptling *Jalina-piramurana* berichtet z. B. Gason, daß er es nicht nur in der Gewalt gehabt habe, junge Mädchen, auch ohne daß sie näher mit ihm verwandt gewesen wären, beliebigen Männern zur Ehe zu geben, sondern daß er auch dazu befugt gewesen wäre, Ehen, die nicht harmoniert hätten, nach eigenem Ermessen zu trennen und die Geschiedenen wieder anderweitig zu verheiraten. Von ö. Stämmen weiß Howitt sogar mitzuteilen, daß die Gruppenvorsteher gelegentlich zur Beilegung von allerlei Differenzen mit benachbarten Stämmen und Gemeinwesen auf „diplomatischem Wege" Eheschließungen zwischen Stämmen vereinbart hätten und dabei völlig willkürlich über die Wünsche und Neigungen der betreffenden Personen hinweggeschritten wären (Howitt S. 185, 298; Malinowski S. 37, 69f.; Knabenhans S. 125).

Von dem Jäger- und Sammlervolk der Bergdama Südwestafrikas berichtet Vedder (S. 39), daß der Mann unbedingtes Oberhaupt der Familie ist. Ihm gehören auch die Kinder, sofern er für sie sorgt. Versäumt der Vater die Fürsorge, wenn er seine Frau z. B. wegen Unverträglichkeit zu ihren Eltern entläßt, so kann ihm die Mutter die Herausgabe der Kinder verweigern. Doch verwaltet die Frau während der Ehe das Ergebnis ihrer Sammeltätigkeit und läßt den Mann nur ebenso an der von ihr nach Hause gebrachten Nahrung Anteil nehmen, wie auch er ihr nur gewisse Stücke aus dem Ertrag seiner Jagdbeute abgibt, die im übrigen von den Männern am heiligen Feuer verzehrt wird. Die Tochter erbt den Familiennamen des Vaters, der Sohn den der Mutter (s. Name A). Bei Knabennamen ist es jedoch gebräuchlich, dem von der Mutter ererbten Familiennamen auch den Familiennamen des Vaters mit dem vorgesetzten Partikel *ma* hinzuzufügen (a. a. O. S. 48). Die tatsächliche Macht liegt vor allem in der Hand des sog. Werfthäuptlings, der als „großer Mann", von den Kindern der Werft als „Großvater", angeredet wird. Für ihn sorgen Männer, Frauen und Kinder, soweit sie der Jagd, dem Fang oder dem Sammeln nachzugehen vermögen. Er entscheidet auch darüber, ob und wie weit etwa ein Fremder in das Sippenlager vorübergehend Aufnahme finden soll. Mit den ergrauten Männern sitzt er zusammen am heiligen Feuer und berät mit ihnen Jagdzüge oder Überfälle, das Weiden der Ziegen oder die Veranstaltung von Festen, wie die Jünglingsweihe (s. d.) oder die Abschließung von Ehen. Auch

zeichnet er sich durch eine bessere Fellkleidung vor den anderen aus, da ihm die Auswahl unter den eingebrachten Tierhäuten zusteht (a. a. O. S. 17).

§ 3. Von den Eingeborenen des alten Lunda-Reiches in Westafrika gegen Ende des 15. Jh. wird berichtet, daß der Ehemann den Mädchen von den Herrschern, von den Familienvätern oder in deren Ermangelung von den älteren Brüdern bestimmt wurde. Insbesondere hatten die Töchter des Fürsten (*Muatiânvua*) sowie alle zu seinem Haushalte gehörigen Frauen keine Wahl, sich frei zu verheiraten, sondern waren den Bestimmungen des Fürsten hierin unterworfen. Ein Züchtigungsrecht stand den Männern im alten Lunda-Reiche gegen ihre Frauen zu. Tötete einer seine Gattin, so wurde er vom Herrscher abgeurteilt, und nur, wenn bewiesen war, daß der Ehemann einen berechtigten Grund hatte, wurde er freigesprochen und brauchte nicht irgendwelche Strafe zu zahlen. Andererseits stand dem Fürsten die Gerichtsbarkeit auch zu, wenn eine Frau sich schlecht betrug, sei es, daß sie ihre Pflichten als Ehefrau verletzte, oder daß sie ihre häuslichen Pflichten versäumte. Erklärte die Frau, aus irgendeinem Grunde mit einem anderen Manne zusammen leben zu wollen, so hatte dieser eine hohe Strafsumme zu zahlen, zumal wenn sich bei der Untersuchung irgendein erschwerender Umstand ergab. Als besonders schlimmes Vergehen galt der Ehebruch einer Frau während der Jagdzeit, weil ihre Untreue dem Gatten das Jagdglück benahm. Mißerfolg während der Jagd wurde auf das Verhalten der Gattin geschoben, die durch ein bestimmtes Zaubermittel in den Stand gesetzt sein sollte, den Erfolg der Jagd zu beeinflussen. Nach der Rückkehr band ihr der Ehemann die Hände auf dem Rücken zusammen, um sie zum Bekenntnis der vermuteten Verfehlungen zu zwingen. (Sind hier zauberische Gedankengänge im Spiel, so muß man sich doch auch klarmachen, daß die Aufstellung der erwähnten Zusammenhänge selbst mit den patriarchalischen Tendenzen zusammenhängen, die wieder durch das sakrale Fürstentum [s. Häuptling] gefördert wurden.) — Die Kinder blieben bis zum 7. oder 8. J. in Verbindung mit der Mutter. Eine Züchtigung der Kinder durch die Mutter fand nur selten statt. Dem herrschenden Mutterrecht wurde durch das starke, sakral verankerte Fürstentum die Wagschale gehalten. Die Erbfolge in der Herrschaft war jedoch nicht in allen Adelsgeschlechtern gleich, nämlich nicht überall in der mütterlichen Linie (Schmidt S. 9ff.).

Bei den südamerik. Aruaken herrscht Mutterrecht (s. d. A), und der junge Ehemann folgt der Frau nach ihrem Wohnsitz (s. Heirat), wo er für den Schwiegervater, wie das so häufig geschieht, arbeitet und einen Bestandteil der Familie seiner Frau bildet (im Thurn S. 185f.). Doch wird jede Familie, die aus den Frauen, Töchtern und deren Gatten sowie aus den unverheirateten Söhnen zusammengesetzt ist, durch den Vater beherrscht. Mutterrecht und P. gehen also nebeneinander her. Jeder dieser Hausväter gehorcht dem *peaiman*, dem Priester oder Zauberer, und dort, wo mehrere Familien in einer Siedlung zusammen leben, auch noch einem besonderen Dorfhaupt. Die Autorität des *peaiman* hängt von dem Ansehen ab, das er über die verschiedenen Geister besitzt, und wie er insbesondere Krankheiten zu behandeln versteht. Das Dorfhaupt ist gewöhnlich der erfolgreichste Jäger, der „primus inter pares" der verschiedenen Hausvorstände, der ohne formelle Berechtigung doch tatsächlich die Fischerei- und Jagdunternehmungen leitet und auf diese Weise sich eines nicht unerheblichen Ansehens unter den Dorfgenossen erfreut und darum auch ihre Streitigkeiten schlichtet (s. a. Häuptling). In früheren Zeiten pflegte er auch — nach Schomburgk — den Beginn der Feindseligkeiten zu bestimmen. Aus diesem Grunde leistete man ihm Gehorsam, und nach erfolgreichen Fängen oder Jagden erhielt er einen größeren Anteil von der Beute als die anderen (ebd. S. 211f.).

Unter den Ijca-Indianern der Sierra Nevada de Sante Marta (Südamerika, Columbien) bestimmten früher die Eltern vollständig, wen ihr Sohn heiraten sollte. Ungehorsam gegen ihren Willen wurde bestraft. Noch heute haben sie in dieser Hinsicht viel zu sagen. Auch der Häuptling mischt sich oft in die Wahl ein. Die

Stellung der Frau in der Ehe erscheint vor allem infolge der Feldarbeit schwer zu sein. An den Beratungen darf die Frau nicht teilnehmen, und wo viele Indianer versammelt sind, müssen sich die Frauen etwas abseits halten. Dagegen hat die Frau das Recht, hinsichtlich des Hausstandes Bestimmungen zu treffen. Ein Mann veräußert keinerlei Hausrat ohne die Zustimmung seiner Frau. Andererseits kann die Hausfrau die Gerätschaften und Waffen ihres Mannes nicht ohne seine Genehmigung verkaufen. Bei der Wahl der Frauen kommt es vor allem auf wirtschaftliche Gesichtspunkte an, nämlich um Besitztümer zu vereinigen und eine tüchtige Arbeitskraft zu erhalten. Insbesondere nimmt der Indianer eine Nebenfrau dann, wenn seine Gattin kinderlos bleibt. Die Mädchen werden von der Mutter erzogen, ebenso die Knaben bis zu ihrem 7. Jahre. Dann übernimmt der Vater deren weitere Ausbildung. Trennen sich Vater und Mutter, so kann der Vater den Sohn fordern, wenn er 7 J. alt ist. Schläge bekommen die Ijca-Kinder sehr selten. Sicher gibt es keinen unbedingten Gehorsam. Der Besitz wird unter die Söhne des verstorbenen Vaters verteilt. Bei den Arhuaco soll es kein Erbrecht für die Kinder geben, sondern der Häuptling den Besitz übernehmen, der die Kinder mit dem Notwendigsten versorgt. Die Rechtsprechung wird durch den Häuptling ausgeübt (Bolinder S. 108ff.).

Bei den Neu-Kaledoniern (Südsee) gab es ein Fest, bei dem jüngere Väter der Oberschicht einen Stab als Zeichen ihrer Macht erhielten. Nichtsdestoweniger herrschten ausgesprochene Vorrechte des Mutterbruders gegen den Schwestersohn, die als *kut* bezeichnet wurden, und die in einer Reihe von wechselseitigen Vermögens- und sonstigen Ansprüchen an das Verhalten des einen gegenüber dem anderen ihren Ausdruck fanden (Lambert S. 111ff.). Trotzdem war die Familie des Häuptlings von außerordentlichem Respekt umgeben. So sagte man z. B. von einem Häuptling, der den letzten Atemzug getan hatte: „Die Sonne ist untergegangen." Doch erfreuten sich auch die kleineren Sippenhäupter großen Ansehens (ebd. S. 79ff.).

Diese an die polynes. Verhältnisse anklingenden Einrichtungen werden für das zentrale Polynesien von Williamson (III 396ff.) dahin zusammengefaßt, daß die verschiedenen Häupter der größeren und kleineren Sippen, die manchmal wieder, wenn sie groß waren, in Untergruppen aufgeteilt wurden, diejenigen waren, die den Titel oder Namen der Gruppe führten. Je nach dem Rang der Gruppe und seiner besonderen Familie staffelte sich des Oberhauptes Grad von Ansehen und Heiligkeit (vgl. Hocart). Denn er war auch der natürliche Oberpriester seiner Gruppe. Die Macht ging auf diese Häupter dadurch über, daß die betreffenden Männer aus einer beschränkten Zahl von Anwärtern gewählt wurden. Je nach den Orten und den Zeitläuften, vor allem aber entsprechend der Persönlichkeit des Trägers schwankte der Einfluß dieser Häupter. Während z. B. die Macht der samoan. Häuptlinge verhältnismäßig gering war, scheint es in Tonga und auf sonstigen Inseln anders gewesen zu sein. — Aus alledem geht hervor, daß bei dieser Art von Sippenverfassung und Mutterrecht der Einfluß der Männer sich vor allem auf das politische Gebiet erstreckte. Dabei galten die Häupter der Großfamilien von Söhnen, Töchtern, Vettern, Onkeln, Neffen und Nichten trotz des herrschenden Mutterrechts als durchaus mit Autorität ausgestattete Personen (Williamson I 41, 343f.; II 54f.). — Bezüglich des P. auf Lombok, Sunda-Inseln, vgl. Elbert I 108.

Wenn man die Frage der Autorität eines Familienhauptes erwägt, so muß man vor allem sich darüber klar sein, was in jedem einzelnen Fall als „Familie" (s. d. A) bezeichnet wird. Bei den Herero gehören dazu die Schwägerinnen und Schwiegertöchter, nicht auch die Schwäger und Schwiegersöhne. Ansehen und Sippe vererben sich bei ihnen nach zweierlei Richtungen: die erstere heißt *oruzo* (Herkunft von weit her), die letztere *eanda* (Ursprung). Die Kinder folgen der *eanda*, dem Familienstamm der Mutter, und der *oruzo*-Sitte des Vaters. Letztere besteht in gemeinschaftlichem Halten von Vieh bestimmter Farbe- und Hörnerbeschaffenheit sowie in gemeinschaftlichen Fest-

mälern, wobei nur Tiere dieser *oruzo* geschlachtet werden dürfen. Die *otuzo* (Plur. von *oruzo*) werden meist durch das Familienoberhaupt in Stämmen zusammengehalten. Die *omaanda* (Mutterstämme) wohnen zerstreut durcheinander, weil die Frau, welche die *eanda* (Mutterstamm) forterbt, nach der Heirat ihrem Manne folgt. Man kann sagen, daß die *oruzo* (Sittengemeinschaft) alle Kinder des Mannes ergreift, die *eanda* ausnahmlos alle Kinder der Frau. Die Kinder gehören somit gleichzeitig zweierlei Gemeinschaften (Totemgruppen; s. Totemismus B) an. In der *eanda* wird das Mutterrecht (s. d. A), in der *oruzo* das Vaterrecht verkörpert, beide bestehen vollkommen getrennt und gleichwertig nebeneinander. Doch bleiben die Töchter nur bis zur Verheiratung in der *oruzo* des Vaters und treten dann in die ihres Gatten ein. Auch übernehmen sie dessen *eanda*, jedoch nur für ihre Person, während ihre Kinder wieder zur ursprünglichen *eanda* der Mutter gehören (Dannert S. 11ff.). — Unter den von verschiedenen Müttern stammenden Kindern eines Mannes wird in bezug auf ihre väterliche Herkunft kein anderer Unterschied gemacht als der, daß der älteste Sohn der zuerst geheirateten Frau, der Großfrau, beim Tode des Vaters der *oruzo*-Erbe und dadurch Besitzer der Werft, des Sippenlagers, somit politisches Oberhaupt wird. Die Familiengewalt liegt in den Händen des Werfthäuptlings und Sippenvaters. Von diesem wird auch die Erziehung der Kinder geleitet. Stirbt ein Kind, so haftet dieser der Familie der Frau, die ihn zum Schadenersatz anhalten kann, und dasselbe ist auch der Fall, wenn dem Manne die Frau stirbt. Man unterstellt nämlich in einem solchen Fall schlechte Behandlung von seiten der Vatersippe. Infolge dieser Schadenersatzpflicht des Mannes ist auch die ihm prinzipiell zustehende *patria potestas* tatsächlich beschränkt und besteht lediglich in einem Züchtigungsrecht gegen Frau und Kinder. Bei zu starken Züchtigungen kann auch hier der Mutter Bruder, der *ongundue*, schützend eingreifen und die Kinder etwa für einige Zeit auf seine Werft nehmen. Der Mutter steht jedoch nur ein sehr beschränktes Züchtigungsrecht gegenüber ihren Kindern zu, nämlich nur während deren erster Lebensjahre (a. a. O. S. 47). Eheliche minderjährige Waisen und die Frauen eines Verstorbenen gehen in der Regel an den Bruder des Vaters oder an den sonstigen Werfterben, uneheliche Kinder an die Familie des Vaters der Mutter über (a. a. O. S. 63). Die Sklaven fallen dem *oruzo*-Erben zu. Sie sind nicht veräußerlich (a. a. O. S. 65).

§ 4. Die Macht des Vaters über das ihm geborene Kind ist bei den ostafrik. Dschagga nicht unbeschränkt. Die Fälle, in denen ein Dschagga sein Kind tötet, sind durch die Sitte genau vorgeschrieben. Bei einigen ist das Herkommen allerdings zwiespältig. Falls sich der Vater für das Töten entscheidet, ist er der Muttersippe oder dem Häuptling verantwortlich. Einige Fälle von Mißgeburten müssen dem Häuptling zwecks Anordnung besonderer Maßregeln sofort gemeldet werden. Im Falle einer Zwillingsgeburt wurde eines der beiden Kinder stets getötet. Unter Einflüssen von außen entstand durch zugewanderte Frauen die Sitte, solche Kinder zu töten, bei denen die oberen Schneidezähne zuerst durchbrechen, weil die Zähne in besonderem Maße die Seelenkraft sichtbar machen sollen. Man betrachtet ein solches Kind (s. d.) als Eigentum der Geister, als etwas Ungewöhnliches bei den Dschagga. Weiterhin tötete man eine Fußgeburt, weil ein solches Kind sonst den Tod seines Vaters herbeiführt, sobald es „papa" sagen kann. Die gleiche Ansicht hält man von einem Kinde aufrecht, das seine Finger in die Welt voranstreckte, so daß das Weiß seiner Nägel vor ihm sichtbar wurde. Die Geburtshelferin sagte in einem solchen Fall: „Ich sehe Bienen (die Nägel), denen der Weisel (der Kopf) nicht vorangeht." Beide Haltungen im Augenblick der Geburt deutete man als Angriffsbewegungen, die eine dem Vater gefährliche Richtung der kindlichen Lebenskraft erkennen lassen (s. a. Omen A). Auch läßt ein Vater einen Knaben töten, den eine Frau zur Welt brachte, die früher einem anderen Mann angehört hatte und bei diesem unfruchtbar geblieben war. Sofortiger Tötung verfielen Zwitter oder mißgestaltete Kinder oder solche, die irgendwie unnormal waren. Dagegen wagte man eigent-

liche Krüppel nicht zu töten, z. B. solche mit verkrümmten Beinen oder Armen, Klumpfüßen oder Klammfingern, mit einer Überzahl von Fingern oder Zehen, sowie auch Tölpel (s. Auslese). Ja, man sieht im Krüppel die Vergeltung eines bösen Schicksals, welche dem guten Geschick wieder die Bahn öffnet usw. (s. Kind). Jedenfalls hat der Vater, wie aus dem Gesagten hervorgeht, das Recht, sein Kind zu töten, wenn die Geburt Erscheinungen aufweist, die sein eigenes Leben als durch das Kind bedroht anzeigen. Ein Kind, das ohne Mund oder Leibesöffnung zur Welt kommt, muß jedoch sofort dem Häuptling gemeldet werden. Großen Schrecken verbreitete ein Kind, das die obere Hälfte wohlgestaltet, die untere jedoch mit Flaum bedeckt hatte, „wie ein Hundsaffe". Es galt als böses Vorzeichen für das ganze Land und mußte daher dem Häuptling mitgeteilt werden, worauf Gebet und große Opfer erfolgten, die bis zu 2 J. hin dauerten. Während dieser Zeit muß das Kind gesäugt und gepflegt werden. Verliert sich der Flaum, so betrachtet man das als Wirkung der Opfer, und das Kind kann am Leben bleiben, will der Flaum aber nicht weichen, so hat bei einem Knaben ein alter, kinderloser Mann die Tötung in zeremonieller Weise zu vollziehen (Gutmann S. 212ff.).

Eine lebendige Schilderung, die man wohl als ziemlich typisch für Naturvölker betrachten darf, entwirft Rasmussen (S. 56ff.) von einem Machtkampf, einem Ehestreit zwischen Mann und Frau unter den grönländ. Eskimos. Bezeichnenderweise kommt es hier nicht zum Äußersten, und der Streit endigt schließlich in dem Abreagieren der Wut des Mannes durch Zerstörung des Streitobjektes und Steinigen eines Teils seines kostbaren Hundebesitzes.

In den Familien der höheren Hackbauer und Handwerker, wie z. B. bei den Omaha-Indianern Nordamerikas, zieht die zeremonielle Tradition, die das gesamte Alltagsleben durchdringt, sowohl der Regelung der Beziehungen zwischen Mann und Frau als auch zwischen Vater und Kindern feste Bahnen. Man kann sagen, daß es sich bei diesen Völkern (vgl. z. B. Fletcher und La Flesche S. 325ff.) weniger um eine Herrschaft von Persönlichkeiten gewisser Stellung handelt als vielmehr um eine solche herkömmlicher Ordnungen, welche die unzähligen Einzelheiten des täglichen Lebens und das Verhalten in jedem fast nur denkbaren Falle festsetzen.

§ 5. Strenges P. herrscht bei den abessin. Bogos. Namentlich gruppiert sich um die Familie (Vater, Söhne, Brüder) die Blutrache (s. d.), zu der jedoch auch noch die Sippe väterlicherseits bis zum siebenten Grade verpflichtet ist (Munzinger 1859 S. 28). Die Frau bleibt, ob ledig oder verheiratet, rechtsunfähig: sie kann nicht erben, bürgen, Zeugnis leisten oder Eid schwören, sie hat auch keine Rechtsverantwortlichkeit, kann z. B. nicht des Mordes angeklagt und dafür vor Gericht gezogen werden. Die Scheidung hängt vom freien Entschluß des Mannes ab (a. a. O. S. 60). Damit ist weiterhin eine strenge, durch Tabu-Vorschriften geheiligte Arbeitsteilung (s. Arbeit) verknüpft: so wird ein weibliches Wesen niemals melken oder bei der Ernte Getreide schneiden. Die Frau spricht niemals den Namen (s. d. A) ihres Gatten noch ihres Schwiegervaters aus; der Gatte nicht den Namen seiner Schwiegermutter, deren Gesicht er niemals sieht, und deren Begegnung er vermeidet. — Im benachbarten Barka ist es jedoch anders: der Mann muß seiner Frau bei jeder Gelegenheit Geschenke machen, die Frau verwaltet sich selber, erbt mit den männlichen Kindern zu gleichen Teilen, kann bei jeder Gelegenheit den Mann verlassen, und niemand kann ihr Vermögen antasten, während bei den Bogos die mißhandelte Frau kein Klagerecht hat. Die Kinder sind gewöhnlich mehr der Familie ihrer Mutter zugetan als der des Vaters (a. a. O. S. 63ff.). Die Söhne sind für die Schulden ihres Vaters verantwortlich, wenn man ihnen nachweisen kann, daß sie irgend etwas von ihm geerbt haben. Die weiblichen Kinder sind vom Erbe ausgeschlossen, der älteste Sohn wird bevorzugt. Mit diesem strengen P. vereinigt sich ein deutlicher Zug des Mutterrechts: wer von der Familie seines Mutterbruders eine Sache entwendet, wird von diesem dafür nie zur Rechenschaft gezogen. Neffe und Onkel mütterlicher-

seits stehen sich nie vor Gericht gegenüber (a. a. O. S. 75).

Die scharfe Durchführung des P. hängt bei den Bogos mit der aristokratischen Schichtung (s. d.) und dem Lehensystem (s. Lehen) zusammen. „Bei den Bogos unterwirft sich der Schwache dem Starken, auf daß er ihn beschütze" (Munzinger 1883 S. 316). Bei den Bogos, Marea, Habab steht auch die geschiedene Frau in ihres Vaters Hause noch zu ihres früheren Mannes Verfügung, bis sie zeremoniell frei und ledig erklärt ist (S. 489). Ganz anders bei den Barea und Bazen im Lande der Kunáma. Bei letzteren herrschen weitgehende mutterrechtliche Einrichtungen. So geht z. B. die Blutracheverpflichtung nur Bruder- und Schwesterkind an, während die eigenen Kinder für den Vater nicht einzutreten brauchen. Der bevorzugte Erbe ist der Bruder der gleichen Mutter, nicht vom gleichen Vater. Indessen hat der Vater die Pflicht, seine Kinder zur Heirat auszusteuern, andererseits hat der Mann das Recht, soviel Frauen zu heiraten, als er will, und sich von seiner Frau ohne weiteres scheiden zu lassen. In diesem Fall erhält die Frau die Hälfte des gemeinschaftlichen Vermögens. Auch besitzt die Frau keine bürgerlichen Rechte, kann nicht Zeugnis leisten, bürgen, klagen oder beklagt werden, geradeso wie bei den Geez-Völkern (a. a. O. S. 489ff.). Eigentümlich ist bei den Bazen, daß Frau und Kind bei einem feindlichen Überfall durch eine andere Tür fliehen als die Männer und getrennt von den Männern kämpfen. Die Barea, Bazen und Kunáma besitzen „demokratische" Einrichtungen, wobei sich jeder dem anderen gegenüber gleich und frei fühlt, keiner besser als der andere sein oder werden will. Die persönliche Freiheit wird nur durch den Ausspruch der Greise eingeschränkt, denen keiner widerspricht. Die Familie geht völlig in der Gemeinde auf (a. a. O. S. 533f.).

Unter den ostafrik. Kiziba folgt das Kind der Sippe des Vaters und nimmt dessen Totem an. Das Vermögen vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Der Familienvater gilt als unumschränkter Gebieter über Frau und Kinder; jedoch findet ein Verkaufen oder Verpfänden der Frau nicht statt. Eine leihweise Überlassung der Frau an den unverheirateten Bruder kommt jedoch vor (s. Nebenehe). Ein Verkaufen der Kinder ist nicht möglich, doch kann der Vater in Teuerungszeiten sein Kind gegen Speise verpfänden, zumal Mädchen, die der Besitzer, wenn sie groß geworden sind, zu heiraten pflegt (Rehse S. 92f.).

Im Lande der Chané- und Chiriguano-Indianer herrscht strenge Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Auch essen Männer und Frauen nicht zusammen. Zu Hause geht es gewöhnlich so zu, daß die Männer zuerst essen und dann die Frauen und Kinder (Nordenskiöld S. 180ff.). Die Stellung der Häuptlinge ist bei diesen südamerik. Indianern einflußreich; die Häuptlingsfamilien bilden eine Aristokratie. Der Häuptling besitzt das Land für die Seinigen, und jeder der Angehörigen der Häuptlingsschaft baut auf dem Boden an, was er will (a. a. O. S. 228ff.).

§ 6. Im w. Afrika beherrscht die wirtschaftliche Auffassung die Ehe- und Familienverhältnisse. Der Vater des zukünftigen Ehemannes bespricht sich mit den Eltern des Mädchens; sind diese einverstanden, so hat der Brautwerber, z. B. in Akpafu (Togo), 20 Töpfe Palmwein, ein Tuch, eine Ziege und in der dtsch. Zeit 16 Mark an die Eltern des Mädchens (Asmis S. 45) zu bezahlen. Die Höhe dieser Preise und die Art der Naturalleistungen wechseln von Ort zu Ort. Schon in früher Jugend findet die Werbung und die allmähliche Abzahlung des Kaufpreises statt, deren Schlußleistung mit der Hochzeit erfolgt (s. Heirat). Damit erlangt der Ehemann prinzipiell Rechte über die Frau wie über Sklaven, jedoch mit erheblichen Einschränkungen. Zahlt z. B. in Akpafu die Frau 30 Mark an den Ehemann, so kann sie ihn dauernd verlassen. Die Kinder bleiben jedoch überall bei dem Vater, wenn einmal der Kaufpreis gezahlt ist. Stirbt der Ehemann, so muß die Frau in Akpafu 7, in Baglo und Worawora 8 Tage im Hause bleiben. Gebiert ein unverheiratetes Mädchen ein Kind, so gehört es dem Vater des Mädchens, es sei denn, daß das Mädchen einem Manne zur Frau versprochen ist (ebd. S. 46). Wenn jemand stirbt, so ist der Älteste der Familie der Erbe; auch die

Kinder des Erblassers gehen in seinen Haushalt über; sie erhalten jedoch nichts von den Nachlaßgegenständen. Derjenige, der den Nachlaß erhält, muß auch die Schulden des Erblassers tragen. Begründet wird diese Erbfolge damit, daß durch sie der Familienbesitz besser zusammengehalten werde. Der gesetzliche Erbe (s. d.) ist in Akpafu berechtigt, eine der Frauen des Erblassers zu sich zu nehmen. Die übrigen Frauen werden an die Söhne verteilt, und zwar so, daß niemand seine eigene Mutter erhält. In Baglo und Worawora bekommt der Älteste der Familie neben dem sonstigen Nachlaß auch sämtliche Frauen. Sind in Akpafu die Söhne noch nicht alt genug, so werden die Frauen unter die sonstigen Erwachsenen verteilt. Die Söhne heiraten deshalb die Frauen des Vaters, weil sonst das Geld, das aus dem Familienbesitz als Heiratsgut gezahlt ist, verlorengehen würde. „Diese Frauen sind für die Söhne viel billiger, deshalb nehmen die Söhne zuerst, wenn sie noch nicht viel Geld verdienen, die Frauen des Vaters und kaufen sich später, wenn sie über mehr Mittel verfügen, andere junge Frauen hinzu." Die ererbte Frau wird aber nicht Oberfrau; diese Stellung hat stets die selbstgewählte Frau. Die Frau erbt von ihrem Ehemann nichts. Wenn die Frau stirbt, so erben in erster Linie die Schwestern der Frau (vgl. Mutterrecht A § 1 c) und nur, wenn solche nicht vorhanden sind, ihre Brüder und sonstigen Verwandten. Auch der Ehemann hat an dem Nachlaß seiner Ehefrau kein Erbrecht (Asmis S. 47, 48). — Man ersieht hieraus deutlich, wie stark hier die Verwandtschaftsbande durch die wirtschaftlichen Faktoren bedingt werden, wie sich insbesondere die Stellung der Frau und der Kinder in der Familie unter diesen Gesichtspunkten gestaltet.

Wenn bei den Yoruba Westafrikas ein Mann seine Frau wegen Ehebruchs wegschickt, so kann er die Rückerstattung des für sie bezahlten Geldes verlangen, nicht jedoch, wenn er dies aus einem anderen Grunde tut. In jedem Falle jedoch behält er ihre Kinder zurück (Ellis S. 187). — Anders indessen bei den Tshi-Stämmen, bei denen die Mutter die Kinder erhält, jedoch verpflichtet ist, dem Mann zu ersetzen, was er für die Kinder aufgewendet hat. Die Macht der Eltern reicht bei den Yoruba jedoch nicht so weit, um ein Mädchen veranlassen zu können, einen ihr nicht genehmen Mann zu heiraten. Indessen können sie verhindern, daß ein Mädchen einen Mann heirate, den sie nicht wünscht. Sie können sie auch züchtigen, falls sie sich nicht gut beträgt. Hier werden die Frauen des Verstorbenen ebenfalls unter seine Söhne verteilt, und zwar so, daß keiner seine eigene Mutter bekommt (Ellis S. 185).

Die Ehe erscheint bei den Dschagga als eine Arbeitsgemeinschaft, bei der durch ihren starken Kräfteeinsatz der Frau ein hohes Maß von Selbständigkeit und Mitbestimmungsrecht über alles gewahrt bleibt, das ihre Hände mitbetreuen. Ein Mann, der sich darüber hinwegsetzt, genießt keinen guten Ruf bei seinen eigenen Geschlechtsgenossen. Es verstößt gegen die gute Sitte, aus dem Hause etwas wegzuschenken, ohne die Frau um ihre Zustimmung zu befragen. Gegen den festen Willen seiner Frau wagt der Mann nur selten zu handeln, vor allem auch deshalb nicht, damit durch ihre Verstimmung (*mtsuko*) Vieh oder Frucht nicht unheilvoll beeinflußt werde. In der Verwertung des Gewinnes aus der Milchwirtschaft ist die Frau an die Zustimmung des Ehemannes gebunden. Doch pflegt er darüber so zu verfügen, daß die Frau immer mitbeteiligt ist. Hat sie z. B. auf dem Markte Eleusine-Korn mit saurer Milch eingetauscht, so ladet er zu dem davon gekochten Bier Schwiegervater und Schwager ein. Oder er kauft ihr für einen Teil des Erlöses der süßen Milch ein Baumwollgewand u. dgl. Frei verfügt die Frau über den Ertrag des Bananenhaines, soweit sie ihn für die Beköstigung der eigenen Familie verwendet. Auf dem Markte darf sie auch selbständig Bananen zum Eintausch der nötigen Lebensmittel verhandeln. Sobald aber jemand aus der Nachbarschaft oder Verwandtschaft kommt und um eine Bananentraube bittet, sagt sie: „Komme wieder, wenn mein Eheherr daheim ist!" Zwar wird der Mann, wenn sie ihm davon berichtet, sie fragen: „Pflege ich denn die Bananen abzuschneiden; ist es nicht deine

Sache?" Schließlich fragt er aber doch: „Wann wird er wiederkommen?" Er ist es, der dem Ersuchen Folge leistet und für den Nachbarn die Bananentraube herunterschneidet. Einige der besten und größten Bananentrauben werden von der Frau für den Mann stets reserviert gehalten, damit er sie unerwarteten Besuchern anbieten kann. Eine Frau, die kluge Selbstbeschränkung übt, erfreut sich meist voller hauswirtschaftlicher Unabhängigkeit, und ihr Mann ist stolz auf ihre Selbständigkeit. Kümmert sich ein Mann jedoch zuviel um die Bananen, so wird er als kleinlicher Pedant betrachtet. — Der Mann wagt es auch nicht, ohne Vorwissen der Frau oder in ihrer Abwesenheit Milch aus einer Kalebasse zu trinken. Eine Mißachtung dieser Gepflogenheit führt leicht zu einem Ehestreit. Andererseits darf die Frau kein Korn aus dem Speicherkorbe nehmen. Braucht sie solches für den Mehlbrei der Kinder, so bittet sie ihren Mann, es ihr zu geben, der ihr dann so viel zuschüttet, wie er es für nötig oder tunlich hält. Über die Verwendung des Zugeteilten ist sie dem Manne keine Rechenschaft mehr schuldig. Alle Erdfrüchte und die Bohnen unterliegen der freien Verfügung der Frau, mit Ausnahme der rankenden, dornigen Yamswurzel (*Dioscorea abyssinica*), die nur der Mann ausgraben darf. — Der ganze Verkehr unter den Ehegatten wird durch die Vorbedeutungen und den Ahnendienst bestimmt, und Verstöße dagegen erscheinen daher sühnebedürftig. Auch die Sicherung des Eigentums geschieht z. B. dadurch, daß der Mann seinen Ahnen ein Beschwörungsopfer in Gestalt einer Ziege darbringt und sie bittet, jeden Eindringling so mit Krankheit zu strafen, daß das Vergehen offenbar werde. Hat die Frau z. B. gewagt, in den Speicherkorb für Korn hineinzusteigen, so muß dieser Bruch der Sitte durch eine Ziege gesühnt werden. Das Tier dazu erbittet sie sich entweder von ihrem Bruder oder vom Häuptling, der es wieder von dem Nachwuchs des Dracänen-Schafes nimmt, das bei der „Ehelehre" geopfert wurde (a. a. O. S. 155). Die Bitte verstärkt sie durch ein Knäblein aus seiner Sippe, das sie vor sich hinhält. Als Zeichen der Verzeihung läßt sich der Schwiegervater von ihr eine Perlenkette mit angehängten Dracänen-Blättern um den Hals legen, die sie ihm bittend entgegenstreckt. Das Sühnetier wird vor dem Ausgang zum Speichertor niedergelegt und unter Fürbitten für das schuldige Weib und den betroffenen Hof den Ahnen geopfert. Zum Schluß muß die Frau Blut und Bansenbrei des Tieres an den Korb sprengen. — Läßt sich der Mann von seiner Frau dabei überraschen, wie er eine Milchkalebasse aufstöpselt oder sich selber etwas Fleisch im Topfe kocht, dann kommt er auch nicht um ein Sühneopfer herum. Die Frau geht tief gekränkt zum Häuptling oder gar nach Hause zu den Ihrigen. Bei Wiedereinführung der Frau wird die Sühneziege, zu deren Stellung der Mann sich bereit erklärt hat, vor der geschlossenen Haustür von beiden bespeichelt und vom Manne beschworen. Nach dem Opfer besprengen sie Tür und Hausinneres, vor allem auch die darin festgebundenen Tiere, mit Blut und Bansenbrei. Dann übernimmt die Frau wieder ihren Wirkungskreis. Jede von mehreren Frauen eines Mannes hat ihren eigenen Hof und ihr eigenes Heim. Zwischen diesen bewegt sich der Mann hin und her. Eine junge Frau darf sich nicht erlauben, frühmorgens die Tür ihrer Hütte selbst aufzubinden, sondern sie soll das stets dem Manne überlassen und ihn dazu durch Klopfen an seiner Lagerstätte ermuntern. Eine Frau, die sich über diese Rücksicht mehrmals hinwegsetzt oder sich gar einer Warnung des Mannes zum Trotz an die Vorschriften der Sitte nicht hält, muß nach einer Verhandlung vor dem Häuptling dem Manne eine Sühne in Bier leisten. „Denn wie die männlichen Tiere zuerst den Morgen besuchen, so muß auch der Mann zuerst ins Freie treten." Begegnete dem Manne einer Frau, die selbständig die Tür öffnete, etwas Unangenehmes, so hieß es: „Das kommt von der Unglückshand der Frau, sie zerreißt." — Diese verschiedenen, durch den Glauben gefestigten Verhaltungsmaßregeln für das Zusammenleben der Eheleute bilden den Inhalt der „Ehelehre" für Burschen und Mädchen (Gutmann S. 174ff.).

Eine ganze Reihe weiterer mit Sühneaktion belasteter Vorschriften regelt das Verhalten der Eheleute, ohne daß, wie aus

den angeführten Beispielen ersichtlich, von der einseitigen Vorherrschaft etwa des Mannes geredet werden könnte. Die Frau besitzt ihren Rückhalt teils an ihrer Sippe, teils am Häuptling (*mngari*), der über die geheiligte Sitte wacht.

§ 7. Die Ausbildung der röm. *patria potestas* stellt eine durchaus einseitige Entwicklung dar, der nicht nur im germ. Recht keine Parallele erwachsen ist, sondern für die auch im griech. sogar jeder entsprechende Begriff fehlt. Insbesondere liegt der Unterschied darin, daß die väterliche Gewalt bei den Griechen mit der Erreichung der Mündigkeit des Sohnes erlosch. Im röm. Recht dagegen ist die Stellung des Sohnes geradezu der eines Sklaven nachgebildet, denn der Familienvater behält das *jus vitae ac necis* über die erwachsenen Kinder. Doch soll auch in Griechenland das Kind nicht ohne den Willen des Vaters heiraten. Die röm. Tochter kann dem Vater widersprechen, wenn dieser ihr einen unwürdigen Gatten aussucht, während der Sohn sogar ausdrücklich seine Einwilligung geben soll. Selbst wenn der Sohn bei den Griechen durch Mündigkeit aus der väterlichen Gewalt getreten ist, sucht ihm der Vater die Frau aus. In Rom wurde bekanntlich die Entlassung des Sohnes aus der väterlichen Gewalt, die *emancipatio*, nur durch ein kompliziertes Zeremoniell ermöglicht. Der sklavenartigen Abhängigkeit des röm. Sohnes entspricht auch das *peculium*, das Wirtschaftsvieh. Stirbt der Patriarch, so folgt der älteste Sohn, entsprechend der gerontokratischen Verfassung (Leist S. 59ff.).

Es ist bezeichnend, daß das griech. Wort für Hausherr: δεσπότης sprachlich dasselbe ist wie der Ausdruck, der für den staatlichen Herrscher gebraucht wird, ja, daß letzterer Ausdruck die ältere Bedeutung enthält. Erst später wird das Wort auch für den Machthaber über das familiale Eigentum angewendet. Ebenso wird das latein. *imperium* vom staatlichen Machthaber auf den Hausherrn übertragen (Leist S. 58).

Bei den kaukas. Bergstämmen wird Mord an Sohn oder Tochter in manchen Gegenden nicht gerächt oder nur mit ganz geringfügigen Strafen (zwei Ochsen an die Gemeinde bzw. den Gemeindeverwalter) geahndet. Auch bei den Osseten hatten die Eltern volle Gewalt über ihre Kinder; sie konnten sie ungestraft verstümmeln und sogar töten, ohne daß jemand das Recht hatte, sich einzumischen. Der Mann hatte auch über seine Frau das Züchtigungsrecht bis zur Verstümmelung, ohne daß dies jemand ahnden durfte, nicht einmal ihr Vater oder ihr Bruder. Mit der Formel „niemand ist sich selbst feind" motivieren die Inguschen das Fehlen von Vorschriften über den Mord durch Vater oder Mutter an Kindern oder umgekehrt. Die Verantwortung dafür bleibt eben in der Familie (Dirr S. 58). Kovalewsky weist indessen darauf hin, daß man aus der Straflosigkeit solcher Handlungen nicht etwa auf ein moralisches Recht und eine Billigung derselben zurückschließen darf (s. Moral). — Die geschilderte Sitte ist jedoch nicht allgemein herrschend unter den Kaukasusvölkern. Bei einzelnen Stämmen übt die Sippe der Frau ein Recht auf sie aus, solange kein Kind geboren wurde. Erst nachher gilt die Frau als vollberechtigtes Mitglied der Sippe ihres Mannes und entgeht so der Oberhoheit der Ihrigen. Sie erlangt ihre Berechtigung durch die Mutterschaft dadurch, daß sie sich als Mehrerin des Sippen- bzw. Familienstandes zeigt. Bei den Tschetschenen des Wladikawkaser Kreises muß der Mann, der seine kinderlose Frau erschlägt, ihren Verwandten 35 Kühe zahlen. Hatte sie aber Kinder, so zahlt er bloß 12 Kühe, diejenige Summe nämlich, die jeder Mörder, unbeschadet der Blutrache, zu zahlen hat. Doch fällt der Mörder seiner Frau der allgemeinen Verachtung anheim und kann sich nirgends mehr zeigen. — In einigen Dörfern der Tilitl-Hidatler Naibschaft wird der Vater, der Sohn oder Tochter erschlägt, wie ein gewöhnlicher Mörder als Blutschuldiger behandelt. Ebenso hat in den Landgemeinden Kulla, Batsada, Schulany und Unty der Mörder an Sohn oder Tochter die Verfolgung durch die nächsten Verwandten in männlicher Linie des oder der Erschlagenen zu gewärtigen usw. In den Gebieten von Akuscha, Balchar und Tsumkan im Darginer Kreis wird der Täter Blutschuldiger der Familie des erschlagenen Sohnes bzw.

der Familie seiner Frau (s. Blutrache). Das bedeutet, daß die Verwandten der Frau ein gewisses Anrecht auf deren Kinder besitzen, solange diese kein eigenes Hauswesen begründet haben (Dirr S. 60f.).

S. a. Altenherrschaft, Altersstufen, Avunkulat, Ehe A, Familie A, Familienformen, Frau A, Frauenein fluß, Häuptling, Kind, Klan, Mutterbruder, Mutterrecht A, Name A, Sippe.

Asmis *Die Stammrechte der Bezirke Misahöhe, Anecho und Lome-Land* Zfvgl.RW. 26(1911); Bolinder *Die Indianer der tropischen Schneegebirge* 1925; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Dannert *Zum Rechte der Herero* 1906; Dirr *Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker* Zfvgl. RW. 41 (1925); Elbert *Die Sunda-Expedition des Vereins für Geographie und Statistik Frankfurt a. M.* I (1911); Ellis *The Yoruba speaking Peoples of the Slave Coast* 1894; Fletcher und La Flesche *The Omaha Tribes* 27. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1911; Gutmann *Das Recht der Dschagga* 1926; Hocart *Fijian Chiefs: a recantation* Man 1921 Nr. 50; Howitt *The Native Tribes of South-East Australia* 1904; Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Kovalewsky *Coutume Contemporaine et Loi ancienne, droit coutumier ossétien* 1893; Lambert *Mœurs et Superstitions des Néo-Calédoniens* 1901; Leist *Graeco-italische Rechtsgeschichte* 1884; Malinowski *The Family among the Australian Aborigines* 1913; Müller-Wismar *Yap* 1917; Munzinger *Sitten und Recht der Bogos* 1859; ders. *Ostafrikanische Studien* 1883; Niese *Das Personen- u. Familienrecht der Suaheli* Zfvgl. RW. 16 (1903); Nordenskiöld *Indianerleben* 1912; Rasmussen *The People of the Polar North* 1908; Rehse *Kiziba* 1910; Schmidt *Zur Rechtsgeschichte Afrikas, aus portugiesischen Quellen* Zfvgl. RW. 35 (1918); im Thurn *Among the Indians of Guiana* 1883; Vedder *Die Bergdama* 1923; Williamson *The Social and Political Systems of Central Polynesia* 1924; van Wing *Études Bakongo, Histoire et Sociologie* 1921.

Thurnwald

B. Palästina-Syrien.

§ 1. Die Sippen-Ordnung und das Patriarchat. — § 2. Reste des Matriarchats. — § 3. Der Rechtsausdruck des Patriarchats.

§ 1. Die Bedeutung der Familie und Sippe in Palästina-Syrien erhellt aus der Tatsache, daß das öffentliche Leben (Gerichtsbarkeit, Politik und Kultus) im wesentlichen durch diese bzw. ihre Häupter bestimmt wurde. Dem entspricht innerhalb der Familie das Patriarchat, d. h. die Vorrangstellung des Mannes. Er war in der ältesten Zeit selbst Priester (vgl. Ex. 12. 13, 8ff.), wie es auch späterhin Kultfeste gab, die für die männlichen Mitglieder einer Familie verbindlich waren (I. Sam. 20, 29). Die Gerichtsbarkeit lag in den Händen der Ältesten, der Familienhäupter (Deut. 19, 12; 21, 3ff.; 22, 15). Innerhalb der Familie im eigentlichen Sinne (d. h. der Blutsverwandtschaft in gerader Linie) hatte der Mann das alleinige Recht und die alleinige Macht (s. u.).

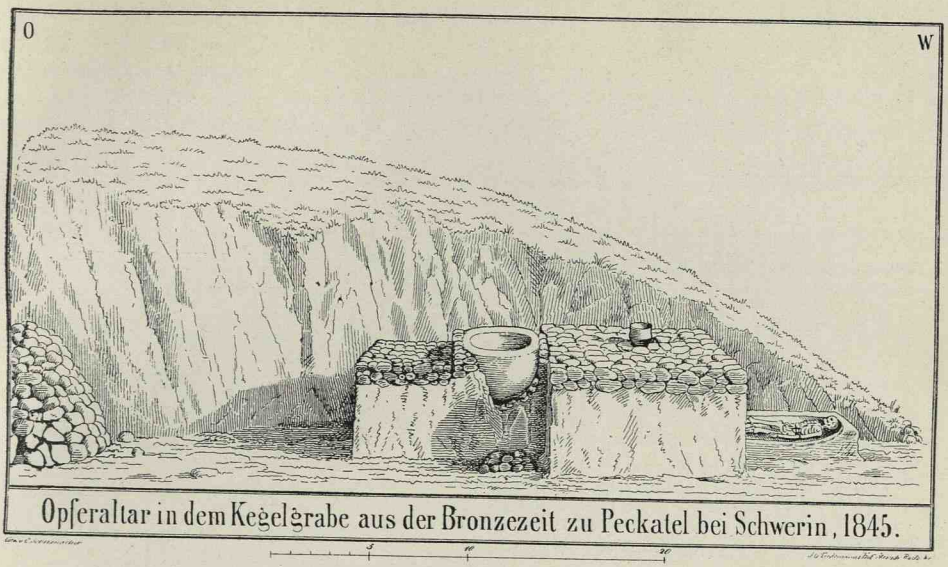
§ 2. Die später in Palästina landsässigen Israeliten haben vielleicht in der Wüste (als Nomaden) noch das Matriarchat gehabt, worauf einige Überlieferungsfragmente hindeuten. So gilt die Bezeichnung „Bruder" im Vollsinn nur den Söhnen derselben Mutter (Gen. 42, 38; 43, 29; 44, 20; Richt. 8, 19; 9, 3); in der alten Zeit gibt die Mutter dem Kind den Namen (vgl. Gen. 30).

Das Zelt (also aus nomadischer Zeit bei der Besiedlung mitgebracht) ist in Besitz der Frau (Richt. 4, 17f.). Daß der Mann zu dem Stamm bzw. der Familie der Frau übergeht, setzt das uralte Wort Gen. 2, 24 voraus: „Also verläßt der Mann Vater und Mutter, um seinem Weibe anzuhängen, und sie werden ein Fleisch sein." Für die historische Zeit haben wir dafür keinen sicheren Beleg, da die Ehe Simsons (Richt. 14) ein Stück einer im ganzen stark mythischen Erzählung ist.

§ 3. Die Vorherrschaft des Mannes ist durch seinen Namen und seine Rechte bestimmt. Der Mann heißt *baʿal* = Gen. (Ex. 21, 3; I. Sam. 11, 16), die Frau *beʿulah* = die Beherrschte, das Eigentum (Gen. 20, 3; Deut. 22, 22). Der Vollzug der Ehe ist abhängig vom *môhar*, dem Mahlschatz, den der Mann an die Familie der Frau zahlt, von der er sie also rechtens zum Eigentum erwirbt (s. Ehe C).

Aus dem P. leitet sich das Recht des Mannes auf die Vielehe ab, die ihre Grenzen allein in dem Vermögen des Mannes hatte. Bei einfachen Leuten sind zwei Frauen die Regel (I. Sam. 1, 2; Deut. 21, 15), wobei der Grund zur Doppelehe zumeist in der Kinderlosigkeit der einen Frau lag.

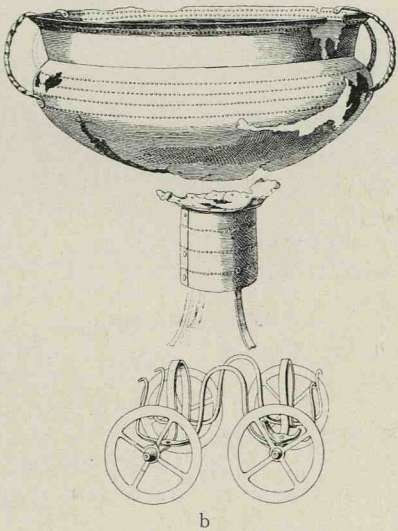
Das Recht der Eigentumsentäußerung gilt auch für die patriarchalische Ehe. Das judäische Reformgesetz aus dem 7. vor-



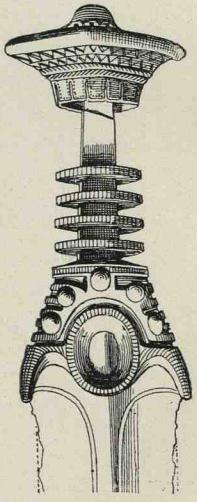
Opferaltar in dem Kegelgrabe aus der Bronzezeit zu Peckatel bei Schwerin, 1845.

a

c



b



d

Peccatel

a. Nach Meckl. Jahrbücher 11 (1846) S. 369 Tf. 4. — b. Bronzener Kesselwagen. $^1/_8$ n. Gr. — c. Tüllenaxt. L. 11,5 cm. — d. Schwert vom nordischen Typus. $^2/_5$ n. Gr. Nach Meckl. Jahrbücher 9 (1844) S. 496 Tf.

christlichen Jh. (sog. Deuteronomium) versucht die Willkür der Ehescheidungen einzuschränken (Deut. 24, 1ff.), wobei jedoch die Voraussetzung, daß der Mann „etwas Häßliches" an seiner Frau entdeckt, verschiedener, ernsterer oder leichterer Auslegung fähig ist. Verlangt wird eine rechtmäßige Scheidungsurkunde, vermutlich, um die geschiedene Frau vor böswilliger Verleumdung zu schützen.

Den deutlichsten Ausdruck des P. stellt das Erbrecht und die Hochschätzung der männlichen Nachkommen dar. Der Braut wird von den Brüdern bei der Hochzeit gewünscht: „Unsere Schwester, o werde zu Hunderttausend, daß dein Same erobere das Tor seiner Feinde" (Gen. 24, 59). „Ein Geschenk Gottes sind Söhne, Belohnung die Frucht des Leibes, wie Pfeile in Händen des Kriegers, so wert ist die männliche Jugend" (Ps. 127, 3f.).

Die Nachkommenschaft wird vom Vater benannt und nennt sich nach diesem. Ein Beispiel aus Israel: Jehu, der Sohn Nimsis des Sohnes Josaphats (II. Kön. 9, 14), und aus Byblos in Phönikien: Ipphes (?)-baal, der Sohn Ahirams (Sarkophag-Inschrift; vgl. Syria 5 [1924] S. 135ff.).

In älterer Zeit gehörte die Frau (bzw. die Frauen) mit zur Erbmasse. So beweist Absalom dem Volk durch die Besitzergreifung des väterlichen Harems, daß er sich als Erbe und Nachfolger Davids ansieht (II. Sam. 16, 20ff.).

Erst in späterer Zeit hat man die Witwen rechtlich geschützt, wofür die Propheten (Jes. 1, 17; Jer. 7, 6) und die Sozialreform des Deuteronomiums (14, 29; 16, 11; 24, 19; 26, 12f.) eintreten. Dagegen zeigt die Bestimmung der Leviratsehe (Deut. 25, 5ff.) noch einen Rest des Erbrechtes der Brüder an die Witwe. Dadurch, daß der Bruder des ohne Söhne verstorbenen Mannes die Witwe heiratete und der Sohn dieser Ehe in den Stamm und die Rechte des Verstorbenen eintrat, blieb der Besitz in der Familie des ersten Mannes.

Bei der Vielehe gilt als Erstgeborener immer der erste Sohn des Vaters, nicht der jeder Mutter, so daß es in der Familie nur einen Erstgeborenen gab. Die Aufhebung dieser Sitte (vgl. Gen. 49, 22—26; I. Kön. 11—13) wird später gesetzlich verboten (Deut. 21, 15ff.). Der Erstgeborene war der eigentliche Träger der Familie und ihres Blutes; er war im besonderen Sinne „heilig" (Gen. 49, 3; Deut. 21, 17) und einst der Gottheit (als Opfer) geweiht (Ex. 22, 28), was bei der Ablehnung des Menschenopfers (s. d. B) in einen Dienst am Heiligtum umgewandelt (I. Sam. 1, 11) und durch ein Tieropfer gelöst wurde (Gen. 22).

W. Robertson-Smith *Kinship and marriage in early Arabia* 1885; J. Wellhausen *Die Ehe bei den Arabern* 1893; J. Benzinger *Hebräische Archäologie*[2] 1907 S. 102ff. Galling

Pauke. S. a. Musik A. — (Vorderasien) In der Musik bediente man sich kleinerer P. von zylindrischer oder konischer Form. In den Tempeln stellte man im Vorhofe schon seit früher Zeit eine große P. auf, deren dumpfer Klang die Dämonen (s. d. C) vertreiben sollte. Die Bespannung der P. mit der Haut eines Rindes bildete eine besondere religiöse Handlung.

B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920) S. 321, 334, 421; ebd. II (1925) S. 66, 78, 133, 170, 209, 330. B. Meissner

Paukenfibel (Schalenfibel) s. Fibel A § 22.

Paviland-Höhle s. Großbritannien und Irland A § 3.

Pavlovskij-Kurgan s. Südrußland D.

Pe. Hälfte der Hauptstadt des 7. Gaues von Unterägypten namens Buto (s. d.), die von den Städten P. und Dep (s. d.) gebildet wurde. Vielleicht ist P. die eigentliche Residenz der Horusdiener (s. d.), d. h. der Könige des unteräg. Reiches der vorgesch. Zeit, gewesen; denn die Seelen dieser dauernd weiter verehrten Könige leben als „Seelen von Pe" in der äg. Religion fort. Roeder

Peccatel (Peckatel; Mecklenburg; Tf. 19). Dorf in einer weiten Niederung (Bett eines großen Gletscherstroms) sö. von Schwerin, bekannt durch hervorragende Gräber der älteren nord. BZ, in einer auch sonst an Funden dieser Zeit reichen Gegend. I. „Königsberg", Hügel von ungefähr 1,5 m H. und 30 m Dm. Drei Gräber, mit Steinen überdeckt: 1. am s. Ende, o.-w. 4,8 und 3 m; auf einem Steindamm Schwert, Messer, goldener Armring, Tüllenaxt seltener Form (Beltz *VAM* Tf. 22, 7), bronzene Pfeilspitze, Kesselwagen (Tf. 19b); wahrscheinlich Be-

erdigung. 2. W. von 1. ein Bau, ihm gleich, bronzene Nadel (Beltz a. a. O. Tf. 28, 62), Fibel, Fingerring, kleines Tongefäß. Beerdigung. 3. Kleiner Steinhaufen. Brandstätte mit verbrannten Bronzen: Halsring, zwei Armringe, Fibel, Ortband. Unsicherer Lagerung: Schwert. — Ausgegraben von Fr. Lisch 1843 (Mecklenb. Jahrbb. 9 [1844] S. 369). II. „Rummelsberg", Hügel von ungefähr 3 m H. und 30 m Dm. In der Mitte quadratisches Grab von 1,5 m mit Steinhäufung. Neben verbrannten Gebeinen weibliches Inventar: 2 Handbergen, 2 Halsringe, 5 Handringe, Tutulus, Schmuckdose, 2 Tongefäße. W. davon ein ritualer Bau: vierseitige, altarartige Erhöhung, mit Steinen überdeckt, darauf 2 Tongefäße. Daneben Kessel von gebrannter Erde und eine zweite altarartige Erhöhung. W. vom ersten „Altar" Wanne mit beerdigtem Leichnam oder Tongefäß. Im Hügel zerstreut Tongefäß mit Beigefäß, 2 größere Tongefäße, Pinzette, Halsring. Ausgegraben von Fr. Lisch 1845 (Mecklenb. Jahrbb. 11 [1846] S. 366). III. klein, ohne Ausbeute; ausgegraben = I. IV. Form unbekannt. Handberge, Tongefäß. Beerdigung. Zerstört um 1885 (Mecklenb. Jahrbb. 76 [1902] S. 110). Sämtliche Funde in Schwerin.

Die P. Gräber zeichnen sich nicht nur durch ungewöhnliche Befunde (Kesselwagen, s. d. A; Bau im Rummelsberge) aus, sondern geben auch Inventar und Grabanlage der III. Bronzeperiode in besonderer Klarheit, so daß einst O. Tischler die ä. BZ als Peccatelperiode bezeichnen wollte (s. Ostpreußen B § 1). An den „Rummelsberg" knüpfte sich die Sage, daß in ihm hausende „Unterirdische" von den Bauern Kessel entliehen, und man hat den tönernen Kessel damit in Verbindung gebracht und darin eine ununterbrochene Tradition gesehen, die zu weitgehenden Folgerungen ausgenutzt ist. Ich kann dem nicht folgen. Die Sage von dem Gefäße, besonders Kessel („Grapen") entleihenden Gnomen ist eine ganz allg. an zahlreiche Kegelgräber geknüpfte, und die Besonderheiten des P.-Befundes sind nicht so markant, daß man zu der an sich höchst unwahrscheinlichen Annahme einer über 3000 Jahre alten und mehrmaligen Bevölkerungswechsel überdauernden Überlieferung zwingend genötigt wäre. S. a. Nordischer Kreis B § 14c. R. Beltz

Pech. S. a. Asphalt, Harz. — (Ägypten) Für die Konservierung der Leichen ist vom NR ab in großer Menge P. und Asphalt (s. d.) benutzt worden; häufig sind die Körper von Menschen mit diesen Stoffen ausgegossen. Auch bei heiligen Tieren, z. B. Krokodilen, hat man die gleiche Methode der Konservierung in späterer Zeit angewendet. In diesen Epochen sind die wirtschaftlichen Beziehungen zu Vorderasien eng genug gewesen, um es nicht unmöglich erscheinen zu lassen, daß die gesamte Menge des verbrauchten Rohstoffes aus Syrien und Vorderasien gebracht worden ist; am Fuße des Hermon (Palästina) wird Erdpech gewonnen. Die Dichtung der Fugen am Holzwerk der Schiffe (s. d. B) pflegt durch P. zu geschehen, ebenso das Stärken des Hanfs bei der Verarbeitung von Leder und Geflechten. Es ist nicht sicher nachgewiesen, daß für die beiden genannten Zwecke von den Äg. in älterer Zeit schon P. oder Asphalt benutzt worden wäre. Es könnte durch Harz (s. d. B) oder Gummi teilweise ersetzt worden sein, ebenso wie bei der Konservierung der Leichen (s. Mumie). Hierfür käme, da harzreiche Bäume in Ä. fehlen, in erster Linie der Sudan in Frage, aus dem schon in früher Zeit die Erzeugnisse nach Ä. geschafft worden sind.

Journ. Eg. Arch. 1 (1914) S. 241 Lucas; Wiedemann *Äg.* 1920 S. 112, 217. Roeder

Pech de l'Azé (frz. Dép. Dordogne). Im J. 1909 wurde von Peyrony bei P. d. l'A. ein Kinderschädel gefunden. Er ist stark zertrümmert, sein geol. Alter ist unsicher, und er wird meist zur Neandertal-Rasse (*Homo primigenius*; s. d.) gerechnet.

O. Schlaginhaufen *Die wichtigsten fossilen Reste des Menschengeschlechtes* Neujahrsblatt d. Naturf. Ges. i. Zürich 1914 S. 12. Reche

Pecten islandicus s. Diluvialfauna § 4, Pyrenäenhalbinsel A § 2.

Pedregar s. Balearen § 10.

Peitsche. A. Europa. Als Antreibungsmittel für Vieh wie auch als Züchtigungsmittel für Menschen wurden im Altertum Geißeln und Geißelstöcke verwendet (für Ä. vgl. Wiedemann *Äg.* Tf. 20; auf griech. Mün-

zen z. B. Forrer *Reall.* S. 509; auf gall. ebd. S. 513; Stöcke auf der Situla von Watsch z. B. Forrer a. a. O. S. 742). Diese Instrumente wurden dadurch Symbole der Herrschaft und als solche oft in den Händen der Könige und Götter, besonders bei den Äg. (Gott Osiris: Wiedemann a. a. O. Tf. 8 S. 359; s. a. Band I Tf. 77b rechts), dargestellt. In Ä. bestand die Geißel meist aus einem Stabe, an welchem ein oder mehrere Lederriemen hingen, deren Enden gelegentlich auch wohl durch Knöpfe verstärkt wurden. Mit solchen Geißeln hat man auch die kleinen sog. Stachelringe, aus Bronze, wie sie in Italien, Ungarn, aber auch Ä. gefunden sind, in Verbindung gebracht (Forrer *Die sog. Keulenköpfe, Beiträge zur präh. Archäologie* 1892; ders. *Reall.* S. 268). Eigentl. P. sind uns daneben nur für Babylonien (Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920] S. 259) und für Ä. (ÄZ 35 S. 106) bezeugt. Über Peitschenstiele und Leitstockbeschläge aus der späteren Völkerwanderungs- und Wikingerzeit aus Skandinavien, Finnland und Rußland vgl. die Ausführungen von A. Hackmann in der Götze-Festschrift (Leipzig 1925) S. 207 ff.

[Sehr häufig belegt ist die P. durch Funde und bildliche Darstellungen (s. Voronež; Band XIV Tf. 52) bei der skytho-sarmatischen Bevölkerung Südrußlands.] H. Mötefindt

B. Vorderasien. P. mit einem oder mehreren Schwänzen wurden aus Leder hergestellt. Sie wurden nicht nur zur Züchtigung von Tieren, sondern auch von Menschen angewendet. Hammurapi bestimmt z. B. in seinem Gesetzbuche (§ 202), daß, wenn jemand einem Höherstehenden einen Backenstreich gibt, ihm 60 mit dem Ochsenziemer aufgezählt werden sollen. Auch im altassyr. Strafrecht waren körperliche Züchtigungen mit der P. ganz gewöhnlich.

B. Meissner

Pelasger. Die Rassenangehörigkeit der P. ist sehr umstritten: G. Sergi hält sie natürlich für Mittelländer (*Homo mediterraneus*; s. d.), also für dunkelfarbige Kleinwüchsige, Fligier für Illyrier, also für mindestens in den führenden Schichten nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.), und Penka für Thraker, also ebenfalls für Nordeuropäer. Auch L. Wilser, Th. Arldt und andere sehen in ihnen Nordiker. — Da ihre Kultur zweifellos durch thrak. Elemente beeinflußt ist, halte ich es für wahrscheinlich, daß die Urbevölkerung zumeist der Mittelmeerrasse angehörte, daß sie aber bereits zur pelasgischen Zeit von einer nordeurop. — thrak. oder illyr. — Erobererbevölkerung überschichtet wurde.

Fligier *Die Urzeit von Hellas und Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 435; G. Sergi *L'origine dei popoli europei* 1908 S. 231 ff.; Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 57 ff. K. Penka; ebd. 14 (1915) S. 138 ff. Th. Arldt; L. Wilser *Die Germanen* I (1913) S. 128. Reche

Pelikan. Der P. ist, wie die meisten Schwimmvögel, außerordentlich weit verbreitet und kam von der unteren Donau schon in Schwärmen bis nach Schlesien, ist auch heute noch am Schwarzen Meer und am ö. Mittelmeer eine gewöhnliche Erscheinung. Wegen seines auffallenden Betragens ist er von allerlei Volkssagen umrankt. So wußte man im alten Orient, daß er der Wasserträger für die kleinen Vögel in der Wüste sei, und das Mittelalter stellte ihn als Muster aufopfernder Liebe dar. Er sollte, indem er sich selbst die Brust aufriß, durch sein Blut die Jungen entweder nähren oder gar die toten wieder beleben. Deshalb gehört er zu den alten Zeichen der Apotheken. Ed. Hahn

Pelzgeld s. Geld § 8.

Peña (La) de Candamo. Höhle bei San Román de Candamo (span. Prov. Asturias). Entdeckt im September 1914 von Graf de la Vega del Sella, H. Obermaier und P. Wernert; bald darauf besucht von E. Hernández-Pacheco. Der größere Teil der Bilder hat stark gelitten; immerhin existieren mehrere gut erhaltene Gravierungen und Malereien (Hirsch, Bison und Urrind, Wildpferd, Steinbock und Gemse) sowie zwei anthropomorphe Figuren. S. Kunst A II.

E. Hernández-Pacheco *La Caverna de la Peña de Candamo (Asturias)* Memor. Comisión Nr. 24 (1919); H. Obermaier *La Caverna de la Peña de Candamo* Boletín de la Sociedad Ibérica de Ciencias Naturales 19 (1920) S. 45 ff.

H. Obermaier

Penches-Höhle s. Barcina-Höhle.

Pendo, El. Höhle unfern von Escobedo (Gemeinde Camargo; span. Prov. Santander). Entdeckt von H. Alcalde del Rio (1907); mit einigen schlechten Gravierungen (Vögel?). S. Kunst A II.

H. Alcalde del Rio, H. Breuil und L. Sierra *Les Cavernes de la Région Cantabrique (Espagne)* Monaco 1911 S. 35. H. Obermaier

Pentri s. Italiker B § 2 (Sabeller).

Pen-y-Bonc (Holyhead, Wales). Die Funde aus den von W. O. Stanley untersuchten, anscheinend viereckigen Hüttenstellen von P. auf Holyhead gehören einer jüngeren Zeit an als die Funde desselben Forschers von Ty Mawr (s. d.). Sie sind datiert durch röm. Münzen des 1. und 2. Jh. n. C. sowie durch Terra Sigillata und anderes röm. Geschirr. Daß aber trotzdem auch dieser Platz schon in der früheren BZ besiedelt war, lehrt der Fund einer Steinkiste mit einem Gagat-Halsband.

Archaeological Journal 26 (1869) S. 306 ff.; ebd. 27 (1870) S. 151 ff. W. O. Stanley; Steinkiste: ebd. 24 (1867) S. 257 ff. ders. † W. Bremer

Pépue, Roc de la. Bei Peyrelevade, Gemeinde Manaurie (Dép. Dordogne). Mit rohen Tiergravierungen, entdeckt von D. Peyrony (Rev. d'Anthropol. 32 [1922] S. 116ff.). S. Kunst A II. H. Obermaier

Perdöhl (bei Wittenburg, Mecklenburg). Urnenfeld, ausgegraben 1840 (Funde in Schwerin). Urnen in Reihen, meist ohne Steinschutz. Glänzend schwarzpolierte Situlen, geringe Beigaben. Charakteristischer Vertreter der Spätlatènezeit, wie in Mecklenburg Krebsförden I, Kl. Krams, Püttelkow III, Crivitz, alle diese in der Anlage gleich und ohne Zusammenhang mit der voraufgehenden und folgenden Periode.

Mecklenb. Jahrbb. 1906 S. 58 Beltz. R. Beltz

Perelada (Spanien). Brandnekropole im n. Katalonien, aus der II. EZ. Die Funde bestehen aus Schwertern mit Hufeisengriffen, Lanzenspitzen, Soliferrea (s. d.), Ringen, Gürtelschließen aus Bronze mit einem, zwei oder drei Haken, Fibeln, die den Übergang bilden zwischen späthallstätt. (Certosa-) und Latèneformen, und endlich Tongefäßen, die Profile hallstätt. Tradition aufweisen. Außerdem gibt es hier einige Gefäße, die den iber. handgemachten gleichen. Also kann P. nicht in Beziehung gesetzt werden zur iber. Kultur der II. EZ des Mittelmeergebietes der Halbinsel. Es ist eng verbunden mit den Nekropolen der sog. nachhallstätt. Kultur in Zentralspanien und im s. Frankreich, die ein Fortleben hallstätt. Kultur in einer Epoche zeigen, wo diese in Mitteleuropa und im n. Frankreich schon verschwunden und durch die Latène-Kultur ersetzt ist.

Die Nekropolen, die P. am nächsten stehen, sind die von Aguilar de Anguita und Luzaga in Spanien und von Avezac-Prat in Frankreich, und man kann annehmen, daß die Nekropole von P. wie jene aus dem 4. Jh. v. C. stammt. Dorf und Friedhof, an den Pyrenäen-Pässen gelegen, stammen wohl von einem vorübergehend aus Südfrankreich in katal. Gebiet eingedrungenen Stamm, der jedenfalls stark kelt. Beimischung hatte. S. a. Pyrenäenhalbinsel.

Bosch *La necrópolis de Perelada* Anuari Inst. 6 (1915—20) S. 590ff.; erwähnt auch bei Joulin *Les sépultures des âges préh. dans le Sud-Ouest de la France et dans la péninsule ibérique* Rev. arch. 1910 II 196. P. Bosch-Gimpera

Perelló. Unweit Tortosa (span. Prov. Tarragona). Einige paläol. Menschen- und Tierbilder, im Innern der Felsnische Cova de Cabra Feixet. Entdeckt von M. Pallarès; unveröffentlicht. S. Kunst A III. H. Obermaier

Perepjaticha (Kr. Vasilkov, Gouv. Kijev) s. Südrußland D.

Pergament (Vorderasien). Wenigstens in späterer Zeit schrieb man in Mesopotamien nicht nur auf Ton, sondern auch auf Papyrus (s. d.) und P. (*kuššu*). S. Papier. B. Meissner

Pergusa (Lago di) s. Sizilien B II.

Periziter. Die P. werden in der alttestamentlichen Überlieferung als ein Teil der Bevölkerung Palästinas genannt, den die Israeliten bei ihrem Einzuge vorfanden. Das hebr. Wort (als ein nomen gentile im Singular auf *i* gebildet) lautet: *p'rizzi* mit weichem S-Laut, die griech. Übersetzung (Septuaginta) liest φερεσαι-ος, wobei jedoch in der Aussprache des hellenistischen Griechisch im ai das i stärker betont ist.

Von einem Gelehrten des 7. Jh. v. C. stammt der immer wiederkehrende Katalog der Völker, die vor den Israeliten in Kanaan wohnten. Genannt werden die Kanaaniter (s. Kanaanäer), die Amoriter (s. d.), die Hettiter (s. d.), die P., die Heviter (s. Chiwwiter) und die Jebusiter (s. d.; Ex. 3, 8. 17;

23, 23; 32, 2; 34, 11; Deut. 20, 17; Jos. 9, 1; 11, 3; 12, 8; Jud. 3, 5). An drei Stellen werden außerdem noch die Girgasiter hinzugefügt (Deut. 7, 1; Jos. 3, 10; 24, 11), während die Liste in Gen. 15, 20 die Heviter nicht nennt, dafür aber die Rephaim (s. d.), die Kadmoniter, die Qeniziter (s. d.) und die Qeniter (s. d.). Von diesen Völkern sind die Kanaaniter und (bzw. oder) Amoriter als der Bevölkerungsteil Palästinas bekannt, mit dem die Israeliten gekämpft und die sie schließlich in sich aufgesogen haben. Aus Kleinasien kamen die Hettiter, die um 1400 v. C. durch die sog. Amarna-Briefe für Palästina (Jerusalem) bezeugt sind. Die Jebusiter saßen um Jerusalem (s. d.) und hatten diese Stadt bis zu Davids Zeiten in Besitz (2. Sam. 5, 6ff.). Über die Rephaim (s. d.), die Heviter, Girgasiter und die Qeniziter ist nichts Näheres auszumachen (Ed. Meyer *Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* 1906 S. 328ff.). Im Ostjordanland sind wohl die Kadmoniter („die östlichen"?), in der Wüste s. Palästinas die Qeniter (die Kains-Leute) zu suchen.

Wichtiger sind die Stellen des AT (Gen. 13, 7; 34, 30; Richt. 1, 4f.), in denen als Urbevölkerung Palästinas nur die beiden, die Kanaaniter und die P., genannt werden. Budde und Ed. Meyer sehen hierin eine Charakterisierung zweier Bevölkerungsschichten, und da die Kanaaniter ohne Zweifel in den Städten saßen (Richt. 1), so würde mit *p^{e}rizzi* der Landbewohner gemeint sein. Dem entspricht nun auffallend das hebr. Wort für das platte Land *p^{e}razôt* (bzw. das aus Richt. 5 belegte *p^{e}razôn*). Daher wird dann als ursprüngliche Lesung des Namens *p^{e}rāzzi* vorgeschlagen. Doch scheint auch das Umgekehrte denkbar: daß der Name zu der Wortbildung geführt hat, die dann einem häufigen Typus (*qittalōn*) angeglichen wurde. Für die Hypothese, daß die P. keine Städter waren, spricht Jos. 17, 15, wonach die P. im Walde saßen, genauer in dem Waldland s. des Gebirges Ephraim. Eine „Wald-Stadt" (Kirjath Jearim) lag 10 km w. von Jerusalem. Daß die P. in dieser Gegend zu lokalisieren sind, darf man nach Jos. 11, 3 vermuten. Hier werden sie zusammen mit den Jebusitern „auf dem Gebirge" genannt. In dem (wohl aus dem 11.—10. Jh. v. C. stammenden) Bericht über die Eroberung des Landes in Richt. 1 werden die Kanaaniter mit den P. als eine Heeresmacht unter Führung des in Jerusalem residierenden Jebusiter-Fürsten Adonibeseq angesehen. (Über die Märchenfigur Adonibeseq vgl. Ed. Meyer a. a. O. S. 438f.) Da der Bauerncharakter der P. hypothetisch, ist über sie nur dies eine mit Sicherheit zu sagen, daß die spätere Überlieferung sie als einen Teil der Urbevölkerung Palästinas „auf dem Gebirge" (Juda) gesucht hat.

Ed. Meyer *Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* 1906; K. Budde *Kommentar zum Buch der Richter* 1897. Galling

Perle s. Glas, Muschel, Stein und die einzelnen Länder und Kulturgruppen.

Perlmutter (Vorderasien). P. und Muscheln (s. d. D) wurden in Mesopotamien bereits in archaischer Zeit zu allerlei Schmuckgegenständen verarbeitet. Besonders wurden sie zu Intarsien benutzt. Eine Muschelplatte, die auf einem anderen Gegenstande befestigt war, zeigt das Bild des uralten Königs Ur-Nina; auf einem Gegenstande aus demselben Material ebenfalls aus archaischer Zeit ist der Kampf eines Löwen mit einem Stier dargestellt. Auch die eingelegten Augen von menschlichen und tierischen Statuetten bestanden großenteils aus Perlmutter. S. a. Kunstgewerbe D.

B. Meissner *Grundzüge der babyl.-assyr. Plastik* 1915 S. 4, 13, 20, 51, 55. B. Meissner

Permier s. Finno-Ugrier A § 6, B § 12, 16.

Pernau (Estland). Wichtige neol. Station im nw. Estland, am Rigaschen Meerbusen. Das Material stammt meistens aus dem Pernau-Fluß, unterhalb der Einmündung der Reide (estn. *Reiu*), einiges ist auch bei der Ziegelei Koksi, dem Villenort Papenit (estn. *Papeniidu*) u. a. O. gefunden. Die Gegenstände liegen im Pernau-Fluß in einer Grandschicht, die 3—6 Fuß t. ist, auf Lehm lagert und sich 11—18 Fuß unter Normalwasserstand befindet, und sind seit dem J. 1904 beim Kiesbaggern heraufgebracht, so daß sich über ihr Lageverhältnis usw. nichts Näheres sagen läßt. Ihr Gepräge erhält die Pernausche Fundgruppe (ebenso

wie die Funde von Kunda [s. d.] und dem Burtneck-See [s. Rinnekalns]) durch das Vorwiegen von Horn- und Knochengeräten (im ganzen sind überhaupt mehr als 1700 Stücke jeder Art bekannt). Nach der von Tallgren gegebenen Statistik sind davon 69 Harpunen, 50 Pfeilspitzen, 126 Stoßwaffen, 2 Messer, 25 Angelhaken, 24 Pfriemen und Nadeln, 100 sog. Fellöser und 125 Hacken und Schaftlochgeräte. Etwa $^2/_3$ der Knochen- und Hornfunde ist unbearbeitet: Rohmaterial, Abfälle und Überbleibsel. Das Material hat in sehr starkem Maße das Elchtier geliefert. Eine Reihe von Geräten (Hohlmeißel, Hacken, Äxte) zeigen den Einfluß der Steinindustrie. Von besonders auffälligen und seltenen Formen nenne ich eine Art von Paradewaffe, eine Schaftlochaxt, bei der die Bahn und der breit ausladende Schneidenteil schräg abwärts zum Schaft stehen und einzelne Teile mit zarten Strichellinien verziert sind (Präh. Z. 5 S. 516 Abb. 12 f), ein Schlaginstrument, d. h. ein gestielter Teller aus Elchgeweih (ebd. Abb. 12 a), zu dem z. B. ein Gegenstück aus dem Zedmar-Bruch (s. Zedmar) in Ostpreußen bekannt ist, sowie Lanzenspitzen mit eingesetzten (jetzt herausgefallenen) Feuersteinschärfen. Ein verziertes Horngerät zeigt in Bohrtechnik ein feines Textilmuster (ebd. Tf. 23 b), das an die Dekoration auf den Tonfigürchen von Jettböle (s. Ålandsinseln; Band I Tf. 24 c) erinnert. Unikum bisher ist ein Idol aus Knochen in Rundplastik (Präh. Z. 5 Tf. 23 a). Aus Bergstein sind 11 Gradmeißel und 6 Schaftlochäxte, aus Feuerstein 35 bearbeitete Nuklei, 3 Pfeilspitzen und 1 Lanzenspitze (die Zahlen nach Tallgren) gefunden. Unter den nicht sehr zahlreichen Bruchstücken von Tonware erscheint die mit Grübchen und Kammornament verzierte Keramik. Die untere Zeitgrenze wird dadurch und durch die Typen der Äxte gegeben. Die Siedlung bei P. hat bis in die Ganggräberzeit (Per. III Mont.) bestanden und läuft der Besiedlungsepoche am Burtneck-See zeitlich annähernd parallel. Vielleicht sind die Anfänge von P. nach manchen altertümlichen Pfeil- und Harpunenformen höher hinaufzusetzen, sicherlich hat es auch etwas länger existiert, wie die Schaftlochäxte zeigen. S. a. Südostbaltikum A.

SB. der altertumsf. Ges. Pernau 4 (1906) S. 259ff.; ebd. 5 (1909) S. 18ff.; ebd. 6 (1911) S. 201f.; ebd. 7 (1914) S. 253ff. E. Glück; Präh. Z. 5 (1913) S. 510ff. M. Ebert; A. M. Tallgren *Zur Archäologie Eestis* I (1922) S. 40ff.; Zeitschr. Finn. Altert.-Ges. 34: 2 (1924) mit 2 Tf. Bliebernicht. M. Ebert

Persea. Die *Persea Mimusops Schimperii* ist nach Schweinfurths Untersuchungen ebenso wie die Sykomore eines der Belegstücke für die Herkunft eines wesentlichen Teils der altäg. Kultur aus dem entfernten SO. Denn Schweinfurth konnte den Baum aus Jemen wieder im Nil-Tal einführen, nachdem der hier stets nur künstlich gezogene Baum seit langem verlorengegangen war. Wild kam er früher nur in Arabien vor. Er stand im alten Ä. irgendwie mit dem Unsterblichkeitsglauben in Verbindung. Thot oder eine weibliche Göttin schrieb den Namen der zum Fortleben Bestimmten auf seine immergrünen Blätter.

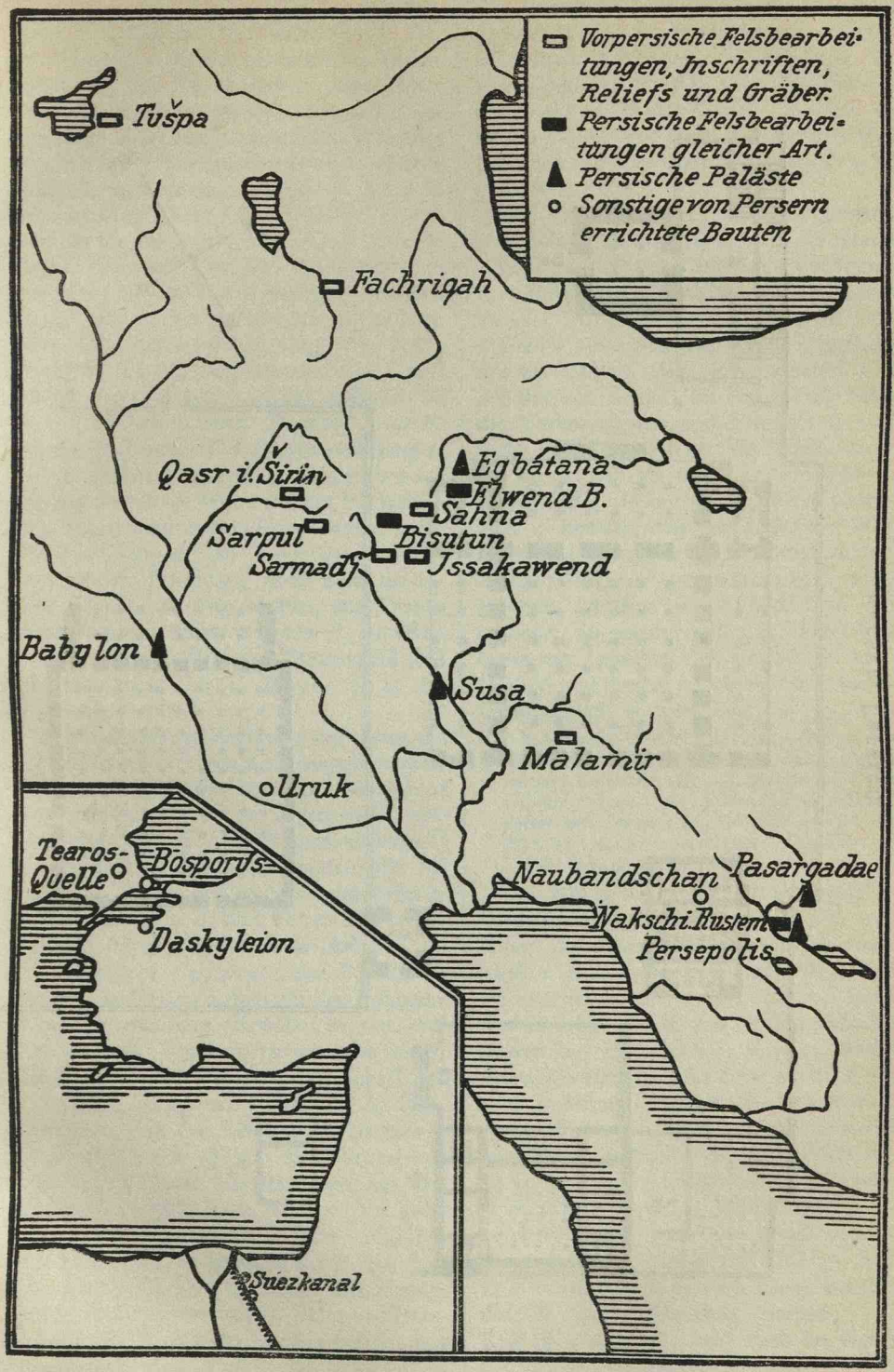
Sehr eigenartig war das Verschwinden der P. Sie hatte den Übergang zum Christentum überwunden, erlag aber der heidnischen Reaktion unter Julian (während die Sykomore bis zum Islam hin heiliger Baum blieb). Arkadius konnte den auch den Christen heiligen Baum nicht mehr retten, die P. blieb bis in unsere Tage aus Ä. verschwunden. Ed. Hahn

Persepolis s. Persien B § 4.

Perser. A. Geschichte, Archäologie (Tf. 20—29).

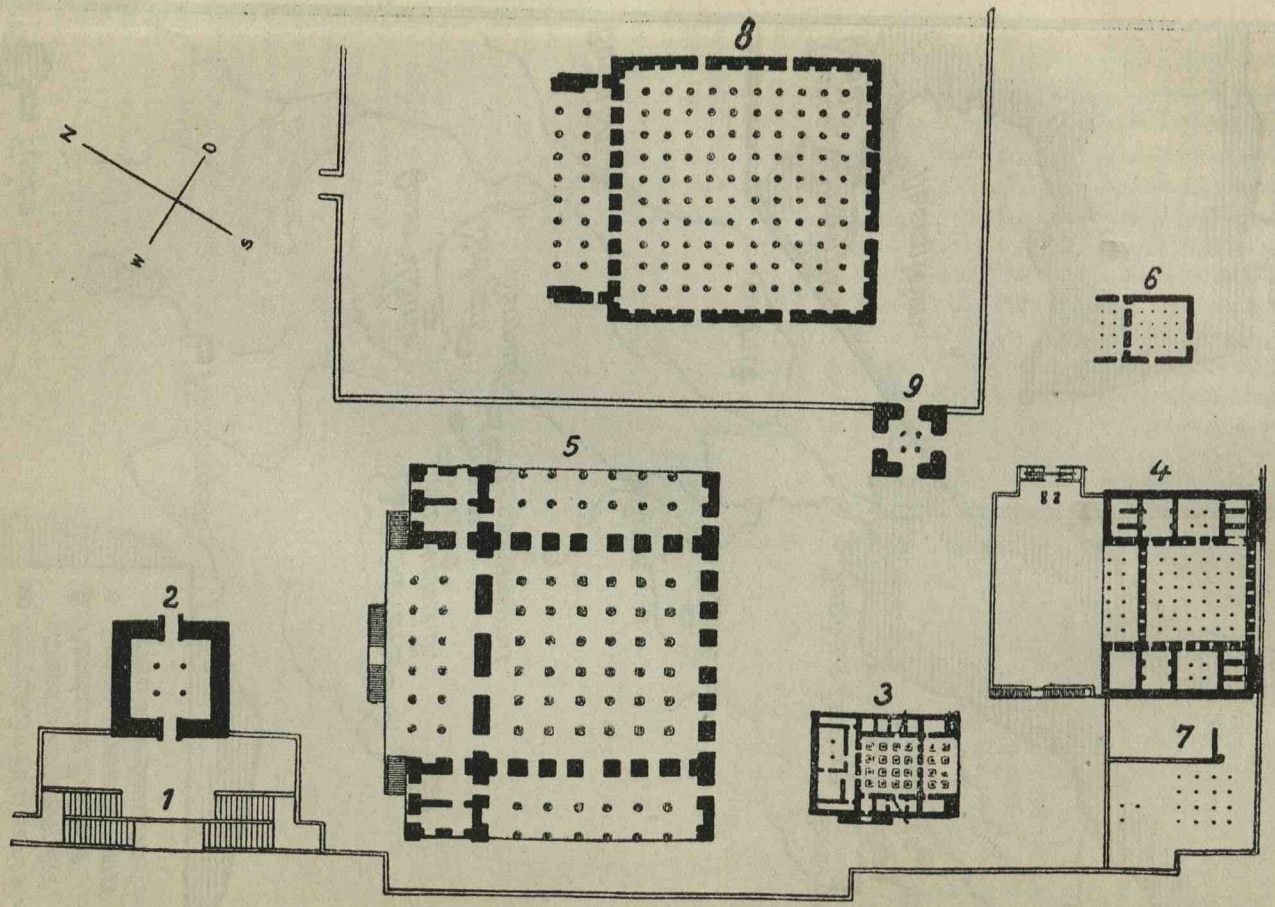
§ 1. Geschichte. — § 2. Religion. — § 3. Bestattungssitten. — § 4. Schrift. — § 5. Literatur. — § 6. Kunst. — § 7. Die Weltstellung der pers. Kunst. — § 8. Tracht. — § 9. Bewaffnung.

§ 1. Geschichte. Die P. (altp. *Pārsa*) gehören zur iran. Gruppe des arischen Zweiges der idg. Völkergemeinschaft. Über die Geschichte der Zeit vor Kyros fehlen sicher verbürgte Nachrichten. Nach E. Forrer (ZDMG [1922] S. 247ff.), der auch schon für die ältesten Quellen, in denen das Manda-Volk (s. Manda-Horden) genannt wird, an dem idg. Charakter der Manda festhält, ließe sich das erste Auftreten arischer Indogermanen in Asien bis über die Mitte des 3. Jht. v. C. zurückverfolgen. Sicher ist auf



Perser, Persien

Wichtige Fundorte des alten Persien



Perser, Persien

Plan der Palastruinen auf der Burgterrasse von Persepolis. Nach F. Sarre.

jeden Fall, daß in der 1. Hälfte des 2. Jht. ar. Stämme, vielleicht geradezu die Inder selbst, in der Nachbarschaft von Mesopotamien gesessen, ja, daß damals ar. Elemente in manchen Teilen Mesopotamiens und Syriens vorübergehend eine herrschende Rolle gespielt haben. Seit dem 2. Jht. v. C. begegnen uns dann iran. Stämme, besonders die Meder (s. d.; *Mada'i*), als ständige Gegner der assyr. Expansionsversuche nach dem O. In den Grenzgebirgen zwischen Mesopotamien und dem Hochland von Iran, etwa am oberen Dijâla (vgl. die Karte Band IV Tf. 88), lag damals eine Landschaft Parsua, die von Tiglatpileser III. (746—728) zur assyr. Provinz gemacht wurde (E. Forrer *Die Provinzeinteilung d. Assyr. Reiches* S. 89ff.). Möglicherweise war sie der ältere Wohnsitz der P., welche sich dann unter assyr. Druck weiter nach SO zurückzogen (so besonders MAGW 46 S. 209ff. Hüsing); doch muß als andere Möglichkeit offen bleiben, daß Parsua seinen Namen nicht von den P., sondern von den nichtar. Πάρσιοι (Strabon XI 508) erhalten habe (so E. Meyer *G. d. A.*[3] § 572 A).

In einwandfreier Beglaubigung treten die P. überhaupt erst von dem Augenblicke an auf, wo sie unter die Herrschaft des Kyros kommen (ca. 553 v. C.). Kyros selbst entstammte der ar. (wohl pers.-pasargad.) Fürstenfamilie der Achämeniden, die bereits seit einigen Generationen im benachbarten Anzan (s. d. und Elam B § 1) geherrscht hatte (*Kyroszylinder* Z. 20ff.).

Die weitere Geschichte der P. fällt in ihren Einzelheiten außerhalb des Rahmens unserer Darstellung. Erwähnt sei nur, daß Kyros (ca. 553—529 v. C.) in wenigen Jahren ganz Vorderasien unter die Herrschaft der P. brachte, Kambyses (529—522) Ä. dazugewonnen, daß das Reich unter Dareios I. (522—486) seine größte Ausdehnung erreichte, als dieser Herrscher anfangs mit Erfolg (seit 515) nach Europa übergriff. Die Regierung Xerxes I. (486—465) bedeutet mit der Vertreibung der P. aus dem Bereiche des ägäischen Meeres den Wendepunkt in der Entwicklung. Unter den Herrschern von Kyros bis Dareios vertritt das Perserreich den Typus des absoluten Weltreiches (mit uneingeschränktem Expansionstrieb; als Analogie vgl. die Eroberungen Alexanders d. Gr.), seit der Regierung des Xerxes aber den des beschränkten Weltreiches, in dem die Beschränkung auf einen bestimmten Kulturkreis, der aber vollständig erfaßt wird, maßgebend ist.

Die Entstehung des pers. Großreiches wurde dadurch ermöglicht, daß die älteren orient. Einzelstaaten in ihrem politischen und kulturellen Eigenleben bereits gealtert waren. Das pers. Herrschaftssystem stand auf einer unvergleichlich höheren Stufe als das der älteren orient. Machtstaaten, z. B. der Assyrer. Den P. als Herrenvolk waren die Unterworfenen und Untertanen nicht mehr lediglich Objekte der Ausbeutung; sie waren sich als erste — und zwar in einem Maße, wie kaum ein späteres Herrenvolk — bewußt, daß der Besitz der Weltherrschaft nicht nur Rechte, sondern auch heilige Pflichten gegenüber den untergebenen Ländern und Völkern in sich schließe. So gelang es den P., ihre Untertanen am Bestehen des Reiches zu interessieren und diesem eine bisher ungekannte Beständigkeit zu verleihen.

E. Meyer *G. d. A.*[1] § 501ff.; A. v. Gutschmid *Geschichte Irans* 1888; Th. Nöldeke *Aufsätze zur pers. Geschichte* 1887; J. Marquart *Unters. z. Gesch. v. Eran* 1896; J. Prašek *Geschichte der Meder und Perser* 1906; MAGW 46 S. 199ff. Hüsing; Lehmann-Haupt *Geschichte des Orients* 1924 S. 83.

§ 2. Religion. In den älteren religiösen Vorstellungen, wie sie ursprünglich allen Ariern im wesentlichen gemeinsam waren, spielten eine Reihe von Licht- und Himmelsgottheiten die größte Rolle. Davon sind in Iran oder dessen Nachbarschaft in älterer Zeit nachweisbar: Varuna, Mithra, Indra, die Nasatja (alle diese um 1400 v. C. auch in Mitanni verehrt [*Keilinschr. a. Boghasköi* I 1 Rs 55f.]); Indar vielleicht auch in dem Namen Indaruta (AO 7095, 1; ZfAssyr. 36 S. 74); ferner Surja (bei den Kossäern [s. Kaššû] in der 1. Hälfte des 2. Jht. verehrt; dann auch im Personennamen Šuwardata aus Palästina; KZ 42 S. 26 E. Meyer); Mazda in med. Personennamen des 8. Jh. (Tonprisma Sargons; vgl. E. Meyer a. a. O.), wohl auch im Namen der Göttin Bagamazda aus Musaṣir (s. d.; Islam II S. 129 Herzfeld); vielleicht

auch der Feuergott Agni (falls identisch mit dem Gotte Agniš, der im hettit. Texte Bo 581 Col. I 17 genannt ist; vgl. Rev. d'Assyr. 1921 S. 34ff. F. Hrozný). Ihnen entgegen standen die Dämonen der Finsternis. Das Feuer galt als göttliches Element, eine Priesterkaste begann sich zu bilden. Ausschließlich iran. und dem Ind. fremd war die immer stärker auftretende moralische Tendenz. Einzelne Gottheiten vertraten schließlich bestimmte ethische Prinzipien und standen im Kampfe mit den bösen Mächten der Dunkelheit. Dieser Entwicklungsgang erhielt seinen Abschluß in der vielleicht von Baktrien ausgehenden Reform Zoroasters. In ihr dominiert durchaus die moralische Antithese. Das Prinzip des Guten und der Wahrheit wird vom Lichtgotte Ahuramazda und den ihn umgebenden Genien verkörpert. Ihnen gegenüber stehen die Dämonen des Bösen und der Lüge, die sich z. T. aus den früheren Lichtgöttern rekrutieren und in Ahriman ihren bedeutendsten Vertreter haben. Das Element des Feuers ist auch jetzt als Symbol der Reinheit mit dem Prinzipe des Guten verbunden. Neben der seit Dareios I. als offizieller Religion beglaubigten zoroastrischen Lehre blieben manche der früheren Gottheiten beim Volke im alten Ansehen, besonders Mithra als Sonnengott. Über die Zeit der zoroastrischen Reform gehen die Meinungen der Forscher auseinander. Von der einen Seite wird die Tätigkeit des Religionsstifters in die Zeit des 9. und 10. Jh. v. C. zurückversetzt, dem die Ansetzung der Lebenszeit Zoroasters um die Mitte des 6. Jh. (unmittelbar vor Dareios I.; besonders von E. Meyer vertreten) gegenübersteht.

Chr. Bartholomae *Heidelberger Universitätsreden* 1919; OLZ 1924 S. 726ff. O. Stein; C. Clemen *Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten* 17 S. 1ff.; Jackson in Geiger-Kuhn *Grundriß der Iran. Philologie* II 612ff.; *Encyclopädia Britannica* XXI 204ff. E. Meyer; KZ 42 S. 1ff., 15ff. ders.; G. Hertel *Die Zeit Zoroasters* 1924; Mitt. d. geogr. Gesellschaft Wien 1919, 9 G. Hüsing. — Die Quellen zur pers. Religion sind von Clemen gesammelt in den *Fontes historiae religionis Persicae* 1920.

§3. Bestattungssitten. Die Leichen der Könige wurden einbalsamiert und auf Klinen in den Grabräumen beigesetzt (Tf. 28a); vgl. F. Sarre-E. Herzfeld *Iranische Felsreliefs* Abb. 19 S. 58, Arrian, Anabasis VI 29, 4ff. und Strabon XV 730, beide nach Aristobul, der das Innere des Kyros-Grabes noch unberührt gesehen hat (s. Mashad i madar i Suleiman und Band VIII Tf. 13). Auch bei den übrigen P. scheint nach Herodot (I 140) die Konservierung der Leichen üblich gewesen zu sein, und zwar mit Hilfe von Wachs. Näheres über die Bestattungsart ist aber nicht bekannt, da bisher noch keine Privatgräber im eigentlichen Persien gefunden wurden; jedoch ist es aus religiösen Gründen unwahrscheinlich, daß Leichenverbrennung stattfand (Ktesias im Auszug des Photios 57); dagegen ist es möglich, daß schon damals die Sitte der Leichenaussetzung Platz zu greifen begann.

§4. Schrift. Die P. haben anscheinend als letztes Volk in Vorderasien den Keilschriftgedanken (s. Keilschrift) aus Mesopotamien entlehnt und dem heimischen Schrifttume dienstbar gemacht. Die pers. Keilschrift umfaßt 41 Zeichen, deren Formen fast durchaus einer Ableitung aus dem assyr., babyl. oder elam. Keilschriftsystem widerstreben. Versuche wurden in dieser Richtung wiederholt gemacht (Literatur bei Weißbach *Keilinschr. der Achämeniden* VAB Einl. S. 54), haben aber zu keinen befriedigenden Resultaten geführt. Wahrscheinlich wurden die Zeichen vielmehr ad hoc von dem Schöpfer der altpers. Keilschrift erfunden. Dieser hatte nur eine ungefähre Erinnerung an die Schriftbilder der bestehenden Systeme und war auch mit deren Lautwert nicht oder nur ganz ungenügend vertraut. Es liegt somit eine Entlehnung des Schrifttypus, nicht aber der einzelnen Zeichen vor. Der Schöpfer der altpers. Keilschrift hat ihr den Charakter einer Silbenschrift im wesentlichen belassen, gegenüber den älteren Systemen aber nicht unwichtige Änderungen eingeführt.

Von den 41 Zeichen sind 3 Vokalzeichen; 22 Zeichen für *Konsonant* + *a* (s. aber unten); 4 Zeichen für *Kons.* + *i*; 7 für *Kons.* + *u*; dazu ein Zeichen als Worttrenner und 4 Ideogramme. Die aus der assyr.-babyl. Keilschrift geläufigen Zeichen *Kons.* + *Vo-*

kal + *Kons.* sowie *Vokal* + *Kons.* sind somit aufgehoben, die Zahl der Ideogramme ist radikal vermindert, auch sind nunmehr die Zeichen nahezu eindeutig. Ein höchst merkwürdiger Versuch liegt vor in der Tendenz, die Zeichen *Kons.* + *a* als reine Konsonantenwerte (Buchstaben) zu verwenden. Während z. B. *la-a* als la zu lesen ist, bezeichnet *la* im Auslaut oder vor Konsonanten auch einfach l. Da ferner für die Mehrzahl der Konsonanten die Zeichen *Kons.* + *i* und *Kons.* + *u* fehlen, so bedeutet z. B. *pa* + *i* im gegebenen Falle auch pi usw. Die altpers. Schrift macht hier einen wichtigen Schritt im Sinne der Entwicklung zur Buchstabenschrift, vielleicht bereits unter dem Einflusse des westsem. Alphabetes. Ein ähnlicher Versuch, wenn auch mit anderen Mitteln unternommen, lag übrigens bereits im Neuelamischen vor (s. Elam C). Der Fortschritt der Erfindung der pers. Keilschrift liegt in ihrer Einfachheit und leichten Erlernbarkeit. Diese steht in schärfstem Gegensatz zu der historisch gewordenen Komplizität der mesopot. Systeme. Die pers. Keilschrift übertrifft in ihrer Einfachheit die Vereinfachungsversuche, wie sie früher von den Hettitern, Chaldern und Elamern gemacht waren, bei weitem.

Zur Entstehung der pers. Keilschrift können wir lediglich mit Sicherheit behaupten, daß sie bereits zur Zeit des großen Kyros bestanden habe. Die Palastruinen in der Ebene von Murghab (Pasargadae) weisen als einzige Beschriftung den Text auf: „*Ich, Kyros, der König, der Achämänide*", und zwar dreisprachig (s. u.), darunter schon Altpers. in altpers. Keilschrift. Die Annahme von Weißbach (a. a. O. Einleitung S. 54), daß es sich hier um den jüngeren Kyros, den Bruder des zweiten Artaxerxes, handle, ist abzulehnen. Nicht nur ist es unwahrscheinlich, daß dieser kgl. Prinz die Befugnis zur Aufführung derartiger Bauten gehabt hätte; auch der Charakter der Bauten von Persepolis weist auf eine Zeit vor Dareios I. (s. § 7). Zudem fügt sich, daß sich auch das durch Aristobul als Grab des großen Kyros bezeichnete Bauwerk gerade zu Pasargadae befindet (s. Mashad i madari Suleiman). Die altpers. Keilschrift ist also entweder von den P. unter Kyros erfunden worden, oder sie ist bereits eine med. Erfindung und wurde mit so manchem anderen med. Kulturgut von den P. übernommen. (Vgl. die an das altpers. Keilschriftsystem gemahnende Tonkruglegende aus Tuschpa [s. d.], möglicherweise aus der Zeit der med. Herrschaft oder von einer med. Tributsendung stammend, bei Lehmann-Haupt *Armenien* II 468.) Die untere Grenze für den Gebrauch der pers. Keilschrift fällt mit dem Ende des pers. Großreiches zusammen. Schon die jüngeren Perserkönige bedienen sich ihrer ja nicht mehr in dem Maße wie etwa Dareios I. oder Xerxes I. Das westsem. Alphabet, das bereits von Dareios I. für den Amtsgebrauch akzeptiert worden war (*Epistolographi Graeci* rec. R. Hercher S. 762), hat die Keilschrift wohl schon damals auf den gelegentlichen Gebrauch in Bau-Inschriften u. ä. beschränkt.

Von dem pers. Systeme nahm seit Grotefend (1802) die Erforschung der Keilschrift ihren Ausgang (s. Keilschrift § 3).

§ 5. Literatur. Es liegen uns fast ausschließlich kgl. Inschriften vor. Wir unterscheiden: a. Bauinschriften; b. Grabinschriften; c. Felsinschriften zum Zwecke der Verherrlichung des Königs und Ahuramazdas; d. Beschriftungen von Vasen, Siegelzylindern und Gewichten; e. Inschriften auf Tontafeln und Zylindern.

Der Text ist meist dreisprachig, aber auch vier- wie einsprachige Inschriften kommen vor. Die in Verwendung stehenden Sprachen sind vor allem Altpersisch, Elamisch und Babylonisch (in den zugehörigen Keilschriftsystemen), ferner Ägyptisch, dieses besonders in der äg. Provinz. Daß in Kleinasien und Europa auch das Griechische verwendet wurde, wissen wir aus den griech. Schriftstellern (s. u.).

Von den einzelnen Herrschern besitzen wir folgende Texte:

Kyros. Tonzylinder mit Inschr. im Charakter der assyr.-babyl. Prunkinschriften — babyl.; Backsteinlegende (Bauinschr.) aus Uruk (s. d.; Warka, Babylonien) — babyl.; kurze Bauinschriften aus Pasargadae im Stile der babyl. Backsteinlegenden — altpers., babyl., elamisch.

Dareios I. Bauinschr. aus Persepolis — meist dreisprachig (= altpers., babyl., elam.); Bauinschr. aus Susa (s.d.; kurze Notiz Rev. d'Assyr. 19 [1922] S. 116); Grabinschr. zu Naqsch-i-Rustem (s. d.) — dreisprachig (wie oben); Felsinschr. zu Bisutun (s. d.) und Elwend — dreisprachig (wie oben); skulptierte Stelen am Suez-Kanal mit Inschr. (altpers., elam., äg.); 2 Inschr. auf Gewichten — dreisprachig (altpers., elam., babyl.); Siegelzylinder — dreisprachig (altpers., elam., äg.). Erwähnt sei schließlich die unverläßliche Angabe Herodots (III 88) über ein Relief mit Inschr. des Dareios.

Xerxes. Bauinschr. zu Persepolis und Susa — meist dreisprachig (altpers., elam., babyl.); Felsinschr. zu Elwend und Tuschpa (s.d.; Wan) — dreisprachig (wie oben); Inschr. auf Alabastervasen — viersprachig (altpers., elam., babyl., äg.).

Artaxerxes I. Bauinschr. aus Persepolis — nur babyl. Text erhalten.

Artaxerxes II. Bauinschr. aus Susa und Egbatana — dreisprachig (altpers., elam., babyl.).

Artaxerxes III. Bauinschr. aus Persepolis — nur altpers.

Porphyr-Vasen mit viersprachig. Inschr. (altpers., elam., babyl., äg.) eines Artaxerxes. Im pers. Palaste von Babylon fanden sich Fragmente einer beschrifteten Plinthe, mit Resten der elam. Version der Bauinschrift eines Perserkönigs (Koldewey *Das wieder erstehende Babylon* 1914 Abb. 79). Einige Tontafelfragmente unsicherer Zuweisung. Aus Herodot (IV 87) erfahren wir ferner von der Errichtung von Stelen durch Dareios I. anläßlich seines Überganges über den Bosporos. Der Text war nach Herodot griech. und assyrisch. Wir können annehmen, daß sich der Perserkönig für die griech. Version auch der griech. Buchstaben bedient hat; „assyrisch" aber war für Herodot jede Keilschrift. Die Möglichkeit, daß neben der pers. also etwa noch eine elam. oder babyl. Version Platz gefunden habe, muß offen bleiben. Eine weitere Stele errichtete Dareios I. in Thrakien an der Tearos-Quelle (Herodot IV 93) wiederum in griech. und wohl auch in den üblichen vorderas. Versionen. Den Ort der Tearos-Quelle hat E. Unger wiedergefunden (Arch. Anz. 1915 S. 1 ff.). Der ungefähre Wortlaut eines Briefes des Dareios I. an einen pers. Beamten in wohl stark umstilisierter griech. Übersetzung liegt vermutlich in der bekannten Gadatas-Inschrift vor (Dittenberger *Sylloge inscr. Graec.*[3] S. 22).

Zweifellos besaßen die alten P. auch eine reiche poetische Literatur, insbesondere religiöser Natur. Erhalten hat sich davon leider nichts.

Beste Ausgabe der altpers. Königsinschr. in Transkription mit Ausnahme der äg. Versionen: F. H. Weißbach *Die Keilinschriften der Achämeniden* VAB 1911. Dort S. X ff. die übrigen Textausgaben aufgezählt; Geiger und Kuhn *Grundriß der Iranischen Philologie* II 54 ff. (Weißbach).

§ 6. Kunst. Die Zeit der altpers. Kunstübung fällt mit der Dauer des Großreiches zusammen. Denkmäler aus der Zeit vor Kyros sind nicht vorhanden, haben wohl auch nie bestanden. Wir können zwei sich deutlich unterscheidende Perioden erkennen, die archaische unter Kyros und die Zeit der Reife seit Dareios I., unter dem die pers. Kunst in höchster Blüte stand und zugleich eine so strenge Kanonisierung erfuhr, daß seither wesentliche Neuerungen kaum auftreten. Im Vordergrunde stehen Architektur und Monumentalplastik ausschließlich königlicher Bauten — eine ausgesprochene Hofkunst.

Palastanlagen der Blütezeit werden mit Vorliebe auf Terrassen errichtet, die im Gegensatz zu den assyr. durchaus aus Steinmaterial bestehen. Die Seitenwände sind senkrecht und in Quadertechnik aufgeführt. Der Quaderverband der Terrasse von Persepolis (Tf. 21, 22) zeigt noch mehr polygonalen Charakter, derjenige der Terrasse von Pasargadae (Tf. 23) durchlaufende Lager und orthogonale Stoßfugen. Die Terrasse von Persepolis wurde von Dareios I. erbaut, die von Pasargadae läßt sich keinem bestimmten pers. Herrscher zuweisen. Zu der Terrasse von Persepolis führten mächtige Freitreppen empor. Den Rand der Plattform begleiteten bis zu 5 m br. Lehmziegelmauern, die gegenwärtig bis auf Spuren verschwunden sind. Vorhanden sind dagegen die mächtigen Toranlagen aus Stein. In den pers. Palastanlagen spielt der Säulensaal die größte Rolle. Derselbe ist entweder auf drei Seiten mit Mauern

und Nebenräumlichkeiten umgeben und zeigt auf der vierten eine Vorhalle (nach Darius I., Pers. a altpers. *tačara*), oder es liegen um ihn die Vorhallen auf drei Seiten, während die vierte von einer Mauer gebildet wird (nach Inschr. Artaxerxes II. in Susa altpers. *apadana*). Der Grundriß dieser Anlagen ist immer quadratisch (Tf. 21); sie erheben sich mitunter auf eigenen kleinen Plattformen, die der großen Terrasse aufgesetzt sind. Erhalten haben sich von den Palästen nur die aus Stein erbauten Tore (Tf. 24b) und Säulen, die Lehmwände sind geschwunden. Den Bauten der archaischen Zeit ist größere Einfachheit des Grundrisses charakteristisch, auch weichen sie mit ihrer Orthostatentechnik grundlegend von der späteren Bauweise ab. Die Steinquaderfügung entbehrt in altpers. Zeit durchaus des Mörtels. Paläste wurden nachweislich von Kyros zu Pasargadae (archaisch), von Dareios I. zu Persepolis und Susa, von Xerxes zu Persepolis, von Artaxerxes II. zu Susa, von Artaxerxes III. in Persepolis errichtet (s. Persien B § 4). Weitere Palastbauten liegen in Babylon und Egbatana (Polybios X 27; vgl. AO 9 H. 3/4 S. 25ff. Hüsing) vor.

F. Sarre und E. Herzfeld *Iranische Felsreliefs* (abgek. Sarre-Herzfeld) Berlin 1910 S. 100ff., 147ff.; F. Sarre *Die Kunst der alten P.* (abgek. Sarre) 1922 S. 8ff.; Andreas und Stolze *Persepolis* 1882; Mém. Dél. Perse I de Morgan; Dieulafoy *L'acropole de Suse* 1893; Rev. d'Assyr. 19 (1922) S. 109ff. de Mecquenem; Arch. Anz. 1923/4 S. 95ff. W. Andrae; Perrot-Chipiez V 653ff.; Jackson *Persia past and present* 1906; Koldewey *Das wieder erstehende Babylon* 1914 S. 126ff.

Tempelbauten dürften nach Sarre u. a. in den mit Blindfenstern versehenen, turmartigen Gebäuden zu erkennen sein, wie sie zu Pasargadae und Naqsch-i-Rustem vorliegen. Nach E. Herzfeld und Dieulafoy handelt es sich um Grabbauten.

Sarre-Herzfeld S. 4 und Anm. 1; Sarre S. 15; Jackson *Persia past and present* S. 302; *Grundriß der iran. Philologie* II 456 Justi.

Feueraltäre, aus dem gewachsenen Fels gehauen, finden sich bei Naqsch-i-Rustem (Sarre-Herzfeld Tf. 10) und bei Pasargadae (Sarre-Herzfeld S. 149).

Gräber. Durchaus singulär in der pers. Kunst ist der Typus des Kyros-Grabes zu Pasargadae (Band VIII Tf. 13). Ein rechteckiges, monumentales Gebäude aus feinen Kalksteinquadern mit ebensolchem Giebeldach auf sechsstufigem Stereobat, einst von Säulenhallen und Gärten umgeben. — Die für die pers. Könige seit Dareios I. geläufige Grabform ist die des Felsengrabes, deren eine Gruppe sich zu Persepolis, die andere zu Naqsch-i-Rustem befindet. Bei den Gräbern zu Naqsch-i-Rustem (Tf. 27, 28b) ist in den vertikalen Fels eine kreuzförmige Nische eingehauen. Die Horizontalhasta veranschaulicht eine Palastfront; in der oberen Vertikalhasta ist der König vor dem Feueraltare dargestellt; in der unteren ist der Nischengrund unskulptiert. Das Schema der Gräber zu Persepolis (Tf. 28a) entspricht dem vorausgehend beschriebenen, jedoch fehlte die untere Vertikalhasta. In der Mitte der die Palastfront darstellenden Scheinfassade öffnet sich die Tür ins Innere des Felsens. Man gelangt in einen Querkorridor, von dem aus die Grabräume, meist drei, betreten werden. Neben dem Könige fanden in diesen Gräbern also auch Mitglieder der jeweiligen Generation der kgl. Familie ihren Platz.

Plastik. Im Vordergrunde steht die Reliefplastik der Treppenaufgänge (Tf. 26b), Türlaibungen, Grabfassaden und Felsinschriften.

Dargestellt wird vor allem die Person des Königs, auf den Grabreliefs ausschließlich vor dem Feueraltare stehend, sonst bei Erteilung von Audienzen, bei Entgegennahme von Tribut, einfach schreitend oder auf dem Throne sitzend, vielfach von Offizieren oder Dienern (meist Schirm- und Wedelträger) begleitet, auch im Kampfe mit Löwen oder vierfüßigen Misch- und Fabeltieren. Häufig steht der König mit seiner Begleitung auf einer Plattform, die von mehreren Reihen tragender Figuren gehalten wird. Die vorbeschriebenen Darstellungen werden in ihrer mehr vertikalen Erstreckung mit Vorliebe zum Schmuck der Türlaibungen verwendet. Leibwache, Garden und Züge von Tributbringern werden meist in den horizontalen oder schrägen Langreihen der Freitreppenanlagen dargestellt.

Löwen, Stiere und vierfüßige Misch- wie Fabeltiere treten, abgesehen von Tierkämpfen, auch in Zonen gereiht als selb-

ständiger Flächenschmuck auf, so besonders in Susa, aber auch in Persepolis (vgl. Sarre S. 13 Abb. 2, wo allerdings die Zeichnung des Thronbaldachins wiedergegeben wird). Einen Deutungsversuch gab für die Reliefs von Persepolis E. Herzfeld (Der Islam 11 [1921] S. 134).

In stilistischer Hinsicht macht die Reliefplastik seit Dareios I. einen durchaus einheitlichen Eindruck. Die Zeit dieses Herrschers und seines Sohnes, Xerxes, bildet den Höhepunkt, von dem ab sich Entwicklungsmomente kaum, und wenn schon, dann nur in degenerativem Sinne feststellen lassen. Die dargestellten Personen — von den Tributbringern abgesehen — sind in ihrem Gestus auf wenige immer wiederkehrende Typen beschränkt. Durchaus stereotypen Charakter tragen auch viele Einzelheiten, so in der Darstellung der pers. Tracht die Behandlung der Gewandfalten, für die es nur wenige streng eingehaltene Varianten gibt. Landschaftsdarstellungen kommen nicht vor, überhaupt nichts, was sich als „Hintergrund" deuten ließe. Dagegen treten öfter schematisierte Bäume, wohl Zypressen, auf, die aber ausschließlich als stoffgliederndes oder raumfüllendes Element verwendet werden. Solche Baumgruppen scheiden z. B. die einzelnen Abteilungen der Tributbringer voneinander, oder sie füllen die dreieckigen Leerräume, in welchen die horizontal gebänderten Reliefs an die schrägen Treppenaufgänge stoßen.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß die pers. Reliefplastik jedes Individualisieren ablehnt und in ihren strengen Formen sich in hohem Maße den in der Architektur zum Ausdruck kommenden monumentalen Ideen zu Dienste stellt. Einige Abweichungen vom übrigen Formalismus weisen die Reliefs von Bisutun (s. d.) auf. Die Reliefs von Susa (s. d.) und Babylon (s. d. und Band VII Tf. 150a; Koldewey a. a. O. Abb. 80; Diodor II 8) nehmen in ihrer Technik eine Sonderstellung ein, da sie nach babyl. Vorbilde aus farbigen Fayencekacheln zusammengesetzt sind.

Gegenüber der hiermit besprochenen Reliefplastik seit Dareios I. mutet der geflügelte Genius vom Kyros-Palast zu Pasargadae (Tf. 24a) als Zeuge der archaischen Periode ausgesprochen altertümlich an. Hier erinnert Flügelstellung und Gewanddarstellung durchaus an ältere, mesopot. Vorbilder, auch fehlt jede Andeutung von Gewandfalten.

Von großer Wichtigkeit für die Kulturgeschichte der vorderas. Völker ist die große Treue, mit der auf den pers. Reliefs die Tracht und Bewaffnung der dargestellten Personen wiedergegeben werden. Das gilt besonders von den Tributbringern der verschiedensten Nationen, die ja auch bei weitem nicht jener Schematisierung unterliegen wie die Figuren der Perser oder gar die des Großkönigs.

Abgesehen von den Palastreliefs liegen Proben pers. Arbeit noch in den Skulpturen aus Daskyleion vor (Bull. corr. hell. 1913 S. 340ff. Tf. 7—9). Pers. Provinzialkunst grober Ausführung finden wir auch in dem Felsengrabe von Tschämän i Ismail (= Deh i no; Mém. Déleg. Perse 4, I Tf. 33 S. 301 de Morgan; AO 9 H. 3/4 S. 33 Abb. 19).

Von selbständigen Werken pers. Vollplastik ist uns nichts erhalten. Die Stierprotome der Kapitelle von Susa und die geflügelten Torhüter des Xerxes-Tores (in Hochrelief, nur das Vorderteil in Vollplastik) stehen durchaus im Dienste der Architektur. Daß Vollskulpturen vorhanden waren, steht außer Zweifel (Herodot VII 69; vgl. Sarre-Herzfeld S. 145); Ausgrabungen würden uns sicher in den Besitz von solchen setzen.

An Werken pers. Kleinkunst ist uns aus Persien selbst fast nichts erhalten. Daß eine solche überhaupt vorhanden war, zeigen uns Funde aus Elam und der Einfluß, den Persien in dieser Hinsicht auf die n. und nö. Nachbarländer ausgeübt hat (dort wohl auch einige pers. Originale; s. u. § 7). Bemerkenswert ist die pers. Münzprägung (seit Dareios I.), auch Siegelzylinder und Gemmen kommen vor (s. Tf. 29b, c). Die damals schon auf hoher Stufe stehende Teppichknüpferei wird uns an den auf Reliefs dargestellten Baldachinen nachgewiesen.

§ 7. Die Weltstellung der pers. Kunst. Als die P. unter Kyros ganz Vorderasien unter ihre Herrschaft brachten, standen sie auf einer verhältnismäßig nie-

drigen Kulturstufe. Die Aufgabe, um vieles weiter vorgeschrittene Völker wie Babylonier, Ägypter, Lydier, ja auch die Meder (s. u.) dauernd und mit Erfolg in Abhängigkeit zu erhalten, erforderte dringend die Rezeption der Kulturerrungenschaften der Untertanen. Diese erfolgte denn auch in der für die Indogermanen charakteristischen Weise, rasch und reibungslos. Wie nun die P. bei Übernahme des materiellen Kulturgutes durchaus eklektisch verfuhren, so griffen sie auch aus dem Kunstschaffen der unterworfenen Völker die ihnen zusagenden Ideen beliebig auf, ohne sich in die Abhängigkeit einer bestimmten Kunstrichtung zu begeben.

Nicht alles fremde Kunstgut ist auf direktem Wege nach P. gelangt; vor allem nicht die aus Assyrien stammenden Einflüsse. Die assyr. Paläste wurden 614—12 zerstört, die P. begannen vor 550 kaum zu bauen. Da die neubabyl. Kunst anders geartet ist, kommen nur die Meder und etwa die Elamer als Vermittler in Betracht. Die med. bzw. elam. Kunst (wovon Hinreichendes noch nicht ausgegraben) kann also etwa auf der Stufe der archaischen der P. unter Kyros gestanden haben. Auch die assyr. Kunst war nicht durchaus originell und gab manches von Kleinasien, Ägypten und Syrien Übernommene nach dem O weiter.

Im folgenden werden die wichtigsten Entlehnungen aus den w. Nachbarländern zusammengestellt; ausdrücklich sei aber darauf hingewiesen, daß in manchen Fällen, wo wir Abhängigkeit vermuten, die Möglichkeit spontaner Analogiebildung nicht ausgeschlossen ist.

1. Aus Kleinasien (Hettiter) und Nordsyrien:

Das Bit ḫilani (s. Hilani); über Assyrien und Medien kam die Idee des Säulensaales nach P., wo wir sie in selbständiger Umbildung bereits in der archaischen Per. (nur hier noch querachsig) und weiter ausgestaltet seit Dareios I. antreffen. Möglicherweise wirkten gleichzeitig auch äg. Vorbilder (z. B. die Säulensäle der Tempel; s. Baukunst B § 3) auf die pers. Bauform ein (Klio 8 S. 57ff. Herzfeld; Sarre-Herzfeld *Iran. Felsreliefs* S. 185ff.).

Das Torhütermotiv; schon in Boghasköi (s. Hatti und Band V Tf. 33a, b) und Öjük (s. d.), dann in Sendschirli (s. Sam'al), meistens Löwen; die weitere Ausgestaltung des Motivs erfolgte in Assyrien, von wo es wohl über Medien nach Persien kam.

Orthostaten-Technik, bis jetzt ausschließlich in der archaischen Zeit zu Pasargadae nachgewiesen. Die aus Lehmziegeln erbauten Mauern der Paläste wurden mit skulptierten Steinplatten verkleidet (Sarre-Herzfeld S. 181ff.). Ob in der späteren Zeit diese Art von Wandverkleidung gänzlich fehlte, könnten erst Ausgrabungen lehren. Als Heimat auch Mesopotamien möglich.

2. Aus Assyrien (indirekt):

Die Reliefplastik der archaischen Per. ist in Vortragsweise und stilistischen Einzelheiten (Gewanddarstellung mit Stoffmusterung, ohne jede Andeutung von Falten; Flügelbildung u. a.) ganz von Assyrien abhängig. Seit Dareios I. wird dieser Kunstzweig in Stil und Stoffauswahl von der assyr. unabhängiger. Dem Geiste nach ist die pers. Reliefplastik der Blütezeit in ihrer strengen, starren Form von der oft von ingeniösen Einfällen geleiteten assyr. durchaus verschieden.

Im Terrassenbau ist nur der Gedanke, Paläste auf Plattformen zu errichten, assyr., nicht aber die Bauausführung. Die assyr. Terrassen bestanden aus Lehmziegeln, die pers. aus Steinmaterial und Quaderverkleidung.

Der Typus des geflügelten vierfüßigen Torhüters (seit Xerxes) ist dem spätassyr. nachgebildet, ohne Verdopplung des einen Vorderbeines. Die Form der Flügel ist griechisch. Die pers. Skulpturen zeichnen sich vor den assyr. durch hohe Formenschönheit aus; auch sind sie um vieles organischer in die Türlaibung einkomponiert.

Die pers. Siegelzylinder (Tf. 29b, c) sind in Technik und Darstellung durchaus von den assyr. abhängig.

Gemeinmesopot. sind die auf pers. Reliefs auftretenden Symbole der Sonne und des Mondes. Sie wurden wohl mit dem geflügelten Sonnenring von den Assyrern übernommen.

Die Elemente der pers. Ornamentik finden sich auch schon in der älteren Kunst Mesopotamiens (besonders Assyriens; vgl.

z. B. AO 11, 1 S. 23 Abb. 9) und Syriens. Manches wird von Assyrien über Medien, anderes freilich von Babylon über Susa nach Persien gelangt sein.

3. Aus Babylonien:

Das symmetr. Tierkampfschema (der Krieger stößt dem Raubtiere, das sich auf den Hinterbeinen zu gleicher Höhe aufgerichtet hat, das Schwert in den Leib); schon sumer. auf Siegelzylindern (Band IV Tf. 155, 156a), nachher bei den sem. Kulturvölkern überall verbreitet (ebd. Tf. 157b, 163a); über Assyrien, Medien auf Siegelzylindern nach Persien gelangt.

Farbige Emailziegel, zu Wandverkleidung und Reliefs, soweit wir sehen, ausschließlich in Susa (Tf. 26a) und im pers. Palast von Babylon verwendet. Vorbildlich waren neubabyl. Bauten von der Art des Ištar-Tores zu Babylon (vgl. Band VII Tf. 150a). Die Abhängigkeit von diesen zeigt sich besonders in den Tierfriesen und Ornamentbändern.

4. Aus Armenien:

Das pers. Kunsthandwerk, besonders soweit Metallarbeiten und Möbelindustrie in Betracht kommen, findet in weitem Maße seine Vorbildung bei den Chaldern, der voridg. Bevölkerung von Armenien (s. Chaldi, Tuschpa). Elemente des chald. Dekorationsstiles (z. B. der Blattkranz) mögen auch von der Architektur übernommen worden sein und finden sich wieder an der pers. Säule. Da die chald. Kultur Ende des 7. Jh. ihren Untergang fand, dürften die Meder, die im 8. und 7. Jh. in nahen Beziehungen zu den Chaldern gestanden, die Tradition des chald. Kunsthandwerkes den P. überliefert haben (vgl. Janus 1 [Festschr. f. Lehmann-Haupt] S. 154ff. E. Herzfeld; Lehmann-Haupt *Armenien* II 468, 550). Möglicherweise ist auch die gemeinsame Verwendung verschiedenfarbigen Steinmateriales bei pers. Bauten chald. Erbgut. Felsenbauten sind dagegen in Vorderasien allgemein und brauchen nicht erst von den Chaldern übernommen zu sein (hierüber s. u. Nr. 5, über Quadertechnik u. Nr. 7).

5. Aus den Gebirgen zwischen Medien und Mesopotamien:

Felsreliefs, hier schon seit dem 3. Jht. v. C. nachgewiesen (s. Felsdenkmal). Besonders in der Gegend von Seripul (s. d.) die Denkmäler der Lullumäer-Fürsten (E. Herzfeld *Am Tor von Asien* 1920; Der Islam 11 [1921] S. 123ff. ders.).

Felsengräber aus der Gegend von Seripul, Fachriqah, Sahna und Quasri Scherin (Sarre-Herzfeld *Iran. Felsrel.* S. 9f., 61ff.; AO 9 H. 3/4 S. 15ff., 30 Hüsing; E. Herzfeld *Am Tor von Asien*), meist wohl noch vorpers. Arbeit, aber die vielfach unmittelbare Vorstufe zu den pers. Gräbern.

6. Über Medien oder Elam gelangten das assyr. oder von den Assyrern gesammelte Kunstgut nach Persien. Den Medern dankt Persien die Überlieferung der chald. Gewerbetradition (s. o. Nr. 4). Med. sind wohl auch einige von den vorerwähnten Felsengräbern (Der Islam 11 [1921] S. 130ff. E. Herzfeld). S. Medische Felsgräber.

7. Aus Lydien stammt vielleicht die Quadertechnik, wie sie in der unvollendeten Terrasse von Pasargadae auftritt. Als gemeinsame Quelle die chald. Bauten heranzuziehen, wäre möglich, da bei letzteren die Verwendung des Mörtels wenigstens wahrscheinlich ist (vgl. den Chaldis-Tempel von Toprakkaleh; Lehmann-Haupt *Armenien* II 458).

8. Aus Ägypten:

Kopfschmuck des geflügelten Genius von Pasargadae (Tf. 24a), singulär und auf die archaische Per. beschränkt. Entlehnung wahrscheinlich indirekt, wenn uns auch die Zwischenglieder größtenteils fehlen.

Behandlung der Säule im vegetabilischen Sinne, seit Dareios I.; geht letzten Endes auf Ä. zurück, auch direkte Einflüsse sind möglich.

Krönung des Türsturzes durch Hohlkehlen (Tf. 24b), seit Dareios I.; direkte Entlehnung aus Ä. zweifellos. Vielleicht durch äg. Baumeister (solche schon ein Jht. früher bei den Hettitern) eingeführt (Diodor I 46), deren selbständige Wirksamkeit im übrigen freilich eine sehr beschränkte gewesen sein dürfte.

Geflügelte Sonnenscheibe, seit Dareios I. auf Baldachinen; Götterfiguren im geflügelten Sonnenring (Sarre Tf. 13); über Assyrien und Medien.

Vielleicht sind auch für die Entwicklung des pers. Säulensaales neben den dominierenden kleinasiat.-assyr. Einflüssen äg. Vorbilder mitbestimmend gewesen.

9. Aus dem griech. Kunstkreise:

Darstellung der Gewandfalten auf Reliefs; unter Dareios I. sicher direkt übernommen und zu einem später streng eingehaltenen Schema durchgebildet (Tf. 25a).

Sichelform der Flügel (so E. Unger), erst seit Dareios I. Sie ist im Bereiche des ägäischen Meeres seit der „geometrischen" und „orientalisierenden" Per. der griech. Kunst nachweisbar bei geflügelten Göttern und vierfüßigen Fabeltieren, besonders auf bemalten Tongefäßen (z. B. Arch. Jahrb. 1888 S. 357 und Münchner Vasenkatalog Tf. 16, 451), Goldschmuck (u. a. aus Rhodos) und Elfenbeinarbeiten (Sparta; vgl. a. Band VI Tf. 81a). Unter griech. Einfluß ist sie auch auf Kypros (s. d.) stark vertreten (z. B. Ohnefalsch-Richter *Kypros, die Bibel und Homer* Tf. 26, 2), aber nur ausnahmsweise auf den phön. Metallschalen (Ohnefalsch-Richter S. 51 Abb. 50), wie sie überhaupt in der phön. Kunst selten auftritt und der übrigen vorderas. Kunst fremd ist. Entlehnung aus Jonien oder über Kypros, vielleicht auch angeregt durch importierte griech. Kunstgegenstände, dürfte wahrscheinlich sein.

Die pers. Säulenform zeigt neben äg. auch griech. Einfluß, der sich bei dem Synkretismus, dem alle Säulentypen Vorderasiens unterliegen, im einzelnen allerdings schwer abschätzen läßt.

Daß die pers. Könige griech. Statuen zu schätzen verstanden, geht daraus hervor, daß sie Beutestücke dieser Art in ihren Residenzen aufstellten, ja sogar griech. Bildhauer für sich arbeiten ließen (Arrian, Anabasis VII 19; Pausanias I 8, 5). Nichtsdestoweniger hat die griech. Kunst auf die pers., von den oben aufgezählten Einzelheiten abgesehen, keinen Einfluß ausgeübt. Der despotische Geist der pers. Kunst hat sich während der ganzen Zeit seines Bestehens dem griech. Individualismus verschlossen.

Aus der vorstehenden Aufzählung erhellt, daß die pers. Kunst fast nur Einzelheiten von anderen Völkern entlehnt hat. Diese wurden, verwoben mit vielen eigenen Ideen, zu einem einheitlichen und durchaus selbständigen Stile verarbeitet.

Die pers. Kunst hat auf die im W liegenden Kulturgebiete außerhalb des Reiches keinen stärkeren Einfluß ausgeübt. Um so stärker war aber ihre Einwirkung auf die peripherischen Völker im N und NO, die auf einer tieferen Kulturstufe standen. Unter den Wertgegenständen des aus dem nö. Grenzgebiete des pers. Reiches stammenden Oxus-Schatzes (s. d.) verraten so manche pers. Einfluß oder sind geradezu pers. Import; man vergleiche die gehörnten Greife mit Sichelflügeln der goldenen Armspange (Band IX Tf. 243a; Dalton *The treasure of the Oxus* 1905 Tf. 16), die Gravierung des goldenen Siegelringes (a. a. O. Tf. 15, 106) mit ihren antithetischen Stierprotomen oder die Tracht der auf dem Goldblättchen (a. a. O. Tf. 14, 89) eingravierten Figur im pers. Mantelkleide (Montelius-Festschrift 1913 S. 274ff. M. Ebert; Der Islam II [1923] S. 136 E. Herzfeld).

In gleicher Weise wirkte die pers. Kunstindustrie auf die ohnehin stammverwandten Saken am Schwarzen Meere. Man beachte hierfür die Fundstücke aus dem Kuban-Gebiete (M. Rostovzeff *Iranians and Greeks in South Russia* 1922 Tf. 11 und 12; s. a. Südrußland D. Über den Einfluß der pers. Kunst auf Indien vgl. Der Islam II [1921] S. 136f. E. Herzfeld).

§ 8. Tracht. Die Haar- und Barttracht der P. ist, wenn wir von ihrer etwas abweichenden Behandlung zu Bisutun (s. d.) absehen, auf den Reliefs seit Dareios I. durchaus einheitlich. Das Kopfhaar scheint auf künstlichem Wege stark gekräuselt worden zu sein (Tf. 25b), wodurch ein dichter Lockenschopf entstand, der den Nacken freiließ. Als Barttracht war Schnurr- und Vollbart allgemein, jedoch wurde letzterer bei den pers. Untertanen lediglich gleich dem Kopfhaare gekräuselt, beim Könige jedoch im unteren Teile mit Bändern durchwunden und so — vielleicht auch unter Heranziehung künstlichen Haares — um ein beträchtliches verlängert (Sarre Tf. 16).

Die Kleidung weist auf dem einzigen uns erhaltenen Relief der Zeit des Kyros (Tf. 24a) durchaus elam. Zuschnitt auf (M. Dieulafoy *L'acropole de Suse* S. 49ff.; Sarre-Herzfeld S. 163f.), was wohl damit zusammenhängt, daß Kyros ursprünglich König des elam. Anzan (s. d.) war.

Nach Kyros läßt sich diese Tracht nicht mehr belegen.

Seit Dareios I. tritt uns auf den Reliefs als Bekleidung der P. ein einheitlicher Typus entgegen, der vom Könige, Dienern und Soldaten in gleicher Weise getragen wurde. Es handelt sich um eine Art Mantelkleid, das ursprünglich wohl aus einem nahtlosen, viereckigen Stück Tuch mit Halsausschnitt und Schlitz bestand, um die Mitte gegürtet wurde und nach Maßgabe der farbigen Reliefs von Susa wenigstens bei Prunkgewändern aufs prächtigste gemustert und mit Borten besetzt war (Sarre-Herzfeld S. 50ff. und 251ff.).

Als Fußbekleidung lassen sich mit Absätzen versehene Schuhe und Gamaschen nachweisen (Sarre Tf. 16 und 17).

Als Kopfbedeckung wurde getragen vom König und seinen Dienern der breite, oben aber offene (vgl. Sarre Tf. 15, 1) Reif; vom Könige auch ein zylindrischer, krempenloser, mitunter sich nach oben zu verbreiternder Hut (Sarre Tf. 14 und 15); von Dienern und vom Militär die gleiche Art der Kopfbedeckung, aber geriefelt (Sarre Tf. 19); daneben tritt bei Figuren, die wir als P. ansehen dürfen, auch die ziemlich hohe, aber halbrund gewölbte Kappe (Herzfeld Abb. 65) und der Baschlyk (Sarre Tf. 28) auf.

Die Angaben Herodots (I 135 und VII 61) über die pers. Tracht sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen (vgl. dazu Sarre-Herzfeld S. 52f. und 255).

§ 9. Bewaffnung. Die Nationalwaffe war der Bogen, wie ihn auch der König selbst bei feierlichen Anlässen als Symbol der heimatlichen Wehrhaftigkeit trug (Tf. 25b). Die Bogenschützen kämpften zu Fuß oder zu Pferde. Auf ihnen beruhte die Schlagkraft des pers. Heeres, das damit zum ersten Male in der Kriegsgeschichte die Idee des Fernkampfes in seinen Konsequenzen durchführte. Besonderes Gewicht legten die P. auf die Ausbildung einer tüchtigen Reiterei, wie ja bei ihnen gleich den Medern Rossezucht und Reitkunst auf hoher Stufe standen.

Zur Ausrüstung des pers. Kriegers gehörten ferner die Lanze (im Gegensatz zum Gebrauch in frühgriech. Zeit Stichlanze, daher für jeden Mann immer nur eine) und das Kurzschwert (s. Akinakes). Auch pers. Schleuderer werden erwähnt.

Schutzwaffen spielen im pers. Heere, das eben auf den Fernkampf eingestellt ist, eine geringe Rolle. Wohl trägt das Fußvolk in der Schlacht den Schild (so Herodot VIII 61; auf den Reliefs fast niemals), doch fehlt jeder sonstige Körperschutz, wie Panzer, Helm o. ä. (Herodot VIII 62—3). Erst gegen Ende des 5. Jh. fand der Panzer (s.d.A) nach griech. Vorbilde langsam Eingang (Xenophon, Anabasis I 8, 6), da das pers. Militär in der Schlacht bis dahin einer schwer bewaffneten Hoplitenphalanx in Angriff wie in Verteidigung durchaus unterlegen war. Die mitunter (Xenophon, Anabasis I 8, 10f.) als pers. erwähnten, mit Sicheln bewehrten Streitwagen sind kaum in der eigentlichen Persis, deren Landesnatur der Verwendung von Fuhrwerken widerstrebt, heimisch gewesen. Die Darstellung Dareios I. auf der Löwenjagd im Streitwagen auf dem Siegelzylinder Tf. 29b geht auf assyr. Vorbilder zurück.

F. Schachermeyr

B. Anthropologie. Teil der Iranier (s. d.), Eroberstamm von nordeurop. Herkunft (*Homo europaeus*; s. d.), der in Iran eindrang und sich als Herrenschicht über die Urbevölkerung setzte. Die Reliefs von Persepolis (Tf. 25) zeigen die P. als rein nord. Menschen, und auch heute noch trifft man in Persien gelegentlich hellhäutige Menschen mit blondem Haar und blauen oder grauen Augen.

G. Kraitschek *Die Menschenrassen Europas* Pol. Anthr. Rev. 1 (1902) S. 510; E. Fischer *Spezielle Anthropologie oder Rassenkunde* in *Anthropologie* 1923 S. 173; H. Günther *Rassenkunde des dtsch. Volkes* 1924 S. 289.

Reche

Persien.

A. Paläolithikum s. Iran A.

B. Jüngere Perioden (Tf. 20—29).

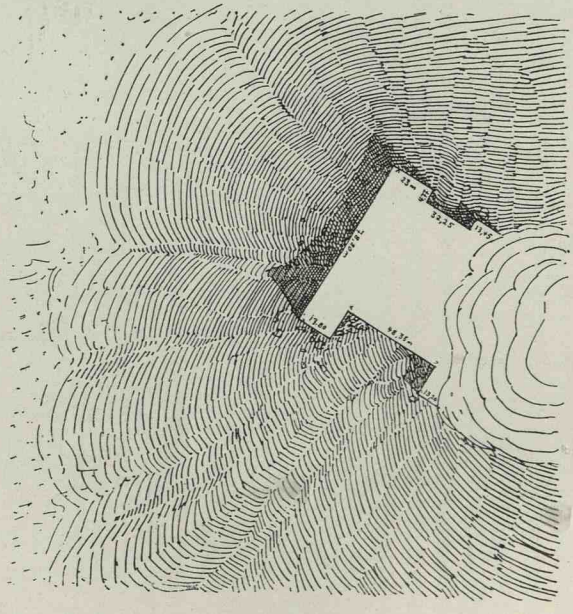
§ 1. Landesnatur. — § 2. P. im Altertume. — § 3. Geschichte der Erforschung. — § 4. Fundorte.

§ 1. Die Landschaft P. (altpers. *Pārsa*, babyl. *Parsu*, griech. Περσίς) umfaßt gemäß den Anschauungen des Altertums das Gebiet sw. der iran. Zentralwüste, zwischen dieser und dem pers. Meerbusen. An Größe ist sie etwa mit Bayern samt Württemberg zu vergleichen. P. wird von zahlreichen parallelen Gebirgsketten durchzogen, welche in ihrer Erstreckung von NW nach SO die

Perser, Persien

Persepolis. Blick auf die Terrasse (vom Grabe V aus gesehen). Nach Sarre, Herzfeld, *Iranische Felsreliefs* S. 125 Abb. 52

a

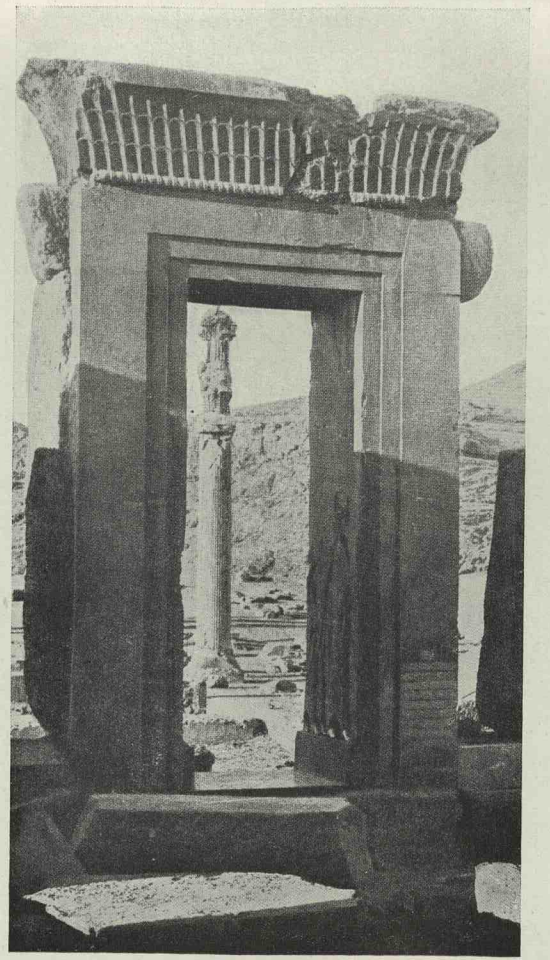


b

Perser, Persien

Pasargadae. Palastterrasse (Ansicht und Plan). Nach Sarre-Herzfeld *Iranische Felsreliefs* Tf. 26 und S. 149 Abb. 67.

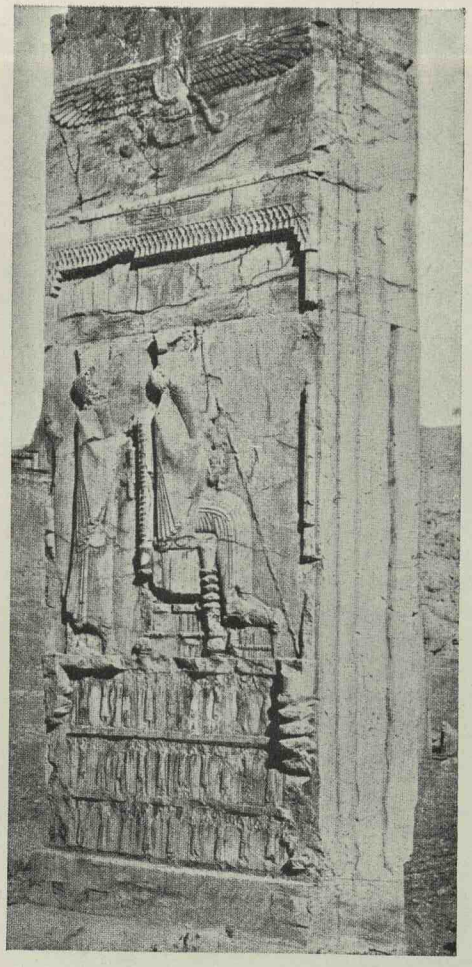
a



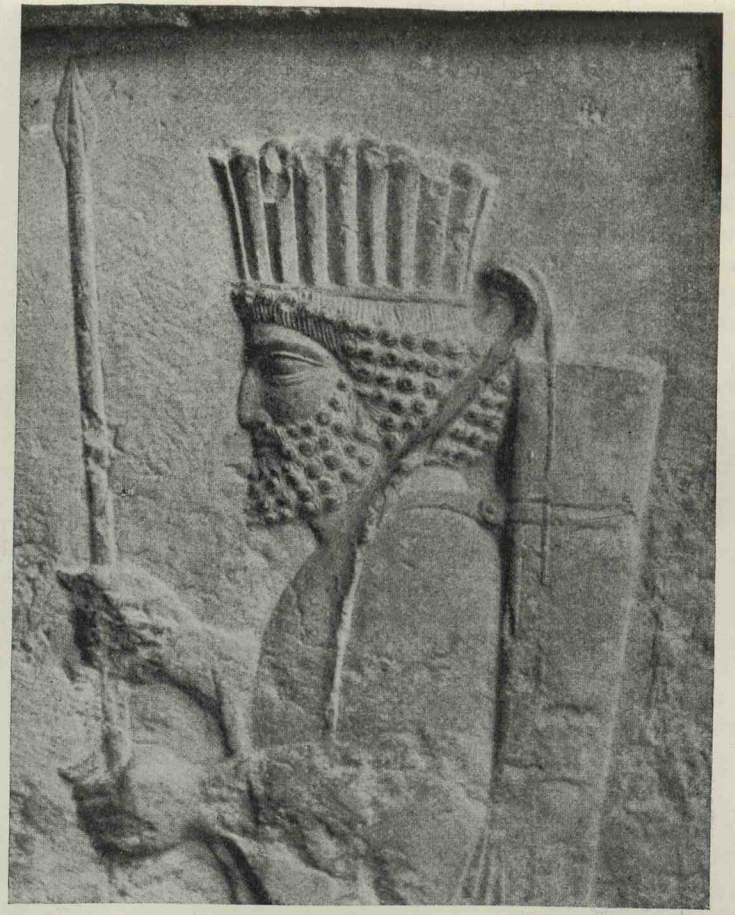
b

Perser, Persien

a. Pasargadae. Kyros-Palast. Relief im archaischen Stile. — b. Persepolis. Tür im Palaste des Darius I. Hohlkehle nach ägyptischem Vorbilde. Nach F. Sarre *Die Kunst des alten Persien* 1925 Tf. 1 und 12.



a



b

Perser, Persien

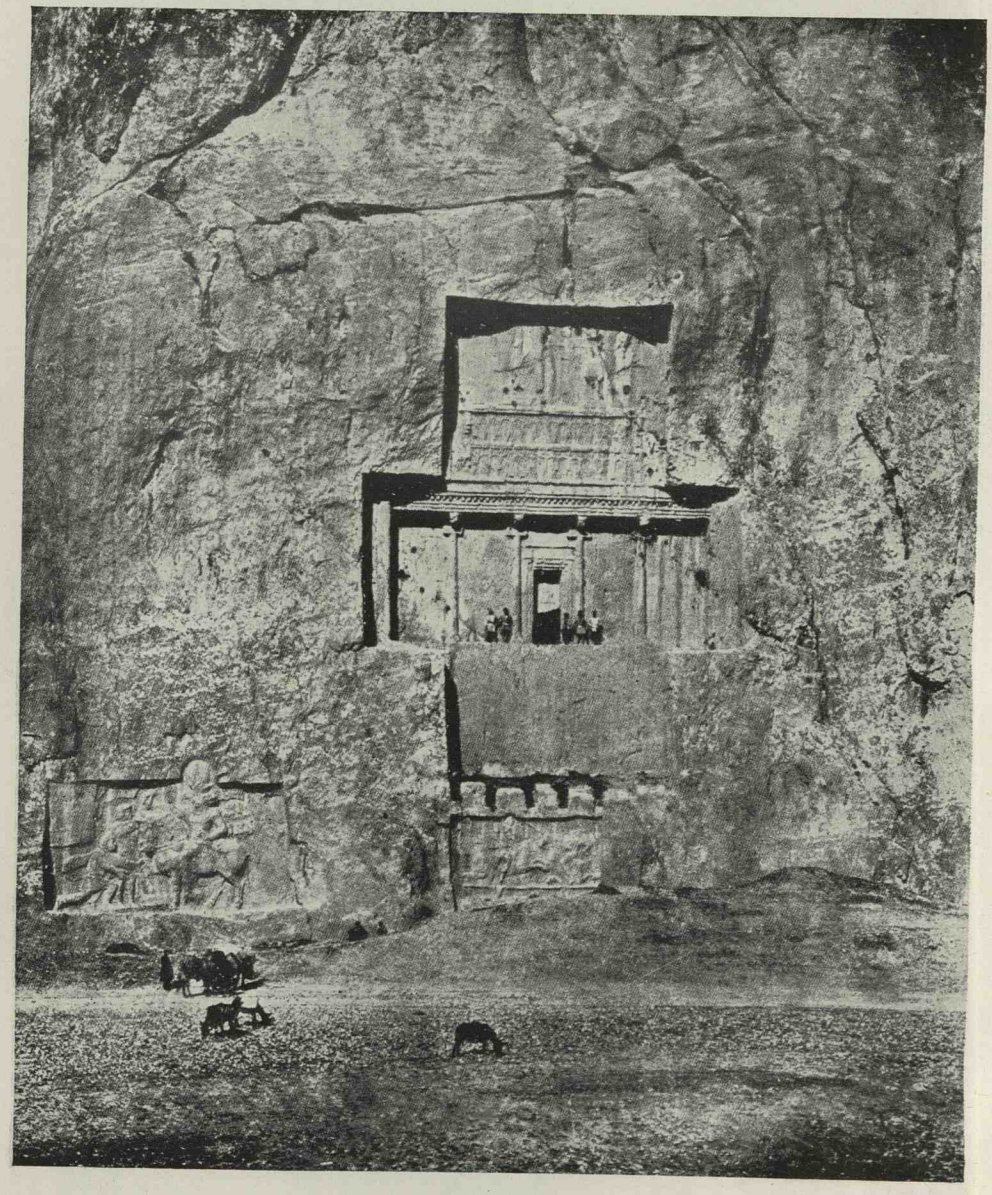
Persepolis: a. Relief vom Zentralgebäude. Blütezeit der persischen Reliefplastik. Strenge, schematisierte Vortragsweise. Darius und Xerxes in persischer Kleidung (Kopfbedeckung und Bart: Königstracht). Über den beiden Baldachin und Ahuramazda-Idol. — b. Relief von der Halle des Xerxes. Persische Leibwache. Nach F. Sarre *Die Kunst des alten Persien* Tf. 13 und 27.

a

b

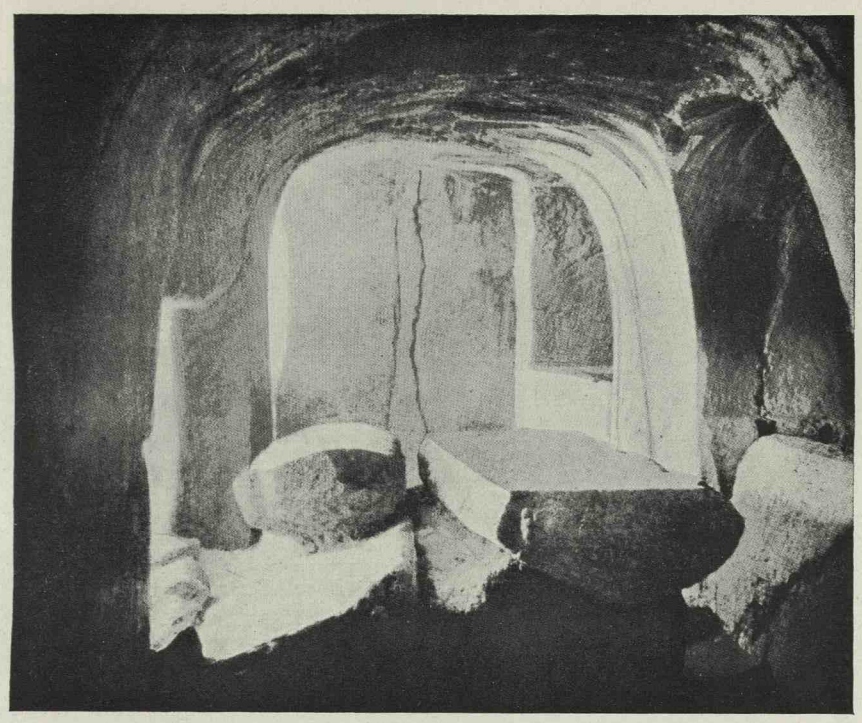
Perser, Persien

a. Susa. Relief aus unglasierten Ziegeln. — b. Persepolis. Treppenrelief an der Halle des Xerxes. Löwe und Stier. Nach F. Sarre *Die Kunst des alten Persien* 1925 Tf. 40 und 21.

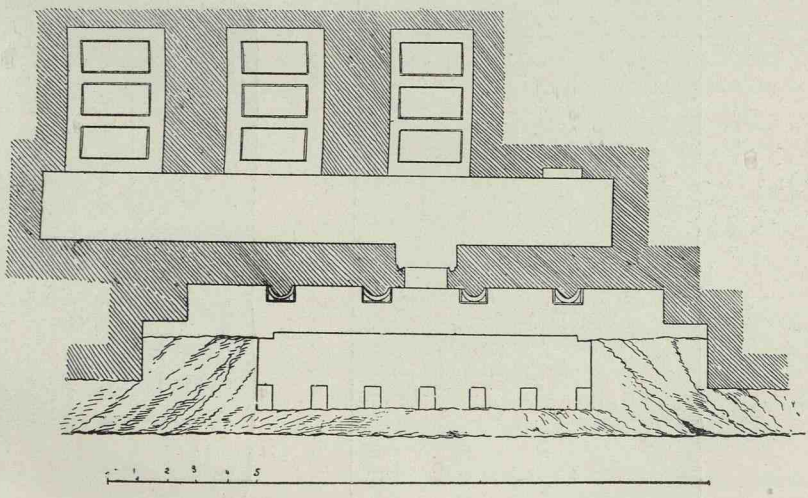


Perser, Persien

Naqsch-i-Rustem bei Persepolis. Grab des Darius († 485 v. C.) und Felsreliefs sassanidischer Zeit (3. Jh. n. C.). Nach F. Sarre *Die Kunst des alten Persien* 1925 Tf. 32.



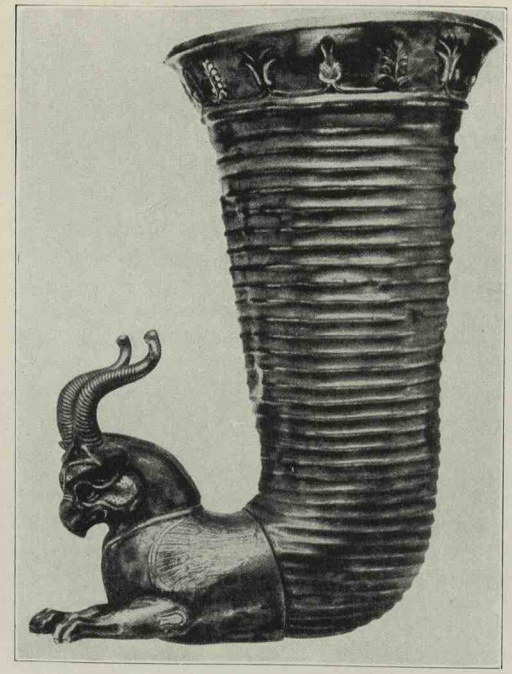
a



b

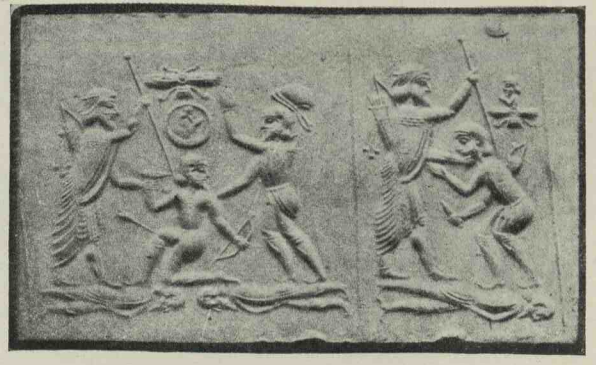
Perser, Persien

a. Inneres eines Grabes von Persepolis. Nach Sarre-Herzfeld *Iranische Felsreliefs* S. 58 Abb. 19. — b. Grundriß des Dariusgrabes Tf. 27. Nach Perrot-Chipiez V 626 Abb. 389.



a

b



c

Perser, Persien

a. Silberrhyton von Ersindjan, Armenien. H. 25 cm. — b. König auf der Löwenjagd. Siegel Darius I. — c. Der König im Kampf mit Feinden. Nach F. Sarre *Die Kunst des alten Persien* 1925 Tf. 47 und 52.

Randbegrenzung des iran. Hochlandes bilden. Sie verdanken faltenden Kräften ihre Entstehung und sind größtenteils aus Fusolin- und Nummuliten-Kalken aufgebaut. In den tieferliegenden Gebieten spielt das salzhaltige marine Miozän als Flächendeckung die gleiche Rolle wie im übrigen Vorderasien.

P. zeigt in Landesnatur und Klima keinen einheitlichen Charakter. Schon Nearch bei Arrian, Indike 40 und Strabon (XV 727) heben das mit Recht hervor. Wir unterscheiden drei Teile, das Küstengebiet im SW, die mehr alpinen Gebirgslandschaften und die Abdachung nach der Salzwüste im Inneren.

Das Küstengebiet ist durch die Gebirge vor Nordwinden geschützt; milde Winter und heiße, infolge der großen Luftfeuchtigkeit drückend schwüle Sommer; sehr ungesund. Die Küste besteht teilweise aus thalassogenem Schwemmland. Der Boden ist auf weite Strecken wegen seines Salzgehaltes und sonstigen Charakters steril. Mitunter Oasen von Dattelpalmen. In Klima und Bodenbeschaffenheit begünstigter sind lediglich die gegen das Gebirge zu ansteigenden Hänge, an denen die Dattelpalme reichlich und stellenweise bis über 1000 m H. gedeiht.

Die Gebirgszone besteht aus zahlreichen parallelen Ketten und erreicht mit ihren höchsten Gipfeln Höhen von über 5000 m (Kuh i Dinar). Schneereiche Winter, alpine Flora. Die Gebirgszüge sind von geringer Durchgängigkeit (s. u.).

Zwischen den Parallelketten zahlreiche Innenlandschaften, Längstäler und Becken, die den eigentlichen Kern der Landschaft P. (κοίλη Περσίς) bilden. Ihre Höhe ist mit 1500 m (so Schiras) bis 1900 m zu veranschlagen. Sie entbehren meistens des Abflusses zum Meere und entwässern sich dann in Endseen von mehr oder weniger brackigem Wasser. Das wichtigste Talbeckensystem ist das des Pulwar und Band el Amīr, die in den Niris-See münden (vgl. SB. Wiener Ak. 108 S. 564f. Tomaschek). Klimatisch sind diese Tallandschaften durch den Schutz, den die umgebenden Gebirge vor den kalten Nordwinden des Winters und der sommerlichen Hitze des S gewähren, ausgezeichnet. Der Winter ist mäßig kalt (Januarmittel von Schiras + 5,2 ° C.), Schnee selten. Niederschläge im Winter und Frühling, Trockenper., verbunden mit hohen Temperaturen, im Sommer. Manche Flüsse führen dank der Schneeschmelze im Hochgebirge auch im Sommer Wasser. Der Boden ist, soweit hinreichend bewässert, recht fruchtbar; besonders reiche Obst-, Blumen- und Gemüsekulturen, auch Getreidebau; an den Hängen Eichenwälder. Der Verkehr von Tal zu Tal wird durch die Höhe und Unwirtlichkeit der trennenden Gebirge sehr erschwert, gleicherweise auch der Zugang vom pers. Meerbusen ins Innere. Wohl sind einige der früher abflußlos gewesenen Täler durch rückschreitende Erusion der Küstenbäche aufgeschlossen worden (z. B. der Sikkan oder Mand), doch sind diese das Gebirge durchbrechenden Querschluchten in ihrer Enge vielfach unpassierbar. Der Verkehr ist daher auf die hochgelegenen, meist nur auf Saumwegen gangbaren Gebirgspässe angewiesen. Günstiger liegen die Verkehrsverhältnisse in der Richtung gegen N (Medien) und NW (Elam) durch die „Persischen Tore".

Die nö. Abdachung der Gebirgszone leidet bei ihrem Übergange in die Zentralwüste unter dem Mangel an Niederschlägen, den großen täglichen und jahreszeitlichen Temperaturschwankungen und ungünstigen Bodenverhältnissen.

Trotz der Fruchtbarkeit der Tal-Landschaften sind zwei Drittel der heutigen Bevölkerung gezwungen, als Wanderhirten ihr Leben zu fristen. Sie wechseln ihre Weideplätze nach der Jahreszeit und bevorzugen im Sommer n., im Winter s. Gegenden.

SB. Wiener Ak. Jahrg. 102, 108 und 121 Tomaschek; E. Aubin *La Perse d'aujourd'hui* Paris 1908; W. Jackson *Persia past and present* Newyork 1906; H. Grothe *Persien* (Angew. Geogr. Bd. 35) Wien 1911; Klio 1908 S. 4ff. Herzfeld; Geiger in Geiger-Kuhn *Grundriß der Iran. Philologie* II 390.

§ 2. Im Altertum war das Klima von dem der Gegenwart nicht merklich unterschieden (SB. Wiener Ak. 108 S. 561ff. Tomaschek). Da aber die Perser zur Zeit des Großreiches wegen ihrer Tüchtigkeit in der Anlage von Gärten und Pflanzungen berühmt waren, so dürfte damals die Bebauung des Bodens und wohl auch der Zu-

stand der Bewässerungsanlagen auf einer viel höheren Stufe gestanden haben. Damit stimmt der verläßliche Bericht bei Diodor XIX 21 (aus Hieronymus von Kardia) überein, der den Reichtum des Landes nicht genug rühmen kann. Andere Berichte über das alte P., die den Reichtum an Wein, Gärten und Baumbeständen rühmen, verdanken wir Arrian, Indike 39f.; Curtius V 4; Strabon XV 727, 729ff.; Diodor XVII 69ff.; Plinius VI 96ff.

Die Urbevölkerung P. ist uns nicht mit Sicherheit greifbar. Möglicherweise sind die ar. Perser bei ihrer Einwanderung auf ältere kasp., ja vielleicht sogar auf drawid. Schichten gestoßen. Die P. selbst gliederten sich in mehrere z. T. noch nomadisierende Stämme (Herodot I 125).

Städtische Siedlungen dürfte es bis auf Kyros kaum gegeben haben. Pasargadae und Persepolis sind erst von den Großkönigen gegründet worden. Daneben nennt Strabon (XV 728) Taoke im Küstengebiet und Gabai (= Aspadana, Isfahan?) im Inneren.

§ 3. Geschichte der Erforschung (s. a. Fundstätten C). Die ersten eingehenden Nachrichten von den Ruinen der pers. Paläste brachten nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien Kaufleute und Gesandte der im Indischen Ozean handeltreibenden Mächte. Wissenschaftlich verwertbares Material erhielt Europa zuerst 1765 von K. Niebuhr (*Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern* 1774—78). Für die weitere arch. Erforschung P. machten sich in der 1. Hälfte des 19. Jh. die Funktionäre der engl.-ostind. Handelskompagnie verdient. Auch gegenwärtig noch mit Nutzen verwertbare Aufnahmen boten in ihren Tafelwerken die Franzosen Ch. Texier (*Descr. de l'Arménie, la Perse* usw. Paris 1842 und 1852) sowie Flandin und Coste (*Voyage en Perse* 1840—54). Wichtige Ergebnisse zeitigten die Reisen von M. Dieulafoy in Persien (1881, *L'art antique de la Perse* Paris 1884) und (1884—86) seine Ausgrabungen in Susa (*L'acropole de Suse d'après les fouilles en 1884—85* [1893]). Photogrammetrisch wurden die pers. Denkmäler von Andreas und Stolze (*Persepolis* 1882) aufgenommen. Im J. 1895 erlangte Frankreich das Monopol auf Ausgrabungen in P., welches es zur Erforschung von Elam (s. d.) und seiner Hauptstadt Susa (s. d.) verwendete (Délégation en Perse, Mémoires; nach dem Weltkriege erneut aufgenommen). Von größtem Werte für die methodische Durcharbeitung des Materiales waren schließlich die Reisen und Arbeiten von F. Sarre und E. Herzfeld (*Iranische Felsreliefs* 1910). Wissenschaftliche Ausgrabungen sind in der eigentlichen Persis bisher nicht angestellt worden.

M. Fossey *Manuel d'Assyriologie* 1904 S. 6ff.; Klio 1908 S. 1ff. E. Herzfeld.

§ 4. Fundorte (Tf. 20). Funde aus vorgesch. Zeit nur aus Bender-Buschir (Publications de la Mission Archéol. de Perse 15), nicht aber aus dem Inneren und dort in größerem Ausmaße wohl kaum zu erwarten. Einen Ersatz bieten die Funde im benachbarten Elam (s. d.), besonders zu Mussian Tepe (s. d.) und Susa (s. d.).

Dem elamischen Machtgebiete scheint zeitweise die Küstenzone angehört zu haben. Beschriftete Ziegel elam. Bauten fand Stolze zu Tul-i pâ-i-tul auf der Insel von Buschir („Tag" 16. Juli 1903 Nr. 327; vgl. a. Assyr. Bibl. 24 S. 9f. Hüsing), auch zu Ganawa und Ahram soll es nach E. Herzfeld solche geben (*Reise durch Luristan, Arabistan und Fars* Peterm. Mitt. 3 und 4 [1907]; Der Islam 11 [1921] S. 126).

Aus pers. Zeit:

Pasargadae (griech. Πασαργάδαι) am Pulwar in der Talweitung von Mesched i murghāb in günstiger Verkehrslage (ca. 1850 m ü. M.).

Ältere Hauptstadt der Perser, wohl im Bezirke des pers. Stammes der Pasargaden (Herodot I 125) gelegen. Als Stadt und Residenz Gründung des Kyros. Ausgedehntes Stadtgebiet, nur aus pers. Zeit.

Datierbar sind folgende Ruinen und Bauten:

Palastbau (Herzfelds Gebäude R), davon ein einziger Türlaibungs-Monolith aufrecht; an diesem Relief eines geflügelten Genius in archaischem Stil (Tf. 24a; s. Perser A § 6); darüber befand sich früher die jetzt abgebrochene dreisprachige Bauinschrift des Kyros (s. Perser A § 5). Ergänzungsversuch des Grundrisses bei Flandin und Coste *Voyage en Perse* Tf. 197, dazu Sarre-Herzfeld *Iran. Felsr.* S. 182ff.

Palastbau (*Dīwānchāne*, Herzfelds Gebäude S); drei aufrecht stehende unskulptierte Anten mit der gleichen Inschrift des Kyros; eine aufrecht stehende, unkanelierte Säule, mehrere Säulenbasen; Reste von skulptierten Orthostaten als Wandverkleidung. Die Überreste lassen den Grundriß eines breitachsigen Säulensaales erkennen; Ergänzungsversuch von Herzfeld a. a. O. S. 182.

Palastbau; nur eine unskulptierte Ante mit der üblichen Inschrift des Kyros aufrecht.

Grabgebäude (*Mashad i madar i Suleiman*; s. d. und Band VIII Tf. 13), außerhalb des Stadtgebietes, einst umgeben von Säulenhallen und Gärten (Reste von Wasserbassins noch erhalten); durch die griech. Alexander-Schriftsteller, besonders Aristobul (bei Arrian, Anabasis VI 29, 4ff. und Strabon XV 730), mit Sicherheit als das Grab des Kyros zu identifizieren, der es nach orientalischer Sitte wohl schon zu seinen Lebzeiten erbaut hat.

Alle nach Königen datierbaren Baulichkeiten stammen somit von Kyros; sie repräsentieren die ältere, von uns archaisch genannte Per. der pers. Kunst.

Undatiert sind:

Quadratisches, turmartiges Gebäude (*Zandān*), wie ebensolches zu Naqsch i Rustem (s. d. und Persien § 7); Feuertempel oder Grabbau; stark verfallen.

Plattform (*Tacht i māder i Suleimān*), über natürlicher Bodenerhebung, die Rückseite an einen aus der Ebene aufsteigenden Hügelrücken gelehnt (Tf. 23); in Steinmaterial und Quaderverkleidung mit turmartigen Vorsprüngen, vielleicht unbebaut, ja überhaupt unvollendet (Dieulafoy *L'art antique* I § 11; Sarre-Herzfeld *Iran. Felsr.* S. 149ff.).

Zwei Feueraltäre (*Ātešgāh*) außerhalb des Stadtgebietes.

Die Stadt ist nach Zusammenbruch des Großreiches verfallen.

Herzfeld *Iran. Felsrel.* S. 147ff.; Sarre *Die Kunst der alten P.* S. 6f.; Klio 1908 S. 29ff. Herzfeld.

Persepolis (altpers. *Parsa*, griech. Πέρσαι, später Περσέπολις). In der vom Band el Amīr durchströmten Ebene Merwdašt (ca. 1570 m ü. M.) gelegen.

Als Hauptstadt und königliche Residenz eine Gründung Dareios I. (Weißbach *Die Keilinschr. d. Achämeniden* [VAB] Dar. Pers. f § 2). Stadtgebiet in der Ebene, der Palastterrasse vorgelagert; ausschließlich zur Zeit des Großreiches besiedelt. Der Befestigungsring (Lehmziegelmauer) umfaßt die Terrasse und die anstoßenden Berghänge, nicht aber die Stadt. Die Terrasse (Tf. 21, 22) ist über natürlicher Bodenerhebung aus Steinmaterial mit Quaderverkleidung errichtet und lehnt sich mit der Rückseite an die erwähnten Berghänge; sie ist von Dareios I. erbaut worden. Den Aufgang vermittelte eine doppelwangige Freitreppenanlage mit skulptierten Seitenwänden. Nach den zugehörigen Bauinschriften (Weißbach a.a.O. Dar. Pers. d—g) ist dieselbe 518/7 (zur Datierung vgl. Sarre-Herzfeld *Iran. Felsrel.* S. 106) unter Dareios I. errichtet worden. Die den Rand der Plattform begleitende Befestigungsmauer aus Lehmziegeln (nur Reste erhalten) muß ebenfalls von Dareios wenigstens noch begonnen worden sein, da er in seinen Bauinschriften ausdrücklich von der Errichtung einer Festung spricht. Die monumentale Toranlage, welche von den Treppen durch die Mauern ins Innere der Terrasse führt, stammt nach Maßgabe der Bauinschrift (Weißbach a. a. O. Xerx. Pers. a) bereits von Xerxes.

Auf der Terrasse befinden sich folgende beschriftete und damit nach Herrschern datierbare Gebäude:

Palast (*tačara*, *hadiš*) des Dareios (Weißbach a. a. O. Dar. Pers. a—c), von Xerxes vollendet (Weißbach a. a. O. Xerx. Pers. c); an der zugehörigen Sonderplattform eine spätere Inschr. Artaxerxes III. (Weißbach a. a. O. Art. Pers. b).

Palast (*hadiš*) des Xerxes (Weißbach a. a. O. Xerx. Pers. d, e).

Säulenhaus des Xerxes (Weißbach a. a. O. Xerx. Pers. b).

Palast des Artaxerxes III. (Weißbach a. a. O. Art. Pers. a, c, d). — Unbeschriftet und damit einem bestimmten Herrscher mit Sicherheit nicht zuweisbar sind der Hundertsäulensaal, der Nordostbau und das Zentralgebäude, letzteres eine Toranlage, welche uns beweist, daß die Terrasse durch Innenmauern aus jetzt deformiertem

Lehmziegelmaterial in eine Reihe von Höfen gegliedert war.

An allen Bauten sind nur die meist skulptierten, megalithischen Bauglieder erhalten, die Lehmziegelwände geschwunden. Eine Liste der Skulpturen geben Sarre-Herzfeld *Iran. Felsrel.* S. 134f. S. a. Tf. 25, 26b.

In den Talhängen eingehauen, noch innerhalb des Mauerringes, befinden sich zwei fertige und ein unvollendetes Felsengrab (Tf. 28a). Inschriftliche Datierung fehlt, es dürfte sich eher um die Gräber der späteren Herrscher der Achämeniden-Dynastie handeln.

Die Paläste wurden 332 v. C. von Alexander verbrannt (Arrian, Anab. III 18), das Stadtgebiet scheint bald verödet zu sein.

Sarre-Herzfeld *Iran. Felsrel.* S. 100ff.; Sarre *Die Kunst des alten Persiens* S. 8ff.; Andreas und Stolze *Persepolis* 1882 und die übrige § 3 angegebene Literatur.

Naqsch i Rustem (s. d.); vier Felsengräber, eines davon als das des Dareios I. inschriftlich verbürgt (Tf. 27, 28b; Weißbach a. a. O. NR a—d, I—XXX).

Naubandadschān; Feueraltäre (*Āteš-gāh*; Stolze *Persepolis* II 147; Klio 1908 S. 16f. Herzfeld).

Karte der FO vorislamischer Altertümer in Iran: Der Islam 11 (1921) S. 128 Herzfeld.

F. Schachermeyr

Persischer Meerbusen. Im babyl. Altertum reichte dieser Meerbusen weiter ins Land hinein als jetzt und umfaßte sicher das Gebiet der heutigen Abu Kelâm- und Ḫamâr-Sümpfe. Euphrat und Tigris mündeten noch jeder für sich, ersterer unweit von *Bâb-salimêti* (j. Sûḳ-eš-šejûḫ). Unmittelbar am Meere lag das im jetzigen Abu-Šaḫrein verborgene *Eridu* (s. d.), die Stadt des Meeresgottes Ea, in deren Nähe der Pallukatu-Kanal ins Meer mündete. Jenseit Abu-Šaḫrein und Tell-Laḫm finden sich keine Trümmerhügel, ein Beweis, daß dort schon Meer war (vgl. die Karte Band IV Tf. 87).

Der Name des P. M. war im Babyl. *nâr marratu* ('Bitter-Fluß'), später auch *tâmtu ša mâtKaldi* ('Kaldu-Meer'). Wie ihm heute die Abu Kelâm- und Ḫamâr-Sümpfe vorgelagert sind, so lag auch im Altertum landeinwärts ein Sumpfgebiet, das 'Meerland' (*mât tâmti*), dessen Dynasten zweimal Südbabylonien beherrscht haben. Die 1. Dyn. 'Meerland' (1884—1517 v. C.), teilweise neben der berühmten Ḫammurapi-Dyn. herlaufend, umfaßt 12 Könige mit zumeist sumer. Namen; die 2. Dyn. 'Meerland' (1038—1017) 3 Könige kassitischer Nationalität (s. a. Herrscherliste B). — Nach dem Eindringen der Aramäer kommt für das 'Meerland' der Name *bît-Jakîn* auf.

Seewärts gelangte man zu dem Inselreich *Tilmun* (s. d.), wohl den heutigen *Baḥreïn*-Inseln. Von Expeditionen über den Pers. Golf gegen Elam, Arabien usw. wird schon aus der Zeit Maništusus und Naram-Sins (ca. 2500 v. C.) berichtet.

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 180f., 203; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920) S. 5.

O. Schroeder

Perücke. A. Ägypten. Während die Äg. der vorgesch. Hockergräber, Männer wie Frauen, ihr natürliches Haar getragen haben, finden wir im AR unter den Vornehmen beiderlei Geschlechts die Sitte, künstliche P. zu tragen, allgemein verbreitet. Die Männer haben — wohl bei verschiedenen Anlässen, über die wir noch nicht klar sehen — bald eine kurze Löckchen-, bald eine lange Strähnenperücke, die sie über das ganz kurz geschnittene natürliche Haar setzen (vgl. hierzu Journ. Eg. Arch. 6 S. 225ff. Capart), die Frauen eine lange, in zwei breiten Strähnen auf die Brust und in einer breiten Masse auf den Rücken fallende P., die mit Vorliebe so gestaltet wird, daß das gescheitelte natürliche Haar unter ihr an der Stirn sichtbar wird (z. B. Journ. Eg. Arch. 4 Titelbild). Diese Sitte ist — wohl von dem bis dahin selbständig gewesenen unteräg. Reiche her — zu Beginn der 1. Dyn. in Oberägypten eingeführt worden, und Reste von künstlichen P. haben sich in den Königsgräbern bei Abydos (s. d.) gefunden (Améline au *Fouilles* 1897/98 Tf. 11—13 und S. 450, wo aber die Erklärung dieser Perückenreste als Beigaben gewiß irrig ist; Berlin Inv. Nr. 13937).

Aus der späteren Zeit sind eine ganze Anzahl von P., teils aus Leinenfäden, teils aus Schafwolle gearbeitet, im Original erhalten (vgl. z. B. *Berlin. Ausf. Verz.* S. 73, 215). Die hölzerne Nachbildung einer P. von einer lebensgroßen Statue hat Petrie (*Royal Tombs* II Tf. 40, 92 und S. 39) im

Grabe eines Königs der 1. Dyn. gefunden. Nachbildung einer P. aus Stroh: *Berlin. Ausf. Verz.* S. 107 (MR).

Erman-Ranke *Äg.* S. 247ff. Ranke

B. Palästina-Syrien s. Haartracht C.

Peschiera-Fibel (Violinbogenfibel) s. Fibel B § 1f.

Pest. Von der P. gilt zunächst, was von den Seuchen (s. d.) im allg. gesagt ist. Aus der Seuchenzahl der Frühberichte gerade die Beulenpest oder ihre Abart, die Lungenpest, herauszuschälen, wird sich in den meisten Fällen als unmöglich erweisen. So ist es mehr ein Greifen ins Ungefähr, wenn man vom „Pest"-Gotte *Namtaru* spricht oder auch den Nergal (s. d.), den Gott des Totenreiches, als Pestgott in Anspruch nimmt, oder gar auch die *Labartu* (s. Dämon C, Mischwesen), die doch offenbar ein chronisch zehrendes Leiden meist bei Frauen und Kindern bringt. „Pest" begreift schließlich alles in sich, was Menschen in Massen aus der Gemeinschaft der Lebenden rafft, am Euphrat und Tigris wie am Nil und anderwärts.

Über das Alter der wirklichen Bubonen-Pest in der Geschichte fehlen naturgemäß sichere Zeugnisse. Die Frage hat aber ein anderes Gesicht gewonnen, seit man diese Krankheit in ihrer Wurzel als eine Seuche der Nagetiere, vor allem der Murmeltiere, erkannt hat. Eines ihrer Hauptherkunftszentren ist das Murmeltiergebirge (Tarbagatai) in der Lücke der Umwallung Hochasiens zwischen Altai- und Tienschan-Gebirge, und weiterhin die Steppen um das Quellgebiet des Ob und den Balkasch-See. Von dort erfolgt ihr Einbruch nach West-Turkestan und Transkaspien um den Aral-See als relativ häufigste Seuchenkatastrophe. So sind Iran und Babylonien öfters und früh schon überflutete Gebiete für die nach Vorderasien und Ägypten vordrängende levantinische Pest. Für Indien scheint das Himalaya-Gebiet, für Oberägypten das Hochland von Uganda das Hegeland für die Rattenpest zu sein, die seltener von dort aus ihren tödlichen Heerzug antritt. Damit ist die P. auch als vor- und frühgeschichtliche Seuchenplage Vorderasiens und Ägyptens wahrscheinlich geworden. N. des Kaspischen Meeres dürfte ihr Einbruch in die Wolga-, Don- und Dnjepr-Gebiete, also in die Völkermassen der Ukraine, gleichfalls frühgeschichtlich des öfteren erfolgt sein.

G. Sticker *Die Geschichte der Pest. Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre* I 1 (1908). Sudhoff

Petershöhle (bei Hartenstein) s. Mittel- und Süddeutschland A § 4.

Petit-Morin s. Marne-Grotten.

Petschaft s. Glyptik, Siegel.

Peuciner s. Germanen B § 5.

Peu-Richard (Camp de). Steinzeitl. Ansiedlung in der Commune Thenac (frz. Dép. Charente-Inférieure). Einer der bedeutendsten FO der j. StZ Frankreichs, von 6 Hektar Ausdehnung und mit sehr entwickelten Verteidigungseinrichtungen: einer doppelten Ringmauer und vor dem ersten Ring zwei in den Felsen eingetieften Gräben, der äußere 7 m br. und 3,5 m tief. Zwischen beiden Gräben ein Zwischenraum von 9—10 m Br., auf dem der aus den Gräben herausgehobene Schutt zu einer neuen Mauer aufgehäuft wurden.

Leider liegen über P.-R. nur ungenügende Berichte vor. Die Funde bestehen aus Silexbeilen, Messern, Schabern usw., welche die Ansiedlung in die nordfrz. Silex-Kultur einreihen. Am interessantesten sind Scherben mit stilisierten Gesichtsdarstellungen (Augen und Nase). S. a. Frankreich B § 10.

Déchelette *Manuel* I 353, 370, 600, 601, 653. J. de C. Serra-Ràfols

Peztiu-schu s. Neunbogenvölker § 2.

Pfäfers s. Schweiz A.

Pfaffstätten (Niederösterreich). Hier wurde ein Depotfund der ältesten BZ, der aus 20 Ösenringen, einem großen Noppenring, 3 Spiralarmschienen und 3 großen, fein gravierten Manschettenarmbändern bestand, gehoben.

M. Hoernes *Die älteste BZ in Niederösterreich* Jahrb. Zentr.-Kom. 1903 S. 50, 51. G. Kyrle

Pfahlbau A. Technik (Tf. 30^{A-D}).

§ 1. Entdeckung und Begriffsbestimmung. — § 2. Quellen und Verbreitung. — § 3. Zeitstellung — § 4. Einteilung. — § 5. Unterbau. — § 6. Plattform. — § 7. Häuser. — § 8. Terramaren. — § 9. Packbauten. — § 10. Buchau. — § 11. Crannogs. — § 12. Norddeutsche Packbauten. — § 13. Floßbauten.

§ 1. Die erste Feststellung von P. reicht bis in das J. 1829 zurück, wo sie im Züricher See bemerkt wurden. Die Erkenntnis ihres

wirklichen Wesens und damit zugleich die wissenschaftliche Erforschung begann dagegen erst im Winter 1853/54, dessen ungewöhnliche Trockenheit die Spiegel der Schweizer Seen so senkte, daß die P. zugänglich wurden. Die von J. Lehmann formulierte Definition: „Bauten, bei denen sich zwischen Fuß- und Erdboden ein durch Pfeiler begrenzter Raum befindet, durch welchen Luft und Wasser leicht zu strömen vermögen", ist heute zu eng geworden, da der Begriff sich nach verschiedenen Richtungen erheblich differenziert und ausgedehnt hat. Ist es auch ungenau, von „Landpfahlbauten" der Michelsberger Kultur (s. Michelsberger Typus) zu sprechen, wo es sich um gewöhnliche Landsiedlungen der Pfahlbau-Kultur handelt, so sind andererseits gewisse Landbauten von den P. nicht mehr zu trennen. Wir müssen methodisch den Begriff erweitern auf alle Arten von im Wasser oder auf feuchtem Boden angelegten Bauten; daß diese aus Holz erstellt werden, liegt in der Natur der Anlage.

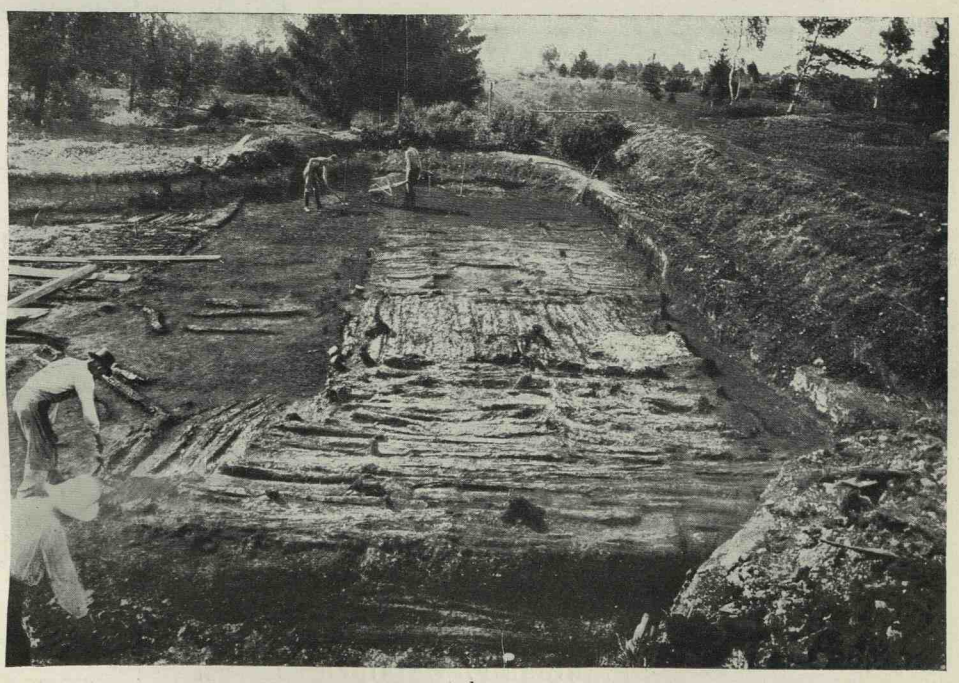
§ 2. Die Quellen für die Kenntnis der P. sind so ausgedehnt und inhaltreich, daß wir über alle Einzelheiten ihres technischen Aufbaues eingehend unterrichtet sind. Zu den P. in den Schweizer Seen und an den Ufern des Bodensees treten die wichtigen Funde im Torfmoor des ehemaligen Federsees in Oberschwaben. Eine ganze Anzahl technisch sehr verschiedenartiger P. ist in Nordeuropa nachgewiesen. Gut durchforscht sind die ital. Terramaren (s. d. B) sowie die relativ späten P. im Flußgebiet der Save. Auch die Schilderungen des Herodot (V 16) und Hippokrates von P. in Makedonien und am Schwarzen Meer enthalten wertvolle Angaben.

§ 3. Der Gedanke der Pfahlsiedlung ist zeitlos. Die Hauptzeit der vorgesch. P. ist die j. StZ und die BZ, aus der HZ stammen Bauten aus dem n. Teil des Federsee-Gebietes und vom Save-Ufer, aus der LTZ die eponyme Siedlung dieser Stufe (s. La Tène) und die pommerellischen Pfahlhausurnen (s. Hausurne A § 2, Obliwitz und Band V Tf. 67b—d) sowie die von Herodot und Hippokrates geschilderten Anlagen. In Bosnien und auf den malaiischen Inseln ist die Wohnweise noch heute üblich, und auch Venedig ist technisch betrachtet ein Pfahlbau.

§ 4. Allen Arten von P. gemeinsam ist die Erstellung des Hauses auf einer Bühne von wagerecht gelegten Stämmen oder Brettern. Wollen wir eine Einteilung vornehmen, so wäre nach der Art des Unterbaues zu scheiden zwischen „echten" P., deren Hausbühne, von senkrechten Pfählen getragen, über dem Wasserspiegel oder Erdboden steht, „Packbauten", deren Boden ohne senkrechte Stützen auf dem Moore aufliegt, und „Floßbauten", die ohne jede vertikale Fixierung frei auf dem Wasser schwimmen.

§ 5. Die Tragpfähle der „echten" P. sind in der Regel Rundstämme, vielfach unentrindet, seltener Spaltstämme. Das untere, in den Boden eingetriebene Ende ist zugespitzt, je nach dem Material des Gerätes bald stumpfer, bald spitzer, oft unter Mitwirkung von Feuer; selten ist der obere Kopf vierkantig behauen oder geschlitzt zur Aufnahme eines Querbalkens (*2. Pfahlbauber.* 1858 S. 128ff.; Rorschach). In den Steinzeitdörfern des Schussenriedes (s. d.) sind auch Gabelhölzer festgestellt worden (Tf. 30B). Wo harter Seeboden das tiefe Einrammen der Pfähle erschwerte, sind diese zuweilen durch eine Steinpackung am Fuße gesichert (bisher nur in der Westschweiz nachgewiesen; *6. Pfahlbauber.* 1866 S. 308). Zum Schutz gegen das Versinken im weichen Grund tragen die Pfähle bronzezeitl. P. manchmal Schlammschwellen mit Löchern, im P. von Wollishofen (s.d.) fanden sich solche Schwellen mit Löchern für je 2 Tragpfähle (*6. Pfahlbauber.* 1866 S. 282, 290; Veröffentl. der Karlsruher Slg. 2 [1899] S. 29 K. Schumacher [Unter-Uhldingen und Bodman]; J. Heierli *Pfahlbau Wollishofen* S. 1ff.). Die Füße der pommerellischen Pfahlhausurnen (Band V Tf. 67b—d) haben eine zwischen Hausboden und Fuß eingeschaltete Scheibe, wie sie in Form eines flachen Steines als „Mausplatte" bei wallisischen Feldscheunen noch heute gebräuchlich ist. Bei der ersten Anlage eines P. werden die Tragpfähle jedenfalls, entsprechend ihrer Bestimmung als Stützen eines aus Langhölzern gebildeten Bodens, in regelmäßigen, geraden Linien erstellt worden sein, beim Ersatz schadhaft ge-

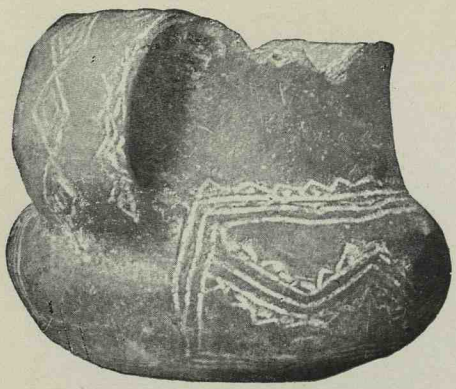
a



b

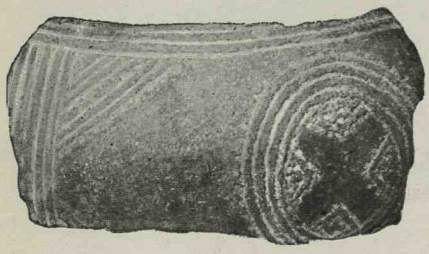
Pfahlbau

Pfahldorf Riedschachen, Pfahlbauhaus 1: a. Pfahlunterbau, Pfahlrost mit Pfählen und Schwellen. — b. Unterer Hausboden, der auf dem Pfahlrost liegt. Im Vordergrund der Vorplatz mit Vorhalle, in der Mitte der Küchenraum, im Hintergrund der große Wohnraum. L. des Gebäudes mit Vorplatz 15 m. — Nach Aufnahmen des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes Tübingen



a

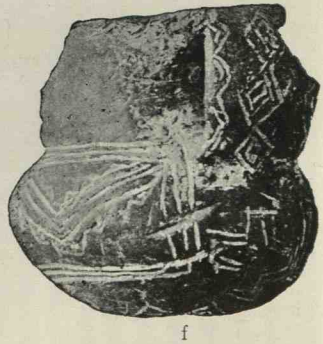
b



c

d

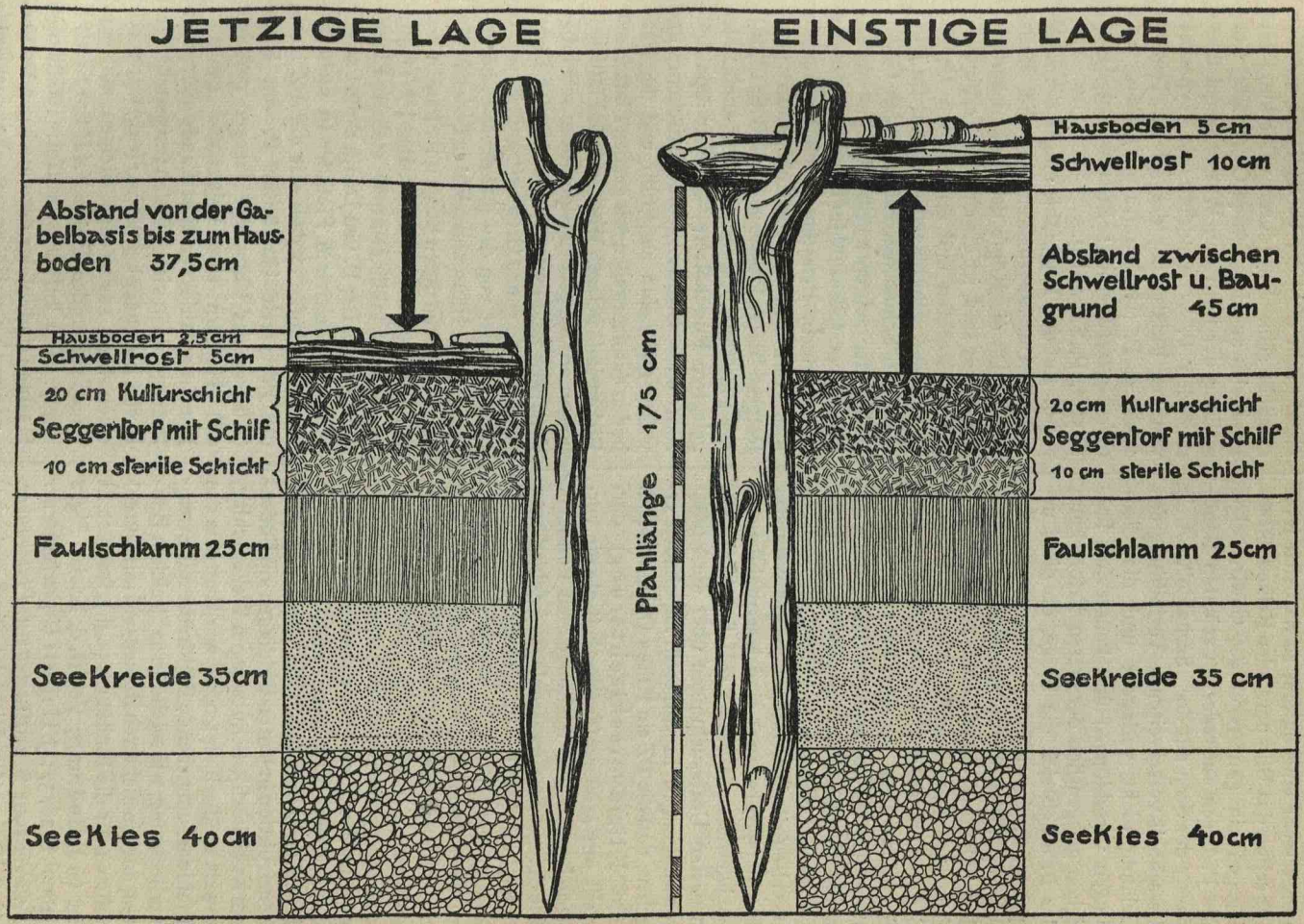
e



f

Pfahlbau F. Ostalpen

Tonware. Laibacher Moor. $^2/_3$ n. Gr. Nach M. Hoernes *Urgeschichte der bildenden Kunst.*



Pfahlbau

Pfahlunterbau. Teil des Profiles des Pfahlhauses 1 der Steinzeitsiedlung Riedschachen (Federseemoor). Die über dem Pfahlhaus gelegenen Schichten sind abgetragen. Nach Zeichnung des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes Tübingen.

wordener Pfähle ist die Ordnung dann nicht immer mehr eingehalten, so daß sich jetzt nur selten das Bild paralleler Reihen, öfters dagegen ein ganz regelloses Gewirr zeigt. Die P. liegen entweder im seichten Randwasser der Seen auf der „Seehalde", soweit die schnell vorschreitende Torfbildung das Gelände nicht verlandet und die Siedlungen verschlungen und konserviert hat. Schon gelegentlich der ersten Erforschung der P. erhob sich die Frage, ob diese ursprünglich im offenen Wasser oder im sumpfigen Überschwemmungsgebiet gestanden haben (*1. Pfahlbauber.* 1854 S. 80ff.). Beide Arten sind nachweisbar. Im Inkwyler See bei Solothurn (*2. Pfahlbauber.* 1858 S. 120), wo der P. auf einer künstlichen Insel steht, liegt direkt unter der Hausbühne der weiße Seeboden mit Muscheln; auch die Funde von Kähnen im Gebiet der Siedlung beweisen die Wasserlage. In der Wismarer Bucht (s. Wismar) sind Meerpfahlbauten nachgewiesen (Beltz *VAM* S. 122, 4). Die neuesten Untersuchungen über die Klimaschwankungen in vorgesch. Zeit haben ergeben, daß die BZ ein Klima-Optimum (s.d. und Klimaverschlechterung) darstellt mit größerer Trockenheit als die vorhergehenden und nachfolgenden Perioden. Die Spiegel der Gewässer lagen infolgedessen tiefer, und die P. der BZ sind nicht dank vollkommenerer Technik, sondern wegen des zurückweichenden Wassers weiter in den See hinaus verlegt. Jedenfalls ist sicher, daß man sich ganz allg. bisher die P. viel zu hoch aus dem Wasser herausragend vorgestellt hat, wie die zahlreichen Rekonstruktionen in Bildern und naturgroßen Modellen zeigen (auch die allerneueste Rekonstruktion in Unter-Uhldingen am Bodensee ist zu hoch). Schutz gegen Wellenschlag, soweit er überhaupt nötig war, bot eine das Pfahldorf umziehende Pfahlreihe mit Zweigverflechtung, wie solche an zahlreichen Bauten, auch in mehreren Reihen und mit Durchfahrten für die Einbäume (s. d.), festgestellt ist (s. a. Bodman; Veröff. d. Karlsr. Slg. 2 [1899] S. 28, 37; J. Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 210ff., 227; *2. Pfahlbauber.* 1858 S. 122ff.; Mitt. Bosnien 9 [1904] S. 11ff.; Fundb. Schwaben NF 1 [1922] S. 36ff.) und sich ebenso an den ir. Crannogs (s. d.) findet. Diese ursprünglich als Wellenbrecher gedachte Anlage kann in Zeiten der Gefahr sehr wohl der Verteidigung nutzbar gemacht sein. Die (durch völkerkundliche Parallelen aus dem fernen O erzeugte) Vorstellung der hoch den Wasserspiegel überragenden P. verschuldete die Hypothese von der Entstehung des griech. Tempels aus dem P. (H. Muchau *Pfahlhaus und Griechentempel* 1909; ZfEthn. 39 [1907] S. 57ff. P. Sarasin).

§ 6. Auf den Tragpfählen lagen die wagerechten Unterzugsbalken für die Hausböden. Da die Köpfe der Balken zumeist weggefault sind, ist die einstige Verbindung der wagerechten und senkrechten Balken nicht immer mehr klar zu erkennen. Im Torfmoor von Schussenried fanden sich Gabelpfähle oder mehrere zu einer Gruppe eng aneinander gestellte Pfähle (Tf. 30[B]). Vernutung ist mehrfach, Befestigung mit Holznägeln bisher nur im neol. P. von Robenhausen (s.d.) festgestellt (*2. Pfahlbauber.* 1858 S. 122ff.). Die Plattform bestand aus dicht aneinander gelegten Rundhölzern, seltener Spalthölzern oder Brettern; die Zwischenräume waren mit Lehm ausgefüllt und der Fußboden dann zuweilen mit großen Platten aus Birkenrinde belegt. Während die Pfahlsiedlungen an den großen Alpen-Seen scheinbar durchweg eine größere, gemeinsame Plattform für die ganze Ortschaft haben, wie es auch Herodot von den makedon. P. berichtet, lagen die Häuser im seichten Federsee einzeln und waren durch Stege miteinander verbunden (vgl. die Rekonstr. Band V Tf. 36); auch die Pfahlhausurnen stellen Einzelhäuser dar. Der P. von Donja Dolina an der Save baut sich am Flußufer in mehreren Terrassen auf. In dem seit der BZ bis in die Römerzeit bewohnten P. von Ripač (s. d.) an der Unna war dagegen zwischen den Häusern eine Fahrstraße gelassen. Die Tragpfähle der zum Lande führenden Brücke sind in vielen Fällen festgestellt. Der P. von Lattmoor bei Wismar (s.d.) war durch einen Steg aus großen Steinen mit dem Lande verbunden (Beltz *VAM* S. 122, 5ff.).

§ 7. Die auf der Plattform stehenden Häuser sind infolge der vorwiegenden Verwendung langer Hölzer von selbst rechteckig geworden (Veröff. d. Karlsr. Slg. 2 [1899] S. 30; *3. Pfahlbauber.* 1860 S. 78ff.; ebd. 6 [1866] S. 248 Tf. 1, 2; ebd. 8 [1879] S. 18

Tf. 4, 1; A. Schliz *Urgesch. von Württemb.* S. 51 Abb. 18; H. Reinerth *Federseemoor* 1923 S. 26ff. usw.). Rundbauten sind nur ganz selten und waren entweder Wirtschaftsräume von untergeordneter Bedeutung oder Fischreusen (Veröff. der Karlsr. Slg. 2 [1899] S. 31). Ein halbkugliges Einzelhaus auf Pfählen ist dargestellt in der Magdeburger Pfahlhausurne (Band V Tf. 67a) und in altäg. Reliefbildern von der Expedition Hatschepsowets. Die Ausdehnung der Häuser der „echten" P. ist verschieden, sie sind meist zwei-, gelegentlich auch dreiräumig. Der Herd (s. d.) liegt in der Regel im größeren, hinteren Raume, doch so an der Zwischenwand, daß die Wärme auch dem Vorraume zugute kommt. Für den Aufbau der Wände sind alle im vorgesch. Hausbau denkbaren Techniken angewendet, wagerechte Balkenlagen mit Ecküberplattung, dichtgestellte, senkrechte Reihen von Stämmen oder Brettern, weitgestellte Pfosten mit Rutengeflecht, stets mit Lehm gedichtet, der meist in großen Mengen wiedergefunden wurde mit Abdrücken des Wandkerns. Die Türöffnung lag durchweg in der Mitte der einen Schmalseite, nur an den Pfahlhausurnen von Pommerellen befindet sie sich an der Langseite, wie stets an germ. Hausurnen. Im P. Robenhausen fand sich eine Holztür mit Drehzapfen von 55 zu 157 cm Gr. (*8. Pfahlbauber.* 1879 S. 48); die Tür der Hausurne von Obliwitz (Band V Tf. 67c) deutet eine Art von Schiebevorrichtung an. Fenster sind belegt durch den Fund eines hölzernen Ladens von 35 zu 40 cm Gr. mit Riegel aus Schaffis (s. d.; *8. Pfahlbauber.* 1879 S. 48). Das Dach (s. d.) muß nach dem Gesamtaufbau wie den vielfach erhaltenen Reihen von Firststützen ein Firstdach gewesen sein. Von der Dachhaut haben sich mehrfach Reste von Stroh, Schilf, Reisig und Rindenplatten im Seeschlamm wiedergefunden, auch Steine, die einstmals zur Beschwerung der Dachhaut gedient haben. Auf der Plattform standen nicht nur die Wohnhäuser, sondern nach den Funden tierischer Exkremente im Boden auch die Ställe für das Vieh. Im P. von Donja Dolina war unter der Hausbühne durch Flechtverbindung der Tragpfähle Raum für Stallungen gewonnen. Wo und wie die Bewohner der alpinen P. ihre Toten bestattet haben, ist bisher nicht zu ersehen. Die Nekropole des P. von Donja Dolina lag etwas weiter landeinwärts, ein paar Bestattungen in eigenartigen Holzsärgen fanden sich unter den Hausterrassen.

§ 8. Zu den „echten" P. sind auch die Terramaren (s. d. B) der ital. BZ zu rechnen, die für die Geschichte der ital. Stadt grundlegende Bedeutung gewonnen haben (Literatur bei F. Behn *Ital. Altert.* Katal. des Mainzer Zentralmus. 8 [1920] S. 17ff.). Im Überschwemmungs- und Sumpfgebiet der oberital. Ströme ist auf ziemlich hohen Pfählen eine von einem Graben umzogene, viereckige Plattform erstellt mit parallelen und rechtwinklig sich kreuzenden Straßenzügen (vgl. Band II Tf. 137[A]). Ein Mittelteil ist von einem Graben umzogen als Kern der Anlage. Die Terramaren enthalten somit bereits die Grundgedanken des röm. Lagerschemas mit dem Prätorium. Die Nekropolen sind verkleinerte Nachbildungen der Siedlungen.

§ 9. Außer den „echten" P. mit einer frei über dem Boden stehenden Plattform waren seit langem andere Anlagen von abweichender Bauart bekannt, deren Plattform ohne senkrechte Tragpfähle auf dem Boden aufruhte und nur durch kürzere, senkrechte Pfähle gegen seitliche Verschiebung gesichert war (Moosseedorf [s. d.] bei Bern; Niederwil [s. d.; Band V Tf. 34b]; Wauwil [s. d.]; *3. Pfahlbauber.* 1860 S. 73ff. Tf. 1; *6. Pfahlbauber.* [1866] S. 260ff.). Da man in diesen Bauten mehrere Bodenlagen übereinander fand, nannte man sie „Packbauten" und erklärte die Schichtung damit, daß die erste Wohnanlage ein auf dem Wasser schwimmendes Floß gewesen sei, dessen Boden, je nachdem er sich voll Wasser gesogen und dadurch tiefer gesunken sei, durch neue Bodenlagen erhöht wurde, bis das ganze Gebilde fest auf dem Seegrund aufgesessen habe. Die Ausgrabungen in den Moorsiedlungen des s. Federsee-Beckens (Tf. 30[A–D]) haben uns diese Bauweise richtig verstehen gelehrt. Die Häuser dieser Art waren niemals im freien Wasser erstellt, sondern lagen von Anfang an auf dem Moorboden auf, nach Bedarf wurden die Böden erneuert. Gegen die alte Annahme ursprünglich schwimmender Böden

spricht die auch von den älteren Schweizer Forschern mehrfach festgestellte Tatsache, daß den Bodenhölzern jede Verbindung untereinander fehlt, sie liegen ohne Überplattung, Verschnürung oder Verpflöckung einfach nebeneinander. Im Gegensatz zu den „echten" P. sind auch niemals Kulturreste unter dem untersten Hausboden gefunden worden. Sie stellen also Wohnbauten einer Zeit dar, als das flache Seebecken schon so weit vertorft war, daß man die Oberfläche betreten konnte. Im Federsee-Ried liegen diese Moorhäuser direkt über den Pfahlhäusern und bezeugen damit selbst ihr geringeres Alter, doch gehören sie immer noch der StZ, wenn auch deren letztem Abschnitte, an (H. Reinerth *Federseemoor* 1923 S. 34ff.). Die Häuser sind kleiner als die des Pfahldorfes, sind in der Hauptsache zweiräumig, mit dem Herd im größeren Hinterraum. Die Tür liegt gleichfalls an der Kurzseite, nur an einem auch sonst abweichenden Bau, der vielleicht öffentlichen oder kultischen Zwecken gedient haben mag, an der Breitseite. Der Aufbau der Wände ist der gleiche wie an den Pfahlhäusern, mehrmals hat sich ein Stück der aufgehenden Wandbretter noch vortrefflich erhalten. Vom Dach fand sich einmal das ins Innere des Hauses herabgestürzte Sparrengefüge, von einem älteren Hause im n. Teile des Riedes hat sich ein kunstvoll verknoteter Strick von der Dachverbindung erhalten. Die Hütten lagen, durch Gassen getrennt, in parallelen Reihen nebeneinander, Stege führten von Haus zu Haus über den schwanken Moorboden (ebenso in Niederwyl; *6. Pfahlbauber.* 1866 Tf. 12). Bohlwege über das Moor, nach ihrer Tiefenlage dieser Per. zuzurechnen, fanden sich im Federsee-Ried und im Moosseedorf-Ried bei Bern (*2. Pfahlbauber.* 1858 S. 119ff.).

§ 10. Zu den Packbauten in diesem Sinne gehören auch Bauten aus späteren vorgesch. Stufen. Die Häuser der frühhallstätt. Bauten bei Buchau am Federsee (Stufe B; s. a. Festung A § 20) lagen ebenfalls mit dem Boden direkt auf dem Moore auf (Fundb. Schwaben NF 1 [1922] S. 36ff.), hier fehlten sogar, dank größerer Festigkeit des Untergrundes, die Fixierpfähle, und die Rundhölzer lagen lediglich auf einem Rahmen aus starken Stämmen (Band III Tf. 74). Von den Bauten im Innern sind bisher erst ein Gehöft mit Herrenhaus und zwei Wirtschaftsgebäuden sowie zwei kleinere Einzelhäuser aufgedeckt. Zwei Bauperioden sind kenntlich, doch ohne Verschiedenheit im Unterbau. Das eine kleine Haus der älteren Stufe hatte einen Rahmenbau mit Überplattung und Flechtwände, die beim Brande nach innen gestürzt und in ihren Abmessungen noch erkennbar waren; die Balken des Rahmenwerkes wurden, soweit sie noch brauchbar waren, beim Bau eines neuen, daneben liegenden Hauses verwendet. Die Siedlung ist umzogen von einer zur Landseite einfachen, zur Seeseite dreifachen Palisadenstellung, die entsprechend den gleichen Anlagen der P. zu erklären ist, ohne daß die Bezeichnung „Wasserburg" zu rechtfertigen wäre, die eine militärisch-fortifikatorische Absicht der zweifellos agrarischen Anlage voraussetzen würde. Von der flachen Erhebung, auf der die Häuser stehen, führt ein gepflasterter Rampenweg an den Rand des Moores hinab. Im inneren Winkel der Innenpalisade fanden sich ungeheure Mengen von Tongeschirr, Geräten und Schmuck, doch so gut wie keine Waffenstücke; ob hier etwa die Nekropole lag, ist bei der bisherigen Methode der Ausgrabung nicht untersucht worden.

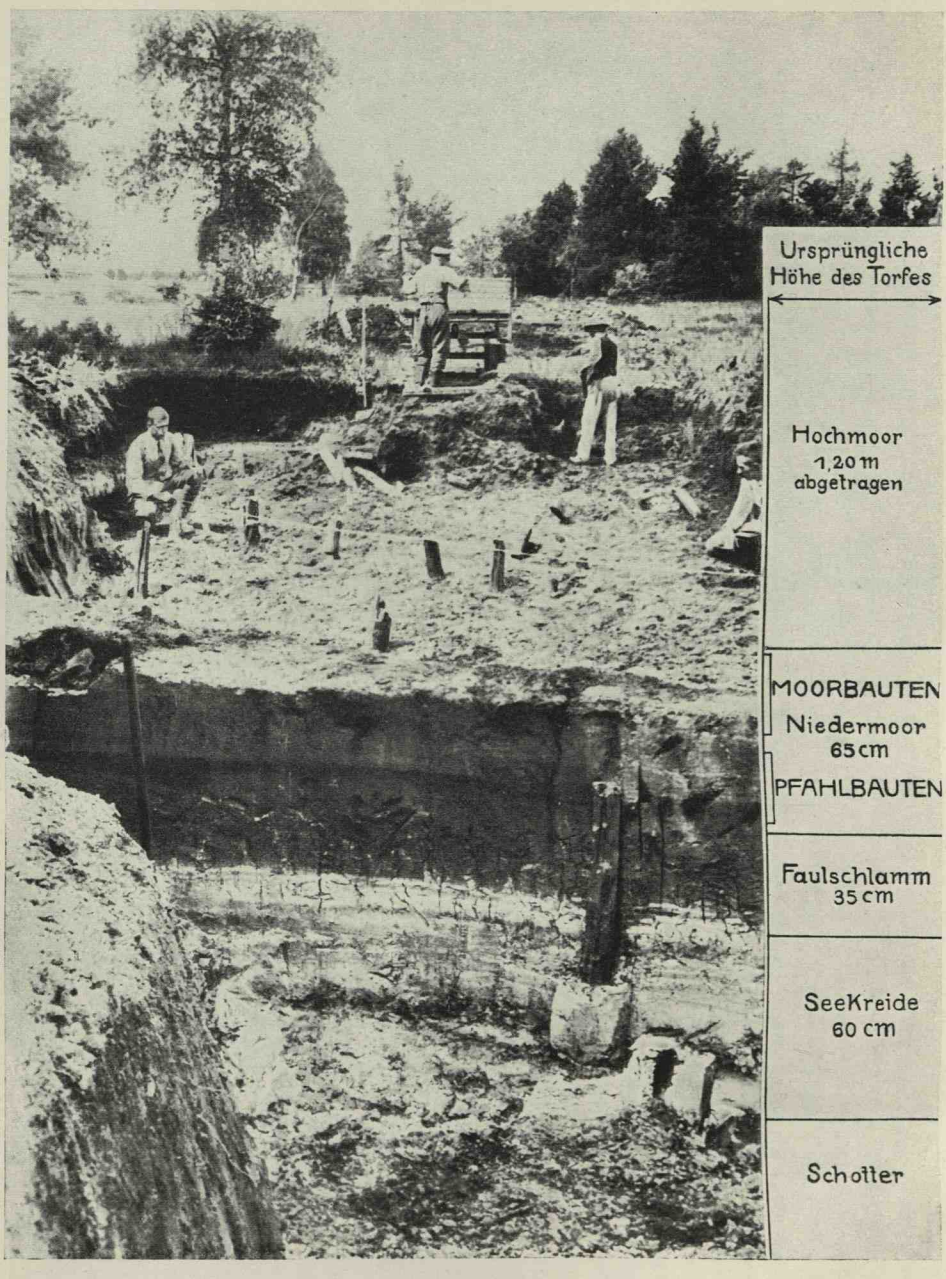
§ 11. Der Buchauer Siedlung im konstruktiven Aufbau, wenn auch nicht in der Zweckbestimmung verwandt sind die ir. Crannogs (s. d. und Festung A § 29). Es sind Wehrbauten, angelegt auf halbtrockenen Inseln, die durch Steinpackungen und Pfahlwerk festgemacht sind und meist im offenen Wasser liegen, seltener durch einen Steg oder Damm mit dem Lande in Verbindung stehen. Ringsum läuft ein ein- bis dreifacher Palisadenzaun mit Zweigverflechtung, gelegentlich mit Verstärkung durch wagerechte Stammlagen oder Steinpackungen. Der Innenraum ist sehr klein und schließt in der Regel nur ein einziges Gebäude ein, das durch senkrechte Pfähle mit Nuten für die Zwischenwände in mehrere Räume zerlegt ist. In der Regel liegen mehrere Kulturschichten übereinander, da die Crannogs lange Zeit hindurch bewohnt waren und noch im 17. Jh. genannt werden. Eine umfangreichere, aber technisch den Crannogs

a

b

Pfahlbau

Moordorf Aichbühl: a. Moorbau 10, dessen vorderer Teil (Vorplatz) auf Pfählen ruht. Pfahlunterbau, gegabelte Pfähle mit auflagerndem Schwellrost. — b. Moorbauten Nr. 2 und 3. Zwei Moorbauten mit verbundenen Vorplätzen. Im Vordergrunde Vorplatz, in der Mitte Küchenraum, im Hintergrunde der große Wohnraum. L. der Gebäude 16—18 m. — Nach Aufnahmen des Ur-



Pfahlbau

Profil am Rande der Pfahlbausiedlung Riedschachen. Nach Aufnahme des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes Tübingen.

vollkommen entsprechende Siedlung auf einer Insel wurde bei Glastonbury (s. d.; Band III Tf. 81; IV Tf. 140ff.) aufgedeckt.

§ 12. Auch Norddeutschland hat mehrere Packbauten. Die neol. Siedlung im Kownatken-See in Masuren (s. Ostpreussen A § 11) lag auf wagerechten Zweiglagen ohne senkrechte Pfähle. Zur gleichen Gruppe gehört die aus der nord. Ganggräberzeit stammende Anlage auf dem Flintholm auf Alsen (ZfEthn. 37 [1905] S. 996ff.).

§ 13. Floßbauten sind hypothetisch, da sie im Original niemals erhalten sein können und lediglich aus Rückschlüssen gewinnbar sind.

Pfahlbautenberichte in den Mitteil. der antiquar. Ges. in Zürich seit 1854; W. Schnarrenberger *Pfahlbauten des Bodensees* 1891; Veröffentl. der Karlsr. Slg. 2 (1899) S. 27ff. K. Schumacher; ders. *Materialien zur Besiedlungsgesch. Deutschlands* Kat. Mainz 5 (1913) S. 72ff.; H. Reinerth *Pfahlbauten am Bodensee* 1922; ders. *Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen* 1923; [ders. *Waren die vorgeschichtlichen Pfahlbauten Wasser- oder Landsiedlungen* Die Erde 3 (1925) S. 209ff.; ders. *Der Wohnbau der Pfahlbaukultur* 1924; Th. Ischer *Bau- und Siedlungsverhältnisse der Pfahlbauten des Bielersees* SA aus Anz. f. schweiz. AK. 1926; H. Reinerth *Die jüngere Steinzeit der Schweiz* 1927]. F. Behn

B. Europa. Allgemein.

§ 1. Die Entdeckung vorgesch. P. in Europa fällt in das J. 1854. Bei dem niedrigen Wasserstande dieses Frühjahrs entdeckte der Lehrer Aeppli bei Meilen im Züricher See die ersten P. und unter ihnen auf dem Seegrunde eine Kulturschicht mit Stein- und Knochenwerkzeugen, keramischen Resten u. ä. Ein Hauptverdienst um die Förderung der nunmehr überall einsetzenden Pfahlbauforschung erwarb sich die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, zumal ihr Präsident Ferdinand Keller, der in den Pfahlbauberichten der Mitt. Zürich eine Zentralstelle für die Mitteilung der Forschungsergebnisse schuf. Schon vorher waren bei Meilen (s. d.) am Bodensee Teile eines P. angeschnitten, aber unbeachtet geblieben. 1856 wurde auch am Bodensee der erste P. in Wangen (s. d.) durch C. Löhle entdeckt und in den folgenden Jahren ausgebeutet. Durch Kellers *Pfahlbautenberichte* (1—8 [1854—1879], 9 [1888] von J. Heierli, 10 [1923] von Viollier u. a.) erhielt die Forschung einen großen Anstoß, und überall fanden sich begeisterte Helfer. Wie rege das überall erweckte Interesse war, geht daraus hervor, daß schon 12 Jahre nach der Entdeckung Aepplis in Meilen allein in den Schweizer Seen und Mooren über 200 Pfahlbaustationen bekannt waren. Besonders haben sich um die Pfahlbauforschung in der Schweiz verdient gemacht: F. Keller, V. Groß, O. Heer und J. Heierli in Zürich; F. Forel Vater und F.-A. Forel Sohn (Morges), J. Messikommer (Robenhausen), L. Rütimeyer in Basel, Uhlmann und Jahn in Bern, Ed. Desor in Neuenburg, Troyon und Morlot in Lausanne, H. Große in Genf. Aber auch außerhalb der Schweiz fanden sich P. in Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich sowie vereinzelt in England, Irland und Schweden.

Proceedings of the R. Soc. Edinburgh 20 (1895) S. 385ff. R. Munro.

§ 2. Verbreitung. Die europäischen P. aus vorgesch. Zeit konzentrieren sich um das Alpengebiet, bei den übrigen handelt es sich um mehr oder minder isolierte Erscheinungen abseits von dem allg. Gange der Entwicklung dieser Siedlungsweise, wie es bisher scheint. Die Verbreitung mag folgende Liste zeigen.

I. Schweiz: Züricher See 10 Stationen (Bauschanze, Kl. u. Gr. Hafner, Wollishofen [s. d.], Erlenbach, Ober-Meilen [s. Meilen], Männedorf, Uetikon). Greifensee 6 Stationen (Riedikon, Storen). Pfäffikersee 5 Stationen (Robenhausen [s. d.; Band XI Tf. 26—28], Himmerich, Ingenhausen, Pfäffikon, Riedbühl). Vom Bodensee (s. d.) 14 Stationen (Mammern, Feldbach, Steckborn, Berlingen, Ermatingen, Konstanz, Kreuzlingen, Bottighofen, Münsterlingen, Altnau, Keßweil, Auban). Zuger-See 6 Stationen (Zug, Koller, St. Andreas). Sempacher See 11 Stationen (Sursée I—III, Schenken, Eich, St. Margaret, Ober-Kirsch). Bielersee 20 Stationen (Nidau-Steinberg, Schaffis [s. d.] I und II, Douane, Sutz, Lattrigen I und II, Mörigen [s. d.], Gerolfingen [s. d.], Hagneck, Lüscherz [s. d.] I und II, St. Pierre, Vingrave, Finelz [s. d.], Port). Neuenburger See 51 Stationen (u. a. Cudrefin, Port-Alban, La Raisse, Chevroux [s. d.; Band IV Tf. 54 Abb. 24], Forel, Estavayer, Font, Perron, Yvonand, Grandson, Corcelette [ebd. Tf. 53, 9; 54, 23. 29; VIII Tf. 82 a], Concise, St. Aubin, Treytel, Bevaix, Châtelard, Vaux, Cortaillod [s. d.], Auvernier [Band IV Tf. 54 Abb. 44], St. Blaise, Colombier; oft mit mehreren Stationen). Murtensee 18 Stationen (Montilier, Murten, Meyriez, Greng-Insel, Greng-Mühle, Faoug I, II, Vallamand, Guévaux I, II, Mur I, II, Môtier I, II). Je 2 Stationen im Mauener See und Egelsee (s. Niederwil; Band V Tf. 34 b). Je eine Station im Baldegger, Nußbaumer, Wauwyler (s. Wauwil), Inkwyler, Moosseedorfer (s. Moosseedorf) See, im See von Luisel, im Riedsee und Burgäschi-See (s. Burgäschi), ferner in verschiedenen Torfmooren: Frauenfeld, Hei-

menlachen-Moor (Band V Tf. 34a) u. a. Vom Genfer See gehören 27 Stationen dem Schweizer Gebiet an (Villeneuve, Cully, Pandex, Pierrettes, St. Sulpice, Morges [s. d.; Band IV Tf. 51, 3; 53, 7], Fraidaigue, Rolle, Dully, Promenthoux, Genthod, Genf I, II, Collogne I, II, Bellerive, Corsier). S. a. Band XI Tf. 122—126.

Lit. s. unten und Schweiz B, dazu: F. Troyon *Habitations lacustres du Lac de Neuchâtel* 1865; *Atlas des stations lacustres... de Suisse, offert aux Congressistes* Congrès Intern. d'Anthr. Genf 1912; neueste Zusammenstellung der P.: A. Schenck *La Suisse Préhistorique* Lausanne 1912 S. 188ff.

II. Frankreich hat im Westalpengebiet 33 Pfahlbaustationen aufzuweisen, von denen 17 allein auf den Genfer See fallen (Nernier, Messery, Coudrée, Anthy, Thonon); 6 im Lac d'Annecy (Annecy, Vieugy, Le Châtillon, Le Roselet; vgl. *L'Homme préh.* 1884 S. 687ff. É. Serand); 8 im Lac du Bourget (Band IV Tf. 54 [b]. 25—27, 55gg—ii; Conjux, Châtillon, Grésine I, II [ebd. Tf. 53 Abb. 13, 14], Meimart, Le Saut, Les Fiollets, Charpignat; vgl. Déchelette *Manuel* II 1 S. 115ff). Ferner 2 Stationen im Département Jura: Lac de Clairvaux (s. d.; a. a. O. I 366ff.) und Lac de Châlain (s. d.; a. a. O. und II 1 S. 115). Hochmittelalterlich: P. im See von Paladru (Station des Grands Roseaux; Chantre *Les Palafittes du lac de Paladru* 1874).

III. Deutschland hat vor allem 42 Stationen des Bodensees aufzuweisen (Friedrichshafen, Seemoos, Manzell, Fischbach, Immenstaad, Hagnau, Haltnau, Unter-Uhldingen, Maurach, Nußdorf, Überlingen, Sipplingen, Ludwigshafen, Bodman [s. d.; Band II Tf. 12], Wallhausen, Dingelsdorf, Litzelstetten, Mainau, Staad, Hegne, Allensbach, Markelfingen, Hornstaad, Gaienhofen, Hemmenhofen, Wangen [s. d.] u. a.); s. Bodensee. Ferner 3 Stationen im Federseemoor bei Schussenried (Dullenried, Aichbühl, Riedschachen); s. Schussenried; Tf. 30^A—30^D; Band V Tf. 35, 36; XI Tf. 114. Der oft zitierte Pfahlbau auf der Roseninsel ist kein Pfahlbau, sondern eine einfache Inselsiedlung. Über dtsch. Pfahlbauten außerhalb des alpinen Gebietes s. § 8; über Flußpfahlbauten § 7.

IV. Italien hat in den oberital. Seen und in den Torfmooren des Po etwa 40 Pfahlbaustationen. Lago Maggiore 2 Stationen, Mercurago und Lagozza. Lago Varese mit Stationen auf der Insel Virginia, gegenüber Bodio, Cazzago und Bardello, und im Moor von Brabbia. Ferner Lago di Monate, L. di Varano, L. di Pusiano, L. d'Annone (4 Stationen), im Torfmoor von Cupriano s. des Comer Sees, im Iseo-See, 10 Stationen im und am Garda-See (Lagazzi, Polada, Cataragua, Desenzano, Peschiera, Il Bor, Pacengo, Mincio), je eine in den Torfmooren von Cascina, Saline und Loffa di Sotto, im Lago di Fimon (s. Fimon-See), bei Arquà Petrarca (s. d.) und im Lago di Montorfano.

Peet *Stone and Bronze ages* S. 289ff. Über den neuesten Pfahlbaufund im See von Montorfano: Rivista archaeolog. della Prov. di Como 1919/20 S. 3ff. Baserga.

V. Österreich. Pfahlbauten sind bekannt aus dem Neusiedler-See (s. d.), dem Attersee (6 Stationen: Seewalchen, Weyeregg, Puschacher), Mondsee (s. d.; 2 Stationen; Band VIII Tf. 101—104), dem Traunsee und dem See von Gmunden, dem Keutschacher See in Kärnten und aus Krain aus dem Laibacher Moor (letzter Bericht: Jahrb. AK. 1910 S. 92ff. W. Schmid). Auch aus Tirol sind Anzeichen bekannt (Jahrb. AK. 6 [1912] S. 49f. Menghin).

VI. Aus Kroatien sind endlich noch als zum Alpengebiete gehörig die Pfahlbauten von Ripač (s. d.) bei Bihač und von Donja-Dolina zu nennen.

Mitt. Bosnien 5 (1897) S. 29ff. Radimsky; ebd. 9 (1901) S. 1ff. Truhelka.

§ 3. Alle diese P. des alpinen Gebietes gehören einer geschlossenen Gruppe an, deren Kultur bei lokaler Variation eine Gleichartigkeit zeigt, die zwingt, sie als einen Kulturkreis zu betrachten, der freilich von den verschiedensten Seiten beeinflußt wurde, am stärksten natürlich in den Randgebieten (s. Michelsberger Typus, Mondsee, Schussenrieder Typus, Schweiz B, C).

§ 4. Die Größe der P. schwankt außerordentlich. Während einige nur eine oder wenige Hütten umfaßt haben können, ziehen sich nach den Untersuchungen Schumachers die Seedörfer des Bodensees (s. d.) parallel zum Ufer in einer Breite von 30—75 m über Strecken von 400—800 m hin. Ähnlich sind die Verhältnisse der großen Station von Morges (s. d.), die bei einer Br. von 30—45 m eine L. von 360 m aufweist, also über 10000 qm groß ist. Robenhausen (s. d.; Band XI Tf. 28) ist auf rund 100000 Pfählen gebaut. Am breitesten sind die Stationen in der Mitte und werden nach den Enden zu schmäler. Der Grundriß ist immer unregelmäßig und zeigt deutlich die allmähliche Entstehung der Siedlungen. Die auf den Plattformen stehenden Hütten sind stets von viereckigem Grundriß, wo sich ein solcher erkennen läßt (z. B. Bottighofen; Jahresber. Schweiz. Urgesch. 5 [1912] S. 105 E. Tatarinoff, J. v. Sury). Meist wird eine Plattform für den ganzen P. errichtet gewesen sein, gelegentlich (s. Schussenried) standen die Hütten auch auf gesonderten Plattformen, die durch Brücken miteinander verbunden waren (vgl. die Rekonstr. Band V Tf. 36). Dann greift die Plattform nach vorn über die Hütte hinaus, um einen Arbeitsplatz im Freien zu schaffen. Auf der Seeseite wird der P. bisweilen durch einen Palisadenzaun abgeschlossen, der Durchfahrten aufweist, z. B.

bei Bodman (s. d.; vgl. v. Tröltsch a. a. O. S. 31, 218). Mit dem Lande waren die P. durch Brücken verbunden.

§ 5. Zeitstellung der alpinen P. Die P. reichen vom Vollneol. bis in die j. BZ hinein. Mit dem Aufkommen des Eisens scheinen sie verlassen zu sein. Nur die südöstlichste Gruppe ist jünger. Ripač (s. d.) ist noch späte BZ, aber Donja-Dolina beginnt erst im 7. und 6. Jh. v. C. Der Waffenplatz La Tène (s. d.) ist kein P. im eigentl. Sinne. Die P. gehören teils nur einer Per. dieser langen, etwa 3000jähr. Entwicklung an, in einigen Fällen haben sie aber auch die ganze Entwicklung durchgemacht. So sind von den etwa 40 Stationen des Genfer Sees 13 der StZ, 3 dem Übergang von StZ zur BZ, 19 der BZ allein zuzuschreiben, während 6 sowohl Funde aus der StZ wie der BZ aufweisen. Nur in 3 Stationen sind hier auch Eisenartefakte gefunden (Mitt. Zürich 22 [1886/90] S. 82ff. [9. *Pfahlbauber.*] Heierli-Forel). Natürlich haben auch nicht alle neol. Dörfer die ganze Entwicklung der StZ mitgemacht, sondern meistens gehören sie nur einem Abschnitt dieser Kultur an (s. Schweiz B). So liegen in Robenhausen (s. d.) 3 verschiedene Dörfer übereinander, die, wenn auch in der mittleren Schicht schon Kupfer bekannt ist, doch alle in die StZ zu setzen sind. Wo an derselben Stelle zwei Stationen liegen, von denen eine der StZ und eine der BZ angehört, ist im allg. festzustellen, daß die Siedlung der BZ viel weiter draußen (bisweilen 100—200 m) im See liegt als erstere. In der Schweiz überwiegen im N die P. der StZ, im S die der BZ. Die frz. sind fast alle bronzezeitlich.

§ 6. Zweck der Pfahlbauten. Die früher vielfach verbreitete Anschauung, daß die P. lediglich als Fliehburgen, Fischerdörfer oder gar nur als Sommerwohnungen oder als Getreidespeicher errichtet seien, ist durch die Funde widerlegt. Sie sind ständig besiedelt gewesen, und aller Hausrat, den die Kultur der betr. Zeit bot, fand sich auf ihnen. Daß selbst Vieh in ausgedehntem Maße auf ihnen gehalten wurde, zeigen die zahlreichen Exkremente in den Kulturschichten (s. Robenhausen). Ebensowenig können die hygienischen Gründe, die wir bei modernen P. kennen, und auf die besonders die Gebr. Sarasin und W. Bölsche (*Der Mensch der Pfahlbauzeit*) hingewiesen haben, maßgebend gewesen sein. Reinerth (*Pfahlbauten am Bodensee* 1922 S. 14) weist mit Recht dagegen darauf hin, daß die P. oft im Sumpf angelegt sind, wo dieses Moment vollständig wegfällt. Es bliebe das Sicherheitsmotiv. Dieses schien dadurch bestätigt, daß die Pfahlbauten-Kultur, wenn sie in Landsiedlungen auftritt, meist von gewaltigen Festungen begleitet ist (s. Festung A, Michelsberger Typus). Darauf schien es auch hinzudeuten, daß die Stationen der BZ regelmäßig weiter draußen im See liegen; man glaubte daraus auf eine Vervollkommnung der Bautechnik schließen zu dürfen. Aber gerade diese bronzezeitl. P. lehren, daß andere Gründe und andere Verhältnisse als die heutigen vorgelegen haben müssen. Es wären nämlich z. T. für deren Substruktion 7—8 m l. Pfähle erforderlich gewesen. Das ist natürlich unmöglich. Durch die Mooruntersuchungen von C. A. Weber und namentlich Gams ist erwiesen, daß im Neol. die subboreale Trockenzeit einsetzte, in der BZ ihr Maximum erreichte und während der HZ zu Ende ging (s. Klima-Optimum). Diese Trockenzeit bewirkte, daß sich z. B. der Seespiegel des Bodensees um 3—5 m senkte, daß mit anderen Worten die P. gar nicht im See, sondern am See-Ufer errichtet wurden. Die P. der BZ liegen demnach einfach deswegen weiter im See, weil sie in das Maximum der Trockenzeit fallen, in dem sich das Ufer weiter vorgeschoben hatte. Nun sind die typol. ältesten Siedlungen der Pfahlbauten-Kultur die des Michelsberger Typus, reine Ackerbaustationen im waldfreien Lößgebiet Südwestdeutschlands bis nach Böhmen hin, in einzelnen P. des Bodensees (z. B. Sipplingen, Bodman) sind auch noch Tulpenbecher dieser Per. gefunden worden, während, je weiter man die Stationen der Pfahlbauten-Kultur in die Alpen hinein verfolgt, allmählich immer mehr jüngere Typen vorherrschen. Die Landsiedlungen der Pfahlbauten-Kultur aber verschwinden und machen anderen Kulturen Platz. Man muß daraus schließen, daß sich die Träger der Pfahlbauten-Kultur, die ursprünglich den größten Teil Süddeutschlands bewohnten,

allmählich in die Alpen zurückzogen (so Mainz. Z. 2 [1907] S. 11ff. K. Schumacher; jetzt ders. anders: *Rheinlande* I 29). Dieser Rückzug der Träger der Michelsberger Kultur in die Schweiz, der sich mit dem der Alemannen nach 496 n. C. vergleichen läßt, ist sicherlich unter dem starken Druck einer fremden Bevölkerung erfolgt, als welche sich zwanglos die Träger des Rössener Typus (s. d.) und der Bandkeramik ergeben, deren Berührung mit dem Michelsberger Typus sich in einer Reihe von Mischstilen an der Grenze des späteren Pfahlbautenkreises äußert (s. Altheimer Typus, Mondsee-Typus, Schussenrieder Typus). Hier in der Schweiz standen den Michelsbergern nicht die weiten, waldfreien Lößflächen zur Verfügung; an ein Roden des Urwaldes, der die Seen umsäumte, war bei dem vorhandenen Werkzeugmaterial nicht in größerem Umfange zu denken, so blieb nur der schmale Streifen Land zwischen dem Waldrand und den Seen. Wegen der Überschwemmungs-Gefahr mußte man die Siedlungen auf Pfählen errichten, was keine großen Schwierigkeiten machte, da man schon vorher viereckige Häuser mit großen, senkrechten Balken zu errichten verstand (s. Michelsberger Typus). Den Untergrund für diese Uferhäuser hat man gelegentlich durch eine Steinaufschüttung gefestigt („Steinberge"). Auf Moorboden aber ging man bisweilen zu einer festeren Bauart über, zum Packwerkbau (Wauwil [s. d.], Niederwil [s. d.]). Die neue, durch die Umstände erzwungene Siedlungsweise bot den Vorteil, daß man neben Ackerbau und Viehzucht auch bequem der Jagd in den nahen Wäldern und der Fischerei nachgehen konnte. Auch das Sicherheitsmotiv ist natürlich nicht ganz auszuschalten. Dem Verkehr auf dem See dienten Einbäume (s. d.; z. B. Schussenried), die mit Rudern (s. Robenhausen) getrieben wurden.

§ 7. Flußpfahlbauten. Längs des ganzen Rhein-Tals sind auch im Flusse selbst vom Oberrhein bis in die Gegend von Andernach P. festgestellt worden, die sich in ihrer Anlage ganz mit den Seestationen decken. Sie liegen teils an geschützten Stellen des Ufers oder auch an Nebenflüssen, besonders gern aber lehnen sie sich an die Inseln im Flusse an, weshalb sie auch in der Mainzer Gegend mit ihren vielen „Auen" besonders häufig sind. Von den zahlreichen, besonders durch K. Schumacher nachgewiesenen Stationen seien hier genannt: Liedolsheim und Huttenheim am bad. Rhein-Ufer, im Riedland der elsäss. Rhein- und Ill-Niederung Erstein und Straßburg, an der Zorn Krautweiler, am Main Kostheim, die Mainzer Auen und der Mäuseturm bei Bingen.

Karlsruher Veröffentlichungen 3 (1901) S. 31ff.; Mainzer Festschr. S. 23 K. Schumacher; ders. *Rheinlande* I 23f.; Anz. f. Els. AK. 1912 S. 243ff., 314ff. R. Forrer; Archiv f. hess. Gesch. NF 3 (1912) S. 315 E. Anthes.

Diese rhein. Flußpfahlbauten schließen sich ganz eng an die Gruppe der alpinen P. an, und ebenso auch die obschon jüngeren P. Bosniens und Kroatiens der Save und der Una (s. o. § 2 VI).

§ 8. Pfahlbauten außerhalb des alpinen Gebietes. Ob die verschiedentlich in Norddeutschland und Skandinavien nachgewiesenen P. in einem inneren Zusammenhange mit denen des Alpengebietes stehen, ist bei dem Mangel aller Zwischenglieder noch zweifelhaft. Doch gehören einzelne derselben sicher in das Neol. Aus Mecklenburg führt R. Beltz allein 29 Fundplätze auf, deren Pfahlbaucharakter freilich nicht immer sicher ist. Von diesen ist die 1868 untersuchte Station von Groß-Woltersdorf (s. d. und Band IV Tf. 264) bei Wismar die wichtigste, da sie zeitlich geschlossen dem frühen Neol. angehört. Gerade die Umgegend der Wismarer Bucht hat vielfach P. ergeben: Gägelow, Lattmoor (Müggenburg), wo auch Hausgrundrisse festgestellt sind, und zwar neben zwei viereckigen drei runde, Wolfsburg, Redentin (3 Stationen), alle neol., meist jungneol., nur von der Wolfsburg stammen anscheinend auch Bronzen. Auch Meerpfahlbauten sind hier festgestellt. Die übrigen Fundplätze verteilen sich auf das Land. Ein Packwerk-Pfahlbau der Ganggräberzeit ist wohl die Station Flintholm auf Alsen. Auch aus West- und Ostpreußen sind eine Reihe von neol. P. bekannt. Bei der Siedlung im Kownatken-See (s. Ostpreussen A § 11) ist es freilich noch zweifelhaft, ob nicht eine Floßstation vorliegt, dagegen ist in dem Wiesenmergellager zwischen Worle und Gohra, Kr. Neustadt, Pommerellen, ein richtiger P. nachgewiesen. Zu den schon länger bekannten P. Ostpreußens ist neuer-

dings einer bei Pr. Bahnau, Kr. Heiligenbeil, gekommen. Die Station Holte bei Kopenhagen ist nicht dieser Gruppe zuzurechnen, aber in Schweden ist der P. Alvastra eingehend von Frödin untersucht worden (s. Nordischer Kreis A § 4c). Über P. in Großbritannien und Irland s. Pfahlbau D. Außerhalb des nord. Kreises sind neol. P. noch bei Leipzig und in Galizien (Kwaczala) nachgewiesen. Aus Böhmen sind zwei P. bekannt: Libišany, Franzensbad (s. Böhmen-Mähren B § 18ff.).

Mecklenburg: R. Beltz *Die vorgesch. Altert. des Großherzogtums M.-Schwerin* S. 119ff., mit weiterer Lit. — Flintholm: ZfEthn. 37 (1905) S. 996f. C. Rothmann. — Kownatken-See: Sitzungsber. Prussia 13 (1886/7) S. 73; ebd. 14 (1887/8) S. 268f.; Präh. Z. 3 (1911) S. 87f. G. Sarauw. — Gohra-Worle: Amtl. Ber. Westpr. Prov.-Mus. 1909 S. 21ff. Conwentz; Präh. Z. 2 (1910) S. 225. — Ostpreußen: ZfEthn. Verh. 16 (1884) S. 560ff.; E. Hollack *Vorgesch. Übersichtskarte v. Ostpreußen* 1908. — Alvastra: Fornvännen 1910; Mannus 2 (1910) S. 109ff. O. Frödin, u. s. — Leipzig: M. Naebe *Die steinzeitl. Besiedlung der Leipz. Gegend* 1908 S. 6f. — Galizien: Wiener Präh. Z. 7/8 (1920/21) S. 20 W. Antoniewicz. — Böhmen: Obzor 1913 S. 9 K. Buchtela; Mitt. Zentr. Kom. Wien 1889 S. 58; ebd. 1890 S. 84; Pič *Starožitnosti* I 1 S. 153; Wiener Präh. Z. 1 (1914) S. 36 E. Šimek.

Die ir. Crannogs (s. d.) stehen in keinem direkten Zusammenhange mit den P., aber unbedingt sind die Terramaren Oberitaliens (s. Terramare B) von ihnen abzuleiten und in ihrer eigentümlichen Anlage als eine Fortentwicklung derselben zu betrachten.

Sumpfsiedlungen, die teilweise reinen Pfahlbaucharakter tragen (z. B. Fulda: J. Vonderau *Pfahlbauten im Fuldatale* 1899; Eschwege u. v. a.), sind aus den verschiedensten Teilen Deutschlands aus dem frühen Mittelalter bekannt, besonders in dem wend. Kreise. In diese späte Zeit werden auch die P. des Barmsees, Oberbayern (ZfEthn. Verh. 15 [1883] S. 419), gehören.

Pfahlbautenberichte s. Literatur zu A. — Ed. Désor *Les Palafittes du lac de Neuchâtel* Neuenburg 1865; R. Munro *The Lake-dwellings of Europe* London 1890; F. Keller *The Lake-dwellings of Switzerland* London 1878; V. Groß *Les Protohelvètes* Paris 1883; Hoernes *Natur- u. Urgeschichte d. Menschen* II (1909) S. 98ff.; Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901; A. Schenk *La Suisse Préhistorique* 1912 S. 188ff.; K. Schumacher *Rheinlande* I (1921) S. 21ff.; 8. Ber. Röm. germ. Kom. 1913/14 S. 32ff. ders.; Déchelette *Manuel* I 363ff.; C. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 60ff.; S. Müller *Urgeschichte Europas* S. 97ff.; Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* Berlin o. J. (1912) S. 515ff.; ferner s. Bodensee, Schweiz B, C und die schon genannte Lit.

† W. Bremer

C 1. Frankreich. Steinzeit. Es gibt nur drei neol. P., einen im See von Annecy, und zwar beim Hafen dieses Ortes, einen im See von Clairvaux, der der wichtigste ist, und einen weiteren im See von Châlain. Der erste gehört zu Savoyen, und die beiden anderen liegen im Jura-Gebiet. Die Funde aus diesen Stationen bestehen aus Silexpfeilspitzen, polierten Äxten, Hämmern und anderen Werkzeugen aus Hirschhorn, Pfriemen aus Knochen, glatter, schwärzlicher Keramik, hölzernen Gegenständen, Knochen von wilden Tieren und von Haustieren sowie aus Pflanzenresten, die beweisen, daß es sich hier schon um eine ackerbautreibende Bevölkerung handelt. Kupferne Gegenstände sind besonders selten und unbedeutend. Die Grabstätten, die zu diesen Stationen gehören, sind Steingräber und nicht-megal. Steinkisten. Der interessante Einbaum im See von Châlain, der eine Länge von 9,35 m besitzt, ist der größte, der bisher in den P. gefunden ist (s. Einbaum). S. a. Lac de Châlain, Lac de Clairvaux.

Le Mire *Découverte d'une station lacustre de l'âge de la pierre dans le lac de Clairvaux* Ext. Bull. Recueil de l'Acad. de Besançon 1872; A. de Mortillet *Palafittes du lac de Clairvaux (Jura)* L'Homme Préh. 1905 S. 44; Revue préhistorique illustrée de l'Est de la France 1906 S. 47 Piroutet; A. de Mortillet *Palafittes du lac de Châlain* L'Homme Préh. 1906 S. 65; G. de Mortillet *Age du bronze, Tourbières et habitations lacustres* Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie de Paris 1893 S. 116.

J. de C. Serra-Ràfols

C 2. Frankreich. Bronzezeit. Die bedeutendsten P. waren an den Ufern des Sees von Bourget. Bis jetzt sind 8 Stationen bekannt: Grésine (die zwei größten), Châtillon, Le Saut, Charpignat, Meimart, Les Fiollets und Conjux. Das Inventar ist durchaus das der Schweizer P.: Gußformen, Barren, Tüllenhämmer, Lappen- und Tüllenäxte, alle die bekannten Messerformen, Meißel, Nadeln, Schwerter mit vollem, angegossenen Griff, Fibeln, Schmuck aller Art, Rohre mit Rasselringen usw., Reste von Korbflechtereien und Geweben, wie auch sonst bekannt (Band IV Tf. 53 Abb. 13. 14, 54 Abb. 25—27, 55gg—ii). Tierwelt und Nutzpflanzen sind genau die der Schwei-

zer gleichzeitigen Anlagen, ebenso die Keramik. Die bekannten Halbmond-Tonidole kommen häufig vor, einige z. T. mit unterer Verlängerung zum Aufstecken auf eine Stange, z. T. sehr lang gestreckt und gerade. Der P. von Châtillon lieferte besonders viele Scherben mit Zinnstreifenauflage auf feinem, schwarzen Ton (s. Zinn A § 4). Dieselbe Ware kommt auch in Grésine vor wie auch in den Schweizer P. und Oberitalien. Außer der gewöhnlichen Pfahlbauware vom Villanova-Typus sind weitbauchige, schrägrandige, mit parallelen Rillen verzierte Gefäße wichtig. Diese Gefäße haben deutlich späteren Hallstattcharakter. Damit sehen wir in der Pfahlbaukeramik spätbronzezeitl. Art die beiden Haupttypen der Hallstattware: den bauchigen Topf- mit Schrägrand und den mit abgesetztem, konischen Halse und Schrägrand. In Grésine, Le Saut, Châtillon fanden sich ebenso wie in verschiedenen schweizerischen Stationen auch schon Scherben mit roter und weißer Bemalung. Auch eingestempelte Ornamente erscheinen, so in den Stationen des Sees von Bourget eingestempelte Svastika (s. Hakenkreuz A) samt den Tonstempeln dazu (Bertrand *Religion des Gaulois* S. 143 Abb. 6). Zu erwähnen sind noch Spinnwirtel mit Resten von Holzspindeln und kleine Tierfiguren aus Ton (See von Bourget).

Im ganzen ergibt sich genau dasselbe Bild wie in der Schweiz, mit deren P. die frz. sich zu einer Gruppe zusammenschließen. Die Wirkung dieser Gruppe ist in den Ausstrahlungen und Wanderzügen der Urnenfelderleute, die dem gleichen Stamme angehörten, in ganz Mittel- und Ostfrankreich sehr deutlich. S. a. Frankreich C. — Chronol. gehören die frz. P. in die BZ und den Anfang der HZ. S. a. Frankreich B § 72.

Perrin *Palafittes ou habitations lacustres de la Savoie* in Chantre *Age du br.* II 168—223 Tf. 52—83; Costa de Beauregard *Habitations lacustres du lac du Bourget* Paris 1870; Déchelette *Manuel* II 1 S. 115ff., 385ff.

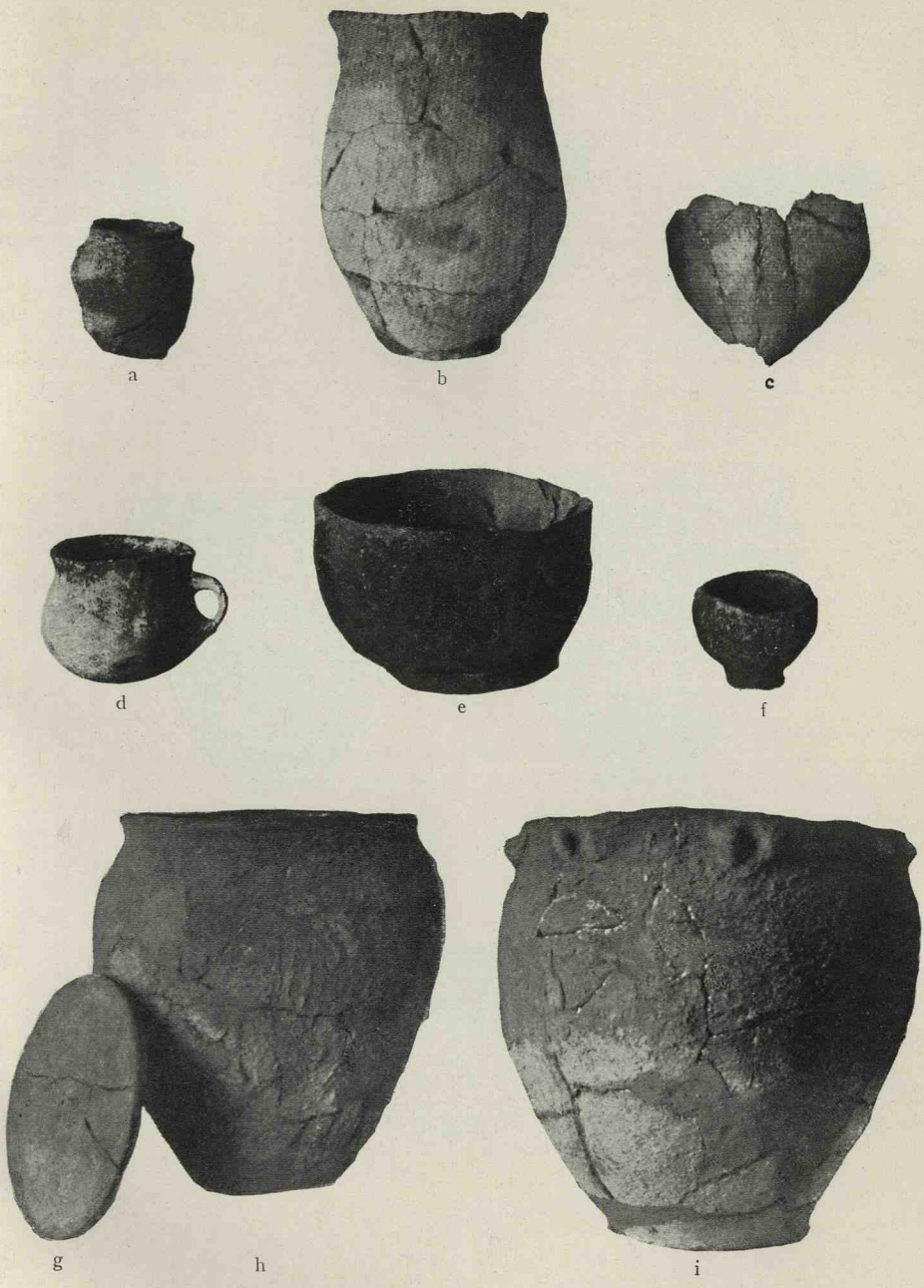
E. Rademacher

D. Großbritannien und Irland. Aus Großbritannien sind eigentliche P. frühestens aus der BZ bekannt von Barton Mere (s. d.), Suffolk, und vielleicht noch von Newbury, Berksh., und wenigen anderen FO. Die neol. Ansiedlung im Gibb Tarn-See (s. d.), Cumberland, ist nach den Funden nicht als ein P. aufzufassen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei West-Furse, Ulrome und den anderen Fundplätzen in Holderness (s. d.). Die bekannten Wasser- und Moorsiedlungen Großbritanniens aus der LTZ wie die schott.-ir. Crannogs (s. d.), zu denen in gewisser Weise auch die große Niederlassung von Glastonbury (s. d.) zu rechnen ist, sind keine eigentlichen P., da ihre Hütten auf künstlichen, inselartigen Erhöhungen, nicht aber auf Pfählen stehen.

Munro *Ancient Scottish Lake-dwellings or Crannogs* 1882, suppl. chapter; Archaeologia 62 S. 593ff., bes. S. 607ff. R. H. Smith. — Newbury: Newbury District Field Club 1872/5 S. 123, 130; ebd. 1886/95 S. 206ff.

† W. Bremer

E. Italien. S. a. Oppeano, Tarent. — § 1. Die zuerst 1851 durch Zufallsfunde bei Peschiera am Südostende des Garda-Sees beobachtete, 1854 bei Meilen (s. d.) am Züricher See genauer umrissene Tatsache der Errichtung von Ortschaften auf Pfählen am Ufer seichter Seen oder Flußläufen oder in einstigen, seitdem vermoorten Seen (*torbiere*) wurde der Ausgangspunkt von Untersuchungen, die schon 1879 durch Helbig in seinem mutigen Buch *Die Italiker in der Po-Ebene* zusammengefaßt und der geschichtlichen Forschung als wichtiges Material für die Frühgeschichte Italiens und die Besetzung der Halbinsel durch den idg. Stamm, der hernach zu ihrer Beherrschung berufen war, zugeführt wurden. Um den Südrand der größeren Seen, Lago maggiore, Lago di Como, Lago di Garda, sowie in und um kleinere Seen des Voralpengebiets, wie Lago di Varese, L. di Monate, L. Iseo, in den Flußläufen und Mooren, die einst wohl auch Teile der Seen oder unregulierter Flüsse waren, von da an westwärts, spärlicher, bis an die Dora-Täler von Susa und Ivrea, ostwärts sich ausbreitend in die späteren Veneter-Gebiete, wo im Lago Fimon bei Vicenza und am See von Arquà Petrarca in den Euganeen Anlagen verwandter Art standen (s. Arquà Petrarca, Fimon-See), erhoben sich jene auf Pfählen, künstlichen Inseln oder Packwerk, zusammengehalten durch dieselben Pfähle, welche den Boden der Hütten trugen, errichteten Niederlassungen, deren runde, rundliche oder, wie in der Schweiz, viereckige Hütten, aus Holz, Lehm, Stroh gebaut, vielfach



Pfahlbau G. Ostpreußen

Keramik: a—c. Zedmar D. — d—i. Zedmar G. Nach Photographien des Prussia-Museums, Königsberg.

Pfahlbau G. Ostpreußen

a. Voigtshof, Kr. Rössel. — b. Tulewo-See, Kr. Lyck. — c—d. Szonstag-See, Kr. Lyck. — e—f. Werder am Arys-See, Kr. Lötzen. — g. Tulewo-See, Kr. Lyck. — h. Szonstag-See, Kr. Lyck. — Nach Photographien des Prussia-Museums, Königsberg.

noch in ihren Resten haben erkannt werden können.

§ 2. Neben den P. für die Lebenden erhoben sich kleinere, aber wohl gleichartige für die Toten, deren verbrannte Reste sich mit den Aschentöpfen ebenfalls noch auf dem Seeboden oder im Moorgrund finden: besonders deutlich erhalten neben einem P. der wahrscheinlich erst durch zwei solche P. entstandenen Isola Virginia am Südrand des Lago di Varese; der gleichen Sitte, neben die Wohnstätte der Lebenden einen kleinen Pfahlbau für die Toten zu setzen, begegnet man in der Schweiz und Savoyen (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 117). Noch viele Werkzeuge, Waffen und Schmuck- oder Gebrauchsstücke aus Stein, Hirschhorn, Knochen, vereinzelt erhalten auch aus Holz, daneben aber schon, obgleich seltener, Kupfer und Bronze (besonders typisch Flachbeile mit leicht gerundeter Schneide und etwas gehobenen Rändern [*a margini rialzati*] und eine Keramik in wenigen charakteristischen Formen und mit sehr bescheidener Verzierung bestimmen die Zeit dieser Siedlungen in das ausgehende 3. und beginnende 2. Jht.

§ 3. Manche der Stätten mögen noch bis ziemlich tief in das 2. Jht. hinab bewohnt gewesen sein, weniger diejenigen an den lombard. Seen und Mooren, welche die ältesten waren und den Ausgangspunkt der ganzen Einzugsbewegung von N durch die Ostschweiz bildeten, als die Siedlungen am Garda-See (hier zuerst, in oberster Fundschicht, Fibeln, die Violinbogen- oder Peschiera-Fibel) und s. desselben, wo zwischen Oglio und Po besonders eine von Castelfranco und Patroni untersuchte und zuletzt Mon. Lincei 24 (1916) S. 309—344 behandelte Ortschaft bei Vhò di Piadena, ebenso, wie es scheint, eine noch ungenügend bekannte Anlage bei Solferino (Notizie 1918 S. 257—269 Patroni) schon auffällige Annäherung an die P. auf festem Lande (Terramaren; s. d. B) zeigen. Dieselbe Wahrnehmung gilt auch für die noch vereinzelten, vorher mit der Nennung von Fimon (s. Fimon-See) und Arquà (s. Arquà Petrarca) gestreiften Siedlungen in der Ostlandschaft, welche später die illyr. Veneter (s. d.) besetzten. Auch ist verständlich, daß die von ihrem Eintrittspunkt in die Halbinsel sich immer mehr entfernenden „Italiker" mancherlei von den Ureinwohnern übernahmen, die uns namentlich nahegetreten sind durch die Hüttenreste (*Fondi di capanne*; s. d.) und Bestattungsgräber in der mittleren Po-Ebene (s. Italien B § 4), wo der Fundplatz von Remedello Sotto (s. d.) am Chiese Colini den Anstoß gab zu seiner verdienstlichen Zusammenfassung dieser neol. oder kuprolith. Kultur (Bull. Paletn. Ital. 24—28, auch unter dem Titel *Il sepolcreto di Remedello Sotto nel Bresciano ed il periodo eneolitico in Italia* als Buch in drei Teilen erschienen). Die engen Beziehungen zwischen den ins Land gekommenen Pfahlbauern und den Ureinwohnern werden immer greifbarer. Was von manchen alten Hüttensiedlungen auf festem Boden zwischen Po und Alpenfuß, z. B. Cella Dati (s. d.; Bull. Paletn. Ital. 34 [1908] S. 81—90, 142—210 Tf. 6), S. Pietro in Mendicate (Notizie 1923 S. 117—127), Regona bei Seniga u. a., den einen, was den anderen gehört, können nur die noch nicht aufgefundenen Gräber, ob Brand, ob liegende Hocker, entscheiden. — S. a. Band VI Tf. 25, 26.

§ 4. Die Aufgabe der Scheu vor Mensch und Tier mit Verbesserung der Waffen, namentlich verstärkter Herstellung derselben aus Bronze, und die ebenfalls durch die Verallgemeinerung der metallischen Werkzeuge erleichterte Bezwingung waldbestandenen oder nicht urbaren Landes seitab von den Seen und den natürlichen Verbindungswegen der Flußtäler führten im 2. Jht. zu einer Verpflanzung der Pfahlbausitte auf das feste Land mit Sicherung solcher Siedlungen durch Wall und Graben, den sog. Terramaren (s. d. B), während der vollentwickelten BZ, der zweiten Kulturstufe der „Italiker" auf ihrem Zukunftsboden.

Was an den Schweizer P. neuerdings über ihre Struktur und Zeit durch Reinerth, Vouga u. a. ermittelt wird, ist auch für die Beurteilung derselben Anlagen am ital. Alpenfuß von selbstverständlicher Wichtigkeit (Jahresber. Schweiz. Urgeschichte 15 [1924] S. 36—40).

Montelius *La civilisation primitive en Italie* I (1895) S. 1—80 Tf. 1—10; Bull. Paletn. Ital. 29 (1904) S. 53—76 Tf. 5 Colini; Peet *Stone and Bronzeages* S. 289—330; Castelfranco *Cimeli del Museo Ponti nell' isola Virginia* 1913; Mon.

Lincei (s. o.); Notizie 1915 S. 189—198 Oppeano; Pinza *Stor. d. civ. ant. d'Italia* 1923 S. 86—109.

v. Duhn

F. Ostalpen (Tf. 30[E]; Band VIII Tf. 101—104). § 1. In den Seen des oberösterreich. Salzkammergutes werden seit den 70-iger J. des verflossenen Jh. außerordentlich zahlreiche Reste vorgesch. P. gehoben. Besonders durch die Grabungen M. Muchs nahe dem Ausflusse des Mondsees (s. d.), bei See, erhielt diese Forschung großes Interesse. Die Funde bestehen ihrer Hauptsache nach aus massenhaften Flach- und Lochäxten aus Stein, Keulenknäufen, facettierten Äxten, sehr vielen Pfeilspitzen, Bohrern, Schabern und Sägen aus geschlagenem Feuerstein, Klopf-, Mühl-, Glätt- und Arbeitssteinen; aus Horn und Bein finden sich Keulenknäufe, Axtfassungen, Pfriemen, Nadeln, Spateln, Doppelgabeln; an verschiedenen Raritäten wurden gehoben Sternkorallenkalk, Marienglas, Bergkristall usw. (Band VIII Tf. 101, 102).

§ 2. Neben der außerordentlich großen Anzahl von Gefäßbruchstücken der Mondsee-Keramik (s. Mondsee-Typus; Band VIII Tf. 103, 104) fanden sich auch, besonders in Stationen des Attersees, zahlreiche Artefakte aus Kupfer und aus Bronze. Auch traf man viele organische Reste, wie insbesondere Axtstiele, Schaufeln usw. aus Holz, Getreide, Haselnüsse, Hirse, Heu, Stroh, Geflechte und Brot, an. Von massenhaft erhaltenen Pfahlresten abgesehen, konnten aber bisher auf Grund der Funde, insbesondere für den Bau der Hütten auf den Pfahlrosten, keine bestimmten Anhaltspunkte angetroffen werden.

Das Zentrum der ostalpinen P. liegt in den Seen des Salzkammergutes, wo aus dem Mondsee die große Pfahlbaustation bei See und aus dem Attersee die Stationen bei Attersee, Kammer, Seewalchen und Weyregg genannt seien.

§ 3. Auch aus kärntner. Seen, insbesondere aus dem Wörther See, kommen verschiedene Fundnachrichten, die sich für das Vorhandensein von P. deuten ließen. So wird wiederholt von verschiedenen Stellen von Pfählen, Topfscherben, dann von einem „Pfahlbaumesser aus Bronze mit langer Griffangel" berichtet. Doch sind die Nachrichten durchwegs älteren Datums und gewöhnlich so allg. gehalten, daß eine ausreichende Kritik nicht möglich ist. Unzweideutige Reste, die auf sichere, altzeitl. P. schließen ließen, sind bisher nicht beigebracht worden, es erscheint jedoch in hohem Maße wahrscheinlich, daß sich auch in den kärntner. Seen der Pfahlbaumensch angesiedelt hat. Ähnlich scheint es mit den zahlreichen Streufunden der BZ, die in den vertorften Stellen des Rhein-Tales in Vorarlberg gefunden wurden, zu stehen. Auch hier dürfte es sich um Überreste von P., die möglicherweise schon Moor-Pfahlbauten waren, handeln. Sichere Belege konnten aber auch an diesen Stellen bisher nirgends angetroffen werden.

Im Rahmen dieser Gruppe müssen auch die P. im Laibacher Moor erwähnt werden, welche, obwohl der Mondsee-Kultur sehr nahestehend, besonders im Stile der Keramik verschiedene Abweichungen und eine wesentliche Ornamentverfeinerung zeigen (Tf. 30[E]). — Die P. des Mond- und Attersees gehören ihrer Hauptsache nach dem Jung- und Endneol. an, sie waren aber, wenngleich später viel weniger, so doch bis tief in die BZ hinein besiedelt.

M. Much *1., 2. und 3. Bericht über die Auffindung eines Pfahlbaues im Mondsee* MAGW 2, 3 und 6; E. Hofmann *Pflanzenreste der Mondseer Pfahlbauten* SB. Wien. Ak., Math.-naturw. Kl. Abt. I Bd. 133 (1924) S. 379—409; E. Theuer *Urgeschichte Oberösterreichs* Linz 1925.

G. Kyrle

G. Ostpreußen (Tf. 31, 32). § 1. Die in Ostpreußen bisher untersuchten vorgesch. P. scheiden sich in drei Typen, in den Faschinenbau, den Packwerkbau mit Pfahlbefestigung und den reinen Pfahlbau. Während die erste Klasse für die StZ von Ostpreußen charakteristisch ist, kommt der Packwerkbau erst in der BZ auf, hält sich aber bis ins frühe Mittelalter hinein. Die dritte Art, über die allerdings nur sehr dürftige Notizen vorliegen, scheint auch bereits der BZ anzugehören; zahlenmäßig überwiegt, soweit heute unsere Kenntnis reicht, das Vorkommen des Packwerkbaus.

§ 2. Für die Anlage der P. aller drei Arten sind gewöhnlich windgeschützte Buchten, Untiefen oder Inseln in Seen maßgebend gewesen. Der Umfang der einzelnen Seesiedlungen war verschieden. Bei den meisten scheint nur eine Plattform vorgelegen zu

haben, auf der das einzelne oder mehrere Gehöfte errichtet waren.

§ 3. Der Faschinenbau ist bisher mit Sicherheit nur an zwei Fundstellen nachgewiesen worden: Kownatken-See, Kr. Neidenburg, und bei Tengutten, Kr. Allenstein (Lit. bei Hollack *Ostpreußen* s. vv.). Der Grundriß des ersteren war langgestreckt, wie auch bei den meisten P. vom Typus des Packwerkbaus. Eine Verpfählung der Holzpackungen, zu denen in der Hauptsache dünnes Gehölz Verwendung gefunden hat, wiesen die beiden genannten Wassersiedlungen noch nicht auf. Das Fundmaterial des Kownatker Faschinenbaues läßt diesen als unzweifelhaft steinzeitl. erscheinen. Es fanden sich Scherben mit typisch neol. Ornamenten: Stichreihen, Stichkanal, Strichzonen, Schnurlinien und Wulstringe mit Fingernageleindrücken (s. Ostpreußen A § 11), außerdem ein dicknackiges Steinbeil und eine Dolchspitze, aus dem Röhrenknochen gefertigt. Ferner war die aus den Knochenresten nachweisbare Tierwelt beschränkt auf Rind, Pferd, Schwein, Edelhirsch und Reh.

Die mutmaßlichen Rentierreste dieser Fundstelle, wie sie Braun in Sitzungsber. Prussia 13 (1888) S. 75 glaubte feststellen zu können, sind als solche von R. Virchow auf Grund eigener Untersuchung angezweifelt worden.

Auf eine ehemalige Seesiedlung im Faschinenbau deutet auch eine Fundstelle hin, die im Moor bei Pierkunowen, Kr. Lötzen (Band IX Tf. 215 a), angeschnitten worden ist. Außer Resten von dünnen Hölzern fanden sich Tierschädel, Geweihstücke und ein Gefäß vom Typus wie La Baume *Vorgeschichte von Westpreußen* 1920 S. 11 Abb. 14, mit Strichzonen und Punktreihen verziert (Band IX Tf. 213 f). Eine steinzeitl. Flußsiedlung von nicht näher bezeichneter Form mit sehr altertümlichen Gerätschaften scheint ferner bei Angerapp, Kr. Darkehmen, vorgelegen zu haben (Lit. bei Hollack a.a.O. s.v.). Dieser Fundstelle entstammen eine knöcherne Tüllenaxt, eine langgestreckte Hammeraxt und eine Hacke aus Geweih von typischer Litorina-Form, ein ostpreuss. Schuhleistenkeil und andere Geräte aus Geweih.

Alle 4 steinzeitl. Wasserbauten gehören, nach ihrem Inventar zu urteilen, noch der Ganggräberzeit des N an. Die Gerätschaften, Ornamente und Form der Gefäße sprechen dafür, daß der Faschinenbau von W nach Ostpreußen hineingetragen ist.

§ 4. Der zweite Typus der ostpreuss. P., der Packwerkbau, setzte erst, absolut chronol. betrachtet, mit der BZ, also mit dem 2. Jht. v. C., ein. Er bestand aus gewöhnlich regelmäßig kreuzweis übereinander geschichteten, wagrechten Balkenlagen von meist weichen Baumarten, die bis auf den Seegrund hinabreichten. Als neues bautechnisches Element traten vertikal gerichtete, etwas zum Ufer geneigte, in den Seegrund hineingetriebene, meist eichene Balken auf, die, mit den horizontalen Baumstämmen durch Birkengeflecht verbunden, das ganze Gefüge des Baues zusammenhielten. Eine Erweiterung erfuhren einige P. dieses Typus dadurch, daß zum Schutz gegen Eisgang und hohen Wellenschlag, vielleicht auch aus fortifikatorischen Gründen (s. Aryssee), nach der Seeseite zu oder ringsherum eine oder mehrere Pfahlschutzreihen vor bzw. um die Siedlung gezogen wurden. Folgende Fundstellen lieferten den in Frage stehenden Packwerkbau: Arklitten, Kr. Gerdauen, Bonslack, Kr. Wehlau, Szonstag- und Tulewo-See, Kr. Lyck, Kook- und Probchen-See bei Voigtshof, Kr. Rössel, Czarny-See und Werder am Arys-See, Kr. Lötzen (s. Aryssee; Lit. bei Hollack a. a. O. s. vv.). Der P. hat nach dieser Fundstatistik in der BZ also seine engere masur. Heimat, die er in der StZ als Faschinenbau innehatte, verlassen und ist nach N in die Nachbargebiete übergetreten.

§ 5. Die bezeichneten Packwerkbauten wiesen außer den schon angeführten Merkmalen noch einige weitere Eigentümlichkeiten auf, die unseren bronzezeitl. Typus von dem steinzeitl. scharf trennen. Außer Rundhölzern wurden auch Spaltstücke für die Herstellung der Bauten verwendet. Brücken nach den nahen Ufern konnten bei den meisten Seesiedlungen dieser Epoche festgestellt werden. Ferner fanden sich öfters Einkeilungen zwischen den eng aneinandergestellten Befestigungspfählen vor. Über die Form der Hütten und ihre Bauart kann leider nichts Bestimmtes ausgesagt werden. Nur einige dürftige Überreste lassen hier geringfügige Schlüsse zu. So stammen vielleicht Lehmbatzen mit

Strauchabdruck vom Estrich oder von den Wandbekleidungen, Steinanhäufungen verraten Herdstellen, zu denen wohl auch im Durchschnitt dreieckige Reste von Lehmringen gehören, während Schilfröhricht auf Dachbedeckung hinweist.

§ 6. Die oben angeführten Packwerkbauten der BZ zuzuweisen, dafür spricht vor allem der Umstand, daß typisch steinzeitl. keramisches Material bei ihnen nirgends zutage gefördert worden ist. Wenngleich hier und da noch Stein- und Hornäxte sowie Knochengerätschaften in großer Menge bei bisweilen jeglichem Fehlen von bronzenen Gegenständen zum Vorschein gekommen sind, so deuten doch die Formen aller dieser Sachen auf eine nachsteinzeitl. Per. hin. Bei einigen Packwerkbauten haben sich außerdem noch bronzene, ja sogar eiserne Gegenstände gefunden, so daß man anzunehmen berechtigt ist, daß die Besiedlung dieser Fundstätten noch in der frühen EZ fortgedauert hat.

§ 7. Da die Zeitstellung unserer Pfahlbaugruppe bislang eine strittige, offene Frage geblieben ist, mögen hier zur Stütze der oben ausgesprochenen Zeitansetzung noch einige kurz gehaltene form- und stilkritische Hinweise gegeben werden. Was die Keramik anlangt, so sind die rohen, allen fraglichen Packwerkbauten gemeinsamen Kochgefäße mit Randdurchlöcherung den rein steinzeitl. See- und Landsiedlungen O. noch fremd, desgleichen die zu jenen Gefäßen gehörigen flachen Scheibendeckel mit reicher Fingertupfenverzierung (Lochgefäße und Scheibendeckel lassen sich allerdings für andere Gebiete, z. B. Die Uckermark [Schumann *Die Steinzeitgräber der Uckermark* 1904 Tf. 12, 18], bereits als steinzeitl. nachweisen). Typisch für unsere Gruppe ist ferner die Klasse der Henkelgefäße mit kugligem Boden und eingezogenem, geschwungenen Halse, Charaktergefäße der späten BZ. Auch die Verzierungsweisen — Fingerspitzendellen, fortlaufendes Kneifornament an Halsumbruch oder Gefäßwandung, Strichverzierung in N-Form — sind der Keramik aus jungbronzezeitl. Hügelgräbern eigentümlich. Zudem zeigen die knöchernen Kleingeräte, besonders die Menge der aus Röhrenknochen gearbeiteten Speerspitzen, einen nachsteinzeitl. Charakter. In die späte BZ bzw. frühe EZ weisen zwei bronzene, flache Zierscheiben, eine mit Öse (Szonstag-See), die zweite mit Tutulus (Werder am Arys-See). Eine knöcherne Nadel mit vasenförmigem Kopf (Szonstag-See) ist eine Nachbildung der bronzenen Vasenkopfnadel (s. Nadel A 1 § 56) aus der frühen EZ. Vollends beweisen die eisernen Lanzenspitzen vom Czarny-See und vom Werder am Arys-See die Fortexistenz dieser P. bis in die EZ hinein. Eine blaue Glasperle mit weißer Zickzackeinlage gibt für den Packwerkbau im Czarny-See als unterste Grenze der Besiedlungszeit die frühröm. Per. an. S. a. Tf. 32.

§ 8. Diese chronol. Resultate werden noch gestützt durch faunistische Feststellungen. Wo solche bei unserer Gruppe vorliegen (z. B. Szonstag-See [A. Nehring *Die Fauna eines masurischen Pfahlbaus* Naturwissenschaftliche Wochenschrift 3 Nr. 2] und Werder am Arys-See), ist bemerkenswert, daß zu der in der StZ herrschend gewesenen Tierwelt hinzukommen: Hausschaf und Hausziege. Nach allem liegt die Berechtigung vor, die fragliche Gruppe der ostpreuss. Packwerkbauten hinsichtlich ihrer Zeitstellung etwa von der mittleren BZ bis in die frühe EZ anzusetzen. Aus der röm. und Völkerwanderungszeit fehlt bisher noch jede Kenntnis von ostpreuss. Pfahlbauten. Daß es solche auch damals gegeben haben wird, beweisen zwei P. aus der spätheidnischen Zeit, welche die Tradition des Packwerkbaues beibehalten haben: Bogazewen (Kr. Lötzen) und Schimonken (Kr. Sensburg; Lit. bei Hollack a. a. O. s. vv.). Hier stieß man bereits auf Gefäße von Drehscheibenarbeit. Wie die Bauweise, so hat der Schimonkener P. auch die bei einigen bronzezeitl. Vorgängern üblichen Pfahlschutzreihen nach der Seeseite zu traditionell bewahrt. Während die letztere Seesiedlung bereits dem 12.—13. Jh. angehört, wird für die Bogazewener Fundstelle das 8.—9. Jh. in Frage kommen. In die spätheidnische Zeit ist auch der zerstörte, in seiner Anlage unsichere P. von Queetz (Kr. Heilsberg) zu setzen (Hollack a. a. O. s. v.), wo sich zwei frühmittelalterliche Eisenäxte gefunden haben.

§ 9. Über den dritten Typus, den reinen P., kann bisher nur wenig gesagt werden.

Er mag vorliegen in der Torffundstelle bei Claussen (Kr. Lyck; Hollack a. a. O. s. v.). Der Bericht schweigt nämlich von horizontalen Balkenlagen und erwähnt nur „ca. 50 Pfähle in regelmäßiger Anordnung". Desgleichen scheint dieser Typus für den P. in der Zedmar (Kr. Darkehmen; s. Zedmar) angenommen werden zu müssen, da in dem vorläufigen Bericht des Ausgräbers Stadie (Bezzenberger-Festschrift 1921 S. 156ff.) und in seinem handschriftlichen Fundbericht der Balkenlagen, die für Packwerkbau charakteristisch sind, ebenfalls nicht Erwähnung getan wird.

Die ostpreuss. P. vom Typus des Packwerkbaus, die leider zum größten Teil unmethodisch und mangelhaft untersucht worden sind, bilden vorläufig in Ostdeutschland eine Gruppe für sich. Sie weisen allerdings einerseits auf Zusammenhänge hin mit ähnlichen P. Pommerns und Brandenburgs aus der späteren EZ und haben wahrscheinlich Ableger in Livland gezeitigt, worauf der eisenzeitl. Packwerkbau im Arrasch-See hindeutet (ZfEthn. Verh. 8 [1876] S. 157, 173, 276; ebd. 9 [1877] S. 433ff.).

Literatur außer der bei Hollack *Ostpreußen* angeführten: ZfEthn. Verh. 16 (1884) S. 560f.; ebd. 23 (1891) S. 74, 764ff. Virchow; Sitzungsber. Prussia 18 (1893) S. 58ff.; ebd. 22 (1909) S. 194ff. J. Heydeck; R. Munro *The lakedwellings of Europe* 1890 S. 325ff. W. Gaerte

H. Belgien s. d. B § 3, C § 1.

Pfahlbau-Bevölkerung. Nach der Terminologie von A. Schliz „eine persistent gewordene Mischform aus der Rasse von Grenelle und dem alpinen Teil der Brünner Dolichokephalie". Nach seiner Meinung hat sich also schon im Neol. eine sehr langköpfige Rasse (*Homo Aurignaciensis* [?]; s. d.) mit dem Homo *brachycephalus var. europaea* (s. d.) gemischt. Nach Schwerz können wir im Schweizer Pfahlbaugebiet folgende Gruppen unterscheiden: die altneol. Schädel außerhalb der Pfahlbauten waren zumeist lang gebaut (Mittelzahl des L.-Br.-Index 76, Schwankung 70—82); mit den jungsteinzeitl. Pfahlbauten tritt dann der kurzköpfige Misch-Typus herrschend auf (Mittelzahl des L.-Br.-Index 79); in der Kupferzeit sinkt der Index auf die Mittelzahl von 76, in der BZ ist er 77; mit dem ersten Metall ist also eine langköpfige Bevölkerung erobernd eingedrungen, wahrscheinlich Angehörige des *Homo europaeus* (s. d.). Den besten Überblick, gestützt auf ein reiches Material, gibt Schlaginhaufen. Nach ihm lebten im ältesten Abschnitt des Pfahlbau-Neol. Kurzköpfe mit niedrigem Gesicht, niedrigen Augenhöhlen und breiter Nase (offenbar die Urform des *Homo brachycephalus, var. europaea*). In der zweiten Epoche ist der Typus nicht rein geblieben, sondern offenbar durch Beimischung langköpfiger und langgesichtiger Elemente gekreuzt, denn es treten jetzt häufig längere Gesichter und längere Kopfformen auf. Die längeren Formen „nehmen im Verlauf der neol. Zeit zahlenmäßig zu und vermischen sich mit der kurzköpfigen, breitgesichtigen Bevölkerung weiter, so daß wir am Ende des Neol. nicht nur ‚unharmonische' Kurzköpfe, sondern auch Langköpfe beobachten, deren Gesicht oder Gesichtsteile breit und niedrig gebaut sind. In der BZ sind die Kurzköpfe mit ‚reinem' Breitgesicht verschwunden. Kurz- und namentlich Mittelköpfe, in deren Gesicht die Korrelation nicht mehr oder weniger weitgehend gebrochen ist, machen einen großen Teil der Bevölkerung aus. Daneben hat sich der Langkopf z. T. als gekreuzte, z. T. aber auch als ‚harmonische', d. h. mit langem, schmalen Gesicht ausgestattete Form erhalten".

Neuerdings hat Schlaginhaufen ausführlich das auffallend kleinwüchsiges Skelett einer Frau vom Orte Egolzwil, aus einem frühen Abschnitt des Pfahlbau-Neol. aus dem Wauwilersee (s. Wauwil), beschrieben, das einen bisher aus der Pfahlbauzeit noch nicht bekannt gewordenen Typus zeigt; es ähnelt am ehesten dem von mir in der böhm. und schles. StZ nachgewiesenen Typus I (*Homo sudeticus*; s. d.).

A. Schliz *Beiträge zur prähist. Ethnologie* Präh. Z. 4 (1912) S. 43; F. Schwerz *Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart* 1915 S. 111ff; O. Reche *Zur Anthrop. d. jüng. StZ in Schlesien und Böhmen* Arch. f. Anthr. NF 7 (1908) S. 220—237; O. Schlaginhaufen *Die anthrop. Funde aus d. Pfahlbauten der Schweiz* Mitt. Zürich 1924 S. 239; ders. *Die menschl. Skelettreste aus der StZ d. Wauwilersees* 1925 S. 214ff., 233ff. Reche

Pfahlbaubörse s. Geld § 13.

Pfahlbaukeramik, Nordwestalpine. Die N. P. steht in engster Beziehung zum

Michelsberger Typus und ist als eine Untergruppe der letzteren zu betrachten. Die scharfe Trennung, die A. Schliz zwischen beide Gruppen legen wollte, ist, auch nach Schumachers Urteil, verfehlt. S. Michelsberger Typus.

Montelius-Festschr. 1913 S. 19ff. A. Schliz; [H. Reinerth *Die jüngere Steinzeit der Schweiz* 1926 S. 139ff., 215ff.]. † W. Bremer

Pfahlbaumesser (Band IX Tf. 149f, g). Spätbronzezeitl. Bronzemesser mit geschwungener Klinge, die oft gravierte Verzierung trägt (Strichgruppen, schraffierte Dreiecke, Halbkreise); meist diente ein Griffdorn zur Befestigung des Griffes, selten eine Tülle. Der Griff ist in wenigen Fällen aus Bronze oder Hirschhorn, meist aus vergänglichem Stoff (Holz) hergestellt und darum verloren. Behrens

Pfahlgraben s. Festung.

Pfalz s. Mittel- und Süddeutschland.

Pfand s. Vertrag.

Pfau. Vom P., dem herrlichen Schmuckvogel Indiens, wird angenommen, daß er etwa zur Zeit der letzten großen Herrscher Assyriens, also etwa unter Tiglatpileser, 740 v. C., nach Assyrien kam, für das auch Diodor ihn in späterer Zeit anführt. Während ihn Aristophanes für die Griechen noch als Neuigkeit erwähnt, ist er für das Ägypten des Athenäus schon zum Küchenvogel herabgesunken. Es war wohl orient. Einfluß, wenn der P. als der Vogel der Götterkönigin erscheint. Auf uns unverständlicher Mystik beruht es aber, wenn in christlichen Katakomben der Vogel mit dem Hirsch gelegentlich zusammen erscheint. Er ist auch nicht nur den Jezziden heilig, sondern gibt auch dem Thron des pers. Schah den Namen und findet sich auf späten georg. Münzen. In der j. EZ erscheint in Gokstad unter den Beigaben ein P. mit 12 Pferden und 6 Hunden, und nachsassanid. Pfauen-Figuren finden sich von Vladikavkaz bis Birka in Schweden. Ed. Hahn

Pfeife A. Zum Rauchen.

Obgleich man aus der antiken Literatur weiß, daß dem Altertum die berauschende Wirkung narkotischer Rauchstoffe bekannt war, hat man sich lange gesträubt, das Alter der schon seit 70 Jahren gefundenen P. anzuerkennen. Inzwischen hat sich aber die Zahl von Rauchpfeifen aus röm. Fundstellen derart gehäuft, daß ihre Benutzung in den röm. Provinzen zur Kaiserzeit sich kaum mehr abweisen läßt. Vielleicht hat man den Brauch von den Kelten übernommen, denn es liegen eine bronzene P. von La Tène und die Darstellung eines Pfeifenrauchers auf einer kelt. Münze vor.

Die P. sind aus Bronze, Eisen oder Ton hergestellt. Der Kopf ist meist eiförmig, derjenige von La Tène eingekehlt und längsfacettiert; am unteren Ende setzt das Rohr im stumpfen oder seltener rechten Winkel an. Manche Exemplare besitzen einen im Scharnier beweglichen Deckel. Kopf und Rohr bestehen in der Regel aus einem Stück, ausnahmsweise ist die Röhre ganz kurz und zum Einsetzen eines Holzrohres eingerichtet.

G. de Bonstetten *Recueil d'Antiquités suisses* 1855 S. 36 Tf. 14, 5; II. Suppl. 1867 S. 12ff. Tf. 11, 1—6; Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 349; Forrer *Reall.* S. 647f.; Mitteil. d. Vereinigung d. Saalburgfreunde Heft 7 (1904) S. 97 O. Dahm; Anz. f. schweiz. AK. 16 (1914) S. 195ff., 287ff.; ebd. 17 (1915) S. 33ff., 240ff. B. Reber; ebd. 16 (1914) S. 302 W. Deonna. Alfred Götze

B. Musikinstrument s. Musik A.

Pfeiler s. Baukunst, Haus, Grab, Palast.

Pfeilerkultus s. Kultus, Religion.

Pfeilspitze. S. a. Vogelpfeil.

A. Paläolithikum s. Jagd A § 5, Kunst A.

B 1. Europa. Jüngere Perioden (Tf. 33).

§ 1. Einleitung. — § 2. Pfeilspitzen aus Stein und Knochen. — § 3. Aus Bronze. — § 4. Aus Eisen. — § 5. Schlußbetrachtung.

§ 1. Pfeil und Bogen gehören zu den ersten Waffen des Menschen, wie die Höhlen- und Felszeichnungen (vgl. z. B. Band I Tf. 30) bekunden. Bereits im Paläol. wird neben Knochen und Holz, die wohl zur Herstellung der ursprünglichsten Formen gedient haben, der Stein als Schärfe des Schaftes benutzt. Mit dem Aufkommen der steinernen Spitzen setzt aber erst eine reichhaltige Typenentwicklung ein, beginnend im ausgehenden Paläol., aufsteigend im Mesol. zu größtem Formenreichtum mit dem Höhepunkt bester technischer Vollkommenheit der gesamten vorchrist-

lichen Entwicklung der P. im Neolithikum. Die steinerne P. stirbt auch während der Metallzeit nicht aus, obwohl die Bearbeitung von der neol. Höhe herabsinkt, doch bringen es weder die P. aus Bronze noch die aus Eisen zu einer größeren Mannigfaltigkeit in der Entwicklung. Tritt während der Hochblüte im Neol. das nord. Gebiet mehr in den Vordergrund, so verschiebt sich das Bild während der Metallzeit zugunsten des S und O.

§ 2. Wieweit einzelne Stücke unter den atypischen Kleingeräten des Alt-Paläol. als P. zur Verwendung gekommen sind, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Erst das Moustérien (s. d.) bringt Formen, die man als P. ansprechen könnte. Sie stehen dem Typus der Handspitze am nächsten, sind aber naturgemäß kleiner. Das Aurignacien (s. d.) betrachtet man als die eigentliche Entstehungszeit von P. und Bogen. Die feinste Ausgestaltung der P. während des Paläol. bringt jedoch erst die Stufe von Solutré (s. Solutréen) mit ihrer vorzüglichen Flächenretusche. Spitzen in Form eines Weiden- oder Lorbeerblattes oder die charakteristische Kerbspitze bilden wie bei den Lanzenspitzen die typischen Vertreter (Band XII Tf. 86, 2). Daneben erscheint bereits im Jung-Aurignacien als auffallende Form eine P. mit Stiel, die Spitze von La Font Robert (Band I Tf. 55, 8). So vollkommen die Anfänge in der Typenentwicklung hier im j. Paläol. bereits sind, eine Weiterbildung der Formen erfolgt nicht. Das ausgehende Paläol. mit seinem reichen Mikrolithenschatz im Azilien (s. d.) gibt erst die Grundlage für eine andere, neue Entwicklung, die dann am Ende des Neol. die höchste Blüte der P. überhaupt erzeugt. Doch handelt es sich im Azilien weniger um eine Neuschöpfung, sondern mehr um ein Allgemeingutwerden der feinen Capsien-Formen, um die Entfaltung jener Kultur, die in dieser Zeit den Anfang mit ihrer ausgedehnten Verbreitung über fast ganz Europa macht.

Die Ausgangsformen im Mesol. bilden kleine Feuersteinspäne, die ursprünglich nur an einer Kante, später an mehreren bearbeitet werden. Sie sind von einfacher, häufig geometrischer Form. So zeigt die älteste Entwicklung neben einfach gedengelten Stücken Segmente, Zweiecke, lanzettenförmige, rhombische und dreieckige Spitzen. Gemäß der Art der Befestigung dieser Formen hat man sie längsschneidig genannt. Doch treten auch Formen mit eingezogener und abgeflachter Basis auf, andere zeigen erste Versuche einer Stielbildung, diese „Abarten" setzen eine andere Befestigungsart voraus. Die längsschneidigen Typen (Band IX Tf. 3 m) gehören dem Ende des Paläol. und dem Mesol. an. Sie sind über ganz Europa verbreitet, soweit es damals besiedelt war. Wegen ihrer charakteristischen Befestigungsart bilden sie ein wichtiges chronol. Hilfsmittel (Band I Tf. 30, linker Schütze). Aus den dreieckigen P. können trapezoide Formen entstehen, die die Vorstufe der trapezförmigen, damit nicht mehr längs-, sondern querschneidigen P. bilden. Diese Entwicklung wird etwa mit dem Übergang von der Ancylus- zur Litorina-Zeit zusammenfallen: in Maglemose gibt es noch keine querschneidigen P., in Swærdborg Mose ist bereits eine querschneidige gefunden worden, und in den Kökkenmöddingern treten die längsschneidigen nicht mehr auf. Dieser Tatbestand schließt jedoch nicht aus, daß in gewissen, damals abgelegeneren Gebieten sich die längsschneidigen P. bis in die Litorina-Zeit und länger (?) hielten, während vielleicht an entwicklungsgeschichtlich günstigen Plätzen die querschneidigen P. bereits in der Ancylus-Kultur auftraten. Die Hauptmasse der querschneidigen P. gehört erst dem Neol. an (Band IX Tf. 75 b); ihre Ausläufer reichen bis in die BZ hinein. Ihre Form wird verbessert, indem statt der ursprünglich einseitigen Bearbeitung beide Seitenkanten gedengelt werden, die Form sich streckt auf Kosten der Breite zugunsten der Länge und die Langseiten immer stärker eingezogen werden. Das Endergebnis bildet wiederum eine dreieckige P., die sich aber durch Befestigungsart und Ausarbeitung der Seitenkanten von den älteren, längsschneidigen Formen deutlich unterscheidet, da ihr Entwicklungsgang ein anderer ist.

Die trapezoide P. barg neben der Ausbildung zu der rhomboiden und dem Dreieck jedoch noch andere Möglichkeiten der Entwicklung in sich. Durch Einziehung der beiden unteren Seitenkanten war die Vorstufe der Stielspitzen gegeben, deren Ver-

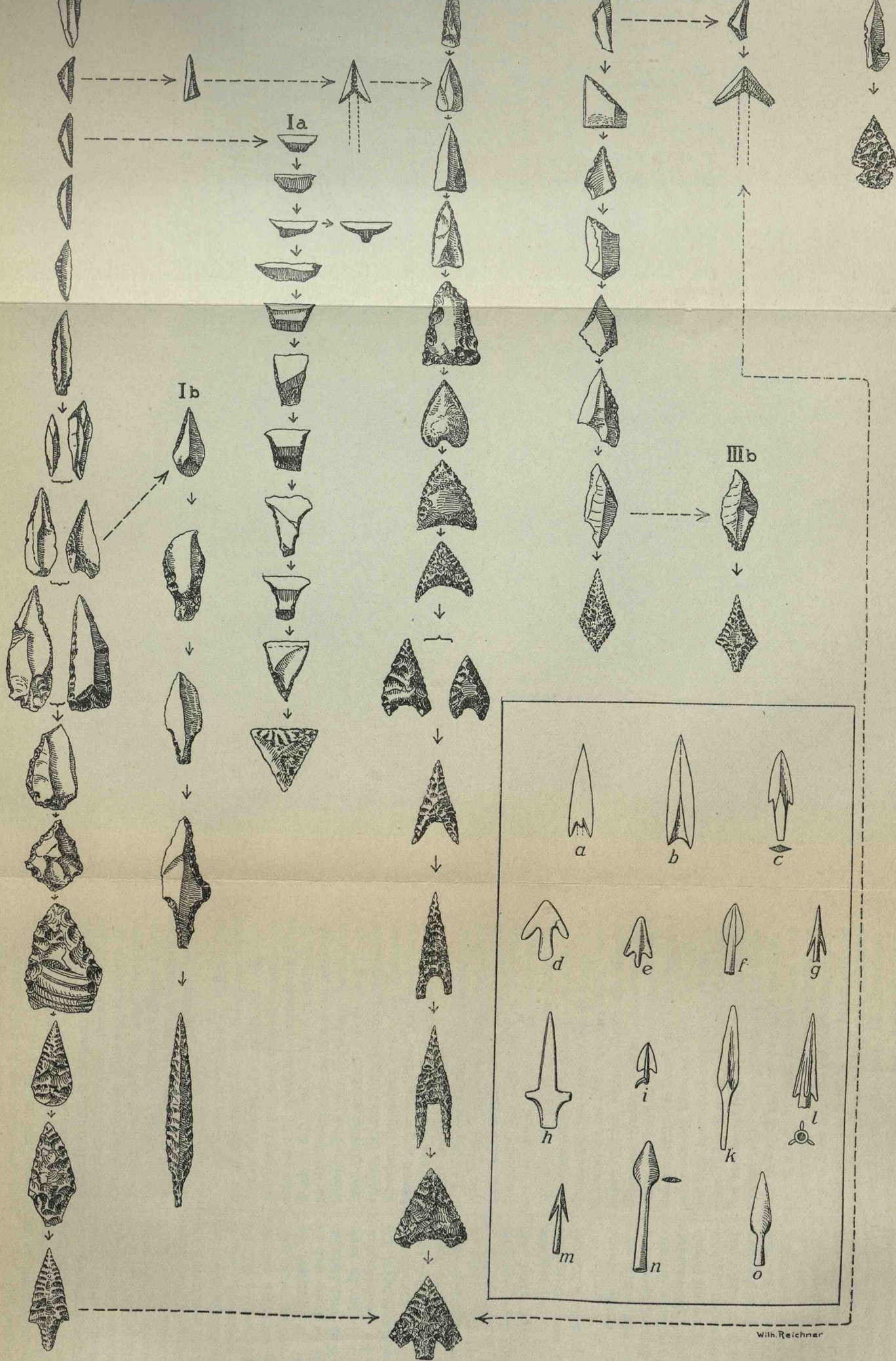
breitungsgebiet sich ebenfalls über ganz Europa erstreckt. Der Stiel wird bei der entwickelten Form zunächst scharf vom Blatt abgesetzt, dann beginnt man unter dem Einfluß der kunstvollsten Form (s. u.) auch die beiden seitlichen Ecken zu gröberen Fortsätzen oder feinen Spitzen abwärts zu ziehen. Eine Besonderheit der westeurop. Stielspitzen ist die beiderseitige Kerbung des Blattrandes (Band IV Tf. 25, 1—5).

Auf einer anderen Grundlage beruht der Typus, den man Spanpfeil nennt. Er besitzt selten Flächenretusche wie die oben besprochenen Stielspitzen, sondern besteht aus einem Feuersteinspan, der meist bis auf die seitlichen Einkerbungen zur Herstellung des Stieles am unteren Ende unbearbeitet ist. Derartige Typen einfacherer Art bilden schon die Lyngby-Spitzen der Yoldia-Zeit (Band VII Tf. 215 a—e). Spitzen ähnlicher Form finden sich überall im Mesolithikum. Auf diese Typen können die Spanpfeile des Neol. zurückzuführen sein (Band IX Tf. 75 a). Sie bilden eine nord. Erscheinung, die über die Grenzen des nord. Kulturgebietes einschließlich Norddeutschlands nicht hinauszugehen scheint. Anderseits muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Knochen- und Schieferspitzen der arktisch-baltischen Kultur (vgl. Band IX Tf. 33, 47, 48) auf die Ausgestaltung der Spanpfeilspitzen maßgebenden Einfluß ausgeübt haben, da gerade während der Ganggräberzeit, der Blütezeit der Spanpfeile, die Beziehungen zwischen beiden Kulturen besonders rege gewesen sind.

Wenn die obengenannte Ausgangsform mit der rhombischen Gestalt ihre untere Hälfte verkümmern läßt, so daß sie allmählich zugunsten der oberen an Größe abnimmt und die scharfen Ecken verschwinden, entsteht bei bester Ausprägung eine mandelförmige P., zunächst noch mit kleiner Zunge, aus der die hervorragendsten Typen entstehen konnten. Um der Spitze mehr Halt im Schaft zu verleihen, wurde mit einem einzigen, sehr geschickten Schlage ein halbkreisförmiger Abspliß aus der Basis der P. herausgeschlagen. Aus dieser Form entstand durch Ausdenglung der ganzen Grundfläche die P. mit konkaver Basis oder durch stärkere Einbuchtung der Basis die herzförmige P. Sie ist die direkte Vorstufe zu dem spätesten Typus mit langen Widerhaken, der auch an diesen kleinen Geräten die außerordentliche Höhe der nord. Technik und den feinen Geschmack der Handwerker bekundet (vgl. Band IX Tf. 75 c). Die lang ausgezogenen Widerhaken wirken auf die feinere Ausgestaltung der seitlichen Spitzen bei den Stielpfeilspitzen ein, wie umgekehrt die P. mit Widerhaken bisweilen einen kleinen Schaft zwischen den Haken von den Stielpfeilspitzen entlehnen. Wenn hier die rhombische P. als Prototyp der neol. P. angenommen wurde, so sollte damit nur eine Möglichkeit der Entwicklung gezeigt werden. Daneben waren andere Wege gangbar. So ist eine Ableitung der Stielspitze von der Lyngby-Spitze und den entsprechenden mesol. Formen zu den neol. Typen nicht ausgeschlossen. Auch die Möglichkeit der Entstehung der herzförmigen P. aus den längsschneidigen, dreieckigen Formen mit eingezogener Basis ist nicht von der Hand zu weisen, da die Formen mit dem Aufhören der Mikrolithen vergröbern. Eine einheitliche, klare Linie in der Entwicklung läßt sich jedenfalls mit zwingender Notwendigkeit noch nicht erkennen.

Ein paar besondere Formen erscheinen in Italien: Eine breite, querschneidige mit kurzem Stiel, der mandelförmige Typus mit Stiel und eine Stielspitze mit zwei seitlichen Vorsprüngen an der unteren Hälfte des Blattes. S. a. Band VI Tf. 19 c, 22 a, 26 a.

Die große Masse der steinernen P. ist aus Feuerstein gefertigt. Daneben ist in nennenswerter Menge nur Obsidian (s. d.) und Schiefer, seltener Hornstein, Bergkristall, Chalzedon u. ä. verwendet worden. Das Zentrum der Obsidian-Gewinnung war Melos (s. d.); deshalb ist dieses Material im wesentlichen in Südosteuropa benutzt worden. Eine große Rolle spielen P. aus Obsidian im Kaukasus (s. d.) und im Kuban-Gebiet (Maikop; s. d.). Einzelne Stücke sind über Ungarn nach Schlesien, andere nach Italien gelangt. Da die Struktur des Obsidians im allg. der des Feuersteins entspricht, ist man bei der Bearbeitung des Obsidians im großen und ganzen zu denselben Formen gekommen wie beim Feuerstein, doch hat man es wegen der größeren Sprödigkeit jenes mehr glasartigen Steines nicht zu einer so ausgebil-



Pfeilspitze B 1. Europa. Jüngere Perioden

I—IV. Entwicklungsreihen nach Hohmann: Feuerstein. Die meisten FO liegen in Brandenburg. Meist $^3/_4$ n. Gr. — a. Hemmor (Gotland). $^1/_2$ n. Gr. — b. Brunröd (Angermanland). $^1/_3$ n. Gr. — c. Al (Upland). $^1/_3$ n. Gr. — d. Terramare. — e. Terramare (Castione). — f. Hallstatt. — g. Hallstatt. — h. Chiusi. — i. Mörigen. — k. Schleswig-Holstein. $^1/_3$ n. Gr. — l. Maricyn (Südrußland). $^2/_3$ n. Gr. —

deten Feinbearbeitung bringen können, wie es beim Feuerstein möglich war.

Die P. aus Schiefer schließen sich in der Formgebung den ausgeprägten Feuersteinspitzen an. Es sind Typen mit konkaver Basis oder Stielspitzen gewöhnlicher Form mit einfach abgesetztem Stiel oder solche mit heruntergezogenen Widerhaken (Band IX Tf. 33 g, h). Ihre Oberfläche ist glatt, der Querschnitt dreieckig, rautenförmig oder spitzoval, das Blatt also dachförmig oder sanft gerundet. Die Verbreitung der P. aus Schiefer hängt naturgemäß mit der Ausdehnung der arktisch-baltischen Kultur zusammen.

Die steinernen P. beschränken sich in ihrem Vorkommen nicht auf die StZ. Sie sind während der BZ scheinbar noch im allg. Gebrauch und werden auch während der EZ benutzt. In manchen Gegenden Italiens werden sie heute noch als Amulett getragen. In West- und Südwesteuropa gelten die P. z. T. als die wichtigsten Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung (s. Pyrenäenhalbinsel nebst Tafeln). Sonst sind aber die genannten Hauptformen für sichere chronol. Schlüsse noch nicht allg. verwertbar. Ihre typol. Reihe bezeichnet zunächst nur eine mögliche Entwicklungslinie, deren zeitliche Abfolge in dieser Richtung einer besonderen Untersuchung im Einzelfalle bedarf. Lediglich besonders prägnante Formen lassen sich genauer festsetzen (so die P. mit lang ausgezogenen Widerhaken und vorzüglicher Bearbeitung in die ausgehende j. StZ und beginnende BZ des N).

Neben den steinernen P. werden während der gesamten StZ auch knöcherne P. verwendet. Abweichende Formen finden sich nicht. Am Anfang stehen einfache, sich verjüngende Spitzen im jüngeren Paläolithikum. Eine Sonderform ist der Typus mit gespaltener Basis, der dem Aurignacien angehört (Band I Tf. 54 b 7). Möglich ist, daß dieser Typus auf die „Einkerbung" der dreieckigen P. aus Feuerstein eingewirkt hat. Während des Neol. ist jedoch umgekehrt eine Beeinflussung durch die steinerne P. unverkennbar. Es sind einfache Spitzen mit rundlichem, ovalem oder spitzovalem Querschnitt; das Blatt zeigt länglich-lanzettförmige, rhombische oder dreieckige Form (s. z. B. Band IV Tf. 181 h). Sie besitzen manchmal einen Stiel, oft sind sie jedoch unten gerade abgeschnitten oder spitz auslaufend und zuweilen mit einem Loch wie die Harpunen zur Befestigung versehen. Die P. aus Knochen oder Horn finden sich überall, besonders reichlich jedoch dort, wo Mangel an brauchbarem Steinmaterial herrschte oder die Kulturhöhe eine geringere war. Eine Ausnahme von dieser allg. Regel bildet der skyth. Kulturbereich, in dem trotz der sehr reichen Benutzung von Bronzepfeilspitzen in ansehnlicher Menge P. aus Knochen verwendet werden (s. Südrußland D).

Auch diese knöchernen P. bleiben also bis in die Metallzeit im Gebrauch, nicht nur in Gebieten, die abseits der allg. Entwicklung liegen, sondern auch in den Landschaften mit normalen Fortschritten (Dorf Buch [s. d.]; j. BZ). Besonders lehrreich ist für das Weiterleben ein Fund aus dem nördlichsten Teile von Norwegen, der Kjelm-Insel (Ostfinnmarken). Dort sind P. gefunden, die aus Rengeweih und gespaltenen Knochen hergestellt sind. Ein Exemplar besitzt sogar eine Tülle. Die Funde stammen aus der EZ, die in jenen Gebieten direkt auf die StZ folgt.

§ 3. Mit der Kenntnis der Metalle kommen P. aus Kupfer und Bronze auf. Doch geht die Umstellung im N und S nicht gleichartig am Übergang von der Stein- zur Metallzeit vor sich. Der S Europas, vornehmlich Italien mit seiner ausgeprägten kuprolithischen Epoche, zeigt klarer den ungestörten Gang der Entwicklung. Die Stielspitzen aus Stein mit und ohne Widerhaken werden einfach durch ein dünnes Blatt aus Kupfer, später aus Bronze ersetzt. Im Laufe der Weiterbildung ergibt sich ein schärferes Profil, das Blatt verdickt sich nach der Mitte zu (Band VI Tf. 27 g), der Stiel entwickelt sich zum Dorn oder zu einer Tülle. Dem N fehlt diese klare Linie. Die hervorragend ausgebildete Feuersteintechnik hatte derart verfeinerte und spezialisierte Typen geschaffen, die in Metall zunächst gar nicht nachzuahmen waren. Eine Übergangsperiode, die die Verarbeitung des weichen Kupfers zur Verfügung stellte, fehlt hier im Norden. So beherrscht die traditionelle Feuersteinindustrie auch noch einen Teil der Metallzeit. Die Feuersteinspitzen mit Widerhaken sowie die herz-

förmigen werden ohne Übergang durch bronzene P. mit Tülle abgelöst. Es kommen allerdings auch im N P. ohne Tülle vor, aber diese Stücke bilden keine ursprünglichen Formen: der Stiel ist in sanftem Bogen abgesetzt und das Blatt bereits dachförmig. Sie entstammen erst der j. BZ.

Im allg. bieten die P. aus Bronze wenig Besonderheiten. Die Spitze mit Tülle ist in Nord- und Südeuropa die gewöhnlichste. Ihre Form ist meist plump. Nur die j. Hallstatt-Kultur zeigt scharf profilierte Formen mit langen, spitzen Widerhaken (Band V Tf. 21 Abb. 10). Auffallend ist ein Typus mit Stiel oder Tülle, dessen unteres Ende einen spornähnlichen, seitlichen Fortsatz besitzt (Band IV Tf. 53 Abb. 18, 19). Es scheint sich um eine osteurop., vielleicht skyth. Form zu handeln. Sie ist auch aus Mitteleuropa, der Schweiz und Italien bekannt.

Blattspitzen mit seitlichen Fortsätzen gehen wahrscheinlich auf entsprechende Feuersteinformen zurück und bilden einen selteneren Typus, der auf Italien beschränkt zu sein scheint.

Eine große, selbständige Gruppe bilden jedoch die P. mit einem „Blatt", das drei Lappen bzw. Grate besitzt. Die drei Flügel sind das Wesentliche an dieser Form, im übrigen sind Einzelheiten verschieden ausgebildet: die P. besitzen eine Tülle, selten einen Dorn, die Flügel schneiden unten gerade ab oder sind spitz heruntergezogen, zuweilen bis über das Ende der Tülle oder des Stieles hinaus; sie werden einfach messerartig oder profiliert gestaltet, an manchen Stücken haben die Flügel nur den Charakter von Rippen. Auch kommt es vor, daß die Flügel miteinander verwachsen, so daß die P. dreikantig wird. Häufig sind die P. mit geometrischen Mustern verziert (Eigentumsmarke?), auch Goldschmuck ist bekannt. Der Typus beherrscht Osteuropa und das anschließende Asien und ist auf Grund seiner Verbreitung gräko-skyth. genannt worden. Durch kriegerische Ereignisse, weniger wohl auf friedlichem Wege, ist er w. bis Brandenburg (Heiliges Land bei Niemitzsch, Lausitz), Schlesien (Breiter Berg bei Striegau), Ungarn und Italien gelangt.

§ 4. Gegenüber den P. aus Bronze weisen diejenigen aus Eisen wenig Neuerungen auf. Neben Spitzen mit Tülle treten Formen mit Stachel auf. Das Blatt ist entweder eiförmig und von flachem oder spitzovalem Querschnitt oder scharf geschnitten, mit Widerhaken versehen und im Durchschnitt dachförmig. Zuweilen ist die Tülle gespalten. Dazu tritt die osteurop. gräko-skyth. P. aus Eisen, die sich in der Form von ihren bronzenen Vorgängern nicht unterscheidet. P. mit Dorn treten jetzt häufiger in diesem Kulturbereich auf als zur BZ.

§ 5. Wir finden die P. während der StZ ziemlich gleichmäßig über Europa verbreitet. Die immerhin begrenzten technischen Entwicklungsmöglichkeiten in der Steinbearbeitung räumten dem Pfeil eine gleichwertige Bedeutung neben der Lanze ein. Sobald jedoch durch die Kenntnis der Metalle für die Ausbildung der Bewaffnung ganz neue Möglichkeiten sich erschließen, gehen die verschiedenen Teile Europas ihre gesonderten Wege. Die Herrschaft des Pfeiles bleibt nur bei den Reitervölkern des O und den seemächtigen Kretern und Rhodiern bestehen, die den Bogen als Spezialwaffe führen. Der N und W schlägt eine andere Bahn ein, die in der reichhaltigen Schwertentwicklung seinen klarsten Ausdruck findet. Erst die großen Wanderungen kurz vor der Mitte und in der zweiten Hälfte des 1. Jht. n. C. führen einen Ausgleich herbei, der aber auch nur in mäßigen Grenzen bleibt.

Präh. Z. 6 (1914) S. 6ff. G. Sarauw; Aarb. 1919 S. 106ff. Friis Johansen; Fornvännen 1923 S. 9ff. Axel Bagge; R. R. Schmidt *Die diluviale Vorzeit Deutschlands* 1912; Congrès international Genf 1913 L. Coutil; Mainz. Z. 3 (1908) S. 54 P. Reinecke Stendaler Beiträge 2 (1908) S. 256 P. Kupka; Déchelette *Manuel* passim; Jahn *Die Bewaffnung d. Germanen* 1916; Kostrzewski *Spätlatènezeit*; Montelius *Civ. prim.*; Präh. Z. 15 (1924) S. 101ff. Bosch-Gimpera; Präh. Z. 5 (1913) S. 17 und 514—515 M. Ebert; Ischer *Chronologie der Pfahlbauten*; Schwantes *Lyngby-Kultur*; Bull. Paletn. Ital. 40 (1914) S. 56—71 Bellucci; ebd. 43 (1923) S. 165—173 Pettazoni.

Ernst Sprockhoff

B 2. Italien (Band VI Tf. 19c, 22a, 26a, 27g). § 1. Neben die zahllosen, bis in die ausgedehnte BZ als Jagd- und Kriegswaffe, später bis heute als Amulett (vgl. besonders Bellucci *Il feticismo primitivo in Italia* 1907 S. 77ff.; ders. *Gli Amuleti* 1908 S. 11ff.;

v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Reg. s. v. Amulette) benutzten Steinpfeilspitzen treten in Italien seit kuprolith. Zeit auch solche aus Kupfer, Gußbronze und Bronzeblech. Bronzepfeilspitzen, in Skandinavien und auf den brit. Inseln sehr selten, sind auch in dem übrigen w. und mittleren Europa wenig zahlreich, ganz außer Verhältnis zu den millionenfach vorkommenden Steinspitzen (Déchelette *Manuel* I 225) oder den eisernen. So auch in Italien. Anders in der ö. Welt: ich erinnere an jenen Skythenkönig Herodots (I, 84), der, um die Zahl seiner Untertanen festzustellen, jedem derselben aufgab, eine bronzene Pfeilspitze aus seinem Köcher abzuliefern. Bogen und Pfeil sind Waffe der Reitervölker und des Seekampfes; sie bezwecken Fernwirkung; daher sind es in der griech. Welt zunächst die Kreter und Rhodier, also die beiden seemächtigsten und seefrohesten Insulaner der alten Zeit, welche den Bogen als Spezialwaffe führen; in der Schlacht bei Salamis sind jedem Griechenschiff je 4 Bogenschützen zugeteilt.

§ 2. Während im 2. Jht. und dann der ganzen HZ in der Bewaffnung der weder auf die See noch auf weitgestreckte Steppen oder waldfreie Ebenen eingestellten Bewohner Westeuropas Bogen und Pfeil durchaus zurücktreten (Déchelette *Manuel* II 2 S. 747), und erst die Fernkampfsitten und Befestigungsformen des O schließlich den W so beeinflussen, daß Cäsars Gegner in Gallien wieder zum Bogen mit der damals natürlich schon eisernen Pfeilspitze greifen, wenn es sich darum handelt, von den Zinnen Alesias (s. d.) herab die Gegner abzuwehren, ist das im O von vornherein anders. Allein Olympia (s. d.) hat etwa 150 bronzene Pfeilspitzen geliefert, und groß ist deren Zahl von den Schlachtfeldern und aus den Gräbern. Die kunstvoll und fein modellierte, stets gegossene griech. Pfeilspitze hat sich schon zu Beginn des 1. Jht. von der Steinpfeilspitze weit und immer weiter entfernt und stellt mit ihren zwei oder drei Flügeln oft ein kleines Kunstwerk dar. Sie findet sich nur in ganz wenigen Exemplaren in Italien (Bull. Paletn. Ital. 40 [1914] S. 57—58 Abb. 2). Dort hat die Steinpfeilspitze noch im ganzen 2. Jht. und vielfach tief ins 1. Jht. hinab das Feld behauptet und wird nur selten durch die ihr durchaus, wie auch in der Schweiz, nachgebildete Bronzespitze abgelöst, die zwar leichter, daher für ernste Fernkampfzwecke geeigneter, aber auch wesentlich kostspieliger war.

§ 3. Am seltensten in dem überhaupt rückständigeren Oberitalien, scheinen sie in Mittelitalien am häufigsten zu sein, wenn man freilich auch mit dem Zufall emsigerer Sammlertätigkeit (Bellucci!) rechnen muß; s. die tabellarische Zusammenstellung Belluccis (Bull. Pal. Ital. 40 [1914] S. 56), aus der sich auch die starke numerische Überlegenheit der bloß mit dem von der Steinspitze übernommenen Einsteckdorn — *a codolo* oder *a pedunculo* — versehenen Spitze ergibt gegenüber der wohl erst dem Beispiel der Lanzenspitze entlehnten mit Aufnahmeröhre — *a cannone* —. Die wenigen kupfernen, zusammengestellt von Pettazzoni (Bull. Pal. Ital. 43 [1923] S. 169), zeigen begreiflicherweise nur die ältere Form *a pedunculo*.

§ 4. Es war ein Irrtum Belluccis, den Pettazzoni richtigstellte, für sämtliche Bronzespitzen nur votiven Charakter anzunehmen. Dazu fehlt jeder Anhalt, zumal die votive Art gerade der Depotfunde, in denen sich vereinzelt auch solche Pfeilspitzen gefunden haben, mehr wie zweifelhaft ist (s. Depotfund B II). Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß die aus Metallblech geschnittenen, mit Löchern, die vielleicht zum Anhängen bestimmt waren, versehenen Stücke, von z. T. sehr ungleichmäßiger, daher zum Erreichen eines bestimmten Zieles wenig geeigneter Form (abg. Bull. Pal. Ital. 40 S. 57, 61), vielleicht auch einige mit seitlichen Ösen oder Haken versehene oder mit abgestumpfter Spitze als Amulette gedient haben, wie sie sich denn auch mitunter in Frauengräbern und an vorauszusetzenden Halsketten hängend, wie die vielen Beilchen u. ä., gefunden haben. Bemerkenswert ist namentlich ein Frauengrab von Leprignano — Capena —, aus dem im Museo Villa Giulia eine Reihe solcher Bronzebeilchen liegt, und dazwischen eine Steinpfeilspitze und eine solche aus Bronze, beide mit Bronzedraht fest aneinander gebunden (Mon. Lincei

24 [1917—18] S. 296f.; Bull. Pal. Ital. 43 [1923] S. 167f. Pettazzoni).

§ 5. So lag in einem Grabe der Villa Cassarini bei Bologna ein ganzes Bündel bronzener Pfeilspitzen — es waren nur Spitzen —, alle durchlocht, so daß sie zusammen aufgehängt werden konnten (Mon. Lincei 24 S. 255 Abb. 47, wozu S. 294—97 Pettazzoni). Alle diese mehr den wirklichen P. nachgebildeten als solche darstellenden Stücke stammen erst aus Gräbern der 1. Hälfte des 1. Jht., der sog. Villanova-Zeit, sind also tatsächlich genau so zu beurteilen, wie die als Amulette verwendeten Steinspitzen (s. o.). Die Verwendung beider Arten ist nur denkbar, nachdem geraume Zeit verflossen war, seit solche Spitzen als wirkliche Waffen gebraucht wurden. Sie waren als solche nun vergessen und konnten *pietre* oder *saette di fulmine* werden, wie sie noch heute heißen und als solche vielfach dienen.

Eine Gußform zu einer bronzenen P., vereint mit einer solchen zu einer bronzezeitl. Sichel und einem Pfriem, stammt aus Toscanella (s. d.) Imolese (Mon. Lincei 24 S. 271—72 Abb. 33 = Bull. Pal. Ital. 43 S. 166 Abb. 1).

Mit der LTZ kam aus den oben angedeuteten Gründen die Bogenwehr wieder mehr auf. Aber nun war natürlich das billigere und schärfere Eisen an die Stelle der Bronze getreten.

Bull. Paletn. Ital. 40 (1914) S. 56—71 Bellucci; ebd. 43 (1923) S. 165—173 Pettazzoni.

v. Duhn

C. Ägypten. § 1. Ganze P. sind in vorgesch. Gräbern nirgends erhalten, dagegen hat ein Grab der 1. Dyn. bei Abydos (Band II Tf. 17a; Petrie *Royal Tombs* II 26 und Tf. 7A 7) uns eine Anzahl Rohrpfeile, mit der Kerbe für das Aufsetzen auf die Bogensehnen versehen, aufbewahrt (vgl. Amélineau *Fouilles* 1897/98 Tf. 3). Pfeilspitzen dagegen aus Knochen (ebd.; Berlin 18037) oder hartem Holz (Petrie *Tarkhan* I 8, 1051 und Tf. 9; Berlin 15507), auch aus Elfenbein (z. B. Petrie *Royal Tombs* II 35 und Tf. 34, 27—41) und Ebenholz (ebd. Tf. 34, 33, 50, 51) haben sich, besonders in den Königsgräbern bei Abydos (s. d.; vgl. Amélineau a. a. O. und 1895/96 Tf. 41), zahlreich gefunden. Diese Pfeilspitzen sind lang und schlank gearbeitet, ihr Querschnitt ist bald annähernd, kreisrund, bald vier- oder fünfkantig, bald elliptisch; im letzteren Falle zeigen sie auf den Seitenflächen nahe dem Rande je eine vertiefte Längsrinne, und ihre Seitenränder tragen zahlreiche, ganz flache Kerben (Berlin 15510 und 18040). Sie gehen alle ganz spitz zu und sind nach der Spitze hin sehr sorgfältig geglättet, während das hintere Ende, das — wohl durch eine Umwicklung — am Pfeilschaft befestigt war, häufig absichtlich rauh gelassen ist. Zuweilen (so bei Berlin 15196; vgl. Petrie *Royal Tombs* II 35) ist die Spitze ein Stück weit rot gefärbt; bei Berlin 18037 ist sie außerdem mit 4 ganz feinen Widerhaken versehen. Die gleiche, lange Form mit scharfer Spitze, bisweilen an den Seiten gezähnt, findet sich gelegentlich auch aus Bergkristall (Petrie *Royal Tombs* II Tf. 6, 5—7, 9, 10) und aus Feuerstein (ebd. 11, 12, 16; Berlin 15473, 15806, 15808, 18090).

§ 2. Die Pfeilspitzen der ältesten Darstellungen und ebenso des ältesten Schriftzeichens für „Pfeil" dagegen haben eine ganz andere Form: sie endigen nicht in eine Spitze, sondern zeigen vorn eine breite Schnittfläche, während das in den Rohrschaft eingelassene Ende schmaler zugeht (Capart *Débuts* S. 223 und Tf. 1; Petrie *Royal Tombs* I, Titeltf. als Schriftzeichen). Das Schriftzeichen läßt auch die Befiederung am hinteren Ende des Rohrschaftes deutlich erkennen. Auch solche Pfeilspitzen sind mehrfach im Original erhalten; es sind teils kleine, ganz flache, dreieckige Plättchen, wohl zum Einklemmen in den Rohrschaft, bei denen nur die breite Schnittkante sorgfältig geglättet und geschärft ist (Berlin 19994—95, 19997), teils längere, eigentümlich geformte Stücke sehr feiner Arbeit (Berlin 18088; Petrie *Royal Tombs* II Tf. 6, 13 und 14 [kaum „Tätowiergeräte"!]), die tiefer in den Schaft eingelassen waren. S. a. Band II Tf. 211, 212.

§ 3. Eine wiederum ganz andere Art von Pfeilspitzen (?) aus Feuerstein fand sich in den Resten einer vorgesch. Siedlung (Ayrton-Loat *Mahâsna* Tf. 3). Sie sind kurz und spitz zulaufend und zeigen am hinteren Ende zwei längere oder kürzere Widerhaken; Tonnachbildungen dieser letzten Art sind die einzigen Pfeilspitzen (?), die sich bisher in einem vorgesch. Grabe

(Ayrton-Loat *Mahâsna* L 299, vgl. S. 5 und Tf. 3) gefunden haben (vgl. a. Peet *Cem. Ab.* II Tf. 3a 2).

Die P. werden in der älteren Zeit in der Hand getragen, gelegentlich in Bündel zusammengeschnürt. Köcher sind erst seit der Mitte des AR aus einer Abbildung bezeugt; ein Handgelenkschutz für den Bogenschützen begegnet zuerst im MR.

Wiedemann *Äg.* S. 235f.; Erman-Ranke *Äg.* S. 624 Anm. 7, S. 626 Anm. 7; [W. Wolf *Bewaffnung des altäg. Heeres* 1926 pass. und Tf. 9]. Ranke

D. Palästina-Syrien s. Bogen C § 7.

E. Vorderasien. Aus der neol. Zeit haben sich in Mesopotamien mehrfach P. aus Feuerstein und Obsidian erhalten. Dagegen sind Bogen (s. d. D) und P. in der altsumer. Zeit so gut wie unbekannt. Beides tragen erst die Krieger der Dyn. von Akkad, die die P. in einen troddelgeschmückten Köcher steckten. Demgemäß führen Narâm-Sin und seine Soldaten als Waffen auch Bogen und Pfeile. In assyr. Zeit bestanden die P. aus einem durch Federn beschwingten Holzschaft und einer bronzenen oder eisernen Spitze mit und ohne Widerhaken (Band II Tf. 19, 20).

B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920) S. 82f., 94f., 260. B. Meissner

Pferd. A. Paläolithikum s. Diluvialfauna.

B. Europa. Jüngere Perioden. § 1. Im Diluvium Europas haben uns die neusten Forschungen v. Reichenaus und Antonius eine ganze Anzahl P. kennen gelehrt, die sich auf 3—4 Formenkreise verteilen (Kurze Übersicht: Dietrich *Unsere diluvialen Wildpferde* Naturwissensch. Wochenschr. NF 15 Nr. 43 vom 2. X. 1916 S. 614—616). Ob und welche von diesen diluv. Wildpferde-Arten das Diluvium überlebten, wissen wir nicht. Und nur die nachdiluv. Wildpferde kommen als Stammväter für die Hauspferde in Betracht. Die früher auf Grund mißverstandener paläol. Zeichnungen gelegentlich ausgesprochene Annahme einer Domestikation des P. im Paläol. ist wohl allg. fallen gelassen. Nach der jetzt herrschenden Ansicht tritt das P. als Haustier wenigstens in Mitteleuropa nicht vor der BZ auf. Allerdings hat Obermaier gewisse Felszeichnungen aus der StZ Spaniens veröffentlicht, welche den Anschein erwecken, als sollten am Halfter geführte P. abgebildet werden (aus Los Camforros in L'Anthrop. 25 [1914] S. 240). Daher neigen jetzt manche Forscher zu der Ansicht, daß die erste Domestikation des P. zur STZ in Spanien erfolgt sei. Aber auch wenn dies der Fall ist, so sind doch in den jungsteinzeitl. Kulturen Mitteleuropas P. so selten, daß sie wohl meist als gelegentliche Jagdbeute, kaum jedoch als Haustiere angesehen werden können. An dieser Ansicht kann auch das gelegentliche Vorkommen von Pferderesten in neol. Gräbern, das in der letzten Zeit öfters festgestellt ist, nichts ändern. Auch nicht der berühmte Fohlenschädel von Ingelstad (Schweden) mit dem noch darin steckenden Steindolch (vgl. Band IX Tf. 95a). Dieser beweist nur, daß das P. getötet wurde, aber nichts weiter. Und Anderssons Erwägungen, die schwed. steinzeitl. P. müßten Hauspferde sein (Ymer für 1901 [1902] S. 80 [= dtsch. von Palleske in Globus 79 [1901] S. 368), sie könnten, als das vorher für Tiere unbewohnbare Land eisfrei wurde, nur vom Menschen dorthin gebracht sein, sind durchaus abwegig; sind doch auch Ur, Hirsch, Bär und andere wilde Säugetiere unmittelbar, nachdem das Land eisfrei wurde, nach Skandinavien gelangt. Immerhin mögen einzelne Hauspferde schon gegen Ende der j. StZ nach Mitteleuropa gelangt sein. Der Fund einer Trensenstange (s. Trense) in einem bandkeramischen Grabe bei Halberstadt (Präh. Z. 4 [1911] S. 374—377) kann dafür angeführt werden. Aber erst von der BZ an werden Pferdereste in den Kulturschichten hinreichend häufig, um eine Domestikation mit Sicherheit annehmen zu können.

§ 2. Es war also ein Irrtum Nehrings, wenn er glaubte, der Nachweis der Ähnlichkeit eines Hauspferdes mit dem eines diluv. europ. Wildpferdes sei ein genügender Beweis für die Zähmung dieser Hauspferde-Rasse in Europa. Es hätte außerdem der Nachweis des ununterbrochenen Fortlebens jenes Wildpferdes über das Diluvium hinaus geführt werden müssen. Nehring fühlte das wohl und behauptete auch die Kontinuität der Pferdebevölkerung. Den Beweis dafür ist er jedoch schuldig geblieben. Ja, für den Fall, den er im Auge hatte, muß sogar Nehrings Abstammungs-

hypothese als mißglückt angesehen werden. Wollte doch Nehring die schweren Pferde, die an den Küsten Europas von Schleswig-Holstein und Dänemark etwa bis zur Normandie und auf den britischen Inseln beheimatet sind, auf ein in der gleichen Gegend gefundenes diluv. Wildpferd, den *Equus germanicus* Nehring, zurückführen, eine Ableitung, die deswegen unmöglich erscheint, weil diese schweren Hauspferde nicht vor der Völkerwanderungszeit nachweisbar sind. (Eine der ältesten, wenn nicht die älteste Darstellung überhaupt, auf einem Helmbeschlag aus den Vendelgräbern [7.—8. Jh.], falls es sich hier nicht um eine Stilisierung handelt.) Vorher gab es überall in jenen Gegenden nur kleinere, leichtere Pferde anderer Rassezugehörigkeit. Hier spricht also die Diskontinuität gegen eine Ableitung, und die von Nehring festgestellten Übereinstimmungen werden wir als Konvergenz-Erscheinungen aufzufassen haben oder aber annehmen müssen, daß die schweren P. anderwärts gezähmt sind und erst später an die Seeküste kamen. Antonius, der ebenfalls die schweren P. Europas auf ein in den Formenkreis des *Equus germanicus* Nehring gehöriges schweres Diluvialpferd, den *Equus abeli* Antonius, aus Heiligenstadt im NW Wiens zurückführen will, sucht das Domestikationszentrum in den Ostalpen. Er sieht in dem Pinzgauer P. einen mehr oder weniger reinen Nachkommen seines *Equus abeli*. Aber auch er muß zugeben, daß mit Sicherheit die schweren diluv. Wildpferde nicht über das Paläol. hinaus verfolgt werden können (Antonius *Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere* 1922 S. 293ff.). Freilich ist es nicht ausgeschlossen, daß hier in den Ostalpen das kaltblütige P. älter ist als an den europ. Seeküsten. Duerst gibt die Schädelmaße eines von ihm in diese Gruppe, die er *Equus caballus robustus* nennt, gestellten P. aus der HZ von Schuettarschen in Böhmen. Da er aber keine weiteren Angaben macht, besonders auch über die FU schweigt, so muß noch weitere Nachricht abgewartet werden, bis es möglich ist, sich über dieses P. ein Urteil zu bilden. Die von einer Seite (Suchanka *Das norische Pferd* Wien 1900) aufgestellte Behauptung, daß die schweren, kaltblütigen P. von den Römern eingeführt seien, ist schon mit Recht von Antonius (a. a. O. 1913) zurückgewiesen worden.

§ 3. Unter diesen Umständen scheint uns bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse die naheliegendste Lösung der Frage nach der Herkunft der schweren, kaltblütigen P. die Annahme zu sein, daß sie überhaupt nicht direkt von irgendwelchen Wildpferden abstammen, sondern Zuchtprodukte des Menschen sind, gewissermaßen Üppigkeitsformen, die sich, um mit Antonius zu reden, „in den niederschlagsreichsten Gegenden Europas finden — einerseits in den Ostalpen, anderseits in den Küstenländern der Nordsee". Die Ähnlichkeit mit den schweren Diluvialpferden Europas ist dann nur eine Konvergenz-Erscheinung, hervorgerufen dadurch, daß auch im Diluvium unter ähnlich günstigen Verhältnissen ähnliche Üppigkeitsformen der Gattung P. gelebt haben.

§ 4. Da so mindestens die Hauptentwicklung der schweren, kaltblütigen P. in Europa in die hist. Zeit fällt, können wir sie hier verlassen und uns den übrigen Pferderassen zuwenden. Soweit für diese eine Ableitung aus Asien (Duerst a. a. O.) angenommen wird, muß auf den betreffenden Abschnitt verwiesen werden.

§ 5. Aber eine große Anzahl der Forscher steht heute auf dem Standpunkt, daß die ältesten europ. Hauspferde auf europ. Boden aus europ. postdiluv. Wildpferden gewonnen wurden. Das ist natürlich nur möglich, wenn es hier in nachdiluv. Zeit Wildpferde gab.

§ 6. Das Bestehen solcher werden wir annehmen müssen. Einmal sprechen die schon erwähnten spärlichen Pferdereste aus neol. Zeit dafür (vgl. z. B. außer den bereits angeführten Rütimeyer *Fauna der Pfahlbauten*; Schötensack *Beiträge zur Kenntnis der neol. Fauna Mitteleuropas* Verhandlungen des naturhist. mediz. Vereins zu Heidelberg NF 8, 1 [1904] S. 403; Duerst a. a. O.; Beltz; *VAM* S. 98—100, 115, 116; Winge *Affaldsdynger* u. a.), dann aber auch die hist. Nachrichten von Wildpferden, die aus dem Altertum bis ins 16. Jh., ja in Osteuropa bis zur Neuzeit reichen (Globus 34 [1878] Nr. 1, 2, 3

Ecker; Hehn *Kulturpflanzen und Haustiere*[4] 1911; Brehm *Tierleben*[4] XII Leipzig und Wien 1915). Freilich sind bei der Zusammenstellung dieser hist. Nachrichten die eigentlich echten, ursprünglichen Wildpferde und die „wilden" Gestüte, deren letztes in der Senne erst unter Napoleon verschwand, nicht immer genügend scharf getrennt.

§ 7. Alle diese Nachrichten beweisen zwar das Fortbestehen der Wildpferde im allg. in Europa. Welchen Arten diese Pferde aber angehörten, ist nicht bekannt. Die wenigen besser erhaltenen Extremitätenreste zeigen ebenso wie die von Duerst gemessenen Schädel, die aus Böhmen und Frankreich stammten, daß es kleine, z. T. sogar sehr kleine Tiere waren. Der Träger der obenerwähnten, von Gunnar Andersson in Ingelstad in Schweden ausgegrabenen Schädelteile mit darin steckendem Steindolch hat nicht genügend hohes Alter erreicht, und das Stück ist zu ungenügend erhalten, um eine Rassebestimmung vornehmen zu können. Gelegentliche Darstellungen, wie das Woldenberger Bernsteinpferd aus der j. StZ (Friedeberger Heimatkalender 1925 Gandert; Band I Tf. 134a), zeigen nur die Existenz des P. überhaupt an, ohne etwas Weiteres aussagen zu können. Die hist. Nachrichten über die Wildpferde West- und Mitteleuropas begnügen sich gewöhnlich mit der bloßen Erwähnung. Höchstens könnte man aus der häufigen Wiederkehr der Bezeichnung *onager* auf kleine Tiere schließen. Und eine der wenigen eingehenden Schilderungen bei Elisäus Rößlin (Hilzheimer *Das Vogesenrind und das Schlettstadter Pferd* Mittlgn. d. philom. Gesellsch. in Elsaß-Lothringen 3 [1906]) vergleicht die damals (1593) noch im Elsaß lebenden wilden P., die ich im Gegensatz zu anderen für echte Wildpferde, nicht verwilderte P. halte, mit „span. und türk. Pferden", also jedenfalls mit kleinen und mittleren, nicht mit großen Rassen. So scheint also alles dafür zu sprechen, daß die postdiluv. Wildpferde Europas klein waren, und die großen Hauspferde, wie oben betont, Zuchtprodukte sind.

§ 8. Klein war auch das letzte Wildpferd in Osteuropa, dessen letzter Vertreter 1879 bei Ascania nova in Südrußland getötet wurde (Naturwissenschaftl. Wochenschr. NF 9 [1912] Antonius; besonders aber SB. Gesellsch. naturf. Freunde Berlin 1915 F. Falz-Fein). Eine sehr gute Abbildung dieses südruss. Wildpferdes enthält die 2. Aufl. von Brehms *Tierleben* aus neuerer Zeit; aus alter Zeit ist es auf verschiedenen gräko-skyth. Kunstwerken, besonders lebenswahr auf der Silbervase von Čertomlyk (Band II Tf. 154a, 155a), dargestellt. Falz-Fein gibt die Beschreibung der letzten Stute wie folgt: „Sie war klein, ponyartig, sehr gut gebaut, mit trockenen, festen und gut gestellten Beinen, etwas ramsnasig, mit kleinen, spitzen Ohren, kleinem, trockenen Kopf, kurzer Mähne und kurzem Schweif. Die Färbung war mäusegrau oder wildfarbig, wie man es dort bezeichnete, mit dunklen Beinen und deutlichem schwarzen Aalstrich über dem Rücken." Fügen wir noch hinzu, daß Herberstein 1557 (in seiner *Moscovia*; Zeitschr. f. indukt. Abstammungs- und Vererbungslehre 3, 3 [1910] Hilzheimer) wilde P. aus Polen erwähnt, die „gemeiniclich alle falb, mit Schwartzen strichen nach dem ruckhen" sind, die also wohl zebra-artig gestreift waren, so ist dies alles, was wir bisher von positiven Daten über das Aussehen der postdiluvialen Wildpferde erfahren.

§ 9. Wenn also Ewart auf Grund seiner Untersuchungen an lebenden Hauspferden annimmt, daß die europ. P. von drei Wildstämmen abstammen, die er nach der Lebensweise als Steppentypus, Waldtypus und Plateautypus unterscheidet, so sind das rein theoretische Erwägungen, denen jede Grundlage fehlt. Ein Nachweis dafür, daß das heute noch lebende inneras. Wildpferd (*Equus equiferus* Pallas), der Vertreter von Ewarts Steppenpferd, im europ. Alluvium vorkam, ist bisher noch nicht geliefert. Sein Waldtypus scheint morphologisch einigermaßen dem südruss. Tarpan zu entsprechen. Diesen aber lernten wir als Steppenbewohner kennen. Überhaupt ist es mit den sog. Waldpferden, die neuerdings von verschiedenen Autoren angenommen werden, eine eigene Sache. Diese Annahme ist gewissermaßen eine logische Forderung, die aus der Annahme folgt, daß Europa in nachdiluvialer Zeit bewaldet

war. Nun ist aber die Gattung *Equus* eine typische Steppenform. Und nirgends finden sich lebende Equiden im Walde, selbst wo ihr Gebiet dem Walde benachbart ist, wie das der afrik. Zebras und der ind. Halbesel. Mir will es also auch nicht in den Kopf, daß ausgerechnet in Europa Pferde im Walde gelebt haben sollen. Als später dieser Kontinent dicht bevölkert war, mögen die letzten spärlichen Reste einzelner Herden kurz vor ihrem Aussterben in den Wald gedrängt worden sein. Für die Annahme aber, daß es eine ursprünglich im Walde heimische Pferde-Art in Europa gab, müßten, meines Erachtens nach, doch noch schlagendere Beweise erbracht werden. Mir ist es immer wahrscheinlicher erschienen, daß es in Europa noch bis tief in das Alluvium hinein große unbewaldete Teile gab, auf denen sich Pferde halten konnten. An den Seeküsten, auf Hochmooren, in Südeuropa, in Osteuropa können immer genügend freie Flächen vorhanden gewesen sein. Und von hier aus mögen sich Pferde mit anderen Steppentieren (Hase, Hamster) immer wieder nach Mitteleuropa ausgedehnt haben, sobald längere Trockenperioden den mitteleurop. Urwald lichteten. Wie eine solche Trockenperiode mit ihren waldfreien Flächen anscheinend auch die neol. Menschen nach Mitteleuropa brachte (12. Ber. röm.-germ. Kom. 1920 Wahle). Ich habe mich hier etwas eingehender gegen die Annahme eines wilden Waldpferdes gewandt, weil sie neuerdings anscheinend an Boden gewinnt (v. Reichenau, Antonius).

§ 10. Wenn ich Einwände gegen die biologische Auffassung eines Waldtypus bei den P. erhob, so tue ich es doch nicht gegen die morphologische, da ich ja annehme, daß ihm der Tarpan (*Equus gmelini* Antonius) entspricht. Charakteristisch für ihn ist der kurze, breite Schädel mit kurzer Schnauze, mit kreisrunden Augenhöhlen und tiefer Einsenkung im Oberkiefer davor für den *Musculus levator proprius*. Diesem Typus entsprechende Hauspferde sind seit der ältesten Zeit bekannt, seit überhaupt Hauspferde nachgewiesen sind, d. h. seit der BZ. Und wenn Antonius (*Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere* 1922) sowohl die betreffenden bronzezeitl. Pferde als auch die sog. „orientalischen" P. davon ableiten will, wo sird man ihm beipflichten können. Die wissenschaftliche Bezeichnung für die vorgesch. europ. Hauspferde dieser Rassengruppe ist nach Brinkmann *Equus caballus* Nehringi Duerst (= E. *cab. robustus* Ewart = *Equus orientalis* = Typus Antonius).

§ 11. Neben diesem tritt ebenfalls seit der BZ, wie wohl auch Brinkmann (a. a. O.) zuerst gezeigt hat, noch ein zweiter Typus auf. Der Schädel ist lang und schmalstirnig mit stark in die Länge gezogenen *orbitae* und langer, schmaler Schnauze. Ich habe beide Schädelformen eingehend behandelt und sie auch bildlich gegenübergestellt in den Abh. Preuß. Akad. 1922 (Phil.-Hist. Klasse Nr. 5). Der letztere Typus ist der *Equus agilis sive Equus caballus celticus* Ewart. Unter den lebenden P. hält Ewart die kelt. Pony für besonders charakteristische Rassevertreter. Auch die von mir früher (a. a. O.) eingehend behandelten Schlettstädter P., die ich ehedem mit der vorhergehenden Gruppe zusammenbrachte, möchte ich jetzt hierher rechnen.

§ 12. Ob und wo diese beiden P. zuerst gezähmt wurden, läßt sich nach dem heutigen Stande der Kenntnis nicht sagen. Einmal wissen wir über die ursprüngliche alluviale Verbreitung ihrer wilden Vorfahren nichts. Wenn in den letzten Jahrhunderten vor dem Erlöschen der Tarpan auf Osteuropa beschränkt war, so kann er doch in früherer Zeit ein weit ausgedehnteres Wohngebiet innegehabt haben, so daß aus seinem letzten Vorkommen keine Schlüsse gezogen werden dürfen. Anderseits liegen vom zweiten Typus, dem *Equus caballus celticus*, noch keine sicheren altalluvialen Reste, auch nicht solche wilder Exemplare vor. Vielleicht bringt hier noch einmal eine nähere Untersuchung der span. Haustierreste Aufklärung. Es sei deshalb nochmals zum Schluß auf die vorerwähnten neol. Darstellungen (s. § 1) mit anscheinend zahmen P. hingewiesen.

Hier nur Spezialliteratur, weitere in den allgemeinen Werken über Haustiere (s. d. B): O. Antonius *Die Abstammung des Hauspferdes und Hausesels* Die Naturwissenschaften 1918 H. 2 S. 13—18, ebd. H. 3 S. 32—34; ders. *Equus Abeli nov. spec.* Beiträge zur Paläontolog. und Geolog. Österreich-Ungarns und des Orients 16 (1913) S. 241—301; A. Brinkmann *Equiden-*

studien I—II Bergens Museums Aarbok 1919—1920 Naturvidenskabelig Række Nr. 5; J. U. Duerst *The horse of Anau in its relation to history and the races of domestic horses* in Pumpelly *Explorations in Turkestan* Washington 1908 Bd. II c. XIX S. 401—431; ders. *Neue Funde subfossiler Pferdereste in der Schweiz* Mittlgn. d. naturf. Gesellsch. Bern 1923 H. 7 S. 1—46; J. C. Ewart *The multiple origin of horses and ponies* Trans. Highland Soc. of Scotland 1901; ders. *The Tarpan and its relationship with wild and domestic horses* Proc. R. Soc. Edinburgh 36 (1905); ders. *On skulls from the roman fort at Newstead near Melrose, with observations on the origin of the domestic horses* Trans. R. Soc. Edinburgh 45 (1908); ders. *The possible ancestors of the horses living under domestication* Science NS 30 (1909); M. Hilzheimer *Über ein Pferd der Völkerwanderungszeit* Zool. Anz. 40 (1912); ders. *Die Tierknochen* usw. Abh. preuß. Akad. d. Wissensch. 1923 Phil.-hist. Kl. Nr. 5 S. 5—14; R. Lydekker *The horses and its relatives* London 1912; H. Henseler *Untersuchungen über die Stammesgeschichte der Lauf- und Schrittpferde* Arbeiten d. dtsch. Gesellsch. f. Züchtungskunde 14 (1912); S. v. Nathusius *Unterschiede zwischen der morgen- und abendländischen Pferdegruppe* Diss. Halle 1891 (Langensalza 1891); A. Nehring *Fossile Pferde* usw. 1884; J. Marek *Das helvetisch-gallische Pferd* Abh. der schweiz. paläont. Gesellsch. 25 (1898) Zürich 1898.

Max Hilzheimer

C. Ägypten. Das P. fehlt dem älteren Ä. noch ganz. Erst in der Zeit zwischen MR und NR ist es, vielleicht durch Vermittlung der Hyksos (s. d.), jedenfalls aber von Asien her, in Ä. eingeführt worden. Verwendet wurde es in Ä. nur vor dem mit ihm zugleich aus Asien eingeführten Rennwagen, sei es in der Schlacht (Band V Tf. 81), sei es auf der Jagd (s. d. C) oder bei feindlichen Ausfahrten, niemals etwa als Zugtier vor dem Lastwagen oder vor dem Pfluge. Zum Reiten scheint das P. nur in Ausnahmefällen benutzt worden zu sein. Originale von kupfernen bzw. bronzenen Pferdegebissen der 18. Dyn.: MDOG 50 S. 35ff.; Ann. Serv. Antiqu. 11 S. 283ff. und Tf. 2.

Maultiere werden auf äg. Denkmälern ganz selten dargestellt, z. B. in einem Relief der 18. Dyn. (Schäfer *Priestergräber* S. 168 Abb. 8), wo sie anstatt der Rinder den Pflug ziehen.

Wiedemann *Äg.* S. 200f.; Erman-Ranke *Äg.* S. 583ff.

Ranke

D. Palästina-Syrien.

§ 1. Äg. Nachrichten. — § 2. Äg. Abbildungen. — § 3. Amarna-Briefe, Kanaaniter. — § 4. Israeliten. — § 5. Arch. Funde.

§ 1. Wann und von welchem Volke das P. zum ersten Male nach Palästina-Syrien gebracht worden ist, wissen wir nicht. Es läßt sich nur vermuten, daß es wie bei den Babyloniern (dort ist es schon im 3. Jht. bekannt; Mélanges Schlumberger 1924 S. 351ff. V. Scheil) von Indogermanen aus dem O her eingeführt wurde. Die ersten Zeugnisse für sein Vorhandensein sind die äg. Nachrichten des NR. Bereits Thutmosis I. erhielt P. und Wagen als Tribut aus *nhrjn*, also aus der Gegend am oberen Euphrat (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 81, 85), Thutmosis II. auch aus Ober-*rṯnw* (ebd. II 125). In den Annalen Thutmosis' III. werden vom 1. Feldzuge ab P. und Wagen regelmäßig in den Beute- und Tributlisten aufgeführt (ebd. II 413; 597; 447 [103 P., 10 Wagen]; 462 [30 P.]; 467 [188 P., 40 W.]; 470 [13 P., 26 W.]; 479, 482 [260 P.]; 490, 491 [einmal 40 P., 15 W.]; 498, 501 [180 P., 60 W., also Dreigespanne?], 508, 509 [u. a. 328 P., 70 W.]; 518 [229 P., 1 W.]; 532, 533 [44 und 68 P.]). Erbeutet oder abgeliefert wurden sie aus *nhrjn*, *rṯnw*, Phönizien, Ullaza, Nuges. Besonders reich war die Beute der Ägypter nach der Schlacht bei Megiddo (s. d.): 2041 Stuten, 191 Fohlen, 6 Hengste (ebd. II 420, 430, 431). Ähnliches verzeichnen die Nachfolger Amenḥotep II. (1448—1420 v. C.) vom Libanon (ebd. II 783), vom Orontes (ebd. II 784f.) und aus *rṯnw* (ebd. II 790), Tutenchamun (ebd. II 1028) und Ramses II. (ebd. III 343, 420, 428 von den Hettitern). Nach Ägypten hatten wahrscheinlich die Hyksos (s. d.) das P. eingeführt (s. Haustier C, Heer A § 3; daher die sem. Fremdwörter *gw* = P., *ibr* = Hengst, *ḫn*[*r*] = Zaumzeug; M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Äg.* II [1910] S. 20, 54, 38), so daß die Äg. den asiat. Streitwagen die gleiche Waffe entgegenstellen konnten. Deshalb machte der Fürst von Qadesch den Versuch, durch eine vorgesandte Stute die Hengste der Äg. in Unruhe zu bringen (Breasted *Records* II 589).

§ 2. Auf den äg. Denkmälern werden unter den Gaben, die syr. Fürsten dem Pharao bringen, öfters P. abgebildet, so um 1475 v. C. im Grabe des Mencheperrê'-seneb (Wreszinski *Atlas* I [1923] Tf. 276;

W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] Tf. 18f.; hier Band VI Tf. 101, 102); um 1450 v. C. im Grabe des Amenmose (Wreszinski I Tf. 88), des Imaunezeḥ (I 269; Müller *Researches* II Tf. 25) und des Rechmerê (Wreszinski I 335, 337); um 1400 v. C. im Grabe des Nebamon (Wreszinski I 288; hier Band VI Tf. 103); nach 1400 v. C. im Grabe Nr. 91 zu *šēch ʿabd el-gurna* (Wreszinski I 291). Einmal tragen Diener Helme mit buntgefärbten Roßschweifen (Müller *Researches* II 37 Tf. 20), und an den Prunkgefäßen im Grabe des Imisiba um 1120 v. C. erscheinen Köpfe von P. als Henkel oder Stützen (Wreszinski I 235). Die Tiere werden meist in weißer Farbe abgebildet, doch ist gelegentlich das hintere Tier des Gespannes rotbraun oder schwarz gemalt. Als Reiter werden nur die Hettiter dargestellt.

§ 3. In den Amarna-Briefen nennen sich die syr. Fürsten gern zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit den Stallknecht oder Pferdestriegler des Pharao (Knudtzon 298, 8; 303, 6; 320, 9; 322, 8; 323, 5; 331, 6 u. ö.). Die Fürsten haben Gespanne (Beirut: ebd. 141, 25; 142, 26; 143, 28; Byblos: 83, 11; 88, 48f.; 108, 41; 119, 13; Irqata: 100, 22; Dijate: 193, 9; Damaskus: 197, 3; Akšapa: AO 7096, Pal. Jahrb. 20 [1924] S. 27 A. Alt). Aus den Äußerungen erkennt man, daß die P. nur für Streitwagen, nicht für Reiterei gebraucht werden. Noch das AT kennt die Streitwagen der Kanaaniter als eine gefürchtete Waffe (Jos. 11, 4; Richt. 4f.; Philister: 1. Sam. 13, 5).

§ 4. Dagegen haben die Stammväter des Volkes Israel nach den alttestamentlichen Erzählungen zwar Kamele, Rinder und Schafe gehabt, aber keine P. (z. B. Gen. 13, 2. 5). Auch die Gesetzsammlungen enthalten nur Bestimmungen über andere Tiere (Exod. 21; Deut. 15, 19ff.; 22, 1ff.). Noch David hatte keine Verwendung für die P. der Aramäer, bei denen er 1700 Reiter gefangennahm, da er nur 100 P. übrigbehielt, den anderen aber die Sehnen der Hinterfüße durchschneiden ließ, um sie zu lähmen (2. Sam. 8, 4). Erst Salomo soll 4000 (so ist statt 40000 nach 2. Chron. 9, 25 zu lesen) P. für seine Streitwagen und 12000 für Reiter besessen haben, deren Futter seine Untertanen liefern mußten (1. Kön. 5, 6ff.; 10, 25f. [1400 Wagen]; vgl. 18, 5). Angeblich bezog er Wagen und Tiere aus Äg. (hebr. *miṣrajim*) und aus *qôʿa* (1. Kön. 10, 28 [MT falsch *miqwê*; LXX *mittᵉqôʿa*]). Nach den assyr. Inschriften ist *que* der Name von Kilizien (vgl. Ezech. 23, 23; 27, 14). Deshalb wird für *miṣrajim* eher *muṣri* = Kappadokien (KAT³? 238) zu lesen sein. Jedenfalls ist Salomo dazu übergegangen, sich nach dem Vorbilde der Kanaaniter ein stehendes Heer (s. d. B) mit Streitwagen (vgl. 2. Kön. 13, 7) zu halten, die freilich nicht im Gebirge und in den kleinen Städten mit ihren engen Gassen, sondern nur in der Ebene verwendbar waren. Nur der König hatte das Recht, im Frieden auf einem Wagen zu fahren (2. Sam. 15, 1; 1. Kön. 1, 5; Jerem. 17, 25), was jedoch von den Propheten bekämpft wurde (Jes. 2, 7; Deut. 17, 16; Sach. 9, 9f.). Der Eingang zum königl. Marstall in Jerusalem hieß das Roßtor (2. Kön. 11, 16). Bei dem Tempel waren der Sonne geweihte Rosse und Wagen aufgestellt, die Josia entfernte (2. Kön. 23, 11). Diese Art der Sonnenverehrung stammt aus Babylonien, wo sie schon für sehr frühe Zeit bezeugt ist. Als hebr. Bezeichnungen des P. werden gebraucht: *rekeš* (1. Kön. 5, 8; Micha 1, 13; Esther 8, 10 [Reittiere der pers. Eilboten]); *ʾabîr* (Jerem. 8, 16; 47, 3; 50, 11); *qal* (Jes. 30, 16); *ramākîm* (Stuten, Fremdwort Esth. 8, 10) und vor allem *sūs*, das wie das akkad. *sisû* auf das indisch-arische *aśwas* zurückzuführen ist (ZDMG NF 2 [1923] S. 90f. A. Ungnad), während der Reiter mit seinem Tiere *pārâš*, das Gespann *ʾurwâ* (1. Kön. 5, 6; 2. Chron. 9, 26; 32, 28; vgl. S. Landersdorfer *Sumerisches Sprachgut im AT* 1916 S. 63) genannt wird. Meist wurden wohl Füchse verwendet (Sach. 1, 8; andere Farben 6, 2). Zum Reiten benutzte man höchstens eine Decke, keinen Sattel. Auch Hufbeschlag scheint nicht üblich gewesen zu sein (Jes. 5, 28).

Riehm-Baethgen *Handwörterbuch des bibl. Altertums* II² (1894) S. 1197ff.; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 511f.

§ 5. Knochen des P. sind bisher nur in Gezer (s. d.) in mehreren Gruben, vermischt mit denen anderer Tiere oder von Menschen, gefunden worden (Macalister *Gezer* I 342f.). Ein Zahn war zum Polieren ge-

braucht (ebd. II 9). Verhältnismäßig spät, z. T. erst in jüd. oder hellen. Zeit, treten kleine Tonfiguren auf, entweder nur Köpfe oder Reiter (Viergespanne s. u.), meist sehr stark beschädigt (ebd. II 9 ff., Abb. 211 f. [von der 3. sem. Schicht ab]; III Tf. 125, 22; 126, 8. 21; Schumacher *Mutesellim* S. 65 f., 106, Abb. 85; 165, 1; PEF Annual 2 [1912—13] S. 88 Tf. 54, 3 D. Mackenzie; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 150 Tf. 40 II 4. 5; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 385 f. Tf. 75 i, j, m, p, r, v). Die Zäumung besteht an diesen Köpfchen in einem Riemen, der rings um das Maul gelegt ist und durch Riemen nach den Ohren zu festgehalten wird. An ihm sind auch die Zügel befestigt. Scheuklappen zeigen die tönernen Viergespanne aus phön.-kyprischem Gebiete (Arch. Anz. 1923—24 S. 263 ff. P. Jacobsthal). Eine Gebißstange fehlt also (doch sind solche ausnahmsweise gefunden worden; Macalister *Gezer* II 9; 14 Abb. 214 [Bronze der 3. Schicht und Eisen]). Der Reiter sitzt ohne Sattel und ohne Decke ziemlich nahe dem Halse des Tieres, gelegentlich aber auch weit hinten (ebd. Abb. 212, 4), wie noch heute die Fellachen auf dem Esel zu reiten pflegen. Wild kommt das P. in Palästina-Syrien nicht mehr vor.

H. B. Tristram *The Fauna and Flora of Palestine* 1884 S. 2; B. Moritz *Arabien* 1923 S. 43 f.; Bull. Anthrop. Paris 4 (1903) S. 560 ff. R. Dussaud. Peter Thomsen

E. Vorderasien. Das P., das bekanntlich erst nach der Hammurapi-Per. in größeren Mengen in Babylonien eingeführt worden ist (s. Haustier E § 4), wurde anfangs nur als Zugtier für den Kriegswagen benutzt. Reitpferde werden in Babylonien zuerst unter Nebukadnezar I. (ca. 1130 v. C.) erwähnt, im assyr. Heere (s. d. C) sind Kavalleristen vor Assurnassirpal II. (ca. 860 v. C.) nicht bezeugt (s. a. Band V Tf. 84; VII Tf. 149 c, 151, 152 b, 160 b). B. Meissner

Pferdegebiß s. Trense.

Pferdeschuh s. Hufeisen.

Pferdespringer s. Diluvialfauna § 3.

Pfirsich. Der P. (*Prunus persica* Bentham und Hook, *Amygdalicus persica* L.) stammt nach den sorgfältigen und gründlichen Untersuchungen de Candolles aus China und ist im Gegensatz zur Mandel erst kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung von Persien aus nach W vorgedrungen. Seine stark gewölbten und löcherig gerunzelten Kerne bieten ein ausgezeichnetes Leitmerk für seine Kultur in älteren Zeiten der Vorgesch. der entsprechenden Gebiete.

de Candolle *Ursprung der Kulturpflanzen* S. 273 ff.; Hoops *Reall.* III 411 ff. Ed. Hahn

Pflanzenornament. § 1. Die dekorative Verwendung von Pflanzenformen widerspricht dem abstrakt-formalen, bildlosen Charakter der alteurop. Ornamentik fast ebensosehr wie die der Tier- und Menschengestalt. Treten in ihr dennoch deutlich erkennbare Pflanzenmotive auf, so ist immer mit fremden Einflüssen zu rechnen; regelmäßig unterliegt die fremde Form dann einer Entnaturalisierung („Abbau"), die bis zur völligen Anpassung an das einheimische geometrische Ornament fortgesetzt werden kann.

§ 2. Ein frühestes Beispiel dieses Vorganges bietet wahrscheinlich die neol. Bandkeramik Südosteuropas. In der südruss.-galiz. Vasenmalerei begegnen neben dem beliebten Muster aus verschlungenen Doppelvoluten, die selber oft einen vegetabilen Charakter tragen, auch echte Blattranken (Tripolje A, Bilcze Złote [s. d.]). Da an eine Entwicklung dieser organisch belebten Formen aus der mitteleurop. Bandkeramik nicht zu denken ist, liegt es nahe, ihre noch nicht genau nachweisbare Quelle wie auch die der sie begleitenden Tiermotive (vgl. Band II Tf. 6), der Vasenmalerei selber und der nackten weiblichen Idole im alten Orient zu vermuten (s. Idol A 2, Malerei A 1, Tierornament). Im w. Verbreitungsgebiet der Bandkeramik ist nun die zunehmende Geometrisierung dieses an sich schon rudimentären P. zur Spiral-Mäanderverzierung festzustellen; das sog. „Bäumchenmuster" der rheinischen Hinkelsteinkeramik hat nicht das geringste mit einem P. zu tun, vereinzelte Spielereien („Palmblätter" in Großgartach) spielen weiter keine Rolle.

§ 3. Während sich auf Malta (s. d. B) an Steinreliefs, Tongefäßen und Deckenmalereien der späten StZ bzw. frühen BZ nur Ansätze zur Rankenbildung zeigen (Band VII Tf. 222 b, 224; s. Spiralmuster B), blühte im Kamares-Stil der mittelmin.

BZ Kretas ein halb vegetabilisches, halb geometrisches P. auf, das mitunter an die Gefäßmalerei der Tripolje-Kultur erinnert; dann entwickelt sich das reiche, oft rein naturalistische P. der kret.-myk. Blütezeit (s. Kreta B § 9ff., Vase B). Von einer Einströmung dieser Pflanzenformen in die mittel- und westeurop. Ornamentik der BZ ist auffallend wenig zu erkennen, nur in der früheren ungar. BZ begegnet an Tongefäßen und Bronzen ein verwildertes Rankenmuster, das wohl nur in der myk. Kunst seine Erklärung findet (mehrere Beispiele in Hampel *Bronzezeit*; auch das barocke Sichel- oder Flammenornament dürfte hierher gehören).

§ 4. Noch die Hallstattkunst hat sich überraschend wenig um das P. der Dipylon-Villanova-Ornamentik gekümmert: peltenförmig umschriebene Palmettenreihen, die z. T. schon in Italien stark verkümmern, erscheinen in der Späthallstattzeit auf einer Lanzenspitze aus Hundersingen (s. d.; Band V Tf. 132 F), Württemberg, ganz ohne die Palmettenfüllung (Montelius *Vorkl. Chronol.* Tf. 48 Abb. 13b, 45 Abb. 10; *AuhV* 5 S. 150). Um so auffallender ist es, daß sich zu derselben Zeit in der stilistisch völlig abweichenden, organisch gearteten Ornamentik der späten nord. BZ selbständig eine Art von Rankenmuster entwickelt: die seit dem Kreis- und Spiralornament der früheren BZ stetig fortschreitende Entwicklung der krummlinigen abstrakten Form scheint hier zu einer Annäherung an pflanzliche Motive zu führen (Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 130). — Erst in der späteren EZ setzte sich das griech. P. diesseits der Alpen durch, wo es in der Latène-Ornamentik eine bedeutsame stilistische Umwandlung erfährt (s. Latènestil).

F. A. v. Scheltema

Pflanzenreste in Gräbern (Ägypten). § 1. Die erhaltenen Pflanzenteile geben als antikes Herbarium einen Ausschnitt aus der gesamten Flora des Nil-Tales (s. a. Ägypten B § 71 ff.), weil die Trockenheit der Gräber uns nicht nur Samenkörner, sondern auch fleischige Früchte, sogar ganze Zweige mit Blättern und Blüten erhalten hat. Die vorhandenen Pflanzenreste stammen, wenn man von den zu Bauten, Möbeln, Hausgerät und Särgen verarbeiteten Holzarten absieht, vor allem aus Gräbern, wo Kränze, Gewinde oder lose Zweige auf die Leichen oder die Särge gelegt sind. Man nahm dazu Zweige des Ölbaums, der Sykomore, Persea und anderer Bäume sowie von der Weinrebe, dem Lotus (s. d.), dem Sellerie und viele Blumen. Gelegentlich sind große Gewinde auf den Sarg gelegt oder Sträuße in das Grab gestellt; im Grab des Königs Tut-anch-Amon (s. d.; Dyn. 18) hat man im Winter 1922—1923 zum erstenmal zwei der hohen Blumensträuße gefunden, die aus gleichzeitigen Reliefs wohlbekannt sind. Als Grabopfer sind neben dem Sarge Beigaben niedergelegt, unter denen sich viele Früchte von Bäumen, Gemüsen und Getreide befinden.

§ 2. Die bis in die röm. Zeit hineinreichenden Friedhöfe des Fajjûms haben eine große Ausbeute an Pflanzenresten ergeben, die von Newberry untersucht sind. Unter den Gewinden befanden sich viele Blüten in unverändertem Zustand, Rosen auch als ungeöffnete Knospen. Zahlreiche zu ihnen verwendete Blumen aus den äg. Gärten sind nicht im Nil-Tal einheimisch, sondern von den n. Mittelmeerländern und aus Vorderasien eingeführt. Viele von ihnen werden bis heute in den äg. Gärten gezogen, wie Jasmin und Narzisse. Ebenso liegt es für Früchte, die in späterer Zeit als Obst gegessen wurden, wie Pfirsich, Wein- und Maulbeere, Feige, Granatapfel, Olive, Walnuß usw. Auch Gemüsearten sind aus dem Ausland eingeführt, z. B. Kohl, Bohnen, Erbsen, Linsen usw. Unter den Früchten von Bäumen waren besonders häufig die von *Balanites aegyptiaca* Del., die der Dattel (*Hyphaene argun* Mart.), die schon in der Stadtruine von Kahun (s. d.; Dyn. 12) vorkommen, ferner die der Dompalme, Persea, Sykomore usw. Getreide aus Kahun ist z. T. mit dem gleichen Unkraut wie heute durchmischt. Korksohlen, die von einem röm. Friedhof zu Hawara stammen, sind aus der Rinde einer Eiche (*Quercus suber* L.) gearbeitet, die besonders in Spanien wächst, von wo der Rohstoff eingeführt ist.

Petrie *Hawara, Biahmu and Arsinoe* 1889 S. 46—53; Petrie *Kahun, Gurob and Hawara* 1890.

§ 3. Aus dem Vergleich der antiken P. mit der gegenwärtigen Flora Ä. geht

hervor, daß ein Teil der heute vorhandenen Pflanzen auch im Altertum im Delta und Oberägypten gewachsen ist. Von ihnen ist ein Teil der Arten in Ä. einheimisch, ein anderer aus dem Ausland eingeführt als Nutzpflanzen (s. d.) oder wegen der Schönheit ihrer Blumen. Einige Arten sind durch die steigende Bodenkultur in geschichtlicher Zeit aus Ä. hinaus an den oberen Nil zurückgedrängt, wo man heute im Sudan Vegetationsbilder sieht, die im Altertum auch n. von den Katarakten vorhanden gewesen sind, wie Darstellungen in Gräbern und Tempeln lehren. Eine Veränderung der Arten hat vom Altertum bis heute bei wild wachsenden Pflanzen nicht stattgefunden, sogar bei den Kulturpflanzen (s. d.) wie Weizen, Gerste und Hülsenfrüchten zeigen sich die Arten als durchaus beständig. Die Keimfähigkeit erhaltener Getreidekörner ist ein Irrtum, und die weit verbreitete Vorstellung von ihr beruht auf einer falschen Beobachtung.

SB. Wien. Ak. Math.-Naturw. Cl. 38 (1859) S. 69—140; ebd. 44 Abt. 2 S. 75—88; ebd. 54 Abt. 1 S. 33—62; ebd. 55 Abt. 1 S. 198—205 Unger; ZfEthn. 9 (1877) S. 289 Braun; ebd. S. 290—312 Ascherson und Magnus; Englers Botan. Jahrbücher 8 Schweinfurth; F. Woenig *Die Pflanzen im alten Ägypten* 1887; V. Loret *La flore pharaonique*[2] 1892; Rec. de Trav. 17 (1895) S. 177 Loret.

Roeder

Pflanzliche Nahrung. S. a. Jagd A § 7, Nahrung. — § 1. Bei der älteren, abgetanenen Stufenfolge Jäger, Hirt, Ackerbauer trat die P. N. ganz unverhältnismäßig zurück. Dagegen nimmt sie in der neuen Anschauung über den Aufstieg des Menschen vom tierähnlichen Geschöpf durch den Vormenschen zum Sammler hin und in den weiteren Stufen Hackbau und Pflugkultur einen sehr breiten Raum ein. Hier muß die Vorgeschichte aufklärend und beweisend eingreifen. Ergibt doch der Rückschluß aus der heutigen Nahrung der Naturvölker und Kulturmenschen, vor allem aber die Geschichte der Kulturpflanzen, daß z. B. schon die Sammler eine sehr ausgebreitete Kenntnis der Pflanzen, ihrer Gifte und ihrer Brauchbarkeit zur P. N. gehabt haben. Wenn wir z. B. kein neues Pflanzengift kennen lernten, wenn sämtliche, heute der Botanik bekannten Genußmittel aus dem Besitz der Naturvölker gekommen sind, so bedeutet das eine ausgedehnte Bekanntschaft des Sammlers und Hackbauers mit den Pflanzen und ihren Eigenschaften.

§ 2. Eine ganz besondere Seite der P. N. ist es, wenn wir eine sehr große Anzahl von Nahrungspflanzen finden, die in ihrer Urform entweder durch Bitterkeit ungenießbar oder sogar unmittelbar giftig sind. Für die Vorgeschichte kommt dies stark in Betracht, da auch in ihrem Gebiet die Nahrungspflanzen gelegentlich Spuren und sogar Reste der Zubereitung hinterlassen haben können, die durch diese Eigenschaften nötig gemacht wurden. Für unser eigenes Gebiet kommt hier einmal das Rösten in Frage, durch das man dem wilden und auch dem gezähmten Getreide die vermutlich vorhandene Bitterkeit entziehen wollte, und durch das wir in den Besitz so gut erhaltener Körner kamen; daneben das Keimen und Malzen zum gleichen Zweck oder auch, wie bei den Eicheln in Buch (s.d.), das Entbittern. Wahrscheinlich ist einmal unsere Acker- oder Puffbohne, *Vicia faba*, solchem Keimen unterzogen. Vor allem gehört hierher das Säuern in Gruben. So wurden aus dem Kohl (und anderen Pflanzen) allmählich hochgezüchtete Kulturpflanzen mit ihren vielen Abarten.

Wohl sind die Spuren der P. N. schwerer nachzuweisen als z. B. die Reste der Mahlzeiten von Beutetieren und Fischen. Um so größer ist dann aber der Gewinn an Einblicken in die werdende Kultur unserer Vorfahren.

Ed. Hahn

Pflaume (*Prunus insititia* L.). Während die Schlehe, deren Früchte früher wahrscheinlich auch in manchen n. Ländern eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt haben, in Altertumsfunden nur auf Schweizer Gebiet und in ital. Pfahlbauten zutage gekommen ist, läßt sie sich im eigentlich dtsch. Gebiet noch nicht nachweisen. Jedenfalls ist sie nicht eigentlich zu einer Kulturpflanze geworden, sondern nur zu gärtnerischen Zwecken und nicht als Obst weiter gezogen.

Nun hat man früher die eigentlichen P., die längliche Zwetsche und ihre runden

Verwandten, auch aus dem Orient abgeleitet, in neuerer Zeit hat sich dagegen die Meinung zugunsten des NW verschoben. Ich möchte aber doch nicht so weit gehen, gerade auch bei der Pflaumenzucht den kulturellen Einfluß der ö. Gartenkultur und gelegentliche Einmischungen sowie neue Einfuhr zu leugnen. Da uns aber Schlehen- und Pflaumen-Kerne ein sehr schätzbares Material für die Einordnung des Kulturbestandes geben und sich mit sehr geringer Mühe sammeln lassen, sollte man sie bei Funden möglichst berücksichtigen.

De Candolle *Ursprung der Kulturpflanzen* S. 261ff.; Hehn *Kulturpflanzen*[8] S. 382ff.; Hoops *Waldbäume* S. 299, 535, 540f., 543f., 604, 608.

Ed. Hahn

Pflegschaft s. Adoption.

Pflug. A. Europa.

§ 1. Pflug und Hacke. — § 2. Ausbildung des Pfluges. — 3. Hölzerne Hakenpflüge. — § 4. Steinerne Pflugschare der j. StZ. — § 5. BZ und älteste EZ. — § 6. Eiserne Pflugschare der LTZ.

§ 1. Pflug und Hacke (s. d. A) stehen in einer gewissen Relation zueinander. Beide dienen der Bodenbearbeitung, der Lockerung des Erdreichs zur Aufnahme des Samenkorns. Der Urtypus beider ist ein spitzer Stock, aber seine verschiedene Handhabung bewirkt von Anfang an eine Zweiteilung, die für die Entstehung der beiden Hauptarten der Bodenkultur, des Ackerbaues (Pflugbaues) und des Hackbaues, maßgebend ist. Entweder wird der Stock schiebend vorwärts gestoßen, oder der Arbeiter macht eine hauende, gegen sich gerichtete Bewegung, indem er selbst vorwärts schreitet. Diese grundverschiedene Handhabung führt einerseits zum P., anderseits zur Hacke. Im ersten Fall geht die Bewegung ohne Unterbrechung vor sich, ermöglicht also ein schnelles Fortschreiten der Arbeit; im zweiten bedingt die verschiedenartige Bewegung — Rückwärtsbewegung des Werkzeugs, Vorwärtsbewegung des Arbeiters — eine fortwährende Unterbrechung, die Arbeit erleidet also Hemmungen und kann nicht so schnell fortschreiten. Damit ist die Pflugarbeit prädestiniert für den Großbetrieb, der Hackbau für den Kleinbetrieb.

§ 2. Das Vorwärtsstoßen eines Stockes im harten Boden erfordert bedeutenden Kraftaufwand, und es ist schwierig, die Spitze in gleicher Tiefe zu halten. Beides wird erleichtert, indem eine ziehende Bewegung helfend hinzutritt, deren Ansatzstelle möglichst nahe der Spitze liegt; das kann mit einem Seil, besser aber mit einer festverbundenen Stange (Deichsel, Krümmel) geschehen. Der schnellen Abnutzung der Stockspitze, die ursprünglich und auch bei späteren primitiven Pflugformen aus Holz besteht, wird durch Anbringen der Pflugschar aus Stein oder Eisen begegnet; kupferne oder bronzene Pflugschare gibt es nicht.

§ 3. Das arch. Material ist gering und gestattet nicht, die Entwicklung des P. einigermaßen lückenlos zu erkennen. Primitive Holzpflüge wurden in Mooren bei Døstrup (Jütland; Band I Tf. 3c), Dabergotz (Kr. Ruppin) und Papau bei Thorn gefunden; eine zuverlässige Datierung ist nicht möglich. Der erste ist ein Hakenpflug, die beiden anderen sind einfache Formen des Sohlenpfluges S. a. Svarvarbo.

§ 4. Aus dem mittel- und nordd. Neol. liegen Steinklingen vor, die wohl mit Recht als Pflugschare angesehen werden, denn ihre Größe und Schwere gestatten nicht, sie mit der Hand wie eine Axt zu schwingen. Sie sind ziemlich roh, ohne Gestaltung zu einer Kunstform, hergestellt und endigen in einer Spitze oder kurzen Schneide; das nahe dem hinteren Ende angebrachte Bohrloch dient zur Befestigung auf dem Holzgestell (vgl. Band XI Tf. 79a, d). Die Deutung der ausgezeichnet gearbeiteten, hochgewölbten Hacken (Schuhleistenkeile; s. d.) der bandkeramischen Kultur als Pflugschare scheint mir nicht sicher.

§ 5. In der BZ und ältesten EZ versagt das Fundmaterial vollständig, wenn man nicht die erwähnten Holzpflüge dorthin datiert. Es liegen aber bildliche Darstellungen vor: Ochsengespanne mit Hakenpflügen in den bronzezeitl. Felszeichnungen des Val Fontanalba (Band III Tf. 59 oben) und Schwedens (Band I Tf. 3a; III Tf. 53g, 118), ferner ein Sohlenpflug auf der Situla von der Certosa (Band I Tf 3b).

§ 6. Die kelt. Stationen der späten LTZ haben zahlreiche eiserne Pflugschare geliefert, spitze Klingen mit breiter Basis, die am hinteren Teil umgelappt sind. Sie setzen sich in die RKZ fort.

In der Spätlatène-Zeit tritt auch das eiserne Pflugmesser, der Sech, auf (Idria bei Bača). Der Räderpflug verbreitet sich erst mit der röm. Kultur.

H. Behlen *Der Pflug und das Pflügen* 1904; L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des StZ-Menschen* 1920 S. 197ff.; Mém. de la Soc. R. des Antiquaires du Nord 1902 S. 20ff. S. Müller; ZfEthn. 32 (1900) S. 202ff., 210 A. Götze; Mitt. präh. Kom. 1, 5 (1901) S. 323 Abb. 121; ebd. S. 359 Szombathy; Hoops *Reall.* s. v. Pflug; Präh. Z. 6 (1914) S. 180ff. Quente.

Alfred Götze

B. Ägypten (Tf. 39 c, d). Wann der P. in Ä. erfunden ist, läßt sich mit Sicherheit nicht ausmachen; seine ältesten Darstellungen stammen aus dem AR, die ältesten erhaltenen Originale wohl erst aus dem NR. Er ist entstanden aus einer Vervollkommnung der Hacke (s. d. B), deren Griff zur Deichsel (die am Hörnerjoch der Rinder befestigt wird) verlängert und deren Blatt nun als Pflugschar benutzt wird. Zwei Sterzen werden an der Verbindungsstelle von Deichsel und Schar angesetzt. Ein Metallbeschlag der Schar ist erst seit dem NR nachzuweisen, ein Pflugmesser kennt der äg. P. nicht.

Wiedemann *Äg.* S. 267; Erman-Ranke *Äg.* S. 515f.

Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Entstehung, Herkunft. — § 2. Berichte über BZ und EZ. — § 3. Funde. — § 4—5. Gerät und Handhabung in heutiger Zeit.

§ 1. Als die Bewohner von Palästina-Syrien von der Jagd zum Ackerbau übergingen, mußten sie auch lernen, den Boden zur Aufnahme der Saat bereitzumachen. Gewiß ist dafür zunächst ein einfaches Stück Holz oder ein größerer, zugespitzter Stein verwendet worden. Allmählich hat sich daraus der P. entwickelt, der aber bis heute die ursprüngliche Hakenform, kaum verändert, beibehalten hat. Ob bei der Ausbildung des Gerätes Einflüsse aus Ä. mitgewirkt haben (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 654ff.), ist zweifelhaft, da der äg. P. des NR (Wreszinski *Atlas* I [1923] Tf. 51) wesentlich anders gestaltet ist als der palästinische. Ebenso unterscheidet sich von diesem der babyl. P. (ZdPV 36 [1913] S. 310ff. A. Gustavs und G. Dalman).

§ 2. In der BZ hat der P. offenbar schon seine bleibende Form erhalten. Der rege Ackerbau, von dem die äg. Berichte (s. Nahrung D) in Palästina-Syrien wissen, wird ausdrücklich durch die Amarna-Briefe bestätigt. Der syr. Stadtfürst Šipturi meldet dem Pharao, daß er gepflügt habe (*charâš* Knudtzon 226, 11, vgl. OLZ 19 [1916] S. 186 A. Ungnad), und Biridija von Megiddo (s. d.) berichtet, daß er im Gebiete der Stadt *šunama* für den Pharao habe pflügen (*irrišu*) lassen (AO 7098; Pal.-Jahrb. 20 [1924] S. 34f. A. Alt). Für die EZ kennt das AT überall den Ackerbau mit dem P. (hebr. *'ēt* 1. Sam. 13, 20; plur. *'ittîm* Jes. 2, 4; Micha 4, 3 oder *'ētîm* 1. Sam. 13, 21; Joel 4, 10; Pflugschar *maḥ^{a}rešet* 1. Sam. 13, 20 von *ḥāraš* pflügen, eigentlich schneiden, graben 1. Sam. 8, 12; Jes. 28, 24 [das erste Pflügen, dem dann das zweite *fittê^{a}ḥ* folgt; daneben *pālaṭ* spalten Psalm 131, 7; während *siddêd* Jes. 28, 24 nicht eggen bedeutet, da die Egge im Altertum unbekannt war, sondern das tiefe Umfurchen des Ackers; Festschrift für Karl Budde 1920 S. 75ff. H. Guthe]; *ḥārîš* Zeit des Pflügens im Gegensatze zu der Zeit der Ernte Gen. 45, 6; Exod. 34, 21). Man spannte vor den P. Rinder (s. d. C; 1. Sam. 11, 5; 1. Kön. 19, 19 [12 Paare]; Hos. 10, 13; Hiob 1, 14; Richt. 14, 18 [Sprichwort]) oder auch wie heute Ochs und Esel (s. d. C; Jes. 30, 24; im späteren Gesetze verboten Deut. 22, 10), auf deren Hals ein Joch (Amarna-Briefe 296, 38 *nîru*; hebr. *'ōl* Num. 19, 2; Deut. 21, 3; 1. Sam. 6, 7) gelegt wurde. Mit dem Ochsenstecken, der eine scharfe Spitze trug (hebr. *dār^{e}bân* 1. Sam. 13, 20 [21 LXX] oder *malmâd* Richt. 3, 31), wurden die Tiere angetrieben. Um die völlige Vernichtung einer Ortschaft anzudeuten, führte man den P. über ihre Stätte (Micha 3, 12; vgl. Jerem. 26, 18). In Kriegszeiten wurden die Pflug-Schare zu Schwertern umgewandelt (Joel 4, 10); von der glücklichen Endzeit erwartete man die endgültige Umgestaltung der Kriegswaffe zur Pflug-Schar (Jes. 2, 4; Micha 4, 3). Über Pfluglänge, Saatstreifen vgl. ZdPV 28 (1905) S. 27ff. G. Dalman.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 513f.

§ 3. Ein vollständiger P. ist bisher noch nicht gefunden worden, sondern nur Pflug-

Schare. Solche aus Bronze lagen in der 3. und 4. Schicht zu Megiddo. Sie bestehen aus einer ziemlich breiten Spitze, die nach hinten in eine weite Tülle ausläuft (Gesamtlänge 13—15 cm; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 71, 86f., Abb. 94, 120). Später sind diese Geräte aus Eisen wesentlich länger (27—32 cm), aber in derselben Form gefertigt worden (ebd. S. 131f., Abb. 192b, 193, Tf. 42a; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 27). Eine Eisenschaufel (Schumacher *Mutesellim* S. 132 Abb. 192d, vgl. Tf. 42f., 48 cm l.) diente vielleicht zum Reinigen der Schar. In Gezer sind keine P. zum Vorschein gekommen, nur in der 4. sem. und in der hellenistischen Schicht rautenförmig gebogene Ringe aus Eisen, die möglicherweise die einzelnen Teile des P. zusammenhielten (Macalister *Gezer* II 29f., Abb. 223). Dagegen fanden sich Spitzen von Ochsenstacheln mit Tülle aus Bronze und Eisen (ebd. II 30; III Tf. 128, 1ff.).

§ 4. Der noch heute in Palästina gebrauchte P. (arab. *ʿaud ehṛâṭ* = Pflugstock) ist so einfach, daß man sich die älteren Formen danach vorstellen kann. Er ist aus Eichenholz gefertigt und besteht aus folgenden Teilen: 1. Querstück (*el-kabûse*) zum Aufstützen der linken Hand, die den P. leitet (ein zweihändiger P. ist in Palästina unbekannt); 2. der schwach gebogenen Handhabe, Sterze (*eḏ-ḏakar*), oben rund, unten viereckig und am Ende zum Aufstecken der Schar zugespitzt; 3. dem Pflugbaum, Grindel (*el-buruk*), durch den die Handhabe hindurchgesteckt wird, so daß ein Winkel von etwa 80° entsteht; 4. dem Winkelstück (*en-nâṭeḥ*), das beide zusammenhält; 5. dem Verband des Pflugbaumes mit der Deichsel (*es-sawāǧṛ*), nämlich 4 Holzkeilen und 1 Eisenring; 6. der etwa 1,50 m l. Deichsel (*el-wuṣle*), an deren oberem Ende das Joch angebunden wird, wozu ein Querholz oder ein Nagel hindurchgesteckt ist; 7. der 60—70 cm l. Schar (*es-sikke*), die auf den Sterz gesteckt wird und deshalb eine Tülle hat, an der beiderseits 2 Flügel (*dān*) sitzen. Das Joch (*en-nīr*) ist ein gerades Stück Holz, ungefähr 1,30 m l., das in seiner Mitte an das obere Ende der Deichsel gebunden wird. An beiden Enden sind je 2 Holzstücke nach unten zu eingepaßt, von denen dann Stricke um den Hals des Tieres laufen. Da also die Tiere nur am Halse eingespannt sind, muß der Treiber darauf achten, daß sie geradeaus gehen. Dazu und zum Treiben benutzt er den Ochsenstecken (2,50 m l.), der oben eine scharfe Spitze, unten eine kleine Schaufel (*ʿabwe*) hat. Mit ihm sticht er unbarmherzig die Tiere in den Oberschenkel. Zum Säen von Mais, Bohnen, Sesam, Kafferkorn, nicht aber von Weizen und Gerste, wird der Saattrichter (*būq*; vgl. lat. *bucina*) verwendet und an den Sterz angebunden (ZdPV 28 [1905] S. 31 G. Dalman; ebd. 36 [1913] S. 310ff. A. Gustavs und G. Dalman; Pal.-Jahrb. 5 [1909] S. 121 Rotermund).

ZdPV 12 (1889) S. 157ff. G. Schumacher; ebd. 9 (1886) S. 24ff. L. Anderlind; Pal.-Jahrb. 13 (1917) S. 115f. R. Graf.

§ 5. Vor den P. spannt der paläst. Bauer meist Ochs und Esel, manchmal auch ein Kamel (s. d. B; Pal.-Jahrb. 5 [1909] Tf. 6, 1). Natürlich kann mit dem einfachen Gerät nur oberflächlich (8—10 cm) gepflügt werden. Ein tieferes Aufreißen verbieten schon die unzähligen Steine auf dem Acker, die man nicht alle ablesen kann, auch wohl liegen läßt, weil sich unter ihnen die Feuchtigkeit hält. Die Arbeit beginnt im November nach dem Frühregen. Je öfter sie wiederholt wird (bis zu siebenmal), desto reicher ist dann der Ertrag (Pal.-Jahrb. 9 [1913] S. 85 Sprenger). An trockenen Tagen der eigentlichen Regenzeit pflügt man auch Weingärten und Olivenpflanzungen, damit sich um die Bäume herum der Boden lockert. Der ausgestreute Samen wird zugepflügt, um ihn vor Vögeln und großen Ameisen zu schützen. Von einer religiösen Bedeutung des P. oder mit ihm verbundenen Aberglauben finden sich erst in spätjüd. Zeit Spuren (I. Scheftelowitz *Altpalästinensischer Bauernglaube* 1925 S. 35ff.). Die Deutung des Pflügens als Koitus, einer Jungfrau als brach liegendes Feld ist hingegen sehr alt (vgl. Knudtzon *Amarnabriefe* 74, 17ff.; 75, 15ff.; 81, 37f.; 90, 42ff.; S. 1159f.), die des Regens als des männlichen Samens ist erst später nachweisbar.

ZdPV 36 (1913) S. 266ff. T. Canaan; S. Krauß *Talmudische Archäologie* II (1911)

S. 169ff.; H. Vogelstein *Die Landwirtschaft in Palästina zur Zeit der Mišnâh* I (1894).

Peter Thomsen

D. Vorderasien s. Ackerbau D § 4.

Pflugbau. § 1. Der P. ist jene Abart der Bodenkultur, die sich, in völligem Bruch mit dem urtümlichen selbstverständlichen Pflanzenbau, der sich zum Hack- und Gartenbau ausbildete, wie es scheint, aus einem Zentralherd über ein ausgedehntes Gebiet der Erde verbreitet hat. Freilich ist dann dieses Gebiet des P. der Schauplatz unserer gesamten geschichtlichen Entwicklung gewesen und bis vor kurzem geblieben, da er sich alle Gebiete der alten Welt, die von einer „höhergebildeten" Menschheit bewohnt waren, untertan gemacht hatte. So konnte es kommen, daß bis in unsere Zeit uralte Anschauungen auch auf ganz anderen Gebieten unsere Wirtschaft regelten und alle Auffassungen bestimmend beherrschten. Nach ihnen war nur dort etwas wie Kultur, wo der Ochse als geweihter Diener (und nur in einem besonderen Gebiet viel später auch das Pferd), als Gehilfe des Mannes mit dem Pfluge das Saatfeld für die Aufnahme der Saat, zumeist der Getreidekörner, vorbereitete. Es schien nur dort Kultur zu herrschen, wo der Mann durch diese Arbeit auf dem Felde die Familie ernährte. Als Halbkultur und als Vorstufe galten die Hirten mit einer Wirtschaft, wo schon Haustiere an die Pflege und die Zucht des Menschen und damit an die Hergabe von Milch und Wolle gewöhnt waren. Auf dieser Vorstufe sollte sich der Mensch zuerst vom Fleisch und der Milch seiner Herden ernährt haben, und diese Hirtenwirtschaft galt so als sanftere Lebensart gegenüber der ersten Stufe jener Dreiteilung des Aufstiegs, der der Jäger, zu denen man dann alle Naturvölker, die sog. „Wilden", rechnete. Diese Einteilung ist nun gründlich beiseitegeschoben, seit der P. als eine unter ganz besonderen Umständen eingeführte Wirtschaftsform aufgedeckt ist, die abseits von dem ursprünglich einfachen Anbau aller Pflanzen steht, die der Mensch sonst dauernd genießt oder benutzt.

§ 2. Ein besonderes Merkmal des P. ist nun vor allem die Verwendung von Haustieren als Hilfe des Menschen. Vor allem tritt neben der Spenderin des ursprünglich heiligen Getränks der Milch, der Kuh, hier der Ochse als Gehilfe des Mannes bei der Arbeit zur Ernährung des Volkes hervor. Er wurde zum Dienste am heiligen Gerät, dem Pfluge, selbst bestimmt, indem man ihm das nahm, was man als höchste Gabe an die Gottheit ansah, die Organe der Fortpflanzung. Nur so geheiligt, durfte er als Diener der Göttin der Fruchtbarkeit nun seinen Dienst verrichten, indem er an einem besonders dafür erfundenen Gerät, dem Pfluge, den Schoß der Erde in der Saatfurche öffnete, so daß die Allmutter halb gezwungen die Unfruchtbarkeit aufgab und sich in das grünende Kleid des Getreidefeldes hüllen ließ. Diese Anschauung von der nackten Mutter Erde, die nun das grüne Gewand über ihre Blöße zieht, deutet im besonderen auf eine heiße Gegend, in der die Felder nur durch Bewässerung fruchtbar gemacht werden konnten, als Entstehungsgebiet. Der Pflug selbst tritt dabei nach den ältesten Dokumenten, die wir in Babylonien, einem Bewässerungsgebiet ersten Ranges, darüber haben, in Übereinstimmung mit diesen Aufstellungen zuerst stets als Säepflug auf, d. h. er war dort wie heute noch in Palästina gleich mit einer Vorrichtung zum Einstreuen des heiligen Samens in die geöffnete Ackerfurche versehen (s. a. Band I Tf. 4 b).

Neben das Rind haben sich jedenfalls bald, vielleicht zuerst in benachbarten und abhängigen Gebieten der Steppe und des Gebirges, Ziege und Schaf als Milchspender und Wolltier, vor allem aber auch in der Verwendung als Opfer im Bereich des P. angeschlossen.

Neben diesen Haustieren und dem Pfluge als Ackergerät gehört zum P. auch der ursprünglich heilige Wagen (s. d.), da von Haus aus das sich drehende Rad (s. d.) nur im Gebiet des P. auftritt. Die dem Rade ähnliche Scheibe kann dagegen auch in Hackbaugebieten, namentlich als Schmuck, vorkommen, ebenso wie sie vor der Einführung des P. z. B. als Wirtel eine Rolle spielt.

§ 3. Zu den besonderen Anschauungen des P. gehört nun einmal alles, was mit den

Haustieren in ihrer wirtschaftlichen Benutzung zusammengehört. Daneben geht aber auch eine ganz bestimmte Himmelsanschauung her, die im Tierkreise die drei ältesten Haustiere, Stier, Steinbock (Ziege) und Widder (Schaf), aber auch den Wagen, den Pflug, sowie Fuhrmann (*auriga*) und Pflüger (*bootes*) neben die Stern- (Milch-) Straße an den Himmel setzt. Daneben ist auch eine einheitliche Jahreseinteilung für das Wirtschaftsjahr durchgeführt. Von Irland bis Indien und von Portugal bis China, ebenso wie von Norwegen bis Marokko und Südarabien herrscht ein Jahr von 360 Tagen (und etwa 5 Schalttagen), die mit den $360 = 4 \times 90$ Graden des Himmel-Äquators zusammenfallen. Sehr viele von den Festzeiten sind auch die gleichen für dies ganze Gebiet, so z. B. das Osterfest und die Sonnenwende. Die seltsame Regelung der Osterzeit mit ihren Schwankungen deutet unbedingt auf ein Entstehungsgebiet, in dem der Mond ursprünglich als die ausschlaggebende Gottheit angesehen wurde, mit der Zeugung, Pflanzenwuchs u. a. m. zusammenhängen. Irgendwie mußten diese Zeitrechnung und ihre Feste mit dem Getreidebau, der vom Sonnenjahr abhängt, in Einklang gebracht werden, und darum paßt unsere schwankende Osterzeit besonders gut nach Mesopotamien mit der hier unsicheren Zeit des Eintritts der steigenden Flut der Ströme, Pfingsten aber dann zu der Zeit der Reife des zu Ostern in die feuchten Furchen gesäten Getreides. Mit Ägypten, dem zweiten großen Bewässerungsgebiet, für das eine Überschwemmungszeit in Frage kommt, die etwa von Mitte Juni bis Anfang Oktober reicht, wo das Land wieder anbaufähig wird, haben wir kein gemeinsames Fest! Es kann also auch das Wirtschaftsjahr des P. nicht in Ä. entstanden sein.

§ 4. Der P. nimmt das gesamte Gebiet Europas und Westasiens bis nach Nordindien und Nordchina hin schon in recht alter Zeit ein. Im W und N Europas wird sich wohl die Zeit der Einführung meist etwa mit der BZ decken. Doch darf dabei nicht vergessen werden, wie es nur zu leicht geschieht, daß die Bronze durchaus nicht immer gleich überall mit der neuen Wirtschaftsform auftreten wird. Der Bauer, ja selbst der leidlich wohlhabende Landwirt, wird Haustiere und Pflug zu dem z. T. wohl schon im Hackbau gezogenen Getreide mit den religiösen und kulturellen Anschauungen zusammen aufgenommen haben, auch wenn er doch noch ausschließlich Holz- und Steinwerkzeuge benutzte und ihm selbst als Schmuck das neue Metall noch nicht zur Verfügung stand. Hier wird die Vorgeschichte eine sehr große Aufgabe zu erfüllen haben, indem sie an der Hand des Haustierbestandes die genauen Zeiten der Einführung festlegt. Vor allem wird sie aber klarzustellen haben, unter welchen Umständen sich der im Entstehungsgebiet so fest mit der Bewässerung verbundene P. von ihr loslöste, wie das in Nordeuropa ja so weithin geschehen ist.

Ed. Hahn

Pflugfelden (Belleremise) s. Klein-Aspergle.

Pflugkultur s. Ackerbau, Pflugbau.

Pfostenbau, Pfostenloch s. Haus, Festung.

Pfriemen. A. Paläolithikum s. Moustérien und die jungpaläolithischen Kulturen.

B 1. Europa. Jüngere Perioden s. Ahle.

B 2. Ägypten s. Nadel B.

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Feuerstein. — § 2. Knochen. — § 3. Kupfer, Bronze, Eisen; das AT.

§ 1. Sorgfältig zugespitzte Feuersteingeräte, mit denen man Löcher in Felle oder dünnes Holz stechen konnte, treten an der phön. Küste bereits im Chelléen auf (*sinn el-fīl* Mélanges de la faculté orientale Beyrouth 7 [1914—21] S. 208 Tf. 16 R. Desribes), sodann im Solutréen (*mînet dâlie* ebd. S. 205 Tf. 13). Für das spätere Paläol. hat vor allem *anṭeljâs* mit seinen langen, schmalen Klingen, die manchmal zwei Spitzen haben, Beispiele geliefert (Anthropos 3 [1908] Tf. 13, 12ff. G. Zumoffen; ders. *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 Tf. 7, 5ff.). Im Neol. hat sich diese Form insofern vervollkommnet, als das Gerät im ganzen noch länger und schmäler wird (*ḥarâğel* und *rās bērût* An-

a

b

Phaistos-Diskus

thropos 5 [1910] S. 159ff., Abb. 7, Tf. 6, 28 G. Zumoffen; ders. *La Phénicie* S. 120ff.; *arṭâs, ramle* und *jâfâ* Mélanges de l'université Saint-Joseph 10 [1925] S. 196f., 200, 203, Tf. 4; 6, 34; 7, 32 A. Mallon). Den Höhepunkt bedeuten die außerordentlich kunstvollen P. von *mînet dâlie*, die einen rautenförmigen Durchschnitt und eine breite Basis haben, sehr lang und spitz sind (Mélanges de la faculté orientale Beyrouth 7 [1914—21] S. 200f., Tf. 3—7 und 10 R. Desribes [fälschlich für Solutréen erklärt]). Wie andere Geräte, so haben sich diese P. bis weit in die BZ hinein erhalten (Macalister *Gezer* II 125; III Tf. 139, 23).

§ 2. Noch leichter ließen sich Beinknochen von Vierfüßlern oder Vögeln zu diesem Gerät verarbeiten. Jungpaläolithisch sind die Stücke von *anṭeljâs* (Anthropos 3 [1908] Tf. 16, 1ff. G. Zumoffen). Aus dem Neol. oder der BZ stammen die Funde von Gezer (s. d.; Macalister *Gezer* I 84, 96, 109, 119, 267; II 19, 76f., 88, Abb. 278, 3—5; III Tf. 24, 29; 32, 4), Megiddo (s. d.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 82 Abb. 114), den Schefela-Hügeln (Bliss-Macalister *Excavations* S. 147, Tf. 76, 11ff.) und Samaria (s. d.; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 371ff., Abb. 241 [diese spät]). Die L. beträgt gewöhnlich 7,5—12,6 cm. In Gezer wurden dazu oft die Knochen des Kranichs verwendet. Manche haben an jedem Ende eine Spitze, einige auch am oberen Ende ein Loch für den Faden. In Jericho war in israelitischer Zeit eine Rehstange als P. benutzt worden (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 155 Abb. 192).

§ 3. Sehr gut gearbeitet sind die kupfernen Geräte aus Jericho (ebd. S. 117 Abb. 104; hier Band I Tf. 60n). Sie sind 14—22 cm l., vierkantig und z. T. am oberen Ende mit einem Knopf versehen, der den Gebrauch erleichterte. Die Stücke aus Bronze oder Eisen sind deshalb in einen ziemlich langen Griff aus Knochen oder Horn eingesetzt (Macalister *Gezer* II 246 Abb. 397; III Tf. 194, 8ff.; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 354 Abb. 225, 6). Das AT kennt einen offenbar sehr alten Gebrauch des P. (hebr. *marṣê'a* Exod. 21, 5ff.; Deut. 15, 16ff.). Wollte ein Sklave nicht freigelassen werden, so nahm ihn sein Herr an den Türpfosten und bohrte dort ein Loch als dauerndes Sklavenzeichen in sein Ohr (vgl. A. Jirku *Altorientalischer Kommentar zum AT* 1923 S. 94). Peter Thomsen

Phaistos. Altberühmte kret. Stadt, im W der Ebene der Messarà (Band VII Tf. 30, 37). Der min. Palast (ebd. Tf. 48) liegt auf dem östlichsten einer Kette von 3 steilen Hügeln (H. 65 m) gegenüber der Ebene in beherrschender Lage, aber von den wesentlich höheren w. angrenzenden Kuppen jederzeit bedroht. Diese waren indessen in min. Zeit ebensowenig befestigt wie der Palast selbst. Die Stadt ist noch nicht ausgegraben, sie muß bei der Steilheit der Hügelhänge in der Ebene gesucht werden. Ziemlich weit im N ein paar Nekropolen von Kammergräbern (SM III; ältere Gräber fehlen hier bisher). Spärliche neol. und FM-Reste. Ein Herrenhaus hat wohl schon in MM I bestanden, ohne daß sich seine Gestalt bestimmen ließe. Sicher seit MM II ein großer, schöner Palast, zum Unterschied von Knossos größtenteils einstöckig; da er sich aber über drei niedrige Felsterrassen erstreckte, müssen seine Teile auf wechselndem Niveau ein sehr malerisches Bild geboten haben. Im W ein großer Hof, im N von einer breiten Schautreppe abgeschlossen, einer Art Tribüne mit hoher Rückwand. Zwischen den flachen Sitzstufen führen Treppchen empor, zu ihnen schräg über den Hof Trittstege. Der Westfassade vorgebaut zwei kleine Kämmerchen, denen im Innern des Baus noch einige entsprechen: ein Komplex von Kulträumen mit Altarplatten und Votiven von MM I—III. Ö. davon einst große Magazine mit bemalten Pithoi. Im S der Westfassade ein breites Tor.

Dies alles wurde nach der Zerstörung des alten Palastes (im Verlaufe von MM III) verschüttet, von Fassade, Kulträumen, Trittstegen blieb nichts, von der Schautreppe nur die obersten Stufen sichtbar, die neue Westfassade wurde beträchtlich nach O verschoben, im N zwei Treppen angebaut: die eine führt zur obersten Palastterrasse, wo schöne Wohnräume und ein Peristylhof erstehen, die andere, besonders großartige, zu einem mit Säulen und

Pfeilern geschmückten Tor, einer Art Hohen Pforte (über den alten Magazinen). Von hier gehen kleinere Treppen zum oberen Palastteil hinauf, zum großen Mittelhof hinab. Dieser ist auch noch im S des Westflügels durch einen breiten Gang mit dem Westhof verbunden. N. von diesem Gang geräumige Vorratsräume jederseits eines breiten Mittelgangs. In der Nordwestecke des mit Pfeiler- und Säulenhallen eingefaßten Mittelhofes ein Altar mit tönernen Opfertischen (s. Religion B).

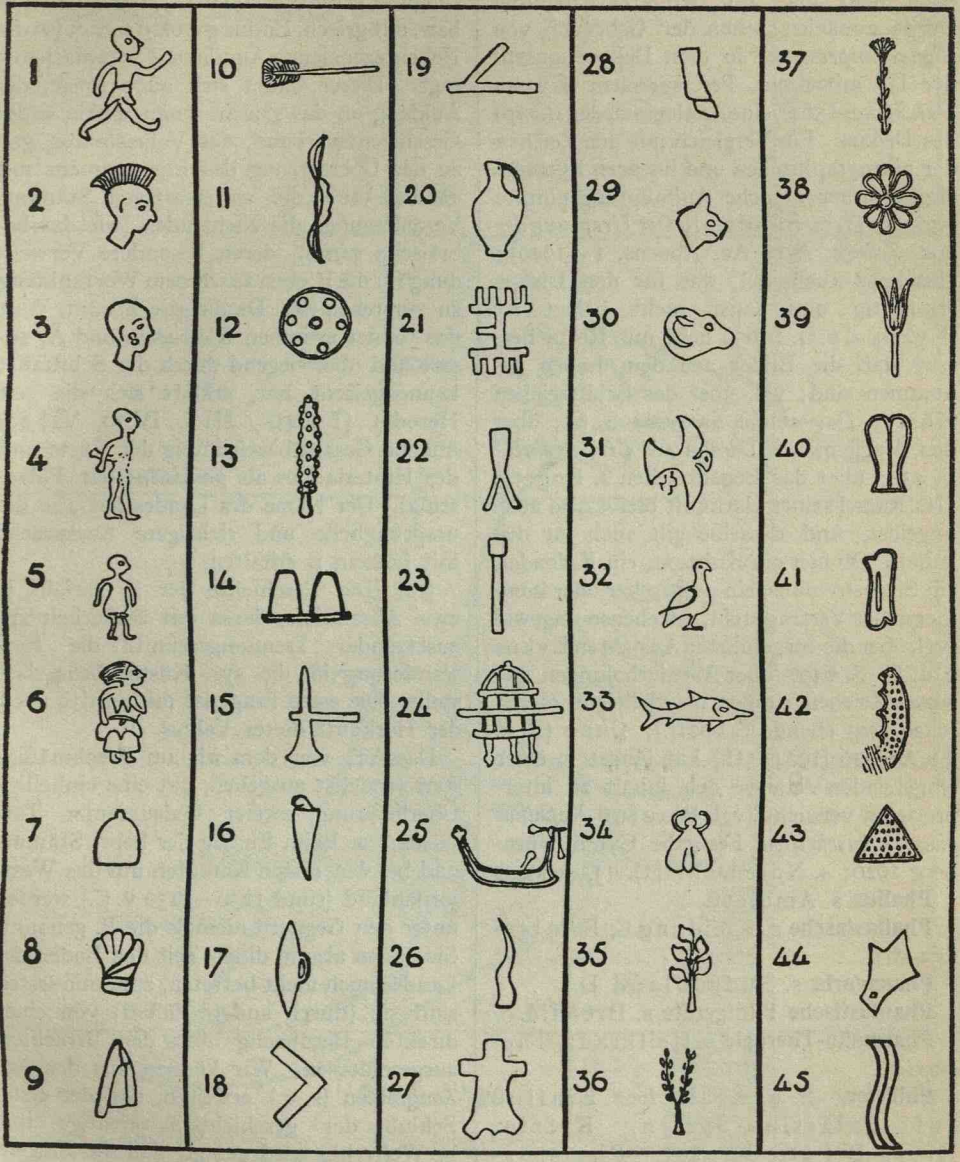
Der Süd- und Ostflügel des Palastes sind zum großen Teil zerstört, den steilen Abhang hinabgestürzt, der Nordflügel, nur durch eine Tür vom Mittelhof aus zugänglich, enthielt die Privatgemächer, darunter Säulenhallen, Säle mit in Türen aufgelösten Wänden, ein Bad. Im NO des Palastes eine gesonderte Baugruppe auf einer höheren Terrasse, mit Propylon und Vorratsräumen (in einem der bekannte Diskus, s. Phaistos-Diskus; Tf. 34[A], 34[B]). Es fehlen die unterirdischen Kasten (Kaselles; s. d.) und der reiche Wandschmuck (Fresken, Reliefs) von Knossos, aber P. ist an Weiträumigkeit und Übersichtlichkeit der Anlage der Residenz ebenbürtig, z. T. überlegen.

Nach der Zerstörung der min. Kultur scheint die Stätte kaum besiedelt gewesen zu sein; ein bescheidenes Rhea-Heiligtum erstand im 7. Jh. auf den südlichsten Ruinen des Palastes. S. a. Band V Tf. 1 b, 73 a—c; VII Tf. 49 a. d, 51, 74.

S. a. Kreta B, Palast B. — Ausgrabungsberichte der Italiener: Mon. Lincei 12 (1902) S. 6ff., ebd. 14 (1904) S. 313ff. Halbherr, Pernier; zusammenfassend Annuario Sc. Ital. di Atene 1 (1914) S. 357ff. Pernier. — Zum Palast: Ath. Mitt. 30 (1905) S. 257ff. Dörpfeld, berichtigt BSA 11 S. 181ff., ebd. 12 S. 216ff. Mackenzie. — Nekropolen: Mon. Lincei 14 (1903) S. 501ff. Savignoni. — Rhea-Heiligtum: Saggi Beloch 1910 S. 241ff. Pernier. — Ansichten: Maraghiannis *Ant. crét.* 1 Tf. 1ff.; Noack *Baukunst d. Altert.* Tf. 3, 5, 16.

G. Karo

Phaistos-Diskus. Unter den auf Kreta gemachten Schriftfunden aus min. Zeit nimmt der in Phaistos gefundene Diskus (Tf. 34[A, B]) einen besonderen Platz ein und beansprucht eine gesonderte Behandlung. Dieses merkwürdige Schriftdenkmal wurde in dem jüngeren Palast von Phaistos in einem Stratum aus MM IIIb gefunden (vgl. den Bericht von Pernier in Ausonia 3 [1909] S. 255ff.; Evans *Scripta Minoa* I 273ff.; ders. *Pal. Minos* I 647ff. und die Literatur über den Diskus a. a. O. S. 649, 3; über den Diskus haben auch geschrieben: Rev. arch. 1910 Reinach; Rev. Ét. Anc. 1911—1912 Cuny; Soc. nat. Ant. de France 1910 Bruston; JHS 1911 Hall). Er besteht aus einer runden Tonscheibe, deren beide Seiten von einer spiralförmig laufenden Inschrift hieroglyphischen Charakters bedeckt sind. Die Bildzeichen sind in den Ton eingestempelt worden, ein einzig dastehendes Faktum in der vorgesch. Schriftkunde (s. Schrift). Die verschiedenen Zeichengruppen sind durch Striche voneinander getrennt, der Anfang geht anscheinend von außen nach innen (so schon Pernier a. a. O.; Rend. Acc. Lincei 1909 S. 12ff. della Seta; zuletzt Evans *Pal. Minos* I 649, 4). 45 verschiedene Zeichenbilder kommen vor (Tf. 34[B]), Seite A enthält 31 Zeichengruppen von verschiedener Länge (2—7 Zeichen in jeder Gruppe), Seite B 30 Gruppen. Nach den FU zu urteilen, hätten wir hier ein einheimisches Erzeugnis (so auch Pernier a. a. O.). Aus mehreren Gründen halten jedoch die meisten Forscher, die sich mit der Frage abgegeben haben, den Diskus für importiert, nur über den Ursprung desselben sind verschiedene Vermutungen geäußert worden (vgl. die Besprechung bei Evans *Pal. Minos* I 649, 3). Aber weder ist Ed. Meyers Philister-Hypothese, schon des Zeitunterschiedes wegen, annehmbar (SB. Preuß. Ak. 1909 S. 1022ff.), noch kann man Macalister beipflichten (PEF Quarterly stat. 53 [1921] S. 141f.), daß der Diskus von der afrik. Küste herrühren möge, ein Zeugnis kommerzieller Verbindungen zwischen Kreta und irgendeinem dortigen Fürsten. Man kann keine sicheren Belege für das gleichzeitige Vorhandensein einer Bilderschrift in diesen Gegenden aufzeigen. Aber auch die Herleitung aus der Südwestküste Kleinasiens, die Evans glaubhaft machen möchte (zuletzt *Pal. Minos* I 656ff.), kann nicht überzeugen, da wir hier gar keine Spuren einer Bilderschrift aus entsprechender Zeit gefunden haben (mit der später anzusetzenden hettit. Schrift [s. Hettiter C und Band II



Phaistos-Diskus

Zeichen auf dem Diskus. Nach A. J. Evans.

Tf. 111] weist der Diskus keine näheren Beziehungen auf; vgl. Evans a. a. O. S. 654). Dafür reicht die Beweiskraft einiger Zeichen doch nicht aus. Für den kret. Ursprung würde zunächst schon der Gebrauch von *Signet impressions* in dem Dekorationsstil der III. mittelmin. Per. sprechen (Evans *Pal. Minos* I 564), eine Analogie zu den *stamps* des Diskus. Ein Vergleich mit den Zeichen der piktographischen und linearen Systeme ergibt ferner manche Anknüpfungspunkte (vgl. die Tf. zu Sundwall *Der Ursprung der kret. Schrift* Acta Ac. Aboens. 1 [1920]), allerdings auch viel, was für den Diskus eigenartig und sonst nicht belegt ist (Evans a. a. O. S. 659 hebt mit Recht hervor, daß die Bilder aus dem Leben genommen sind; vgl. über das Schiffzeichen Köster *Das antike Seewesen* S. 61; über den Doggenkopf Dussaud *Civ. préhell.*[2] S. 430; über das Bogenzeichen s. Bogen). Das Rätsel seiner Herkunft bleibt also noch ungelöst, und dasselbe gilt auch für den Inhalt. Ob hier ein Kulttext, ein Kalender, ein Siegeshymnus, ein politischer oder kommerzieller Vertrag steht, ist ebenso ungewiß (vgl. über die vorgeführten Ansichten Evans a. a. O. S. 649; über Wiederholungen gewisser Zeichengruppen als vielleicht metrischen Text ebenda S. 662ff.); Cuny (Rev. Ét. Anc. 26 [1924] 5ff.) hat jüngst in einer eingehenden Analyse den Inhalt zu interpretieren versucht (vgl. Blaufuß *Kephtharitische Inschriften* Festgabe Gymn. Nürnberg 1926; s. Notenschrift). J. Sundwall

Phallus s. Amulett.

Phallustasche s. Kleidung C, Königstracht.

Phanagoria s. Südrußland D.

Phantastische Flintgeräte s. Breonio.

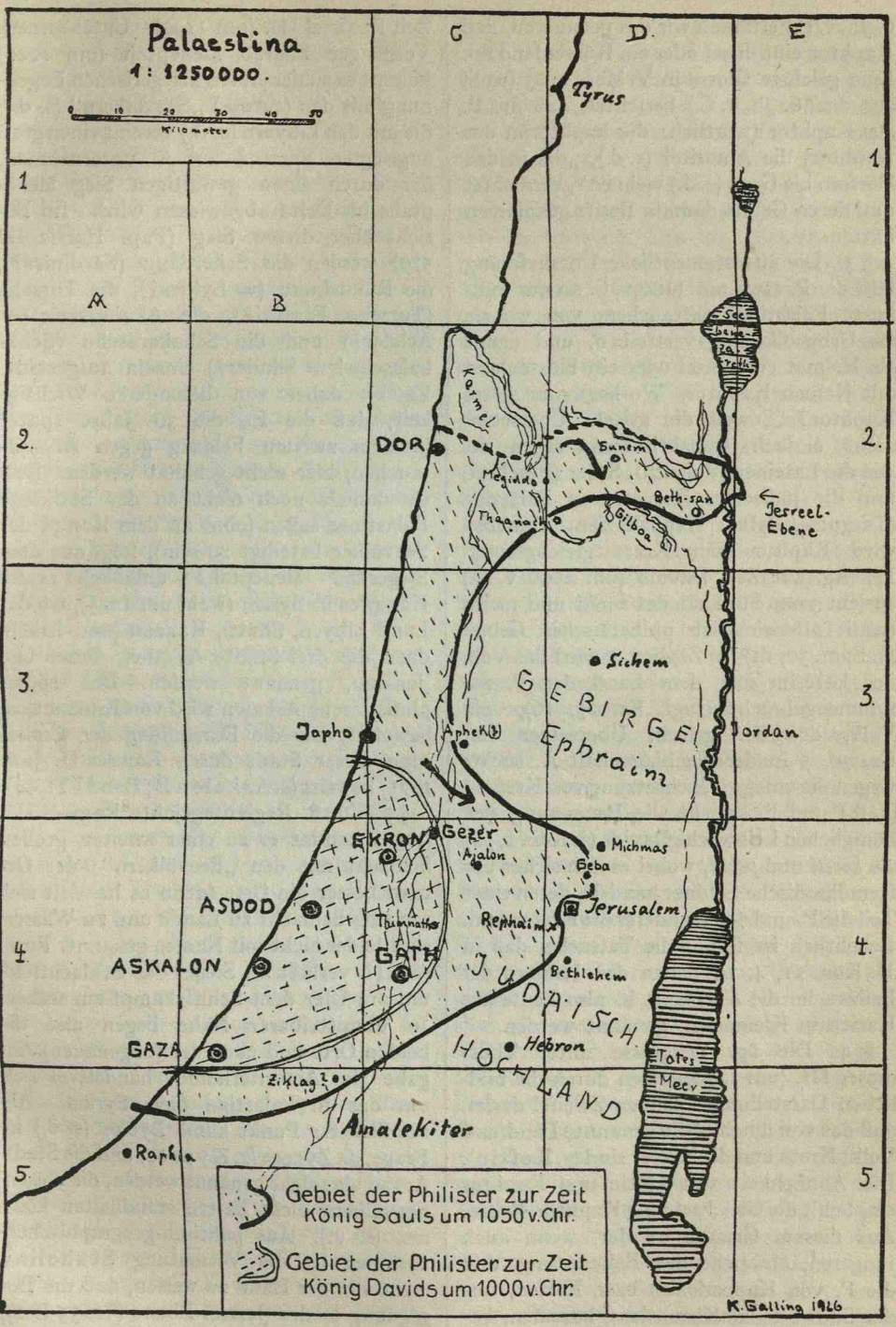
Pharmako-Therapie s. Heilkraut, Therapie.

Philister. S. a. Ägäischer Einfluß auf Palästina-Syrien, Keftiu, Kreta B § 21, Kreter, Phaistos-Diskus, Palästina-Syrien B § 26.

A. Geschichte, Archäologie (Tf. 35, 36). § 1. Der Name P. ist die Verdeutschung des hebräischen *pĕlischtîm* (an zwei Stellen — Amos 9, 7 und I. Chron. 14, 10 — *pĕlischtîjîm*); der Singular (mit dem auch sonst üblichen *-î* als Endung eines nomen gentile) lautet *pĕlischtî*, der P., das Land, das sie bewohnen, heißt *pĕlaĕschaĕt*. Die Aussprache des Anfangsbuchstabens wie f findet sich in der griech. Übersetzung des AT (sog. Septuaginta etwa um 200 v. C.), die φυλιστι-οι bzw. mit griech. Endung φυλιστι-αιοι (so die Nebenrezensionen Aquila und Symmacheus) sagt. Dieser findet sich auch sonst; der Anklang an das griech. φυλη, φυλος = der Geschlechtsverband, der Volksstamm, gab zu der Übersetzung des Eigennamens mit αλλό-φυλοι = die andersartigen Stämme, Veranlassung, die Nichtjuden (wie das hebräische *gôjim*), deren besondere Verwendung für die P. eben aus diesem Wortanklang zu verstehen ist. Da die griech.-röm. Welt das Gebiet zwischen Kleinasien und Ä. zuerst und überwiegend durch die Schiffahrt kennengelernt hat, erklärt sich die seit Herodot (I 104ff., III 5, IV 39, VII 89) übliche Gesamtbezeichnung der Küste und des Hinterlandes als *palaistînē* (lat. Palaestina). Der Name des Landes hat also die ursprüngliche und richtigere Aussprache mit hartem p erhalten.

§ 2. Die Geschichte der P. zerfällt in zwei Abschnitte, deren mit Sicherheit anzusetzender Trennungsschnitt die Einwanderung in die syr. Küstenebene darstellt. Die erste Frage ist mithin die nach der Herkunft dieses Volkes.

Das AT, von dem wir am zweckmäßigsten zunächst ausgehen, hat eine einhellige Überlieferung zweier bedeutsamer Tatsachen. a. Beim Einzug der hebr. Stämme und bei den ersten Kämpfen um das Westjordanland (rund 1250—1150 v. C.) werden unter den Gegnern niemals die P. genannt. Sie haben also in dieser Zeit den Boden des Landes noch nicht betreten, zum mindesten sind sie (durch andere Völker) von einer direkten Berührung mit den Israeliten ausgeschlossen. Wir können aus den äg. Zeugnissen (s. u.) erweisen, daß der erste Schluß der geschichtlich richtige ist. b. Weiterhin wird gesagt, daß die P. von auswärts eingedrungen sind. Das Prophetenwort Amos 9, 7 (Mitte des 8. vorchristlichen Jh.) behauptet im geschichtlichen Rückblick auf den Auszug der Israeliten aus Ä., daß in gleicher Weise von Gott die Aramäer aus (dem uns unbekannten) Kir und die P. aus *kăphtôr* hergeführt seien. Aus Jerem. 47, 4 (7. oder


Palaestina
1 : 1250000.
0 10 20 30 40 50
Kilometer
C
D
E
1
2.
3.
4.
5.
A
B
Tyrus
Karmel
DOR
Megiddo
Thaanach
Sunem
Beth-san
Gilboa
Jesreel-Ebene
Sichem
GEBIRGE Ephraim
Jordan
Japho
Apheq(?)
EKRON
Gezer
Ajalon
Michmas
Geba
Jerusalem
ASDOD
Timnatha
Rephaim
ASKALON
GATH
JUDÄISCH. HOCHLAND
Bethlehem
GAZA
Hebron
Totes Meer
Ziklag
Amalekiter
Raphia
Gebiet der Philister zur Zeit König Sauls um 1050 v.Chr.
Gebiet der Philister zur Zeit König Davids um 1000 v.Chr.
K.Galling 1966

Philister

6. Jh. v. C.) erfahren wir des genaueren, daß Kaphtor eine Insel oder ein Küstenland sei. Eine gelehrte Glosse in V. Mose 2, 23 (wohl aus dem 6. Jh. v. C.) berichtet, daß die P. aus Kaphtor (wörtlich: die kaphtorîm aus Kaphtor) die Amoriter (s. d.), „die in den Dörfern bis Gaza (s. d.) wohnen", vernichtet und deren Gebiet dann in Besitz genommen hätten.

§ 3. Die alttestamentliche Überlieferung läßt die P. etwa um 1100 v. C. an der Südküste Palästinas auftauchen, von wo sie die Urbevölkerung vertreiben, und nennt als Heimat eine Insel oder ein Küstenland mit Namen Kaphtor. Wo liegt nun dieses Kaphtor? Soweit die griech. Übersetzer nicht einfach transkribieren, sagen sie, wie die Lateiner (Vulgata), Syrer (Peschita) und die jüdischen Exegeten in Palästina (Targum), dafür: Kappadozien. Daneben wird Kaphtor mit Kreta gleichgesetzt. Ein Äg. zur Zeit Davids (um 1000 v. C.) spricht vom Südland des *kĕrêtî* und meint damit offensichtlich philistäisches Gebiet (I. Sam. 30, 14), in Zeph. 2, 5 wird das Volk der kĕrêtîm mit dem Land der P. zusammengebracht (vgl. Ez. 25, 16), ein Volk, das der griech. Übersetzer von Ez. 30, 5 in der Nachbarschaft Ä. sucht. Gegen die völlige Gleichsetzung von Kretern (s. d.) und P. spricht die Benennung der königlichen Leibwache Davids (I. Kön. 1, 38) als *kĕrêtî* und *pĕlêtî*, wobei es sich sicher um fremdländische Söldner handelt, deren einer Teil die P. und deren anderer die Kreter sind. Beachtlich ist ferner die Tatsache, daß in II. Kön. 11, 4. 19 neben den Läufern der Leibwache die *Karîm*, d. h. also Leute aus Karien in Kleinasien, genannt werden.

§ 4. Die äg. Zeugnisse unter Thutmoses III. (um 1470) lassen durch die bildlichen Darstellungen keinen Zweifel daran, daß das von ihnen *kêftiu* genannte Land (und Volk) Kreta und die Kreter sind (s. Keftiu). Die Ähnlichkeit von kêftiu und Kaphtor empfiehlt die Gleichsetzung Kaphtor-Kreta. Aus diesem Grunde ist der, wenn auch jüngeren, abweichenden Behauptung, daß die P. von Kappadozien bzw. Karien, aus der Südwestecke Kleinasiens, kommen, besondere Beachtung zu schenken.

Die Lösung des Rätsels geben die äg. Darstellungen und Nachrichten aus der Zeit Ramses' III. (um 1190). Unter seinem Vorgänger Pharao Meneptah (um 1220) kommt es zu der ersten kriegerischen Begegnung mit den (europ.) „Seevölkern" (s. d.), die mit den Libyern (s. d.) vereint einen groß angelegten Vorstoß auf Ä. unternehmen, der durch einen gewaltigen Sieg Meneptahs im Delta abgewiesen wird. Im Bericht über diesen Sieg (Pap. Harris III 579) werden die Scherdanu (Sardinier?), die Ruku-Luku (= Lykier?), die Turscha (Tursci = Etruski?), die Akaiwascha (= Achäer?) und die Schakaraschu (Schakalaschu? = Sikuler?) einzeln aufgezählt. Es ist dabei von besonderer Wichtigkeit, daß die P., die 30 Jahre später in dem zweiten Feldzug gegen Ä. auftauchen, hier nicht genannt werden. Daß sie damals noch nicht an der Südküste Palästinas saßen (ohne an dem Kampf der Seevölker beteiligt zu sein), folgt aus dem Siegeslied Meneptahs anläßlich eines Kampfes in Syrien (wohl um 1225), wo das Land Libyen, Chatti, Kanaan (und Israel), dazu die drei Städte Askalon, Gezer und Jenoam, genannt werden. Das später philistäische Askalon wird von Kanaanäern bewohnt, wie die Darstellung der Eroberung dieser Stadt durch Ramses II. (um 1275) beweist (s. Askalon B; Band I Tf. 44).

§ 5. Im 8. Regierungsjahre Ramses III. (1194) kommt es zu einer zweiten großen Schlacht mit den „Seevölkern"; der Ort bzw. besser die Orte (denn es handelt sich um eine Schlacht zu Lande und zu Wasser) sind leider nicht mit Namen genannt. Ramses III. verläßt als Sieger das Schlachtfeld, um am Ufer dem Schiffskampf zuzusehen. In unmittelbarer Nähe liegen also die beiden Orte und nach der (ungenauen) Angabe „im Amoriterlande" handelt es sich um das n. Palästina bzw. Syrien. Als nördlichster Punkt käme Byblos (s. d.) in Frage, da Zypern (s. Kypros) und die Stadt Arvad als solche genannt werden, die diesen Seevölkern nicht hätten standhalten können (s. u.). Aus politisch-geographischen Gründen ist die Vermutung Stähelins nicht von der Hand zu weisen, daß die Begegnung in der Jesreël-Ebene (Tf. 35 D 2), am Kison, dem Bach der Schlachten, stattgefunden hat. Unter den Seevölkern treten neben den Scherdanu und Schakaraschu

(s. o.) die Persta, Wawasch, Takkari und Danauna auf. In der Inschrift zu den Darstellungen des Sieges von 1194 im Tempel von Medīnet Hâbu bei Theben wird die Marschroute der feindlichen Fußtruppen damit umschrieben, daß es heißt: „Nicht einer vermochte ihnen standzuhalten: Cheta (Hatti), Kode (= Cilicien), Karkemisch (am Euphrat = Nordwestmesopotamien), Arvad (an der phönik. Küste) und Arasa (Alas[i]a = Zypern) wurden verwüstet." Der Ausgangspunkt der Völkerbewegung muß demnach im W Kleinasiens und bzw. oder in der Ägäis gesucht werden. Die Nennung Zyperns weist auf einen ähnlichen Weg der Flotte. In diesem Völkerstrom begegnen uns 4 neue Namen. Die Danauna sind wohl die Danaer Homers, die Wawasch nicht näher zu identifizieren, die Takkari finden sich ein knappes Jh. später an der paläst. Küste (in Dor; s. d.) s. des Karmel (Tf. 35 C 2); sie gehören auf das engste zusammen mit den Persta (oder Pelesti), die niemand anders sind als die P. des AT.

§ 6. Die Darstellungen am Tempel von Medīnet Hâbu zeigen gefangene P. (s. Torturm vom zweiten Pylon; Band V Tf. 8 = E. M. E. 485 [vgl. L. D. III 911]). Sie sind an ihren Händen (entweder vor der Brust oder auf dem Rücken bzw. über dem Kopf) gefesselt, der Oberkörper ist entblößt — man hat ihnen den Brustpanzer fortgenommen? Vgl. Tf. 36 b. Sie tragen einen kurzen, mit Troddeln verzierten Schurz, auf dem Längs- und Querborten aufgesetzt sind. Auf dem Kopf haben sie ein mit Mustern geschmücktes Stirnband mit Nackenschutz, an das Federn gesteckt sind. Dieser „Federhelm" ist für die P. überaus bezeichnend und fehlt auf keiner Darstellung. Das Gesichtsprofil zeigt die sog. „griechische Linie"; die gerade Nase setzt die Stirnlinie fort. Die hier abgebildeten P. sind bartlos. Das Bild von der Seeschlacht (nö. Außenwand von Medīnet Hâbu; Tf. 36 a, Band V Tf. 82 = E. M. E. 457) zeigt in dem gebotenen Ausschnitt im oberen Mittelgrund ein Philisterschiff mit gerafften Segeln, erkennbar an dem hohen, achteckig abgebogenen Vordersteven. Die P. haben hier einen Brustpanzer, der aus (Leder?-) Streifen und größeren Platten besteht. Ihre Waffen sind Lanze und Dolch und zum Schutz der Rundschild, der nach Herodot (I 171) eine Erfindung der Karier ist. Die Krieger mit der doppeltgehörnten (Leder-) Kappe sind die Scherdanu. Auf einem anderen Teilbild sind (E. M. E. 443 = Greßmann *Altorient. Bilder*[2] Abb. 111) Ochsenkarren der P. gezeichnet, deren Räder aus einer Holzscheibe bestehen. Das sog. „Scheibenrad" ist — noch heute — kennzeichnend für Kleinasien. Wichtig ist dieses Bild auch deswegen, weil die Mitführung von Frauen und Kindern (auf den Wagen) auf eine Auswanderung und nicht auf einen Kriegszug deutet. Von den gefesselten P. auf Tf. 36 b und c (b = Basis eines Biris-Pfeilers in der Pfeilerhalle von Medīnet Hâbu. E. M. E. 346. Bisher unveröffentlicht; c = Fayence-Kachel aus Medīnet Hâbu. E. M. E. 11) trägt der rechte (c) ein vornehmes, buntfarbenes Gewand und auf der Brust einen wohl metallenen Schmuck, während der linke (b) vermutlich nur mit dem Schurz bekleidet zu denken ist. Die Federn seiner Federkrone waren aufgemalt und sind nur noch am Hinterkopf zu erkennen, in c sieht man nur den Nackenschutz deutlicher. Die Tatsache, daß wir in diesen beiden Figuren P. sehen dürfen, ist von großer Tragweite, denn die P. hier zeigen die Barttracht der Fräse: Spitzbart mit glattrasierter Oberlippe. Diese Haartracht ist semitisch, die P. können sie also nur bei ihrer Wanderung durch Phönikien kennengelernt haben. Die Annahme fremder Moden geschieht aber nicht bei einem schnellen Vormarsch; mithin dürfen wir eine sich über ein oder zwei Jh. erstreckende, langsam sich vorschiebende Völkerwanderung der P. annehmen. — Tf. 34 A und B zeigen den sog. Diskus von Phaistos (s. Phaistos-Diskus); in den Bildschriftzeichen Tf. 34 B 2,25 sind der Kopf eines Mannes mit Federkrone und ein Schiff mit hohem, angebogenen Vordersteven zu sehen. Beides deutet auf die Philister. Der Diskus gehört möglicherweise (so Evans) nach Kleinasien, genauer Karien oder Lydien.

§ 7. Nehmen wir zu diesen Bildzeugen die Nachrichten aus dem AT und die durch Ausgrabungen erwiesene Tatsache, daß die minoische Kultur etwa um 1400 plötzlich

abbricht (s. aber Kreta B § 21), so können wir folgendes resultieren: Die Völkerwanderung der P. aus der Südwestecke Kleinasiens beginnt um 1400 und geht zu Schiff über Kreta, zu Lande an der Küste Kleinasiens und Syriens; um 1200 kommt es zu einer Koalition mit anderen Seevölkern und zur Begegnung mit den Ägyptern. Von den See-Philistern kann man sagen, daß sie aus Kaphtor-Kreta kamen (so die eine alttestamentliche Tradition), während es genauer heißen sollte, sie kommen z. T. über Kreta, und ihre Sitze lagen einst in Karien. Der Doppelsieg Ramses III. hatte das Große erreicht, daß die Völkerwelle, die Ä. zu überschwemmen drohte, sich brach und verlief. Die Danaer und Achäer werden in ihre Heimat zurückgedrängt. An Kleinasiens Küste sitzen die Lyker, nach Herodot (II 101) von Kreta, d. h. also wohl über Kreta zurückgekommen. Ganz nach W sind die „Sardinier" und „Etrusker" abgewandert, wenn anders die oben gegebene Gleichsetzung richtig ist. Die Ausgrabungen von Sardara (auf Sardinien) und die etrusk. Funde beweisen jedenfalls auch mit Deutlichkeit einen Kulturzusammenhang mit Kleinasien bzw. Syrien. Was taten die Takkari und die P.? Sie rücken in Palästina ein, d. h. mit anderen Worten: der Äg. nahm nach dem Siege — vielleicht in Intervallen — rückwärtige Verteidigungslinien ein, wozu ihn wohl nicht die „Reste" der Takkari und P., sondern die innerpolitischen Schwierigkeiten zwangen.

§ 8. In der Talsenke des Jordan (in der Höhe der Jesreēl-Ebene) liegt Beth-san (s. Bethsean), ein wichtiger Handelsumschlagplatz (Tf. 35 D 2) an der Straße, die vom Nil zunächst an der syr. Küste bis zum Karmel, dann ostwärts an Megiddo und Thaanach (Tf. 35 CD 2) vorbei über Beth-san am Jordan nordostwärts gen Damaskus und von da weiter nach dem Euphrat führt. Dieser Ort war, wie die amerik. Ausgrabungen gezeigt haben, bis zum Tode Ramses' III. (gest. 1167) in äg. Händen. Aus der Zeit der nun folgenden Ramessiden findet sich kein sicheres Stück; der Schluß ist also berechtigt, daß die Äg. damals die Jesreēl-Ebene geräumt haben. Um 1150 sind die P. noch nicht die Herren der Ebene. Die Entscheidungsschlacht um die endgültige Festsetzung im Gebirge Ephraim wird von den israelit. Stämmen mit den „Königen Kanaans" „an den Wassern Megiddos" ausgefochten. Das J. 1167 ist mithin *terminus a quo*, denn die Äg. hätten sicher nicht teilnahmslos diesem für den Fortbestand von Beth-san so entscheidenden Ereignis zugesehen. Seine Geschichtlichkeit, von dem uns das den Ereignissen auch zeitlich nahestehende Debora-Lied (Richt. 5) Kunde gibt, ist nicht zu bezweifeln, und gerade die Tatsache, daß die P. zur Zeit Sauls in der Jesreēl-Ebene sitzen (s. u.), läßt den Schluß zu, daß sie die geschlagenen Kanaanäer bei ihrem Vormarsch leicht überrannt haben.

§ 9. Dieser muß jedenfalls in der letzten Hälfte des 12. Jh. vor sich gegangen sein. Dafür ist uns der sog. Papyrus Golenischeff (Greßmann *Altorientalische Texte*² S. 71 ff.) ein gewichtiger Zeuge. Der Äg. Wen-Amon erwähnt in seinem Bericht über eine amtliche Reise nach Phönikien als Zwischenstation die Stadt Dor (Tf. 35 C 2), als ein Stadtkönigtum der Takkari. Wenn er um 1100 v. C. — in diese Zeit ist die Reise Wen-Amons zu setzen — ein Königtum der 1194 besiegten Zakkari in Dor findet, dann kann die Niederlage keine so vernichtende gewesen sein; zum Vormarsch und zur Staatsgründung etwa ein Menschenalter rechnend, dürfen wir aus Wen-Amons Bericht schließen, daß sich die Zakkari und die P. rund um 1150 in Bewegung gesetzt haben, um sich an der Küste anzusiedeln. Die erste Begegnung zwischen P. und Israeliten findet zur Zeit des sagenhaften Recken Simson statt. Die in Richt. 14—16 genannten Städte Timnath (Tf. 35 C 4) und Gaza (Tf. 35 B 4) beweisen — wieweit auch die Darstellung selbst dem Mythus und Märchen angehört —, daß die P. vor den Zakkari bzw. an diesen vorbei nach S gezogen sind und im großen und ganzen wohl das Gebiet innehaben, das man zur Zeit Sauls und Davids mit der Pentapolis: Gaza, Askalon, Asdod, Ekron und Gath umschreibt. Diese 5 Bezirke oder Kreise, wie es Jos. 13, 2 heißt, werden als das eigentliche Philisterland angesehen, und im AT ist nur von ihnen die Rede. Jedoch steht es damit so wie

mit den meisten historisch-geographischen Angaben im AT: sie sind aus der Gegenwart des Berichterstatters in die Vorzeit zurückprojiziert. Als frühesten Termin der Aufzeichnungen der Vorgeschichte wird man das Zeitalter David-Salomos ansetzen dürfen, und in dieser Zeit (um 1000 v. C.) ist das Philister-Gebiet in der Tat die Pentapolis an der Küste des Mittelmeeres; das ist jedoch ein Jh. früher nicht der Fall, wie der Kampf der P. mit Saul in der Jesreēl-Ebene zeigte; damals hatten die P. einschließlich der Zakkari den Küstenstrich von Gaza bis zum Karmel und die Jesreēl-Ebene in Besitz.

§ 10. Der Bevölkerungszuwachs (vielleicht durch Zuwanderungen vom W beschleunigt) hieß die P. zum Angriff gegen O vorstoßen. Oder drängten die Israeliten zur Ebene? Ein Vormarsch in breiter Front war unmöglich; daher mußte ein Durchbruch versucht werden, zumal die Einheit der israelit. Stämme mit Recht als zweifelhaft angesehen werden konnte. Der erste Vorstoß geht in sö. Richtung von Aphek (Tf. 35 C 3) aus. Der Sieg über die Israeliten (II. Sam. 4ff.) bringt die P. in den Besitz der Lade Jahwes (s. Religion D), die sie im Triumph nach Asdod (Tf. 35 B 4) bringen. An wichtigen Verkehrspunkten setzten die Sieger Vögte ein; so in Geba = Gibea (s. d.) Sauls (Tf. 35 D 4) n. und in Bethlehem (Tf. 35 D 4) s. von Jerusalem (Tf. 35 D 4), das selbst ja in den Händen der Jebusiter (s. d.) war, die vermutlich mit den P. Hand in Hand arbeiteten (vgl. I. Sam. 10, 5; 13, 3; II. Sam. 23, 14).

§ 11. So war die Trennung der Nordstämme von den um Hebron sitzenden Südstämmen geglückt und ein Landstreifen von sicher 20 km Tiefe gewonnen. Unter König Saul — um 1050 — kommt es erneut zur Schlacht mit dem Zentrum in Michmas (Tf. 35 D 4; 10 km nö. von Jerusalem), die trotz einiger Erfolge der Israeliten die Gesamtlage nicht verändert. Wichtig ist die Notiz I. Sam. 14, 21, daß Teile der „Hebräer" — so werden die Israeliten im Munde der Ausländer genannt — es mit den P. hielten und nach der Schlacht übergingen. Der stärkste Bundesgenosse der P. war die Uneinigkeit. Der wohl zu Unrecht von Saul geschmähte David, dem das Lied I. Sam. 18, 7 und die Sage vom Sieg über den Riesen Goliath (I. Sam. 17; vgl. II. Sam. 21, 19) das Hauptverdienst an der Zurückdrängung der P. zuschreibt, tritt zu den Landesfeinden über. Der König von Gath (Tf. 35 C 4) weist ihm und seinen Sechshundert den Ort Ziklag (Tf. 35 B 5) als Wohnsitz an. Davids Raubzüge gehen gegen die Amalekiter (s. Amaleqiter), während er die Judäer möglichst schont, sicher schon im Hinblick auf die erstrebte Herrschaft über den Süden. Die P., des Südlandes sicher, wagen nun einen zweiten großen Schlag. Der Besitz der Jesreēl-Ebene und die weitere Zerschneidung der israel. Stämme ist ihr Ziel. Das in I. Sam. 29, 1 als Ausgangspunkt genannte Aphek (Tf. 35 C 3) beweist, daß die P. mit dem Kampf gegen die Israeliten zur erstmaligen Eroberung der Jesreēl-Ebene schritten. Die Wahl von Sunem (Tf. 35 D 2) für das Heer ist kein Zufall; einst äg. Krongut — die sich dort ansiedelnden Israelien taten Frondienst (Gen. 49, 14ff.) —, war es nach dem Abzug der Äg. wohl noch herrenlos. Die Israeliten stehen s. bei dem Orte Jesreēl. Über das Gefecht in der Ebene fehlt der Bericht; auf der Flucht wurden die Israeliten noch einmal im Gebirge geschlagen. Saul und sein Sohn finden den Tod. Im Astarte-Tempel von Beth-san (Tf. 35 D 2) wurde der Sieg gefeiert; die Trophäe war der Harnisch Sauls, dessen Leichnam an der Stadtmauer als schreckliches Wahrzeichen hing.

§ 12. Doch die P. sollten sich nicht lange ihres Sieges freuen. David wird in Hebron (s. d.; Tf. 35 C 4) König von Juda; zunächst noch der Vasall der P., gewinnt er durch den Feldhauptmann Abner die ins Ostjordanland geflüchteten Israeliten für sich (II. Sam. 2ff.). In Hebron (II. Sam. 5, 1—3) wird David durch die Aristokratie als König Gesamtisraels anerkannt. Die Antwort der P. war der Krieg. In mehreren Schlachten im Tale Rephaim (Tf. 35 D 4), bei Baal-Perazim (Lage unbekannt) und Geba (Tf. 35 D 4) werden sie vernichtend geschlagen (II. Sam. 5; vgl. Jes. 28, 21) und damit für immer an die Küstenebene zurückgedrängt. Diesen Status hat die Gebietsumreißung durch die Namen der fünf Städte (s. o.) im Auge. Das Gebiet von Dor (Tf. 35 C 2) ist damals von den P. geräumt worden, unter König Salomo

(I. Kön. 4, 11) ist es israelit. Provinz. Die Jesreēl-Ebene (Tf. 35 D 2) war damit zugleich verloren (vgl. I. Kön. 4, 12). Gleichzeitig wurde das Philisterland von den Äg. (Schoschenk I; 945—924 v. C.) bedrängt, jedoch haben sich die P. wohl losgekauft, denn die Siegesliste Schoschenks (Greßmann *Altorientalische Bilder*² Tf. 50 Abb. 114) nennt keine eroberten Philister-Städte, jedoch ist die einst im philistäischen Besitz befindliche Stadt Gezer (s. d.; Tf. 35 C 4) die Mitgift der Pharaonentochter bei ihrer Vermählung mit Salomo (I. Kön. 9, 16). Um 930 v. C. gehört auch Gath zu den Grenzfesten des judä. Reiches (II. Chron. 11, 7ff.; vgl. Am. 1, 6ff.). Zu Davids Zeiten hatte Gath die Hegemonie der Pentapolis gehabt (1. Sam. 21, 10; 27, 2), jetzt bleiben nur noch einzelne Stadtstaaten übrig, die Politik auf eigene Faust führen. Gaza und Askalon werden unter Tiglatpileser III. (745—727) assyr. Vasallen, Asdod im J. 714 unter Sargon. Im Aufstand der Kleinstaaten gegen Sanherib stehen Juda und Askalon zusammen und zwingen das assyrerfreundliche Ekron zum Krieg. Im J. 701 hat Sanherib den Aufstand (sein Hauptquartier ist Lachis [s.d.], sw. von Gezer) niedergeworfen. Als der Assyrer den Kampf um seine Erhaltung im Zweistromlande ausficht, dringt Psammetich I. von Ä. (ca. 640) gegen Asdod vor, das sich lange und siegreich wehrt (Herodot II 147; vgl. Jer. 47, 1). S. a. Band IV Tf. 86.

Mit der Eroberung Juda-Jerusalems durch die Neubabylonier verlieren die philistäischen Städte ihre Selbständigkeit, die beispielsweise Gaza nach 332 v. C. gegen Alexander den Großen vergeblich zu behaupten sucht. Ein selbständiges Volk und Träger einer bodenständigen Kultur waren die P. schon lange nicht mehr.

§ 13. Über die Kultur der P. vor ihrer Einwanderung läßt sich nur weniges sagen (s. o.), mit der Festsetzung unterliegen sie einem Semitisierungs-Prozeß; ihre Sprache wird die der Kanaanäer, wie die Eigennamen beweisea. Daß die Ortsnamen — bis auf Eltheke (Jos. 19, 43) — sem. sind, ist nicht verwunderlich, da die P. ja eine sem. Urbevölkerung vorfanden. Von den überlieferten Personennamen sind die Mehrzahl (wie Abimelech, Hanna, Zidka) sem.. dagegen stammen Pichol (Gen. 21, 10) und Achis (1. Sam. 27, 2) aus einer anderen, eben wohl der idg. Sprache. Den P. Achis liest die Septuaginta *Anchous*; das gleicht dem in assyr. Nachrichten erwähnten (Schrader *KAT*³ S. 473) Königsmann *Ikausu* von Ekron; in einer äg. Quelle (Londoner Schultafel 5647) wird ein Ekoschô aus Keftiu erwähnt. Nach Kleinasien weist die Bezeichnung der Fürsten der Pentapolis (*seranîm* = τύραννοι, Klostermann).

§ 14. Die Religion der P. ist uns nur nach dem Stadium der Einwanderung in Palästina bekannt; sie hat ein Pantheon mit sem. Göttern. Der Hauptgott ist Dagon, der in Asdod und Gaza einen Tempel hatte (Richt. 16, 23ff.; I. Sam. 5, 1ff.). Daß Dagon ein sem. Gott ist, beweist die Tatsache, daß er außerhalb des Gebietes der P. genannt wird. In Juda (Jos. 15, 41) gab es ebenso wie an der Grenze des Stammes Asser (Jos. 19, 22) einen Ort mit der Benennung: *beth-dagon* = Haus, Tempel des Dagon. Bei Philo Byblios wird Dagon als phön. Gott angesehen (C. Müller *Fragm. historic. graec.* III 567). In hellenistischer Zeit dachte man ihn sich halb fisch- und halb menschengestaltig (Berossus); ein Zusammenhang mit dem hebr. *dag* = Fisch ist mithin denkbar. — Beêlzebûb, der Fliegenbaal, wurde in Ekron verehrt (I. Sam. 5, 2; II. Kön. 1, 2). Die weibliche Gottheit war Atargatis-Derketo, deren Heiligtum in 2. Makk. 12, 26 erwähnt wird. Der Name setzt sich aus ʿAtar = ʿAstarte und ʿata = einem männlichen Gott ʿAte zusammen, vielleicht heißt das dann: Astarte, die Frau (Geliebte) des Attis? Die syr. Fruchtbarkeitsgöttin wird, wie Dagon in hellenistischer Zeit (Macrobius; Ktesias, fischgestaltig gedacht. Der Mythus (Ktesias II 4) erzählt von ihrer sündhaften Liebe, aus der Semiramis entsproß. Darauf tötet sie ihren ungenannten Liebhaber, schickt die Tochter in die Einöde und stürzt sich selbst in einen See bei Askalon. Daher hat sie ihre Fischgestalt. Außerhalb des philistäischen Gebietes scheint sie vornehmlich in Hierapolis verehrt worden zu sein (Lucian. De Syria Dea § 14, 45 ff.). Die P. nahmen ihre Gottesbilder (I. Sam. 5. 1f.) mit in den

Krieg (II. Sam. 5, 21). Zu den philistäischen Wahrsagern, von denen Jesaia (2, 6) spricht, gehört vielleicht auch die Hexe von Endor zur Zeit Sauls, denn das Gebiet der Jesreël-Ebene gehörte damals den P. (I. Sam. 28).

Die Ausgrabungen in der Niederung haben z. T. eine besondere Keramik gezeitigt, deren Bemalung myk. Muster und deren Entartung aufweist. Auch das zeigt, daß die P. die Ausläufer der ägäischen Welle sind, die längst vor ihnen Palästina berührte. Über die fälschlich sog. Philister-Gräber in Gezer s. Gezer. — S. a. Palästina-Syrien B § 29, Vase E § 13 ff.

*RE*³ XV 338ff.; s. v. Philister H. Guthe; A. Noordtzij *De Filistijnen* 1905; F. Stähelin *Die Philister* 1918; H. R. Hall *The Keftiu, Philistines* in *The Cambridge Ancient History* II (1923); H. Thiersch *Die Ausgrabungen in Palästina* Arch. Anz 1908/1909; H. Vincent *Le nouvel hypogée de Byblos et l'hypogée royal de Gezer* Revue biblique 1923/24.

Galling

B. Anthropologie. Die P. sind die Pulsata, Purasati der alten Äg., um das Jahr 1200 v. C. von (oder über ?) Kreta in das nach ihnen benannte Palästina eingewandert. Sie eroberten das Land im w. Küstenabschnitt und setzten sich als Erobereradel über eine Bevölkerung, die vermutlich eine Mischung von Negern und Hamiten (*Homo niger* und *Homo mediterraneus, var. afr.*; s. d. § 9 ff.) darstellte. Ihre Zahl scheint, als sie übers Meer kamen, sehr gering gewesen zu sein, „aber die furchtbare Rüstung und die kriegerische Überlegenheit verzehnfachten die Macht der fremden Krieger" (W. M. Müller). Nach äg. Abbildungen waren die P. auffallend großgewachsene, kräftige Männer (Enakskinder, Riesen, Goliath — in myk. Rüstung) mit unverkennbar nord. Gesichtsschnitt, also Angehörige der blonden nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.). Ausgeschlossen ist nicht, daß die blonde Herrenschicht aus Kreta Sklaven der Mittelmeerrasse (*Homo mediterraneus, var. europaea*; s. d. § 1 ff.) mitgebracht hatte. Die Herrenschicht ist wahrscheinlich verhältnismäßig bald fast ganz in der unterworfenen dunklen Bevölkerung durch Rassenmischung untergegangen.

Der nördlichste Stamm der P. wird als Takkara bezeichnet.

W. M. Müller *Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern* 1893 S. 389; W. M. Müller *Die Chronologie der Philistereinwanderung* MVAG 1898 H. 3 S. 30 ff.; Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 140 K. Penka; J. M. Judt *Die Juden als Rasse* 1903 S. 130; H. Günther *Rassenkunde des dtsch. Volkes* 1924 S. 443.

Reche

Phönikien (Band IV Tf. 86).

§ 1. Beschaffenheit des Landes. — § 2. Seine Namen. — § 3—4. Herkunft der Bewohner. — § 5—7. Geschichtliche Nachrichten (§ 5. Äg. Berichte. § 6. Amarna-Briefe. § 7. Bis zur persischen Zeit). — § 8—11. Arch. Funde (§ 8. Stand der Forschung. § 9. StZ. § 10—11. BZ, Funde in Byblos, Schrift). — § 12. Religion.

§ 1. Der Name P. wird für den etwa 200 km l., 10 bis höchstens 50 km br. Landstreifen gebraucht, der sich an der Küste Syriens von *ʿakkâ* im S bis zur Mündung des *nahr el-kebîr* (Eleutheros) im N hinzieht. Die Grenzen sind aber im Laufe der Zeit verschieden bestimmt worden. Im S hat sich die Herrschaft der Phöniker gelegentlich bis *jāfâ* (s. Jāfō) ausgedehnt; im N reichte das Gebiet nach Herodot bis zum Golf von *iskenderûn*, nach anderen bis in die Gegend von *banjâs*, s. von *lattaqie*. Da in der ganzen Ausdehnung von S nach N das Gebirge in geringer Entfernung der Küstenlinie folgt, stellenweise, wie bei *ḥaifa* der Karmel, am *rās en-naqûra* (scala Tyriorum), *rās el-abjaḍ* (promunturium album), *nahr el-kelb* (s. d.), *rās šakkâ* (θεοῦ πρόσωπον), *enfe* und *rās en-naṭûr* die Ausläufer des Libanon ihr so nahe kommen, daß für die Straße nur mühsam Raum geschaffen werden konnte, besitzt das Land gar keine Tiefe. Die größeren Siedlungen lagen deshalb sämtlich an der Küste, während das Hinterland wohl nur wenig besiedelt war. Die Gesamtzahl der Bevölkerung wird aus diesem Grunde kaum sehr hoch gewesen sein. Außerdem wird der schmale Küstenstrich durch tiefe Schluchten zerschnitten, die sich die in jähem Laufe von dem hohen Gebirge herabstürzenden Flüsse gewühlt haben (besonders der *nahr el-qāsimîje*). Größere Ebenen mit fruchtbarem Schwemmland finden sich nur n. vom Karmel bis zum *rās en-naqûra*, s. von *ṣaida* (Sidon) und n. von Tripolis. Das Klima ist ungefähr dasselbe wie in

Palästina-Syrien (s. d. B § 19ff.), aber durch die Lage unmittelbar am Meere gemildert, indem die Wärme gleichmäßiger, die Regenzeit aber länger ausgedehnt ist. Das kommt dem Pflanzenwuchs zustatten, der auch dadurch begünstigt ist, daß die Flüsse immer wieder kalkhaltigen Mergelboden vom Gebirge an die Küste hinabschwemmen. Die stattlichen Wälder, die früher die Hänge des Gebirges bedeckten, sind freilich verschwunden (s. Palästina-Syrien B § 22). Auch die Tierwelt hat seit dem Altertum manche Art verloren, aber Leopard, Luchs, Wolf und Bär kommen noch immer vor. Bodenschätze (s. Bergbau D) fehlen so gut wie ganz.

§ 2. Das griech. Wort Φοῖνιξ, von dem der Landesname Φοινίκη (lat. *Phoenice*, später *Phoenicia*) gebildet ist, wird gewöhnlich seit Eustathius von Thessalonich (12. Jh.) mit φοινός = blutrot zusammengebracht. Danach soll es zuerst den Purpur, dann den Bearbeiter des Purpurs und zuletzt (abgesehen von dem Saiteninstrument und dem sagenhaften Vogel) die Dattelpalme bezeichnet haben. Die griech. Genealogie hat sogar Phoinix als Bruder des Kadmos zu einem König von Sidon und zum Stammvater der Phöniker gemacht. Ursprünglich scheint der Name Φοινίκη mit Karien verbunden gewesen und dort auch diese Genealogie entstanden zu sein (*RE* X [1919] S. 1460ff. Latte). Die äg. Texte verwenden zur Bezeichnung der Bewohner von P. (und in weiterem Sinne von Kanaan) das Wort *fnḫ-w*, wozu seit dem MR als nähere Bestimmung das Zeichen für Flachland gesetzt wird. Offenbar werden damit die Leute als Zimmerleute oder Schiffbauer, die in einer Ebene wohnen, geschildert. Dann könnte man annehmen, daß beide Wörter, Φοῖνιξ wie *fnḫ-w*, zwei verschiedene, voneinander unabhängige, volkstümliche Deutungen eines Namens wären, den sich die Phöniker selbst gegeben hätten, wenn er auch bisher nicht nachgewiesen ist. Griechen und Äg. hätten dann das ihnen unverständliche Wort nach ihrer Sprache zu erklären versucht (MVAG 21 [1916] S. 305ff. K. Sethe). Mit dem äg. Namen *ḏḥ*, der sich in den Texten des NR findet (M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Äg.* II [1910] S. 62f. Nr. 1240), ist unzweifelhaft ebenfalls P. gemeint (sicherster Beweis dafür die Annalen Thutmosis III.; vgl. J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 456, 461 [Arwad liegt in *ḏḥ*], 489ff. [Keft- und Byblos-Schiffe wurden in *ḏḥ* erbeutet]; vgl. Müller *Asien und Eur.* 176ff.; anders Festschrift F. C. Andreas dargebracht 1916 S. 111 K. Sethe). Im AT wird regelmäßig der Name *ṣīdōnîm* (= die Sidonier) für das ganze Volk gebraucht (1. Kön. 5, 20; 11, 5. 33; 16, 31 [Ethba'al von Tyrus heißt König der Sidonier]; 2. Kön. 23, 13; Deut. 3, 9; Jos. 13, 4ff.; Richt. 3, 3; 10, 12; 18, 7; Ezech. 32, 30). Genau so sprechen die homerischen Gedichte von den Σιδόνιοι und der Landschaft Σιδονίη (Ilias 6, 289; 23, 743f.; Od. 13, 272; 15, 415ff.). Vielleicht darf man daraus schließen, daß Sidon (s. d.) bereits von den phön. Einwanderern als feste Stadt und wichtigstes Heiligtum vorgefunden wurde und ausnahmsweise seinen vorsemit. Namen behielt (H. Winckler *Altorientalische Forschungen* I 5 [1897] S. 435f.). Daneben werden allerdings auch die Namen Φοίνικες und Φοινίκη verwendet (Od. 14, 288; 15, 419; Ilias 4, 83; 14, 291; vgl. Herodot I 1ff.). Nicht die Herkunft, sondern die Zugehörigkeit zum Lande Kanaan wird betont, wenn die Phöniker Kanaaniter genannt werden (z. B. in der Völkertafel Gen. 10, 17 vgl. Jes. 23, 12; Obadja 20; Χνᾶ bei Herodian, Philo Byblius und Stephanus Byzantinus; *kᵉnaʿᵃnî* = Händler, Kaufmann Hos. 12, 8; Zeph. 1, 11; Sprüche 31, 24; Ezech. 16, 29; 17, 4).

§ 3. Griech. Schriftsteller haben diesem Volke des Orients, da sie mit ihm zuerst in nähere Berührung traten, den Ruhm zuerteilt, eine Reihe der wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen gemacht und weithin Kolonien gesandt zu haben. Aber die geschichtlich zuverlässigen Nachrichten über die Phöniker, die zwar sehr knapp sind, stehen damit nicht in Einklang. Die älteste Bevölkerung (s. u. § 9) des Landes ist völlig unbekannt, zumal so gut wie keine menschlichen Reste an den steinzeitl. FO entdeckt worden sind (über den Neandertal-Schädel aus der Nähe des Sees Genezareth s. Muṛâret ez-zuṭṭîje).

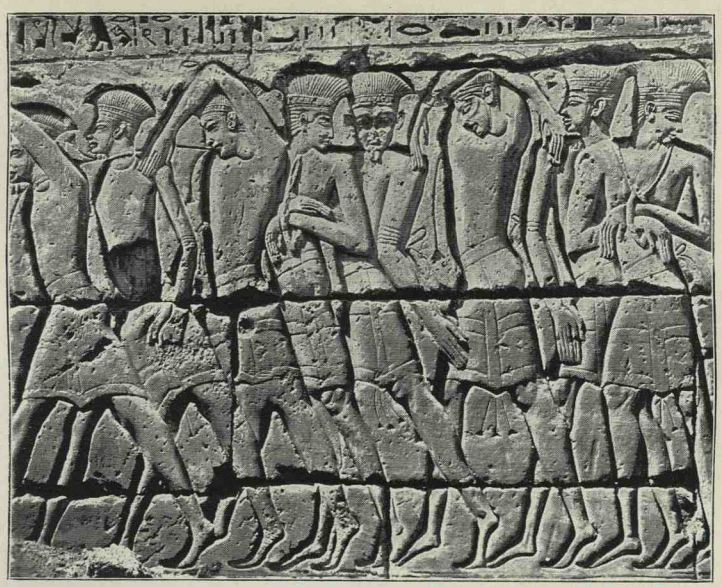
Diese Urbevölkerung kann recht wohl aus dem N eingedrungen sein. Lange vor 2000 v. C. sitzen aber die eigentlichen Phöniker an ihrer Stelle. Über deren Herkunft wissen wir nichts Sicheres. Nach Herodot (I 1; VII 80) sind sie von ihren ursprünglichen Wohnsitzen am Erythräischen Meere durch Syrien eingewandert, während Justinus (XVIII 3, 2) aus Pomponius Trogus die Behauptung wiedergibt, daß die Tyrier von Phönikern abstammten, die *ad Syrium stagnum* (d. h. am Toten Meere) gewohnt, aber von dort durch ein Erdbeben vertrieben, Sidon gegründet hätten. Das eine wird an beiden Aussagen richtig sein: daß die Phöniker in das nach ihnen benannte Gebiet erst später eingewandert sind, wahrscheinlich am Beginn des 3. Jht. v. C., als der erste Teil einer großen Völkerwelle, die zuletzt die Hebräer (s. d.) in das Land brachte. Dazu stimmt die bei Herodot II 44 aufbewahrte Überlieferung der Phöniker, daß der Melkart-Tempel in Tyrus im J. 2750 v. C. gegründet sei. Daß sie zu den als Semiten bezeichneten Völkern gehören, beweisen ihre Sprache (z. B. in den Ortsnamen *ṣūr* = Fels, *gebâl* [von den Äg. schon unter den ersten Dynastien als *kpn* wiedergegeben, doch s. Byblos § 13] = Berg, *Berytos* = Brunnen) und ihre Schrift. Beide kennen wir aus Inschriften (s. u. § 11), Eigennamen, Sätzen und Wörtern auf Siegeln und bei griech. und röm. Schriftstellern. Anscheinend ging diese Einwanderung ebenfalls von N nach S. Dabei wurden die Einwanderer von nachfolgenden Stämmen wohl so bedrängt, daß sie sich hauptsächlich auf leicht zu verteidigenden, kleinen Halbinseln und Vorgebirgen oder gar auf Inseln in unmittelbarer Nähe des Festlandes niederließen. Damit und durch die Landesnatur war zugleich die künftige Entwicklung vorgezeichnet, nämlich die Bildung kleiner, voneinander abgeschnittener Stadtstaaten, die sich vor allem der Schiffahrt und dem Handel widmeten. Zur vollen Blüte ist dies freilich erst im pers.-makedon. Reich gekommen, als P. ganz unter griech. Kultureinfluß stand und die Wege nach O durch das Vordringen des Hellenismus geöffnet waren.

§ 4. In schroffem Widerspruch zu dieser Auffassung steht die Meinung von C. Autran (*Phéniciens* 1920). Nach ihm bildeten die Phöniker einen Teil der Seevölker (s. d.), die in der zweiten Hälfte des 2. Jht. Syrien überfluteten und sogar Ä. bedrohten. Im eigentlichen P. verdrängten sie die sem. Urbevölkerung, die von 3000—2000 v. C. dort gesessen hatte, oder nahmen sie in sich auf. Der 2. Abschnitt der Geschichte des Landes kann deshalb der kanaanäisch-ägäische genannt werden (etwa 2500—1200 oder 1000 v. C.). Von dieser Bevölkerung ist die sog. ägäische Kultur ausgegangen, da sie eifrig Handel trieb und Kolonien gründete. Um 1200 v. C. traten an ihre Stelle wieder Semiten, die wir bisher allein als Phöniker kannten. Als Beweis für diesen Umsturz aller früheren Annahmen dienen vor allem sprachliche Beobachtungen (die ganze griech. Schiffahrtssprache enthält kein sem. Wort [s. Griechen B § 23]; in Palästina-Syrien sind viele Ortsnamen offensichtlich ägäisch, wie Jordan, Tabor, Hermon, Lydda, Orontes, Joppe, Tyrus, Sidon, Byblos, Berytos) und geographische Erwägungen (P. bezeichnet ursprünglich Karien, vgl. Athenaeus IV 174f.; die Wirkung der Phöniker hat sich aber auf das ganze Gebiet von Süditalien und Sizilien bis Südthrazien, Troas, Palästina und Ä. ausgedehnt). Leider stehen mit diesen Behauptungen die Tatsachen nicht in Einklang. Vor allem zeigen die Amarna-Briefe (s. u. § 7), daß um 1400 v. C. eine fast rein sem. Bevölkerung in P. saß. Auch die Einzelfunde, namentlich die Tonwaren, beweisen deutlich, daß ägäische Einflüsse in größerem Umfange erst in der Mitte des 2. Jht. auf P. wirksam geworden sind (vgl. Syria 2 [1921] S. 189ff. C. L. Woolley; Liverpool Annals 9 [1922] S. 41ff. ders. [will aus diesem Befund auf eine ägäische Eroberung um 1200 v. C. schließen]).

§ 5. Die oben § 3 geschilderte Zerrissenheit machte es fremden Mächten leicht, sich die Herrschaft über das Land mit seinen reichen Schätzen zu erwerben. Bereits von Sargon I. (um 2850 v. C.) wird berichtet, daß er bis zum Zedernwald (Libanon) und zum Silbergebirge (Taurus) gekommen und sogar auf dem Westmeere

bis Zypern gefahren sei (anders L. W. King *Chronicles concerning Early Babylonian Kings* 1907). Noch deutlicher sind die äg. Nachrichten, die seit der 4. Dynastie (um 3000 v. C.) einen regen Seeverkehr mit Byblos zur Beschaffung des wichtigen Zedernholzes bezeugen (s. Baustoff C, Byblos, Schiff C). Da diese wertvollen Verbindungen in der Hyksos-Zeit abgerissen waren, bemühte sich, nach dem Vorstoße unter Aḥmose I., Thutmosis III. auf seinen Kriegszügen, die Städte der phön. Küste zu unterwerfen (J. H. Breasted *Ancient Records* II 392, 472, 483, 492, 510, 519, 535, 658). Ausdrücklich genannt werden jedoch nur wenige, nämlich Arwad (*ỉrt* oder *ỉrd* ebd. II 461, 465), Simyra (*ḏmr* ebd. II 465, 528), Erkatu (*ʿrqt* ebd. II 529) und in der Palästina-Liste (Nr. 47) Akko. Um 1400 v. C. erwähnt die Reisebeschreibung im Papyrus Anastasi I: Simyra, Byblos, Berytos (*brt*, sonst nie in äg. Texten genannt), Sidon, Sarepta (*ḏrpt*, hebr. *ṣārᵉfât* 1. Kön. 17, 9; Obadja 20, heute *ṣarafand*), Tyrus (*ḏr*), Akko, *ỉksp* (so ist für *ʿksp* zu lesen, vgl. Sethe *Urkunden* IV 782, 40; OLZ 17 [1914] S. 103ff. W. M. Müller [als Fürstensitz genannt], babyl. *akzibi*, hebr. *ʾakšâf* Jos. 11, 1; 12, 20; nicht zu verwechseln mit dem heutigen *ez-zîb*, das im AT *ʾakzîb* heißt Jos. 19, 20; Richt. 1, 31) sowie den Strom von *nṯn*, womit wohl der *nahr el-qāsimîje* gemeint ist (A. H. Gardiner *Egyptian Hieratic Texts* I 1 [1911]).

§ 6. Die Amarna-Briefe lassen jedoch keinen Zweifel darüber, daß sich die äg. Herrschaft bis zur n. Grenze des Landes ausgedehnt hat, nun aber im Zerfall begriffen ist. Zugleich erkennt man deutlich aus den Briefen die Kleinheit, ja Armseligkeit dieser phön. Stadtstaaten. Sie sind untereinander verfeindet, keiner hilft dem andern, jeder ist machtlos gegen die herandringenden Feinde, Aziru, die Hettiter (s. d.) oder die Ḫabiru (s. Ḫabiri). Im einzelnen erfahren wir Näheres über folgende Städte: 1. Akko (*ᵃˡᵘakka*, im AT *ʿakkô*). Als Herrscher werden *šarâtum* oder *zurata* und sein Sohn *šutatna* (= *zatatna*) genannt, die beide subaräische Namen führen (8, 19; 232, 4; 233, 4f.; 234, 3; 235, 5). Beide versichern den Pharao ihrer Treue, was aber ein namenloser Brief (236, 2) bestreitet. — 2. Ambi (oder *ammia*, heute *enfe* bei Tripolis) gehört zum Gebiete von Gubla (s. Byblos), ist aber in die Hand der Feinde geraten und hat dabei seinen König durch Mord verloren (75, 33; 139, 14; 140, 11). — 3. Ardata (140, 12 als Land bezeichnet, sonst als Stadt, vielleicht das spätere Orthosia, also an der Mündung des *nahr el-bârid* gelegen). Den König der Stadt hat Aziru getötet (Knudtzon S. 1156f.). — 4. Arwad (*ᵃˡᵘarwada*, hettit. *iaruwattaš* Mayer-Garstang *Index* 1923 S. 24, im AT *ʾarwâd*, heute *ruâd*) hat sich mit Sidon und Aziru verbündet, um Tyrus zu erobern (149, 57ff.), hat dann *ṣumur* erobert (105, 11ff.) und bedroht nun Byblos (101, 13ff.). — 5. Batruna (später Βότρυς, heute *baṭrûn*) gehört zum Machtbereiche des Rib Addi von Byblos (78, 19; 79, 24ff.; 81, 9f.; 90, 14), wankt aber schon in seiner Treue zum Pharao und wird später von Abdi-Aširta erobert (87, 20; 88, 16; 93, 20). — 6. Bêruta (*ᵃˡᵘbêruta*, äg. *brt* s. o. § 5; sicher ein altes *bᵉʾērôt* = Brunnen) steht neben Sidon an der Spitze der Feinde des Pharao (114, 10ff.; 118, 28ff.), später aber wieder auf äg. Seite, weshalb Rib Addi von Byblos dort Zuflucht sucht (138, 1ff.; 142, 15ff.) und Ammunira, der Fürst von Bêruta, eifrigst seine Ergebenheit beteuert (141—143). — 7. Gubla s. Byblos. — 8. Irqata (vgl. im AT das nom. gent. *ʿarqî* Gen. 10, 17; 1. Chron. 1, 15; babyl. *arqâ*, heute *tell ʿarqa* n. von Tripolis) versichert auch seine Treue (100, 1ff.; 103, 13). Aber Aziru hat *aduna*, den Fürsten der Stadt, getötet (75, 26; 139, 15; 140, 10) und sich danach wohl in den Besitz der Stadt gesetzt (62, 13). — 9. Kuaṣbat und Magdalim sind sicher im Gebiete von Byblos zu suchen, aber noch nicht zu bestimmen (Knudtzon S. 1154). — 10. Ṣumur (vgl. das nomen gent. im AT *ṣᵉmārî* Gen. 10, 18; 1. Chron. 1, 16; babyl. *ṣimirra*, später Σίμυρος, Ξίμυρα, Zimyra genannt, heute *ṣumra* n. von Tripolis) war offenbar der wichtigste Punkt oder die Hauptstadt des ganzen Amurru-Gebietes. Denn in dieser Festung befinden sich ein Palast des Pharao, ein hoher äg. Verwaltungsbeamter und eine äg. Kolonie. Anscheinend war der Ort auch der Sitz des Abdi-Aširta und mußte deshalb infolge seines Abfalles vom Pharao ein schweres



a

b

c

Philister

a. Peleset (Philister), Angehörige der Seevölker, als Gefangene im Tempel Ramses III. (Dyn. 20) bei Medinet Habu. — b. Gefesselter Philister, ebendaher. Nach Photographie. — c. dgl. (Fayence-Kachel). Nach Greßmann *Altorientalische Texte und Bilder* [2] Abb. 14.

Schicksal erleiden (Knudtzon S. 1138ff.; MVAG 1 [1896] S. 203ff. H. Winckler; ebd. 2 [1897] S. 273 W. M. Müller). — 11. *Ṣurri* s. Tyrus. — 12. Šigata lag wohl im Gebiete von Byblos und wurde von Rib Addi gegen Aziru, wenn auch erfolglos, verteidigt (Knudtzon S. 1155f., vielleicht ö. von Tripolis zu suchen). — 13. Ugarit (ebenso hettit. Mayer-Garstang *Index* 1923 S. 47f.) lag offenbar an der Nordgrenze von P. und war deshalb schon lange in den Händen der Hettiter (Knudtzon S. 1016f.). — 14. Ullaza, mit Ambi, Šigata, Arwad gegen Rib Addi von Byblos verbündet, hat wohl in der Nähe von *ṣumur* an der Küste gelegen (Knudtzon S. 1141), was ebenso von — 15. Waḫlia (*jaḫlia*) gilt (ebd. S. 1201). — 16. Ziduna s. Sidon. — Ganz fraglich ist die Lage von *jarimuta*, das meistens im Nil-Delta gesucht wird, aber nach allen Angaben der Briefe den syr. Küstenstädten viel näher gewesen sein muß (ebd. S. 1153, 1159; MVAG 1 [1896] S. 208ff. C. Niebuhr; ebd. 2 [1897] S. 274ff. W. M. Müller).

§ 7. Da die Notrufe der phön. Städte von Ä. nicht erhört wurden, ging die Herrschaft über dieses Gebiet den Pharaonen verloren. Sethos I. rühmt sich allerdings, Akko, Simyra, Tyrus und Ullaza wieder erobert zu haben (Breasted *Records* III 114). Aber gegen Ramses II., der bis Beirut vorgedrungen war, wie seine Inschriften am *nahr el-kelb* (s. d.) beweisen, schickte auch Arwad Truppen (ebd. III 306, 309, 312), und der Vertrag mit den Hettitern ließ den Äg. nur den s. Teil des Landes. Später ist infolge des Vordringens der Seevölker auch dieser Rest verlorengegangen (so findet Wen-Amon um 1100 v. C. in Byblos und Dor die Zakkaru; Liverpool Annals 9 [1922] S. 54f. C. L. Woolley). Einzelne Städte gelangen jetzt zu größerer Macht, zumal die von den Hettitern drohende Gefahr durch den Zusammenbruch ihres Reiches beseitigt war und weder Assyrien noch Ä. in Syrien eingreifen konnten. Um 1000 v. C. ist Tyrus (s. d.) die führende Macht. Trotzdem bleibt der Gesamtname Sidonier (s. o. § 2) bestehen. Erst jetzt bietet sich die Möglichkeit, die phön. Herrschaft auf dem Festlande auszudehnen und überseeische Punkte (Kition auf Zypern und Karthago) zu besetzen. Als Assyrien unter Assurnaṣirpal III. und Salmanassar III. nach dem W vorstieß, sicherten sich die Küstenstädte durch Tributzahlung ihre Selbständigkeit (Band III Tf. 97 b, IV Tf. 73 b). Aber 739 konnte Tiglatpileser III. den siegreichen Kampf gegen seine Feinde damit abschließen, daß er aus dem Gebiete von *ṣimirra arqâ*, *zimarra* (jetzt *zimrîn* nnö. von *ruâd*) und *usnû* eine assyr. Provinz, eine weitere aus der n. Hälfte des Landes mit *gublu* (heute *ǧeble*) und *siannu* machte (MVAG 1 [1896] S. 196f. H. Winckler; E. Forrer *Die Provinzeinteilung des assyrischen Reiches* 1921 S. 57ff.). 677 v. C. verlor Sidon (s. d.) seine Selbständigkeit, 668 auch Tyrus. Damit begann eine Zeit der Wirren, in denen die Städte mühsam sich zu erhalten suchten, bis sie endlich unter der Herrschaft der Perser ganz hellenisiert wurden. Ihr auswärtiger Handel hat sich aber trotzdem glänzend entwickelt (vgl. die anschauliche Schilderung Ezech. 27). Mit ihm kamen orient. Wörter nach dem W wie z. B. χρυσός, χιτών, ὀθόνη, βύσσος, μύρρα, κύπρος, μνᾶ, βαιτύλος, παλλακίς u. a. Aber für die meisten Gegenstände, wie Arbeiten in Metall (Od. 4, 615ff.; 15, 458ff.; Ilias 20, 741ff.), Purpur und Webwaren (Ilias 6, 289ff.) oder Glas sind die Phöniker zunächst nur die Vermittler gewesen. S. a. Griechen B § 23; Homer § 3.

§ 8. Die arch. Forschung in P. steht immer noch in ihren Anfängen (s. Fundstätten, Reisen und Ausgrabungen B) und hat bisher nur an vereinzelten Stellen, vor allem in Byblos (s. d.), wertvolle Ergebnisse für die älteren Zeiträume gebracht. Die Funde, die E. Renan 1860—1861 nach Paris führte, stammen zum größten Teil erst aus der hellenist.-röm. Zeit. Das gleiche gilt für die neueren Arbeiten der Franzosen in Tyrus (s. d.) und Sidon (s. d.). Die vorgesch. Wohnstätten am w. Abhange des Libanon und an der Küste sind noch nicht restlos erforscht. Doch vervollständigen diese arch. Untersuchungen schon jetzt das geschichtliche Bild der vorhergehenden Abschnitte in erfreulicher Weise.

§ 9. Die ältesten Ansiedlungen sind bisher am *wâdi ʾl-ʿaqbîje* zwischen Tyrus und Sidon und bei *sinn el-fîl* nachgewiesen

(Chelléen). Dem Moustérien gehören die Höhlen und Grotten bei *ʿadlûn* (z. T. noch mit Chelles-Werkzeugen), am n. Ufer des *nahr ibrāhîm* s. von Byblos, bei *kefr haï* am *nahr el-ǧōz* sowie die ungeschützten Wohnplätze am l. Ufer des *nahr bērût* und am *rās el-kelb* an. Da sich die einzelnen Fundstellen ziemlich weit ausdehnen, muß man eine verhältnismäßig starke Bevölkerung annehmen, die hauptsächlich von der Jagd lebte. Für das spätere Paläol. sind zu nennen die Höhlen von *ǧaʿita* an der Quelle des *nahr el-kelb*, bei *anṭeljâs* (mit menschlichen Knochen), *mînet dâlie*, für das Neol. *ḥarâǧel*, *tarteǧ*, an der Quelle des *nahr el-kelb*, am *rās el-kelb*, *rās bērût* und *nahr ez-zaherānî*. Alle diese Siedlungen liegen unmittelbar an der Küste oder in ganz geringer Entfernung von ihr. Sie bieten eine besonders reiche Fülle von Knochenresten der damaligen Tierwelt und von Werkzeugen aller Art, von denen die späteren z. T. geradezu künstlerische Vollendung aufweisen. S. a. Palästina-Syrien A.

G. Zumoffen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900; Anthropos 3 (1908) S. 431ff.; ebd. 5 (1910) S. 143ff. ders.; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 42ff.; Mélanges de la faculté orientale Beyrouth 7 (1914—1921) S. 189ff. R. Desribes.

§ 10. Der ausgehenden StZ oder schon der BZ gehört die kyklopische Befestigung von *ruâd* an (s. Baukunst C § 8). In die BZ selbst führen die großartigen Funde von Byblos (s. d. und Grab F § 11). Sie zeigen, daß um die Wende vom 3. zum 2. Jht. eine sem. Bevölkerung in P. saß, die hauptsächlich von Ä. außerordentlich stark beeinflußt wurde und von ihm auch politisch abhängig war. Waffen, Geräte, Schmuck, Bauten, Särge sind entweder echt äg. oder nach äg. Vorbildern gearbeitet. Selbst die äg. Schrift wird verwendet. Sehr wahrscheinlich sind daneben Einwirkungen aus dem O (Elam, Kaukasus), die mit der Einwanderung dahin gekommen sein könnten. So entwickelt sich eine Mischkultur und Mischkunst, wie sie auch in späteren Zeiten für die Phöniker kennzeichnend geblieben ist. In der Mitte des 2. Jht. sind die Gräber von *kafr ǧarra* bei Sidon angelegt worden, in denen sich starke ägäische Einflüsse, namentlich in den Tonwaren (s. Vase E; Syria 2 [1921] S. 177ff. C. L. Woolley [Grabfunde aus *ṣarîfe*]), bemerkbar machen. Die Toten sind hier ohne Sarg auf eine Schicht von Kieselsteinen niedergelegt, während sonst allgemein die Bestattung in Särgen aus Holz oder Stein üblich gewesen zu sein scheint. Ob sich hier der Rest einer älteren Bevölkerungsschicht erhalten hat, wird sich erst nach weiteren Forschungen feststellen lassen.

§ 11. Für die heimische Kunst ist besonders bezeichnend der Steinsarg des Königs Aḥirâm von Byblos. Er ruht auf liegenden Löwen und ist an den Seiten mit einem Fries vor dem König anbetender und opfernder Gestalten, über denen sich eine Kante von Lotosblättern hinzieht, geschmückt. Der Rand des Deckels trägt eine zweizeilige Inschrift, die beweist, daß damals im 13. Jh. die phön. Buchstabenschrift (s. Schrift E § 1; Band XI Tf. 109) bereits üblich war. Außerdem ist an der Wand des Einstiegschachtes eine kurze Inschrift angebracht (Syria 5 [1924] S. 135ff. R. Dussaud; CR. acad. inscr. 1924 S. 99ff. ders.; OLZ 28 [1925] S. 219ff. H. Bauer; PEF Quarterly stat. 57 [1925] S. 210ff. S. A. Cook). Sonst sind alte phön. Inschriften nur in ganz geringer Zahl bekannt geworden. Aus dem 10. Jh. stammt die Inschrift des Königs Abibaʿal von Byblos auf dem Sockel einer Statue des äg. Königs Schoschenk I. (Syria 5 [1924] S. 145ff. R. Dussaud) und eine weitere des Königs Elibaʿal von Byblos auf einer Statue des Osorkon (Syria 6 [1925] S. 101ff. R. Dussaud; OLZ 29 [1926] S. 164ff. H. Bauer). Durch diese neuen Funde wird es sehr wahrscheinlich, daß doch die Phöniker, wie die antike Überlieferung behauptete (Athenäus, Dipnosophistae ed. Kaibel A 50 [28] C; Plin. N. H. V 13, VII 57; Lucan. bell. civ. III 220f.), die Buchstabenschrift erfunden haben. Die sonstigen im CIS gesammelten Inschriften sind spät, stammen auch zum größten Teil nicht aus P. selbst, mit Ausnahme der Widmung auf der Bronzeschale aus Zypern (Nr. 5, aus dem 8. Jh.) und vielleicht der (schwer beschädigten) Inschrift aus *hasan beili* (H. Winckler *Altorientalische Forschungen* I 4 [1896] S. 305ff.). Auch in den sog. Kolonien der Phöniker sind die echt phön. Funde recht bescheiden

und beschränken sich durchweg auf die Zeit von etwa 900—700 v. C. (s. Gades, Griechen B § 23, Homer, Malta B § 17).

§ 12. Über die Religion der Phöniker sind wir noch immer sehr mangelhaft unterrichtet. Die einzige Schrift aus dem Altertum, die über die ältere Zeit handelt, sind die Φοινικικά eines Sanchuniathon aus Beirut (angeblich im 13. Jh. v. C.), stark euhemeristisch überarbeitet von Philo Herennius von Byblos (geb. 64 n. C.) herausgegeben (Müller *Fragmenta hist. Graec.* III 563ff.; vgl. W. Graf Baudissin *Studien zur semit. Religionsgeschichte* I [1876] S. 1ff.). Man hat meistens die Angaben dieser Schrift für Schwindel gehalten, aber die neuere arch. Forschung scheint sie vielfach zu bestätigen. Inschriften und Münzen liefern zum größten Teil nur Götternamen, und noch dazu aus recht später Zeit. Gottheiten des Meeres treten merkwürdigerweise erst in der hellenist. Zeit hervor. Vielleicht deutet das darauf, daß die Phöniker ursprünglich im Binnenlande als Bauern und Viehzüchter gelebt haben. In den früheren Jh. sind die Gottheiten (sg. *ʾēl-ʾilât*, pl. *ʾalonîm-ʾalonôt*) deutlich mit der Natur verknüpft. Sie sind in Bäumen, Quellen, Flüssen und auf Höhen zu finden (Baudissin a. a. O. II [1878] S. 154ff.) und spenden dem Lande Fruchtbarkeit oder Dürre, dem Menschen Segen oder Fluch. Ihre Verehrung geht nicht gleichmäßig durch das Land, sondern bleibt entsprechend der geschichtlichen Entwicklung auf einzelne Städte und deren Umkreis beschränkt. So wird die Gottheit der Herr oder die Herrin (*baʿal* oder *baʿalat*, auch *ʾadôn* oder *melek* = König) der Stadt. Wie in der Kunst, so zeigt sich auch in der Religion die starke Neigung, Fremdes aufzunehmen. So ist die Herrin von Byblos (s. d.) als Hathor (s. Hathor) aus Ä. wieder zurückgekommen und hat in ihrer Heimat durchaus äg. Züge behalten. Das gleiche gilt von Adonis-Osiris. In späterer Zeit werden vielfach die griech. Götternamen an Stelle der heimischen gebraucht. Der Gottesdienst, der oftmals das Werden und Vergehen der Vegetation (z. B. im Adonis-Kult) in rauschenden Festen nachbildete, fand in Tempeln und heiligen Bezirken mit Altären, Steinpfeilern, Pfählen und Bäumen statt. Gelegentlich sind auch Menschenopfer (s. d. B) dargebracht worden (so für *ʾēl* als Moloch = *melek* in Byblos, Sardinien und Karthago). Auch diese Art der Religion beweist, daß die Phöniker zu den Kanaanitern (s. Kanaanäer) gehörten.

C. Ritter *Die Erdkunde*[2] XVII (1854); G. Perrot und Ch. Chipiez *Histoire de l'art dans l'antiquité* III (1885) S. 1ff.; R. Pietschmann *Geschichte der Phönizier* 1889; G. Rawlinson *History of Phoenicia* 1889; *Encyclopaedia Biblica* III (1902) S. 3730ff. Ed. Meyer; *Prot. Realenzyklopädie*[3] XVIII (1916) S. 280ff. H. Guthe; H. Winckler *Altorientalische Forschungen* I 5 (1897) S. 421ff.; Zeitschr. f. Sozialw. 6 (1903) S. 337ff., 434ff. ders.; W. v. Landau *Die Phönizier* (AO 2, 4) 1901; ders. *Die Bedeutung der Phönizier im Völkerleben* (Ex Oriente Lux 1, 4) 1905; *Encyclopaedia Britannica*[11] XXI (1911) S. 449ff. G. A. Cooke; G. Contenau *La civilisation phénicienne* 1926; CIS I 1—4 (1881—1887); M. Lidzbarski *Handbuch der nordsemitischen Epigraphik* 1898; G. A. Cooke *Textbook of North-Semitic Inscriptions* 1903; M. A. Levy *Phönizisches Wörterbuch* 1864 (Nachtrag in *Phön. Studien* IV [1870]); A. Bloch *Phönizisches Glossar* 1890; P. Schröder *Die phön. Sprache* 1869; Morgenländische Forschungen 1875 S. 167ff. B. Stade; W. Graf Baudissin *Adonis und Esmun* 1911. Peter Thomsen

Phönikier (Band IV Tf. 73b.) Nachkommen der Kanaaniter (s. Kanaanäer), einem Mischvolk, das wahrscheinlich „vorderasiatische" (*Homo tauricus*; s. d.), „hamitische" (*Homo mediterraneus, var. afr.*; s. d. § 9ff.), „orientalische" (*Homo mediterraneus, var. or.*; s. d. § 6ff.) und „nordeuropäische" (*Homo europaeus*; s. d.) Elemente enthielt; die Herrenschicht war vermutlich nordeuropäisch. Auf den äg. Denkmälern zeigen die Phöniker „semitischen" (orient.) Typus.

Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 201 K. Penka; W. M. Müller *Asien u. Europa* S. 343. Reche

Phönikische Besiedlung (oder Beeinflussung).

A. Ägäischer Kreis s. Geometrische Kultur, Homer.

B. Italien s. Italien und der Orient.

C. Malta, Pantelleria s. diese Artikel.

D. Pyrenäenhalbinsel. § 1. Die Phöniker scheinen seit Ende des 2. Jh. in Südspanien festen Fuß gefaßt und in den folgenden Jh. sogar die dort wohnenden Tartessier tributpflichtig gemacht zu haben, bis wohl die Einnahme von Tyrus durch Asarhaddon jene befreite (um 700; s. a. Iberer B § 2). Im 7. Jh. beginnen die regelmäßigen Beziehungen

zu den Griechen, was einen Rückgang des phön. Einflusses in Südspanien bedeutete, bis nach der Schlacht von Alalia auf Korsika (535) die Karthager die Oberhand im Mittelmeer bekamen und damit an die Stelle der Phöniker in Südspanien traten. Doch scheinen sie sich zuerst mit der Besetzung der alten phön. Kolonien (Gadir = Cadiz [s. Gades], Malaca = Malaga, Sexi = Almuñécar, Abdera = Adra), der Zerstörung der phokäischen Kolonie an der andalusischen Küste (Mainake [s. d.], bei Vélez Malaga) und mit günstigen Handelsbedingungen von den Iberern — darunter einer Sperre für alle fremden Händler in ganz Südspanien bis in die Nähe von Mastia (Cartagena) — begnügt zu haben. Von einer wirklichen Beherrschung Inner-Andalusiens ist erst die Rede, nachdem die Barkiden in Spanien Entschädigung für den Verlust Siziliens suchten. Dagegen scheinen die Karthager in Ibiza (s. d.) schon sehr früh eine richtige Kolonisation unternommen zu haben.

§ 2. Aus der ersten Zeit der phön. Kolonisation ist nichts bekannt. Die Funde beginnen erst mit der karthag. Zeit. Aus der Wende des 6. und 5. Jh. stammt wohl der älteste Teil der Cadiz-Nekropole, der Punta de la Vaca, wo ein anthropoider Sarkophag, phön. Schmucksachen (Collierstücke, Ohrgehänge, Ringe, Amulette usw.) aus Gold, Skarabäen, Siegelsteine, Keramik u. a. gefunden worden sind. Alles trägt denselben Charakter wie die Funde in den Nekropolen Karthagos aus derselben Zeit.

Außer den Funden der Nekropole von Punta de la Vaca sind nur wenige Stücke phön. oder besser gesagt karthag. Herkunft bekannt. Die Städte sind noch nicht erforscht, und nur im Innern des Landes, zusammen mit den einheimischen Funden ist manches aus der Erde gekommen, was den fremden Kolonisten zuzuschreiben ist. Der bedeutendste Fund ist der Schatz von La Aliseda (Prov. Cáceres; s. Aliseda und Band I Tf. 27, 28]) mit prächtigen Diademen, Ringen, Colliers, Armbändern und einem Glasgefäße mit Nachahmung äg. Hieroglyphen. La Aliseda dürfte, wie der Vergleich mit phön. Import in Etrurien schließen läßt, etwas älter als die Funde aus den Gräbern von Cadiz sein. S. a. Italien und der Orient.

§ 3. Neben Anhängern aus getriebenem Goldblech von Malaga und Goldfunden aus einem ausgeraubten Grabe von Almuñécar-Sexi, dessen FU nicht näher bekannt sind, gibt es nur noch Funde von einheimischen Plätzen. Zunächst Einzelfunde von Goldsachen aus Vélez Malaga (Prov. Malaga), Arcos (Prov. Sevilla), dann die Funde aus den Gräbern von La Cruz del Negro in Los Alcores (s. Alcores [Los]) bei Carmona, hauptsächlich Elfenbeinplatten mit eingravierten Kriegern, Tieren und Blumen. Die letzteren sind bisweilen einer älteren Zeit zugeschrieben worden, doch müßten sie dann sehr lange in Gebrauch gewesen sein, da die Gräber selbst unmöglich älter als das 5. Jh. sein können (wegen des Vorkommens einer Variante der Certosa-Fibel, die zeitlich den Frühlatène-Typen entspricht). Auch in den iber. Nekropolen des S. (Galera, Villaricos) erscheint karthag. Import (Straußeneier, Goldsachen, Amulette, Glasgefäße und Glasperlen-Keramik u. a.), und man hat die Frage aufgeworfen, ob der griech. Import (Vasen), der in denselben Gräbern vorkommt, nicht indirekt infolge der Handelssperre durch karthag. Vermittlung nach Südspanien gekommen sei.

Daß karthag. Produkte bis Nordostspanien drangen, beweisen einige Gegenstände von Emporion (s. d.), der griech. Kolonie (Glasgefäße, Amphorenstück mit karthag. Siegeleindruck u. a.), doch hat sich dort karthag. Import an den einheimischen Fundplätzen nicht nachweisen lassen. Andere Funde Zentralspaniens, die früher den Karthagern oder sogar den Phönikern zugeschrieben wurden, haben, wie schon Kahrstedt nachwies, mit diesen nichts zu tun.

Allgemein: Meltzer *Geschichte der Karthager* III [1913] hg. von U. Kahrstedt; Quintero *La necrópolis anteromana de Cádiz* Boletín de la sociedad española de excursiones 1914 (Résumé mit Abb. Anuari Inst. 5 S. 850ff.). — Berichte über weitere Ausgrabungen in Cadiz: Memor. Junt. Exc. seit 1916; Boletín de la sociedad española de excursiones 1921 S. 96ff. Mélida (Schatz von Aliseda und frühere phön. Goldfunde); Rev. arch. 35 (1899) Bonsor; Vives *Estudio de arqueologia cartaginesa. La necrópolis de Ibiza* 1917; Memor. de la real Academia de la Historia 1908 (Villaricos und Herrerias) Siret.

P. Bosch-Gimpera

Phratrie s. Heiratsordnung.

Phryger. A. Sprache. S. a. Altkleinasiatische Sprachen § 20.

§ 1. Siedlungsgebiet und Einwanderung. — § 2. Sprachreste; sprachliche Charakteristik. — § 3. Ethnische Beziehungen im Spiegel der Sprache. — § 4. Schlußfolgerungen aus dem Vorhergehenden. — § 5. Vermischung mit der kleinasiat. Bevölkerung.

§ 1. In hist. Zeit unterschied man ein doppeltes Phrygien: 1. Klein-Phrygien, ἡ μικρὰ Φρυγία oder ἡ ἐφ' Ἑλλησπόντῳ Φρυγία, das die NW-Ecke Kleinasiens umfaßt; die Zugehörigkeit der Troas stellen die hist.-geogr. Quellen teils fest, teils schließen sie sie aus. 2. Groß-Phrygien, ἡ μεγάλη Φρυγία, die Hochebene im Inneren Kleinasiens mit folgenden Grenzen: im N der wö. Mittellauf des Sangarios mit Verlängerung dieser Linie an den Halys; im O der Halys, der Tatta-See; im S eine n. vom Taurus verlaufende Linie, so daß Ikonion noch phryg. Besitz ist; im W reicht Phrygien mit dem Mäander-Tal über das innere Hochland hinaus; Karura bildet so die Grenzstadt gegen Karien; im NW, wo die Abgrenzung gegen Mysien von sprichwörtlicher Unbestimmtheit war, können etwa das Rhyndakos-Tal, die s. Ausläufer des mysischen Olymps und der Gallos als Grenzlinien bezeichnet werden. — Bei Homer (B 862) ist Phrygien das Land am See von Nikaia (Ἀσκανίη λίμνη), das auch das Gebiet am Sangarios umfaßt (Γ 184ff., Π 718). Später eingedrungene Stämme haben die P. aus diesem Gebiet weiter nach W abgedrängt, so daß die beiden oben umschriebenen Landgebiete entstanden, die voneinander getrennt waren. Hingegen ist *Phrygia epictetus* eine zur Zeit der Pergamener aufgekommene Bezeichnung für den NW von Groß-Phrygien, die bloß hist., keine ethnographische Bedeutung besitzt. — Das Alter der Einwanderung der P. in Kleinasien läßt sich aus den assyr. Geschichtsquellen erschließen; sie beginnt um 1200 v. C. oder früher, da um 1100 die *Muski*, in denen Hugo Winckler die P. erkannte, bereits Kummuḫ (s. Ḳummuḫ) in Mesopotamien zu besetzen suchen. Wichtige Anhaltspunkte für die Beantwortung dieser Frage gewähren auch die arch. Zeugnisse: der Tumulus von Bos-öjük (Lamunia) zeigt eine materielle Kultur, die mit der troischen und mit der der Grabhügel der Axios-Ebene übereinstimmt (s. Makedonische Tumuli). — Wurden vorhin die späteren Grenzen des phryg. Volkstums umschrieben, so ist zu beachten, daß sich der Herrschaftsbereich der phryg. Nation in älterer Zeit im W bis an das ägäische Meer erstreckte. Eine solche Ausdehnung ist aus dem Umstande zu erschließen, daß Strabo eine Überlieferung über den Bestand eines phryg. Reiches am Sipylos wiedergibt (XII 571). Auch im O wird ihr Gebiet zeitweise den W Kappadoziens mit umfaßt haben, wie namentlich die altphryg. Inschriften von Öjük (60 km ö. des Halys) lehren (s. Öjük).

Körte *Gordion* 1904 S. 1—27; A. Ungnad *Die ältesten Völkerwanderungen Vorderas.* 1923; Hugo Winckler *Auszug a. d. vorderasiat. Geschichte* 1905 S. 57ff.; Kretschmer *Einl.* S. 204ff.; W. M. Ramsay *Phrygia* in *Encyclopaedia Britannica*[11] XXI (1911) S. 541—545; W. Leaf *Troy* 1912 S. 297—304.

§ 2. Eine Beurteilung der phryg. Sprache muß die wenigen erhaltenen Sprachreste zum Ausgangspunkt nehmen. Es sind dies: a. Die altphryg. Inschriften, die wohl mit dem 7. Jh. beginnen, und zwar: 15 Inschriften, gesammelt und besprochen von Ramsay (Journ. Asiat. Society NS 15 [1883] S. 120—135). Von diesen Inschriften sind Nr. 1, 2, 7, 8, 9 und 6 auch bei F. v. Reber (Abh. Bayer. Ak. Histor. Kl. 21/3 [1898] S. 566, 571f., 585) wiedergegeben, während die Nr. 5 und 3 nach neueren Aufnahmen des Majors v. Diest und der Brüder Körte von Kretschmer (Wien. Z. Kunde Morg. 13 [1899] S. 352f., ebd. 15 [1901] S. 115) erläutert werden. Zwei Inschriften aus Öjük (denen Ramsays Nr. 13 hinzugefügt wird) bei Chantre *Mission en Cappadoce* 1898 S. 165—191 (mit Erläuterungen von F. de Saussure ebd. S. 183ff. und von Kretschmer in Wien. Z. Kunde Morg. 13 [1899] S. 355—362). Einige kleinere Gefäßinschriften werden mitgeteilt von den Brüdern Körte (*Gordion* 1904 S. 172, wo S. 225 nach eigenen Aufnahmen auch Ramsays Nr. 3 veröffentlicht wird). Die Altersbestimmung ergibt sich aus der Tatsache der Abhängigkeit dieser Denkmäler von ostgriech. Vorbildern sowie aus der weiteren der Entlehnung der Schrift von den kleinas. Griechen (Ath. Mitt. 23 [1898] S. 140 A. Körte). Etwas höher setzt Ramsay (*Cit. a. Bishopr. of Phryg.* I 2 [1897]

S. 363) die altphryg. Inschriften an; darnach ist der Kimmerier-Einfall (680 v. C.) der *terminus ad quem*, nicht wie nach A. Körte der *terminus a quo*. — b. Die neuphryg. Inschriften aus der RKZ; im wesentl. in phryg. Sprache abgefaßte, Grabinschriften angehängte Fluchformeln, während die eigentl. Grabinschriften selbst sich dort durchwegs der griech. Sprache bedienen. Eine vollständige Sammlung (72 Nr., worunter aber auch einige ausschließlich griech. Texte) veranstaltete Calder (JHS 31 [1911] S. 161ff.; ebd. 33 [1913] S. 97ff.). Die Veröffentlichung zweier weiterer Inschriften stellt Calder in Aussicht. Frühere Sammlungen KZ 28 (1887) S. 381ff. Ramsay (Nr. 1—28), Öst. Jahresh. 8 (1905) Beibl. S. 79ff. ders. — c. Die Glossen, gesammelt von Lagarde *Ges. Abh.* 1866 S. 283ff. und erläutert von Fick *Spracheinh. der Idg.* 1873 S. 411ff. Dazu müssen natürlich auch die Eigennamen, namentlich die Ortsnamen, herangezogen werden. Daß das Phryg. als Volkssprache sich noch bis in das 5. Jh. n. C. erhalten hat, erschloß Holl aus kirchlichen Quellen (Hermes 43 [1908] S. 241f., 247f.).

Eine sprachliche Charakteristik des P. bietet insbesondere wegen der umstrittenen Beurteilung folgender Fragen des Konsonantismus Schwierigkeiten: a. ist das Phryg. eine Satem- oder eine Centum-Sprache; b. kennt es eine Lautverschiebung der Mediae zu Tenues wie das Germ., das Ur-Arm., das Tochar.; c. bewahrt es anlautenden vorvokalischen (und inlautenden zwischenvokalischen) *s*-Laut? Im ganzen ist man seit Hübschmann (KZ 23 [1877] S. 48), Torp (Videnskabsselsk. Skrifter Kristiania 1894, 2 S. 3ff.), Kretschmer (*Einl.* S. 229f.), Lidén (Comm. philol. in hon. J. Paulson 1905 S. 159ff.), Pedersen (Nord. Tidskr. f. filol. IV. r. 10 [1922] S. 127) gewohnt, das Phryg. zu den Satem-Sprachen zu rechnen, während in neuerer Zeit R. Meister (IF 25 [1909] S. 317a 2) und E. Hermann (KZ 50 [1922] S. 302f.) für die Zugehörigkeit des Phryg. zu den Centum-Sprachen eintreten, demnach die Palatalen durch Verschlußlaute vertreten sein lassen und die Fälle von phryg. σ, ζ für idg. *ḱ, ḱh; ǵ, ǵh* (neuphryg. σεμου diesem: akslav. *semu*; ζελκια Kraut: akslav. *zelije* Kraut, lit. *želti* grünen; ζευμα Quelle: griech. χεῦμα Guß, Fluß; ζετνα Tor: ags. *geat* dass.) mit Palatalisierung dieser Verschlußlaute in der Stellung vor hellem Vokal erklären. Indes vermag eine solche Auffassung die zahlreichen Fälle von gutturalem Verschlußlaut vor hellem Vokal nicht zu erklären: πικεριον Butter, σκερεδρια (neuphryg. 56), ηκεταν (neuphryg. 30), ενεπαρκες (neuphryg. 31), Κελαιναί Stadt in Phrygien, eigentlich Name eines Hügels (λόφου τινός, Strabo XII 577, 15), daher m. E. zu griech. κολωνός, lat. *collis* Hügel, lit. *kálnas* Berg (vorphryg. **kelṇiā*-), κίμερος Sinn, Verstand, von Fick (*Spracheinh.* S. 413) zu aind. *ciketi* 'nimmt wahr' gestellt; Γέρμη Stadtname (**gʷherm*- warm). Wenn an Stelle idg. Palatale im Phryg. Verschlußlaute auftreten — die Tatsache dieser Vertretung bildet die Hauptstütze für die Anhänger des Centum-Sprachcharakters —, so stimmt das Phryg. in diesen Einzelfällen mit Vertretern der Satem-Sprachen überein. Für ein aus Platos Kratylos (p. 410) zu erschließendes phryg. **kun*- Hund (idg. **ḱun*-), ferner für den Ortsnamen Ἀκμονία verweist Kretschmer (*Einl.* S. 230) auf lett. *kuńa* Hündin, lit. *akmũ* Stein; und wenn phryg. γέλαρος· ἀδελφοῦ γυνή (nach Hermanns Besserung γελαϝος) mit seinem Anlaut *ge*- vom Standpunkt der centumsprachlichen Auffassung nicht erklärlich ist, so fügt es sich — was bisher nicht beachtet wurde — einer Erklärung vom Standpunkt der Satem-Sprachen sehr wohl. Hat es doch in einer Satem-Sprache, nämlich im Slav., eine genaue Entsprechung: das Poln. besitzt neben *zełw, zełwica*, die zu serbokroat. *zȁova*, tschech. *zelva*, russ. *zolovka* stimmen, auch *żełw, żełwica, żołwica* Schwester des Mannes, Formen, die im slovak. *žolvica* wiederkehren (Belege: Jagić-Festschr. 1908 S. 350 R. Brandt). Die Variante poln. *żełw-żołwica* weist schon vermöge des Umlautes *e-o* auf ursprünglich anlautendes *ž* (vgl. poln. *żółty*, tschech. *žlutý* gelb, poln. *żołna*, tschech. *žluna* Specht) und somit auf eine vorslav. Form *gьl̥uu̯ā*, die neben vorslav. **gьluu̯ā* (serbokroat. *zȁova* usw.) einherging, ähnlich wie lit. *akmũ* neben *aszmũ*. Die Entpalatalisierung des Anlauts dieses Wortes ist also dem Phryg.

und einem Teile des Slav. gemeinsam. Im phryg. Flußnamen *Cludrus* (Plinius V 108; Ramsay *Cit. a. Bishopr. of Phryg.* I 1 S. 222, I 2 S. 354), den ich zu dem sehr häufigen germ. Flußnamen ahd. *Hlūttra* (nhd. *Lutter*, *Lutterbeck*, vorgerm. **k̑lūdro-*), ferner zu ir. *Cluad* Fluß (**k̑loutā*: lat. *cluo* purgare, aind. *śruvati* zerfließt, griech. κλύζω spüle) stelle, somit als echt idg., nicht als kleinasiat. betrachte, ist die Entpalatalisierung des Anlauts innerhalb der Satem-Gruppe gleichfalls voreinzelsprachlich, wie das zugehörige alb. *kl'umështε* Milch (Jokl *Lingu.-kult. Unters. a. d. Ber. d. Alban.* 1923 S. 273ff.; vgl. lett. *slaukt* melken) dartut. Ähnlich kann es sich um Entpalatalisierung auch bei phryg. γλουρος Gold handeln, das zutreffend mit griech. χλωρός gelb (KZ 34 [1897] S. 39 Solmsen) und weiterhin mit griech. χλουνός· χρυσός (Hesych; Rev. ét. anc. 17 [1915] S. 99 Cuny) verglichen wird, somit auf eine Vorstufe **ĝhlōro-* **ghlōro-* zurückgeführt werden kann. Indes ist eine eindeutige Erklärung des Anlauts hier nicht leicht möglich, da eine parallele Wurzel *ghel* im Balt.-slav. produktiv ist: akslav. *žlъtъ* gelb, lit. *geltas*. Die angeführten Beispiele weisen also auf assimilatorischen, von einem velaren *l*, von *mo-* oder von dunklem Vokal ausgehenden Einfluß bei der Vertretung der palatalen Gutturale hin (vgl. KZ 45 [1913] S. 98 Solmsen), eine Tatsache, die sich aus der Verschlußlautnatur bzw. Halbverschlußlautnatur der vorderen Gutturale erklärt. Diese Artikulation der Palatale reichte noch bis in die einzelsprachliche phryg. Zeit; altphryg. οτυFοι Fετει (Chantre *Mission en Cappadoce* 1898 S. 176 Abb. 169 Z. 1, S. 177) deutet R. Meister gewiß richtig als 'im 8. Jahre' (Ber. Sächs. Ges. 63 [1911/2] S. 22); es geht also auf *oktuμοi vetesi* od. dgl. zurück. Die Assimilation von *k̑t* zu *t*, nur bei noch vorhandener Verschlußlautnatur des *k̑* phonetisch verständlich, stimmt vollkommen zu alban. *dritε* Licht (**dr̥k̑-tā*: griech. δέρκομαι sehe, aind. *adarši*, *darši* sah); noch deutlicher tritt die Verschlußlautnatur des *k̑*, *ĝ* im Thrak. hervor. Läßt sich also die Zuweisung des Phryg. zu den Satem-Sprachen phonetisch auf das richtige Maß (Halbverschlußcharakter der palatalen Gutturale bis in die einzelsprachliche Zeit erhalten, dann Wandel zu Spiranten) zurückführen, so zeugt anderseits das Vorhandensein dieser Spiranten auch vor dunklem Vokal ebenso deutlich wie das bisher Angeführte gegen den Centum-Charakter. Solche Fälle sind von Lidén angeführt worden: σατίνη Streitwagen (Homerischer Hymn. εἰς Ἀφροδίτην V. 13), σάτιλλα Sternbild des Wagens, großen Bären: arm. *sail* Wagen (**satil*), ahd. *hadu-* Kampf (**k̑at-*), eine Wortgruppe, die man in Anbetracht der westkleinas. Heimat von griech. σατίνη, also dem wortgeogr. Tatbestande zufolge, dem Phryg. wird zuzusprechen haben; *Mossyna* Stadt in Phrygien (vgl. Μόσυνος am Prasias-See = Ξυλόπολις: μόσυν· ἡ ξυλίνη οἰκία): osset. *mäsug* Turm (**moku*; Commentationes philol. in hon. J. Paulsen 1905 S. 159ff. Lidén; Strena philol. Upsal. till. P. Persson 1922 S. 393f. ders.; vgl. auch SB. Wiener Ak. 125/11 [1892] S. 51 G. Meyer). Zweifellos haben wir daher das Phryg. der Satem-Gruppe der idg. Sprachen zuzuweisen.

Die Labiovelare erscheinen als reine Velare (wie in den meisten Satem-Sprachen): altphryg. κε 'und' (lat. *que*, griech. τε; Wiener Z. Kunde Morg. 13 [1899] S. 359 Kretschmer); neuphryg. κος jemand, irgendwer (**qᵘos*: Videnskabsselsk. Skrifter Kristiania 1896$_3$ S. 6 Torp; KZ 34 [1897] S. 65 Solmsen); neuphryg. ευκιν, υκε Haus, Grab: aind. *ōkaḥ* Wohnung (**euqᵘos* Torp a. a. O. 1894$_2$ S. 23; Rev. ét. anc. 17 [1915] S. 99 Cuny); κίμερος Sinn, Verstand: aind. *cikéti* nimmt wahr, griech. τίω schätzen (**qᵘei-* Fick *Spracheinh. d. Idg.* 1873 S. 413; KZ 34 [1897] S. 64a 4, S. 70 Solmsen); Γέρμια *Germa*, Ortsname (griech. θερμός, **gᵘhermo-* Ramsay *Hist. Geogr. of Asia min.* 1890 S. 224). Entsprechend der Beurteilung der Palatale läßt Meister auch die Labiovelare durch Labiale vertreten sein (IF 25 [1909] S. 317a 2). Doch steht das einzige sicher gelesene Beispiel: aphryg. βονοκ Weib, neuphryg. βανεκος (:griech. γυνή, böot. βανά) den eben angeführten 5 Beispielen gegenüber zu vereinzelt da, um beweisend wirken zu können; es handelt sich wohl um eine Entlehnung aus einem äol. Dialekt des Griechischen.

Wo wir in phryg. Wörtern ursprüngliche stimmhafte Medien, d. h. solche Verschlußlaute, die vom Standpunkte des Idg. als stimmhafte Medien zu bezeichnen sind, anzusetzen haben, schwankt die graphische Wiedergabe der Überlieferung. Teils treten die im Griech. für die Tenues, teils die für die Mediae üblichen Zeichen auf: βέκος Brot: griech. φώγω rösten, ahd. *bahhan*, anord. *baka* backen; ζέτνα· πύλη: ags. *geat* Tor; neuphryg. οτε: griech. ὧδε so (Öst. Jahresh. 8 [1905] Beibl. 111 Ramsay; JHS 31 [1911] S. 169 Calder). Anderseits finden wir: neuphryg. δεως, διως (**deiu̯ōis*), gewiß zur idg. Bezeichnung des Himmelsgottes gehörig; ebenso Δεῖα Fest des Zeus in Laodicea, Δεος altphryg. Personenname; Δοίας Name eines phryg. Gottes, Bruders des Akmon, von Fick (KZ 41 [1907] S. 347) zutreffend als „Zwilling" gedeutet (**du̯oiɳ-t*); *Cludrus* Flußname: got. *hlūtrs* lauter, ahd. *Hlūttra* (s. o.); Σίβερις Fluß im späteren Galatien (Prokop): illyr. Σούβαρας (Bezirk Remesiana, Prokop), Σύβαρις, Quelle in Achaia; Ζεὺς Βαγαῖος 'Buchengott, Eichengott' lat. *fagus*, griech. φηγός (Kretschmer *Einl.* S. 198; Festschr. Bezzenberger 1921 S. 95 ders.). Dieser Tatbestand lehrt, daß von einer Lautverschiebung im Sinne des Germ., Arm. und Tochar. nicht gesprochen werden kann. Schwankt doch die Schreibung sogar innerhalb des Nationalnamens der P.: Βρύξ, Βρῦγαι, Βρύγιος, Βρυγιεύς, aber auch Βρύκης, Βρυκεῖς, Βρυκήιοι (Steph. B.). Solmsen charakterisiert diesen Zustand dahin, daß er den ersten Schritt auf dem Wege zur Lautverschiebung darstelle. Dabei ist zu beachten, daß genau der gleiche Zustand auch im Thrak. und Illyr. festgestellt werden kann: thrak. Βριαντική — *Priantae*; Βιθυνοί : Θυνοί = Πιάσται : *Astii*; illyr. Γαλάβριοι in Dardanien — *Calabri* in Unteritalien; Μεδεών — Μετεών. Das phonetische Verständnis dieser Tatsachen eröffnet uns das Alban., wo *b*, *d*, *g* als stimmlose Lenes eingesetzt werden. Für die Ermittlung des Ursprungs dieser Artikulationsgewohnheit ist der Umstand, daß auf einer lydischen Bilinguis in Pergamum griech. Παρταρας neben lyd. *Bartaraś* erscheint, wichtig; der lyd. Ortsname Βρίουλα (Strabo) wird auch als Πρίουλα überliefert; lyd. *Tavś* entspricht **Dieus*. Ähnlich haben wir uns — nach der schwankenden Wiedergabe im Lat. zu schließen — die Artikulation dieser Laute im Etrusk. vorzustellen. — Eine phonetische Parallelerscheinung ist die Tatsache, daß für die Tenues auch die Zeichen für Tenues aspir. auftreten: Πρησχη (neuphryg. Inschr. 12) = Πρίσκη; Τοια (neuphryg. 30) neben Θωας; im phryg. Griechisch χρῖμα für κρῖμα (neuphryg. 64), umgekehrt ἀδελπός für ἀδελφός; θῆ für τῆ, θέκνοις für τέκνοις (JHS 31 [1911] S. 170, 179, 192, 211 Calder). Auch hier verhilft uns das Alban., wo die Tenues leicht aspiriert gesprochen werden können, zum lautlichen Verständnis des Vorgangs; und auch hier stimmt das Phryg. zum Thrak. (Δινικενθος, Τρικεντως) und zum Illyr. (*Teuta*, Τεῦτος, messap. Θεοτορας, messap. Θαβαρα neben Ταβαρα), wie denn auch hier das Etrusk. Ὄθων, Ὄτων (auf äg. Ostraka), *peiθe*, lat. *Paethinia* neben *Paetinius* aufweist. Die Verbreitung dieser Erscheinung in den kleinas. Sprachen erörtert C. Autran *Tarkondemos* 1922 ff. S. 48 ff.

Die Verhauchung des anlautenden vorvokalischen und inlautenden zwischenvokalischen *s* wurde schon von Torp (Videnskabsselsk. Skrifter Kristiania 1894_2 S. 10) und Solmsen (KZ 34 [1897] S. 66) vertreten und in neuerer Zeit insbesondere von R. Meister und Ramsay durch wichtige neue Beispiele belegt. In der Tat wird man Fälle wie altphryg. ϵFϵ (Akkusativ des Reflexivpronomens), Fϵv αFτυv = ἑαυτῷ, οτυFοι Fετει 'im 8. Jahre' (**vetesi* Meister in: Ber. Sächs. Ges. 63 [1911/2] S. 23), neuphryg. οτε = ὧδε (**sōde* Öst. Jahresh. 8 [1905] Beibl. S. 111 Ramsay) trotz Frasers Widerspruch für beweisend zu halten haben. Allein diesen Beispielen stehen andere mit erhaltenem *s* gegenüber: σίκιννις phryg. Tanz, von Fick ansprechend zu lit. *sukinis* Kreisel gestellt; Σίβερις Flußname im späteren Galatien: illyr. Σούβαρας, Σύβαρις Quelle in Achaia. Hier liegt wohl eine mundartliche Sonderung vor. Während ein Teil der Dialekte wie das Thrak. *s* erhielt, entfernte sich ein anderer in diesem Punkte vom Thrak., stimmt hingegen darin zum Arm. und zum Griechischen.

Die idg. Mediae aspir. erscheinen in den uns überlieferten phryg. Sprachresten als Mediae: neuphryg. βρατερε Bruder (idg. **bhrāter-*), αββερετ (Wurz. **bher-* tragen, griech. φέρω usw.), Ζεὺς Βαγαῖος Eichen- oder Buchengott (: lat. *fagus*), βαλήν König (: aind. *bhāla-* Stirn, alban. *bałe* Stirn, Vorzüglichstes, Bestes); neuphryg. αδδακετ (vgl. lat. *facio*, griech. ἔθηκα, idg. **dhē-*), altphryg. εδαες 'hat errichtet' (zur gleichen Sippe); δουμος Rat: got. *dōms* Urteil; γλουρος Gold (**ghlōros*, vgl. griech. χλουνός· χρυσός Hesych, χλωρός gelb, lit. *geltas* gelb, möglich ist auch die Vorstufe **ĝhlōros* s. o.). Daß aber die Beseitigung der Aspiration erst in einzelsprachliche Zeit fällt, ergibt die Gegenüberstellung der heimischen und der griech. Form des nationalen Namens: Βρύγες — Φρύγες. Die Griechen, die den Namen zur Zeit ihrer ersten Berührung mit den Phrygern noch mit *bh* sprechen hörten, gaben diesen Laut durch ihr *ph* (φ) wieder, eine sprachgeschichtliche Annahme, die übrigens auch durch die Überlieferung bei Herodot (VII 73) bestätigt wird. Auch das Thrak. besaß in ältester Zeit noch die Mediae aspir. (s. Thraker B). — Die Unterscheidung von idg. *r, l* reiht das Phryg. den europ. Sprachen an: ὄρου· ἄνω: lit. *viršùs*, slav. *vrъchъ* Gipfel; ζέλκια· λάχανα: slav. *zlakъ* (**zolkъ*) Kraut. — Vermöge einiger Fälle des kombinatorischen Lautwandels stellt sich das Phryg. an die Seite des Thrak. und Illyrischen. So erscheint *-nt* als *-nd*: β(ε)ρεκύνδαι Dämonen, Kreisel, worin Fick und Solmsen partizipiales *-ont-* erblicken. (Zum Stamm möchte ich slov. *brk* Kreisel, tschech. *brklý* verrückt, *brkati* 'fliegen, stolpern' stellen, die wie das phryg. Wort *k*-Erweiterung der verbreiteten, von Meillet [Streitberg-Festg. 1924 S. 258 ff.] festgestellten idg. Sippe *bher-* 'sich rasch bewegen' [aind. *bhuráti* bewegt sich schnell usw.] enthalten.) Der Lautvorgang ist auch thrak. (Μελανδία, Μελαντιάς), illyr. (messap. βρένδιον, βρέντιον), alban. (*ndeñ* breite aus, **n-tenĵō*: griech. τείνω). (Über die Verbreitung dieses Lautwandels in den kleinas. Sprachen s. u. § 5.) Von der Assimilation der Gruppe *-kt-*, an der auch *-k̂t-* teilnimmt, war bereits oben die Rede: aphryg. οτυFοι Fετει (**oktuvoi*) 'im 8. Jahre' zeigt das gleiche Ergebnis wie aphryg. τυτυται er ist gezeugt worden (**tutuktai*: lat. *duco*, got. *tiuhan*; Ber. Sächs. Ges. 63 [1911/2] S. 22 Meister). Die Vorstufe dieses Vorgangs ist auch illyr. Τιμαθοχιώμ: *Timacus* (s. Illyrier B), wie auch das Alban. (s. Albaner B) ganz Analoges zeigt: *natë* Nacht: idg. *noqt-*, *dritë* Licht (**dr̥k̂tā*: aind. *dr̥ś-*). — Vor *i̯* und auch vor hellem Vokal unterliegen die Dentale der Assibilation: Σαβάζιος, daneben *Sabadius* (Apul. Metam. 8, 25), Κυρζᾶνεζῶν nach Meisters Erklärung (IF 25 [1909] S. 319a 3) = *Γορδιανησσῶν. Ähnlich im Thrak. (*Dierna, Zerna* in Dacien) und im Albanischen. — Eine wichtige, auf das Phryg., Thrak. und Alban. sich erstreckende Isoglosse ist die Assimilation des *s* in der Lautgruppe *-sm-*: neuphryg. σεμου diesem (**k̂esmōi*): altslav. *semu* diesem, nach Ausweis von aind. *tasmāi*, preuß. *stesmu* mit *-sm-*; ebenso thrak. (dak.) διέσεμα Himmelbrand (Grdf. m. E. **dies eusmn̥* 'Himmels Brand' zur Sippe von griech. εὔω senge **eus-*, lat. *uro* brenne); alban. *jam* ich bin (**esmi*).

An die Seite der europ. Sprachen (und des Tocharischen) stellt sich das Phryg. durch eine grundlegende Tatsache des Vokalismus: die Erhaltung der Vokaldreiheit *a, e, o*. Eine spezifische Eigenheit des Phryg. ist es aber, daß alle diese Vokale geschlossene Aussprache haben. *a* neigt somit nach *o*, *e* nach *i*, *o* nach *u*. *a*: Personenname Ὀτρεύς König in Phryg. (Homer Γ 186) neben Ἀτρεύς; Ἄκκα-Ὄκκα (neuphryg. 69); Νάννα-Νόννης; neuphryg. (ἀδ)δακετ, daneben δοκετ (44); *e*: neuphryg. σεμουν diesem (z. B. 32), daneben σιμουν (25): akslav. *semu* ds.; neuphryg. αββερετ, αββερεται, daneben αββιρετορ (25): idg. **bher-*, griech. φέρω usw.; *o*: neuphryg. ιος = griech. ὅς; altphryg. οτυFοι Fετει im 8. Jahre (Chantre *Mission en Cappad.* 1898 S. 176 Abb. 169 Z. 1) **oktŏu̯oi*; deutlich zeigt die geschlossene Aussprache des *o* im Phryg. die Wiedergabe des griech. Namens Μηνόδοτος auf der neuphryg. Inschrift 66: Μηνουδουτο; Γόρδιον, dazu wohl (IF 25 [1909] S. 319a 3 Meister) Κυρζᾶνος (: Γορδιανός); insbesondere tritt diese geschlossene Aussprache des *o* vor Nasalen hervor: κακουν auf neuphryg. Inschriften

häufiger als κακον; β(ε)ρεκύνδαι Dämonen, Kreisel mit Suff. *-ont-* (KZ 34 [1897] S. 60 Solmsen; s. a. o.). Diese Eigenheit der 3 phryg. Vokale ist um so bemerkenswerter, als sich das Phryg. durch sie von nahe verwandten Dialekten, auch vom Thrak., abhebt; das Thrak. hat offene Aussprache des *e* (Νέστος, Νάστος; Βουρδ-επ-ηναῖς, *Burd-apa*) und läßt mundartlich auch Wandel von *o* in *a* eintreten (s. Thraker B). Anders liegen die Dinge bei den langen Vokalen *ā, ē, ō*. *ā* und *ē* haben allmählich eine konvergierende Entwicklung genommen. Beispiele für *ē*: altphryg. εδαες er stellte (idg. **dhē-*), ματαρ Mutter: gr. μήτηρ, **mātēr*; δάος Wolf (: akslav. *daviti* würgen) mit einer Vorstufe **dhēu̯os*, da das slav. Verbum (**dō̆u̯-*) nach Ausweis von got. *diwans* 'sterblich' zur *e*-Reihe gehört. Für *ā*: neuphryg. εσταες er stellte. (Anders über diese Verbalform KZ 44 [1911] S. 196a 1 Solmsen.) Die Entwicklung des *ē* in der Richtung nach *ā* hat mundartliche Parallelen im Thrak. (: dak. σαλία· τράγιον Pflanzenname „Bockskraut" m. E.: κήλων Zuchthengst, Beschäler, ahd. *scëlo* Bockhirsch, **skēl-*; Σάνδανος Fluß bei Olynth m. E.: poln. *San* [Fluß], kleinruss. *Sian* d. i. **Sēn-* + avest. *dânu* Fluß usw.), wo aber auch eine Entwicklung in anderer Richtung einsetzte. Auch im Alban. haben *ā* und *ē* zu dem gleichen Ergebnis geführt; und den Wandel von *ē* zu *ā* kennt auch das Tocharische. — Mit dem Thrak., aber auch mit dem Arm., dem thessal. Dialekt des Griech. und dem Maked. (vielleicht auch mit dem Tochar., Dial. A) hat das Phryg. die geschlossene Aussprache des *ō* gemeinsam: γλουρος Gold, vgl. griech. (Hesych) χλουνός Gold, χλωρός gelb; δουμος Ratsversammlung: got. *dōms* Urteil; thrak. (dak.) ζουόστη, ζουούστη Beifuß (m. E. **gʷiu-ōd-tā* 'Quickduft': lit. *ūdžiu* rieche); Φόρουννα in Mädica (**Bhorōnia* gebildet wie Σαλωνία), arm. *tur* Gabe: griech. δῶρον, maked. ἀκρουνοί wohl für -ωνοί (Bildung wie κολωνός), thessal. ἔδουκε (= gemeingriech. ἔδωκε). *i* hatte offene Aussprache, so daß sich seine Entwicklung in der Richtung nach *e* (das, wie gezeigt, geschlossen gesprochen wurde), hin bewegte: Μεδάειον neben Μιδάϊον, Μίδας; neuphryg. νι verallgemeinernde Partikel, in zahlreichen Inschriften, daneben νε (34), νη (33) wohl zu griech. νί (IF 25 [1909] S. 315ff. R. Meister); neuphryg. δεως, wohl aus **diu̯ōis* (oder **deiu̯ōis*); ζέμελεν 'Sklave' für ζεμελιν = ζεμελιον. Ähnlich finden wir auch im Thrak. Ἀπόλλων Κενδρισός, daneben Ἀπόλλων Κενδρεσηνός, *Diuzenus*, *Deospor* (s. Thraker B). — *u* hat im Phryg. eine eigenartige Entwicklung durchgemacht, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß dieselben Wörter teils mit *u* (υ, ου), teils mit *i* (ι) geschrieben werden: Κοτυάειον (Ptol. V 2, 23), hingegen auf Münzen Κοτιαέων; Σούβλαιον — Σιβλία, Hierocl., auf Münzen Σιβλιανῶν; Βρύγες, Φρύγες — Βρίγες. Vielleicht handelt es sich um einen Versuch, einen *ü*-Laut wiederzugeben. Einen ähnlichen Tatbestand weist zunächst das Thrak. nach dem Zeugnis von Fällen wie Ὀδρυσῖται, Ὀδριζῖται u. a. (s. Thraker B) auf. Auch das Lyd. nimmt an diesem Vorgang teil: *Artimuś* für Ἄρτεμις, *Tivdalis* — Θύιος; ja auch das Hettit. scheint ihn gekannt zu haben: *Marušta* — *Mariśta*. Im ganzen ist also Verbreitung und Ursprung des Vorgangs wohl ganz ähnlich zu werten wie die eigentümliche Artikulation der Verschlußlaute (Mediae und Tenues). Für *ū* (υ) finden wir im Phryg. auch die Schreibung οι: Μύτας (Rev. ét. gr. 2 [1889] S. 31) — Μοίτας (Bull. corr. hell. 17 [1893] S. 246). Die gleiche Lautentwicklung ist thrak.: Λυδίας — Λοιδίας; Μυσοί (so schon bei Homer) — Μοισοί (so bei Strabo; vgl. Kretschmer *Einl.* S. 226f.); sie läßt sich bis in das Alban. hinein verfolgen. Die Parallele ist hier jedoch — mit Rücksicht auf den lautlichen Ausgangspunkt des Wandels — nicht die alban. Lautvertretung von *ō* durch *e*, wie dies von K. Oštir (*Beitr. z. alar. Sprachw.* I [1921] S. 4) behauptet wurde, sondern der Wandel von *ū* zu *ü*, dessen Vorstufe, wie sich mit intern alban. Mitteln zeigen läßt, *ui* ist. Das Arm. hat *oi* aus *ou* (*phoith*: griech. σπουδή), was jedoch keine Parallele zur Entwicklung des *ū* darstellt; und ob den gleichen Wandel *ou* zu *oi* für das Phryg. Namen pers. Ursprungs (Ῥοισάκης neben Ῥωσάκης, altpers. *raucah*-Licht), die z. T. in Phrygien wirkenden Personen angehören, darzutun vermögen, bleibt zweifelhaft. — Die idg. Kurzdi-

phthonge haben innerhalb des Sonderlebens des Phryg. einen Monophthongierungsprozeß durchgemacht. Besonders deutlich ist dies bei den *i*-Diphthongen *ai*, *ei* erkennbar; *ai*: altphryg. τυτυται ist gezeugt worden, αεμνοζ vom Blute: griech. αἷμα (Ber. Sächs. Ges. 63 [1911/12] S. 22f. R. Meister) gegen aber neuphryg. Αττιε, βρατερε (dat.); *ei*: altphryg. Γανακτει (dat.), neuphryg. ειος (12) für gewöhnliches ιος (pronom.); neuphryg. τετεικμενος (19) für sonstiges τετικμενος. Unsicher ist daher Lesung und Erklärung von neuphryg. ειαν (31) acc. fem. ('diese'). Über die Entwicklung des *oi* vermögen die erhaltenen Schreibungen wenig auszusagen: altphryg. οτυFοι Fετει 'im 8. Jahre', neuphryg. ειροι (7) nom. plur. Die entsprechenden Langdiphthonge sind hingegen z. T. in anderer Weise vertreten und waren daher, wenigstens in auslautender Stellung, noch im Sonderleben des Phryg. von den Kurzdiphthongen unterschieden: *āi*: neuphryg. σα dat. fem. ('dieser', 21, 67), σαι ds. (35), Grundf. **tį̄āi* (oder **kį̄āi*); neuphryg. και (53), zur Einleitung eines Wunschsatzes, vergleiche ich mit preuß. *kāi* daß, damit, wie, lit. *kaĩ* wie (idg. Grundf. **qᵘāi*). *ōi* zeigt im ungedeckten Auslaut die Vertretung von *-ō*: neuphryg. σεμου 'diesem', das wohl am besten auf **k̂esmōi* zurückzuführen ist; neuphryg. του dat. (10), Grundf. **tōi*: griech. τῷ. Anders in gedeckter Stellung: δεως ζεμελως κε (40); δεος κε ζεμ... (7); Αττιη κε δεως (62) 'den himmlischen und den irdischen (Göttern)', 'dem Attis und den Himmlischen' (so nach den überzeugenden Ausführungen G. Meyers, Kretschmers und Calders), wohl aus **deį̄ōisu*, wobei analogische Umbildungen mitspielten. Dem Monophthongierungsprozeß, der bei den kurzen *i*-Diphthongen festgestellt werden konnte, unterliegen auch die *u*-Diphthonge. *eu* scheint ein *ö*- oder *ü*- ähnlicher Laut geworden zu sein; so erklären sich am besten die neuphryg. Schreibungen: κακον, κακευν, κακυν, κακεν, wie denn auch das Nebeneinander υκε = 'Haus, Grab' (2b; nach Torp und Cuny) — υκοδαν (15), ευκιν auf diese Weise begreiflich wird. Ähnlich auch τευτευς (neuphryg. 36), τευτους (33) gegenüber τοτο (18). Die Bedeutung (und demgemäß die etymologische Erklärung) des Wortes, das mit got. *þiuda* Volk usw. verglichen wurde, steht freilich nicht fest, immerhin vermag es den besprochenen Lautvorgang zu veranschaulichen. Eine Monophthongierung des *eu*-Diphthongs kennt auch das Thrak.: dak. διέσεμα die Pflanze 'Himmelbrand', was ich als **dies eusmn̥* 'Himmels Brand' deute (s. Thraker B). — Die silbischen Nasale (*m̥*, *n̥*) sind im Phryg. durch *an* vertreten, und zwar sowohl im Auslaut als auch vorkonsonantisch und vorsonantisch: altphryg. ματεραν (**māterm̥*), ονομαν Name (auch wenn aus dem Griech. entlehnt, im Ausgang den heimischen Wörtern angeglichen); Δοίας, -αντος Name eines Gottes, Bruders des Ἄκμων ('Zwilling'; KZ 41 [1907] S. 347 Fick), daher Grundf. m. E. **dᵘoi̯n̥-t-* nach Ausweis des gleichbedeutenden russ. *dvojni*, lit. *dvynù*; Τεύθραντα männlicher Personenname im acc. sing. (Ramsay *Cit. a. Bishopr.* II [1907] S. 603 Nr. 477) gegenüber Τευθρανία in Mysien, Τευθρώνη in Lakonien; Κελαίναι eigentlich Name eines Hügels (Strabo XII 577, 15), daher m. E. zu griech. κολωνός, lit. *kálnas* Hügel als **kelni̯ā-*, **kelani̯ā-* mit *i̯*-Epenthese, wie sie das Griech. kennt, oder volksetymologischer Anlehnung der nur durch griech. Überlieferung bekannten Form an griech. κελαινός schwarz, wofür Strabo XII 579, 18 zeugt. In dieser Vertretung des silbischen Nasals stimmt das Phryg. mit dem Arm. überein, das vorkonsonantisch und vorsonantisch *an* zeigt. Doch darf dieses Zusammengehen nicht überschätzt werden, da das Arm. den silbischen Nasal als solchen im Auslaut vielleicht erhalten hat (arm. *tasn* zehn aus **dek̂m̥*: Pedersen *Vgl. Gram. d. kelt. Spr.* I [1909] S. 45). Anderseits hat das Thrak. im Auslaut gewiß *-a*, wie das öfter erwähnte dak. διέσεμα 'Himmelbrand' (**dies eusmn̥*) lehrt, unterscheidet sich also vom Phryg. in dieser Einzelheit. Allein Spuren von *an*- (*en*-) sind in vorkonsonantischer Stellung auch für das Thrak. nachweisbar: Κανδάων Name des krestonischen Ares (**k̂u̯n̥-*), γέντον Fleisch (**gᵘhn̥to-*). Es sind also wohl im Phryg. analogische Vereinheitlichungen ursprünglich mannigfaltigerer Vertretungen vorgenommen worden, ähnlich wie auch

das Thrak. den ursprünglichen Zustand analogisch verschoben hat. Im großen und ganzen stimmen aber Phryg. und Thrak. hier zum Arischen, Griech. und Keltischen. Das angeführte altphryg. ματεραν (acc. eines konsonantischen Stammes) zeigt ebenso wie Akkusative anderer Stämme z. B. Αρεζαστιν, Τοτιν, daß auslautendes *-m* im Phryg. zu *-n* wurde. Die gleiche Erscheinung ist wohl auch thrak. (δομεαν auf der Ringinschrift) und alban.: geg. *tą*, älter *tan*, *atan*, idg. **tom* den. Hier stimmt das Phryg., sowie das Thrak. und das Alban. zum Arm., Griech. und einer Reihe nordeurop. Sprachen (Germ., Balt., Slav., Kelt.). — Die Vertretung von *ŗ* zeigt diese Liquida mit Gleitvokal. So deute ich das Nebeneinander von βερεκύνδαι· δαίμονές τινες καὶ ῥόμβοι (Dämonen, Kreisel), βρεκύνδαι· δαίμονες, zwei Schreibungen für das gleiche Wort, das ich mit slov. *brk* Kreisel, tschech. *brčadlo* dass., *zbrklý* verrückt, slov. *brkati* schnellen, stoßen, serbokroat. *brkati* verwirren, vergleiche und weiterhin zur Sippe aind. *bhuráti* 'bewegt sich schnell' (Schwundstufe zu idg. *bher-* s.o.) stelle. Ähnliche Gleitlaute in der Nachbarschaft des *ŗ* haben wir für das Thrak. (s. Thraker B) und auch für das Alban. (*griša*, *geršás*) anzunehmen. Die Übereinstimmung der angeführten phryg. Wortsippe mit der slav., ein Zusammengehen, das sich auf Wortschatz, Lautstufe und Bildungsart erstreckt, ist bemerkenswert.

Auf dem Gebiete der Formenlehre zeigt der Plural neuphryg. τετικμενοι (71) Übertragung des pronominalen Ausgangs auf den Nominativ pl. der *o*-Stämme, ein Vorgang, der aus dem Griech., Lat., Kelt. und Balt.-Slav. bekannt ist. Ob neuphryg. ειαν (Akkusativ fem. des Demonstrativpron., 31) tatsächlich, wie A. Cuny vorschlägt, mit lat. *eam*, got. *ija* auf **eiām* zurückgeht, somit eine spezielle Übereinstimmung des Phryg. mit den genannten Sprachen darstellt, ist nicht ganz sicher, da die Entstehung der erwähnten got. Akkusativform aus **eiām* nicht allg. angenommen wird (s. auch o.). Die angeführte Partizipialform τετικμενοι stellt durch das gleichzeitige Auftreten der Reduplikation und des Suffixes *-meno-* eine genaue Parallele zum Griech. dar (λελυμένος), während Suffix *-meno-* ohne Reduplikation auch in anderen Sprachen (im Arischen, Balt., Tochar., wohl auch im Alb. und in Resten im Lat.) verwendet wird. — Das Phryg. kennt Verbalformen auf *-tor*: neuphryg. αδδακετορ (40, 48, 63), deren Diathesis dem Zusammenhang der Stellen nicht mit völliger Sicherheit zu entnehmen ist. Man nimmt meist mediale Diathesis an, doch kann nach dem Zeugnis der Parallelformen anderer Inschriften auch aktive vorliegen. Nach der Behandlung des phryg. Auslauts (s. § 3) zu schließen, kann die Form einen auslautenden Vokal verloren haben. Sie findet eine fast genaue Entsprechung im Ital. mit seinen *-or*-Formen (lat. *vertitur*, umbr. *emantur*), ferner in ital.-kelt. Formen wie osk. *sakarater* 'sacratur', ir. *do-moinetar* 'sie meinen', in welchen ein auslautender (dunkler) Vokal geschwunden ist; sie stimmt des weiteren zum Hettit. (*ar-ta-ri* wird gebracht [Hrozný *Sprache d. Hethit.* 1917 S. 12, 63]) und zum Tochar. (*wärpnāṯr* er nimmt an), während die ar. Formen auf *-r* (z. B. aind. *duduhrē* 3. plur. 'sie haben gemolken' [**-rai*]) etwas ferner stehen und ein arm. *beriwr* 'wurde getragen' seiner Herkunft nach umstritten ist. Es handelt sich, wie der eben gegebene Überblick zeigt, doch wohl um einen Dialektzug des Idg., so daß hier eine wichtige vom Ital.-Kelt. über das Phryg. zum Hettit., Tochar. und Ar. sich erstreckende Isoglosse vorliegt. Ganz anders verläuft die Isoglosse des Augments. Die Art der Bildung des Aoristes mittels des Augments (altphryg. εδαες 'errichtete' 1, 2, 5 bei Ramsay, neuphryg. εσταες 'er stellte' 31) teilt das Phryg. mit dem Ar., Arm. und Griechischen. Auch die Verwendung oder Abwesenheit des Augments stellt nach Meillet (*Les dial. indoeur.* 1908 S. 97 ff.) einen dialektischen Zug dar, der in idg. Zeit zurückreicht.

Die Untersuchung der morphologischen Verhältnisse lehrt, daß eine ganze Reihe von Suffixen, die für das Thrak. und auch für das Illyr. besonders charakterisiert sind, in der phryg. Wortbildung, vorzüglich in der Namenbildung, wiederkehrt: *-ap-*, *-op-*: Λύκαψος in Lydien, gebildet wie thrak. Γαληψός an der ithon. Küste, *Tirepsum* Ort der Karpiden, Λάδεψα thyn. Stadt; *Asopus* Fluß in Phrygia magna (Plin. V 29) — *Asopus* Fluß in Thessalien (Livius XXXVI 22), ferner Fluß in Si-

kyonia (Strabo VIII 382), Stadt in Lakonien; *Hadriopes* Bewohner der Stadt *Hadra* in Liburnien; Συώπιοι Nachbarn der Liburner, statio *Miltopae* in Messapien. — *-ŏn-*: phryg. Κύρων, Δραύκων, Δάρων; Τωτωνία, Ἀλγουνία (mit *-u-* aus *-ŏ-*) — Ἀρκοῦνες (Dac. medit.); Σιθῶνες thrak. Stamm; illyr. *Campona* (Pann. inf.). Personenname *Levoni* (CIL V 61 Pola): *Laevicus* (ebd. 449 Piquentum); *Scirtones* (Dalm.). — *-ist-*: Ανγδιστις (Ἄγδιστις, Ἄγγδιστις) Göttermutter, ursprünglich Beiname der Bergmutter (Strabo X 469, XII 567), daher zum Namen des Berges *Agdos* bei Pessinus so gebildet wie illyr. *Burnistae*: *Burnum*, thrak. Ῥησιστόν. — *-ak-*: Personenname Μήνακον (Μήν), Μάνακον (Μάνης), altphryg. Μανακιο, Ῥύνδακος phryg.-mys. Fluß — thrak. Δίακον Donaufeste, Πάναξ Flußname; illyr. Θευτακύ: *Teuta*, Σποράκης Name eines maked. Phylarchen: *Spora*, weibl. Personenname in Virunum. — *-ul-*: phryg. Ατζουλα, Ναζουλα, *Nonula* — thrak. *Gerula*, *Zerula*, *Margulas* (CIL III 14206[10]), *Lenula* (ebd. XIII 7049), illyr. Τεζούλη (Dardan.), *Jasulones* neben *Jasi* (Pannon.). — *-r-*: phryg. Τατάρις Tochter einer Τατία (Ramsay *Cit. a. Bishopr. of Phryg.* I 1 [1895] S. 77, Nr. 11); Fluß *Sangar(i)os* entspringt beim Dorfe *Sangia* — thrak. Βείθυρις neben Βείθυς, ferner Βένδαρις, Μάταρις, Μούκαρις, Σάταρις; illyr. Τέργεστρον (neben Τέργεστον). — *-d-*: Ἀθύμβραδος Bruder des Ἄθυμβρος, des Heros der Stadt Ἄθυμβρα, nahe dem Mäander; Νινεύδιος zum Stamme *Nineu-* (Ramsay a. a. O. S. 154 f. Nr. 56); thrak. Ἰμμάραδος: Ἴσμαρος, Μυσάδιος = Μυσός; ähnlich illyr. *Endirudini*um Ἔνδηρον. — *-at-*: phryg. Κονκλᾶτος — thrak. Τορκουᾶτος: Τορκοῦς, Μακέσατος (belegt Rev. ét. gr. 1913 S. 251a 2 Seure), illyr. *Boniata* Tochter einer *Bonia* (CIL III 5437—5438, Noricum), Μείνατος (Issa), vgl. Μίνατος in Mysien, Πολατικός Ethnikon zu *Pola*. — *-mo-*: phryg. Τιαμου, vgl. Τιείου bei Ramsay (*Cit. a. Bishopr.* I 1 [1895] S. 169a 1, I 2 [1897] S. 758 Nr. 695), thrak. Σύρμος, König der Triballer: *Surus*, Πολτυμβρία neben Πολτυοβρία, Sitz des Heros Πόλτυς; illyr. (messap.) *Dazimas*, *Dasimius*: *Dasius*, *Teutomus* (Pannon.; CIL III, *D* IX). — *-ont-*: Μαλοῦς, -οῦντος Ort in Troas, vgl. illyr. *Malontina*, den urkundlich belegten Namen des Flusses *Maltein* in Kärnten, *Malonta* in Dalmatien (Belege s. Albaner B.). Wenn auch hervorzuheben ist, daß manche dieser Suffixe im Idg. weit verbreitet sind, so ist doch das Zusammentreffen des Phryg. mit dem Thrak. und Illyr. in der Gesamtheit der genannten Bildungen bemerkenswert.

Kretschmer *Einl.* S. 217—243; Fick *Spracheinheit d. Idg. Europas* 1873 S. 411ff.; Bezz. Beitr. 14 (1889) S. 308—312 W. M. Ramsay; ebd. 29 (1905) S. 236—241 Fick; Hirt *Indogerm.* I 132—136, II 594—599; Fraser *Phryg. Studies* Transact. Cambr. Philol. Soc. 62 (1913) S. 1—48; Torp *Zu den phryg. Inschr. a. röm. Zeit* Skrifter Videnskabsselsk. Kristiania 1894; ders. *Zum Phryg.* ebd. 1896; KZ 34 (1897) S. 36—80; ebd. 44 (1911) S. 195—197 Solmsen; Commentationes philol. in hon. J. Paulson 1905 S. 159—163 Lidén; Strena philol. till. P. Persson 1922 S. 393—396 ders.; IF 25 (1909) S. 315—323 R. Meister; Ber. Sächs. Ges. 63 (1911/2) S. 21—25 ders.; Xenia Nicolaitana 1912 S. 165—176 ders.; Rev. ét. anc. 17 (1915) S. 98—100 A. Cuny; JHS 38 (1918) S. 45—73 W. G. Arkwright; Ber. Forschungsinst. f. Ost. u. Or. Wien 3 (1919—1923) S. 41—53 J. Pokorny; KZ 50 (1922) S. 302—309 E. Hermann; Anz. Wien. Ak. 1923 S. 47—67 J. Zingerle; Journ. Manchester Eg. a. Or. Soc. 10 (1923) S. 25—32 W. M. Calder; Class. Rev. 37 (1923) S. 105—107 R. Halliday; A. W. M. Odé *De uitgangen met R v. h. deponens e. h. pass. i. d. indoeur. talen* Diss. 1924; Pedersen *Le groupem. d. dial. indo-eur.* 1925 S. 44ff.; E. Littmann *Lyd. Inscript.* (1) in *Sardis* VII 1 (1916); W. H. Buckler ds. (2) ebd. IV 2 (1924); Z. f. Assyr. 33 (1921) S. 148—156 F. Bilabil. — Eine weitere neuphryg. Inschrift Rev. de phil. N. S. 46 (1922) S. 123 f. W. M. Calder.

§ 3. Versuchen wir nunmehr auf Grund des eben entworfenen sprachgeschichtlichen Bildes die paläoethnologische Stellung der phryg. Sprache und der phryg. Nation zu ermitteln. Dabei werden wir außer den angeführten grammatischen Tatsachen auch noch den Wortschatz zu verwerten und auf die antike Überlieferung sowie auf einige wichtige arch. Tatsachen Bedacht zu nehmen haben. Besonders zahlreiche grammatische Übereinstimmungen haben sich zwischen Thrak. und Phryg. ergeben. Diesen grammatischen Gemeinsamkeiten lassen sich auch Übereinstimmungen im Namenbestande, der freilich im Phryg. durch das starke Hervortreten der kleinas. Namen, ferner der Lallnamen und der hypokoristischen Bildungen mit *k-* und *l-* Suffix

(s. o.) ein vom Thrak. sich deutlich abhebendes Gepräge angenommen hat, anreihen: phryg., thrak. Κότυς; phryg. Δείδως — thrak. Δείδας, illyr. (päon.) *Dida*; phryg. Δᾶος — thrak. (get.) Δᾶος, *Davos*; altphryg. Λακεδοκεζ (Arezastis-Inschr.) — thrak. als Namensbestandteil -δοκος, Δοκι-, Δεκε-; phryg., thrak. Βείθυς. Freilich sind auch mancherlei grammatische Unterschiede zutage getreten, von denen zusammenfassend insbesondere das bessere Hervortreten des ursprünglichen Halbverschlußlautcharakters der Palatale im Thrak., die Spuren der Erhaltung der Labiovelare in dieser Sprache, der partiell geltende thrak. Wandel von *o* zu *a*, für das Phryg. die mundartliche Verhauchung von *s*- und -*s*- hervorgehoben seien. Doch handelt es sich hierbei nicht um tiefgreifende Unterschiede. Vielmehr können alle diese Abweichungen als Folgen einer sekundären Entwicklung auf der einen oder anderen Seite, demnach als mundartliches Auseinandergehen, betrachtet werden, wie dies für die *s*-Laute und die Labiovelare beispielsweise die Verschiedenheit der kelt. Dialekte, für die zuletzt erwähnten Laute auch das Zeugnis des Ital. lehrt. Somit hat auch die sprachliche Untersuchung nichts zutage gefördert, was uns berechtigen würde, der von Herodot (VII 73) wiedergegebenen makedonischen Überlieferung, nach der die P. in Europa gesessen und hier Βρίγες geheißen hätten, des weiteren der Angabe desselben Autors, der (VI 45) für Thrake und Makedonien Βρύγοι Θρήικες verzeichnet und sie (VII 185) in der Nachbarschaft von Bottiäern, Pieren, Makedonen und Perrhäbern lokalisiert, zu mißtrauen. Übrigens ist nach Herodot (VIII 138) die Sage von Midas und Silen, also echt phryg. Sagengut, in Makedonien am Fuße des Bermios zu Hause. Die von A. Körte (s. o. § 1) nachgewiesene Gleichheit der materiellen Kultur der Tumuli Phrygiens und Makedoniens bestätigt alle diese Zeugnisse der europ. Herkunft der Phryger. P. und Thraker sind also nahe verwandt, und an sie schließen sich als Verwandte wie auch als Nachbarn die Illyrier (s. d.). Auch zum Arm. haben sich Beziehungen ergeben, zur Sprache eines Volkes, das nach der Überlieferung der Alten (Herodot VII, 73, Eustathius zu Dion. Perieg. 694) mit den P. durch enge Bande verknüpft war (Ἀρμένιοι Φρυγῶν ἄποικοι; Vokaldreiheit *a*, *e*, *o*, Wandel von *ō* zu *u*, Unterscheidung von *r* und *l*, Behandlung der Med. aspir., der Palatale, die — für das Phryg. partielle — Verhauchung der *s*-Laute, Wandel des auslautenden *m* zu *n*, Gebrauch des Augments, Bezeichnung des Wagens). Freilich fehlt es auch hier nicht an Unterschieden (s. Armenier B), so daß wir uns das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Phryg. und Thrak. als enger denn das phryg.-arm. vorzustellen haben. Mit dem Tochar. (im weiteren Sinne einschließlich der Sprache B) hat das Phryg., wie bereits erwähnt, die Verbalformen auf -*tr* gemein: phryg. αδδακετορ — tochar. *cmeṭar* wird geboren. Weitere Übereinstimmungen sind: die Erhaltung der Vokaldreiheit *a*, *e*, *o*, der Wandel von *ē* zu *ā*: phryg. ματαρ — tochar. *mā* nicht; *ō* ist vielleicht auch im Tochar. — wie zweifellos im Phryg. — zu *u* geworden: *oktuk* achtzig. Die Verwendung der phryg. Partikel νι, νε (ιος νι wer wohl) findet im Gebrauch von tochar. *ne* (*kus ne* wer wohl) ein Seitenstück; das Partizipium auf *-menos* (im Tochar. allerdings für das Präsens verwendet); die *k*-Erweiterung der Wurzel **dhē*- (phryg. αδδακετ, tochar. *tākā* ich wurde). Die dem Phryg. eigentümliche Artikulation der medialen Verschlußlaute ist im Tochar. bis zum Wandel zu Tenues gediehen, der hier übrigens auch die idg. Med. asp. ergriff. Die zahlreichen Berührungen des Phryg. mit dem Griechischen wurden insbesondere von Kretschmer, Torp, Solmsen, R. Meister und Cuny ermittelt; sie betreffen nicht nur die oben angeführten wichtigen lautlichen Vorgänge (*i* zu *e*, *ō* zu *u*), die im Nordgriech. (Thessal.) und Phryg. wiederkehren, sondern auch das Namensystem und den Wortschatz. Ein altphryg. Name wie Ατες ΑρκιαεΓαις ΑκενανολαΓος entspricht morphologisch und in der Folge der Bestandteile völlig einem griech. (äol.) Σθενείας ὁ Νικίαιος τῶ Γαυκίω. Die Abstammung vom Vater wird in beiden Fällen durch adjektivische Possessiva auf *-ios* (das im Phryg. zu *-is* wurde) ausgedrückt, während die Abstammung vom Großvater in beiden Sprachen durch einen appositionell sich anschließen-

den Genitiv bezeichnet wird. Reicht nun auch — was wohl zu beachten ist — die Bildung der Patronymika mittels Suffix *-io-* über das Griech. und Phryg. hinaus (aind. *Tugrya-ḥ* Sohn des *Tugra-ḥ*, apers. *Haxāmanišiya* — Sohn des *Haxāmaniš-*), so ist doch die eben wiedergegebene, im Äol.-Griech. und im Phryg. übereinstimmende Anordnung der Namensbestandteile bemerkenswert, dies um so mehr, als auch die Kurznamenbildung in beiden Sprachen übereinstimmt: Δεουειας auf der neuphryg. Inschrift 69 ist nach Calder vielleicht eine Kurzform. Ich möchte sie mit dem altphryg. Namen *Devos*, der nach Kretschmer (Wien. Z. Kunde Morg. 13 [1899] S. 359) selbst eine Kurzform darstellt, vergleichen und auf Bildungen griech. Kurznamen wie Ἱππίας, Λεοντίας verweisen. Im Wortschatz ist vor allem die Übereinstimmung wichtiger Partikeln hervorzuheben, eine Gemeinsamkeit, die also auch die Syntax betrifft: neuphryg. ιος νι — böot. ὅνι, arkad. ὅνι; neuphryg. αι — griech. αἰ. Auf die Gleichung phryg. γλουρος Gold, griech. (wohl nach Cuny thessal.) χλουνός dass. wurde bereits o. (§ 2) verwiesen. Neuphryg. ειροι (7) 'Kinder' vergleiche ich mit thessal. ἐρέας· τέκνα, dessen germ. Entsprechungen: altsächs. *ërl*, ags. *eorl*, anord. *jarl* Mann (Bezz. Beitr. 29 [1905] S. 309 R. Trautmann) sich in der Bedeutung etwas verschoben haben. Man beachte die Beschränkung dieser zuletzt erwähnten lexikalischen Übereinstimmungen auf das Nordgriech., mit dem sich oben (s. § 2) ja auch wichtige lautliche Parallelen ergeben haben. Mit dem Ital.-Keltischen (und anderen Sprachen) teilt das Phryg., wie oben (§ 2) ausgeführt, eine wichtige Übereinstimmung auf dem Gebiete der Konjugation. Es ist bemerkenswert, daß mit der Verbreitung der Verbalbildungen auf *-tr* die der Präposition *ad* einigermaßen übereinstimmt; *ad* ist phryg., ital., kelt., aber auch germ. (wohl auch alban.). Der phryg. Bergname Δίνδυμος (1. im Quellgebiete des Hermus, 2. in Phrygia ad Hellespontum) findet an der kelt. Bezeichnung für Berg: ir. *dind* Höhe, Hügel (**dindu-*), zu der auch anord. *tindr*, ahd. *zint* Fels, Spitze gehört, eine Parallele. Die nahe Verwandtschaft von neuphryg. αδδακετ (z. B. 2, 3, 4, 10, 12, 14 usw.) mit Bildungen wie griech. ἔθηκε, lat. *fēci* ist längst erkannt; nun ist nach dem Zusammenhang der zitierten Inschriften, desgleichen nach der Analogie anderer Inschriften, die statt αδδακετ die präsentischen Formen αββερετ, αββερεται enthalten (11, 13), ferner gemäß der Behandlung des neuphryg. Auslautes, derzufolge idg. *-t* schwindet (εσταες, ενεπαρκες 31), ein erhaltenes *-t* des Verbalausganges der 3. Person somit auf *-ti* zurückzuführen ist, αδδακετ als Präsens zu fassen. Die lautliche und morphologische Übereinstimmung mit dem lat. Präsens *facio* (*fac-io*, **dhək-*) ist somit näher als die mit dem griech. Aor. ἔθηκα. — Eine spezifische lexikalische Übereinstimmung mit dem Germanischen wurde bereits (§ 2) hervorgehoben: phryg. δουμος Ratsversammlung — got. *dōms* Urteil, desgl. die des phryg. Flußnamens *Cludrus* mit dem ahd. *Hlūttra*, nhd. *Lutter*, *Lauterbach*: got. *hlûtrs*, nhd. *lauter*. Diese Parallele erstreckt sich namentlich auch auf die Wortbildung, während der entsprechende kelt. Flußname ir. *Cluad* sich in diesem Punkte etwas entfernt. — Wichtig, jedoch m. E. zu wenig nachdrücklich hervorgehoben, sind die Übereinstimmungen des Phryg. mit dem Balt.-Slavischen. Schon im vorhergehenden wurde auf einige spezielle Berührungen hingewiesen: phryg. γελαρος, d. i. γελαϝος Frau des Bruders — poln. *żełw*, *żołwica* Schwester des Mannes, Schwägerin aus **gʰl̥μā*; Ἀκμονία — lit. *akmů* Stein; phryg. **kun* — Hund: lett. *kuńa* Hündin, alle mit entpalatalisiertem *ḱ*-Laut; *-meno-* im Partizipium; phryg. δάος Wolf, Κανδαύλης· κυνάτχης 'Hundswürger' zu slav. *daviti* würgen, wozu auch illyr. *Candavia* gehört. β(ε)ρεκύνδαι Kreisel, Dämonen — slov. *brk* Kreisel, tschech. *zbrklý* verrückt, *k*-Erweiterung von **bhṛ-* Tiefstufe der Wurzel **bher* 'sich rasch bewegen'; neuphryg. κα ι daß, damit — preuß. *kāi* daß, damit, wie. Hinzugefügt seien noch einige lexikalische Parallelen: neuphryg. ουτα (32, 33, 34, 60) mit der Bedeutung „zugeteilte Strafe, Schaden" (JHS 31 [1911] S. 181 Calder) möchte ich mit kirchenslav., serbokroat. *uditi* 'schaden, Böses zufügen' vergleichen, das nach Ausweis des ablautenden und gleichbedeutenden tschech.

vaditi, poln. *wadzić*, kleinruss. *vadyty* zum alten Wortbestande des Slav. gehört; die von R. Meister (IF 25 [1909] S. 317 a 2), Calder und Sayce a. a. O. herangezogenen griech. Wörter ἄτη Schaden, Unheil, ὠτείλη Wunde (Basis *aŭō-*) sind m. E. sowohl mit der slav. als mit der phryg. Sippe verwandt; Τῆμνον ὄρος Gebirge, Wasserscheide zwischen Macestus und Hermus, scheidet Mysien und Lydien, Τῆμνος Name einer Stadt in Lydien, auf einem Hügel gelegen; der Name stellt sich m. E. deutlich zu slav. *tĕmę* Scheitel, Gipfel, insbesondere auch Berggipfel, *n*- Stamm. Slav. Grundf. **tēmn̥-*, phryg. **tēmno-*. Da das slav. Wort bisher keine so genaue außerslav. Anknüpfung fand, ist diese Übereinstimmung nicht ohne Bedeutung. Neuphryg. προτυς (15), für das Ramsay (Öst. Jahresh. 8 [1905] Beibl. S. 115) die Bedeutung „gegenüber" ermittelt hat, stelle ich zu lett. *pretī* entgegen, gegenüber, tschech. *proti* gegen, slov. *proti* ds., aind. *práti* entgegen, gegen, griech. (hom.) προτὶ entgegen, gegen, Grundf. **proti-s* mit Schreibung *v* für *i* (s. o. § 2) und *s*-Formans wie griech. ἄψ, lat. *abs* usw. Hält man sich die oben (§ 2) erörterte gemeinsame Zugehörigkeit des Phryg. und Balt.-Slav. zur Satem-Gruppe der idg. Sprachen vor Augen, so werden diese Übereinstimmungen im Wortschatz, die bei dem geringen Umfang der phryg. Sprachreste als zahlreich bezeichnet werden müssen, um so verständlicher und zugleich für die Ermittlung der sprachlichen Stellung des Phryg. um so bedeutsamer. Wenn also Fick (Bezz. Beitr. 14 [1889] S. 51) eine besonders nahe Verwandtschaft des Phryg. mit dem Balt.-Slav. behauptete, so hat sich diese Vermutung bestätigt.

§ 4. Der vorstehende Überblick über die sprachlichen Beziehungen des Phryg. zeigt besonders zwei Kategorien als die bedeutsamsten und zahlenmäßig stärksten: die phryg.-griech., die sich vornehmlich auf die äol. Dialektgruppe des Griech. erstrecken, und die Beziehungen des Phryg. zum Balt.-Slav., während die Berührungen mit dem Thrak. und Illyr. einen mehr intern einzelsprachlichen Charakter aufweisen. Im ganzen ergaben sich also einerseits nahe Beziehungen innerhalb der Satem-Gruppe, anderseits Berührungen mit einem Vertreter der Centum-Gruppe. Wie sind diese zwei Arten von Beziehungen zu erklären? Doch wohl chronol. gemäß der Leskienschen Auffassung der Wellentheorie, d. h. in der Weise, daß in den Sprachen nachbarliche Berührungen fixiert erscheinen, die durch lange Zeiträume von einander getrennt sind. Daß auf der Balkanhalbinsel die P. einst Nachbarn der Griechen waren, geht im übrigen nicht nur aus den oben erörterten grammatischen Tatsachen, sondern auch aus den Ortsnamen Φρυγία am Öta und in Böotien, dem Flußnamen Ἄσωπος, der Phrygien und Griechenland gemeinsam ist, ferner aus dem frühen Eindringen phryg., in Makedonien lokalisierter Sagen in den Schatz griech. volkstümlicher Überlieferungen hervor. Im ersten Dämmer der Geschichte treten also P. und Griechen im N der Balkanhalbinsel in nachbarlichen Verkehr, der auch kulturellen Austausch mit sich brachte; in mancherlei Hinsicht, namentlich auf religiösem Gebiete, waren hierbei auch die P. die Gebenden. Hingegen eröffnen uns die erörterten sprachlichen Beziehungen des Phryg. zum Balt.-Slav. einen schwachen Blick in eine viel weiter zurückliegende Zeit, als irgendwo weiter im N die P. mit jenen idg. Satem-Stämmen, aus denen sich später Balten und Slaven entwickelten, in Verkehr traten. Sind also die phryg.-griech. Beziehungen der Zeit nach frühgesch., dem Raume nach balkan., so müssen hingegen die phryg.-balt.-slav. als vorgesch. und außerbalkan. angesprochen werden.

§ 5. Die Besetzung des oben (§ 1) umschriebenen phryg. Siedlungsgebietes durch die P. vollzog sich im vollen Lichte der assyr. Geschichtsurkunden. Die P. stießen auf eine Urbevölkerung oder frühere Bevölkerung, mit der sie sich vermischten. Zwar ist das Phryg. eine rein idg. Sprache. Dennoch hat auch die Sprache der Vorbewohner mannigfache Spuren hinterlassen, und zwar vor allem im Ortsnamenbestande. Eine ganze Reihe von Fluß- und Gewässernamen, die ja so oft ethnographische Urkunden von hoher Altertümlichkeit darstellen, gehört dem ganzen Typus nach dem altkleinas. Sprachgebiete an: *Obrimas*, Nebenfluß des *Mäander*, *Cogamus*, wohl

auch Τέμβριος, ferner Ἴνδος, Τάττα Name des Salzsees in Phrygien. Das gleiche gilt von den mit den Suffixen *-ssos*, *-nda* gebildeten Ortsnamen: Ἀτταναασσός, Κιδυησσός, Πρυμνησσός, Τυμβριανασσός, Πραιπενισσεῖς, Κολοσσαί, Μλαῦνδος, *Sibidonda*, δῆμος Τροκονδηνῶν usw. Das Stammwort weist auf kleinas. Ursprung bei Κάρουρα (vgl. Μὴν Κάρου Göttername), Κύδραρα (Κόδρος), Ἄττουδδα (Ἄττις). Zuweilen ermöglicht bei zusammengesetzten Ortsnamen die Feststellung der beiden Glieder der Zusammensetzung den Schluß auf kleinas. Ursprung: *Keretapa* ('Karerfels'; Ramsay *Cit. a. Bishopr. of Phryg.* I 1 [1895] S. 277), *Kallatebos* (vgl. τάβα als kleinas. mit der Bedeutung 'Fels' bei Steph. Byz. überliefert), Κιννάβορα, Κεναβορα, vgl. Κεννατις in Kilikien, Αναβουρα in Pisidien; in Fällen wie Σοα (vgl. *Soanda* in Kappadokien), Κιλλανα, bei Strabo Κιλλάνιον (vgl. Κιλιστρα isaur.-phryg. Stadt) erschließen wir das gleiche aus der sonstigen Verbreitung des Namens. Weniger lehren für die Verschmelzung der eindringenden P. mit ihren Vorgängern die so zahlreich vorhandenen kleinas. Personennamen der Phryger. Denn Personennamen könnten auch im Laufe der Geschichte als Kulturgut, das aus der Fremde erborgt wird, ohne vorhergehende Völkervermischung in Übung kommen. Weniger wahrscheinlich ist jedoch diese letztere Annahme auf dem Gebiete der Religion, auf dem wesentliche Bestandteile, wie der Kult der Muttergöttin, der Urbevölkerung angehören. Dies gilt auch von der Verehrung des Geliebten der Kybele, des Attis, der männlichen Gottheit der Kleinasiaten, einem Kult, der, wie erwähnt, auch in phryg. Ortsnamen seine Spuren hinterlassen hat. Von sonstigen religiösen Gestalten, die auf die kleinas. Bevölkerung zurückgehen, wären zu erwähnen: Ζεὺς Βόζιος, Ζεὺς Ἄσεις, Λαιρβηνός, Νάνα, Tochter des Flußgottes Sangarios, Heroen wie Μόψος, Τόῤῥηβος. — Kehren wir zum Sprachlichen zurück, so wurde bereits oben die eigentümliche Art der Artikulation der phryg. Verschlußlaute, die den ersten Schritt auf dem Wege zur Lautverschiebung darstellt, mit analogen Vorgängen der kleinas. Sprachen in Zusammenhang gebracht. Der oben (§ 2) besprochene, dem Phryg. eigentümliche Wandel von *nt* zu *nd* kehrt auch in den kleinas. Sprachen wieder: Κινδανύβου (CIG 4315h) entspricht dem lyk. *χñtanobäh*, das die ältere Stufe *nt* gegen die Aussprache in der Schrift noch festhält. Ebenso war auch oben (§ 2) von der dem Phryg. und den kleinas. Sprachen gemeinsamen eigentümlichen Entwicklung des *u*-Lautes (lyd. *Artimuš* für Ἄρτεμις, vgl. phryg. Σούβλαιον, Σιβλία) die Rede, wie denn auch mancherlei in der phryg. Namengebung noch produktive Suffixe kleinas. Ursprungs sein mögen. Die Entscheidung im einzelnen ist hier nicht immer leicht.

Kretschmer *Einl.* S. 193f., 289—400; Kiepert *Lehrb. d. alt. Geogr.* 1878 S. 73, 90; Sundwall *Die einheimischen Namen der Lyk.* 1913 passim; ZDMG 76 (1922) S. 174ff. Forrer.

Norbert Jokl

B. Anthropologie. Daß die P., ein kleinasiat. Volk, zweifellos thrak. Abstammung seien, berichtet Strabo (471) ausdrücklich (Φρύγες Θρᾳκῶν ἄποικοί εἰσιν). Mindestens die Herrenschicht hat also der nordeurop. Rasse (*Homo europeus;* s. d.) angehört und war hellfarbig; die Urbewohner dürften zur dunklen vorderasiat. Rasse (*Homo tauricus;* s. d.) gehört haben.

Fligier *Die Urzeit von Hellas u. Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881).

Reche

Phrygien s. Kleinasien.

Phylakopi (Band VI Tf. 65c, d; VIII Tf. 43). Stadt an der Nordküste von Melos (s. d.), über den reichsten Obsidianvorkommen (s. Obsidian E), von denen ihr Wohlstand abhängt. Drei Bauperioden: die erste (3. Jht., etwa dem FM entsprechend) liegt vor dem beherrschenden min. Einfluß. Keramik der Kykladengattungen, aber aus einheimischem, vulkanischen Ton mit schlechtem Urfirnis und mattem Weiß. Die II. Per. steht ganz unter dem Einfluß von MM I—III. Importierte kret. Ware und technisch minderwertige, aber z. T. ganz anmutige, einheimische Nachahmungen. Wandmalereien, vor allem ein Fresko mit fliegenden Fischen, wohl von min. Künstlern ausgeführt. Völlig abweichend von min. Übung ist die Stadt durch eine Doppelmauer geschützt (Band VIII Tf. 43a). In der III. Per. tritt festländ. myk. Einfluß

an die Stelle des minoischen. Die Stadtmauer wird verstärkt, der namhafteste Bau zeigt den Megaron-Typus (s. Haus A 1, A 2; Vorhalle); einen Palast kann man dieses bescheidene Herrenhaus nicht nennen. Mit dem Ende der BZ verödet die Obsidianstadt.

Excavations at Phylakopi 1904; Nachtrag BSA 17 S. 1ff.; Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] 1924 S. 32, 54. G. Karo

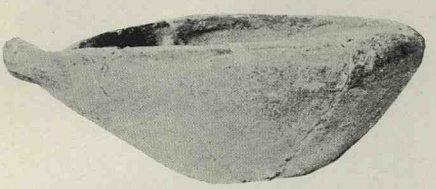
Pia fraus (im Totenkult). § 1. Schon unter den Totenbeigaben und den Votivfunden der j. StZ, die sich als solche durch ihre sorgfältige Lagerung und Orientierung kennzeichnen (s. Depotfund A), finden sich häufig mehr oder minder unfertige, z. T. nur ganz roh gearbeitete Sachen, die zum praktischen Gebrauch völlig ungeeignet waren, und die daher nur als substituierende Opfer für wirkliche Gebrauchsgegenstände aufgefaßt werden können. Man opferte dem Toten, was ihm nach dem herrschenden Totenrechte zustand, und der Gottheit, was man ihr in Zeiten der Not gelobt hatte, narrte aber beide, indem man die Opfer zwar dem Wortlaute nach, nicht aber dem Sinne nach darbrachte, wie es auch aus dem Altertum wiederholt geschichtlich bezeugt ist. So werden nach Pausanias in Messenien am Altar des Zeus, statt der sonst üblichen bronzenen, 100 kleine Dreifüße aus Ton niedergelegt, und unter Numa werden dem Jupiter statt der angelobten Menschenhäupter nur deren Haare dargebracht (Müller *NAK.* I 440f.).

§ 2. Auf religiösem Betrug beruhen daher gewiß auch viele der namentlich im donauländ. Formenkreise so häufig vorkommenden Tier- und Menschenfiguren, die man freilich ganz allg. nur als Idole (s. d.) zu betrachten pflegt. Es sind eben einfache Ersatzopfer, die man dem Toten oder der Gottheit an Stelle der kostbaren, blutigen Opfer darbrachte. Besonders klar tritt diese Vorstellung bei den schon von Herodot bei den Äg. bezeugten, tiergestaltigen Gebildbroten (s. d.) hervor, die nicht nur zum Anschauen, sondern auch zum wirklichen Genuß bestimmt waren, also den Genuß der Opfertiere selbst vortäuschen sollten.

§ 3. In der BZ und j. EZ findet die P. f. vor allem in den zahllosen Miniaturnachbildungen von Gefäßen, Schwertern, Dolchen und Schmuckstücken Ausdruck, denen wir sowohl in west- und südeurop. wie namentlich nord. und ungar. Gräbern häufig begegnen. Und in Norditalien sind wiederholt Massenfunde von frühhallstattzeilt. Bronzefibeln zum Vorschein gekommen, die gleichfalls nicht zum Gebrauch bestimmt waren, sondern nur aus dem noch mit dem Tonkern gefüllten und auch sonst noch ganz rohen Mittelstück bestanden (Bull. Pal. Ital. 1882 Nr. 12 Castelfranco). Auch die dem Toten beigegebenen Totenschuhe (s. d.) sind häufig, teils wegen ihrer geringen Größe, teils wegen des Materials, aus dem sie hergestellt sind (Kartonnagenmasse u. a.), zu wirklichem Gebrauch nicht geeignet. Ebenso dürfte die Mitgabe nur eines einzelnen Wagenrades statt des vollständigen Kriegswagen, wie in einem frühlatènezeitl. Grabe von Urmitz (Déchelette *Manuel* II 3 S. 1198), als P. f. zu deuten sein.

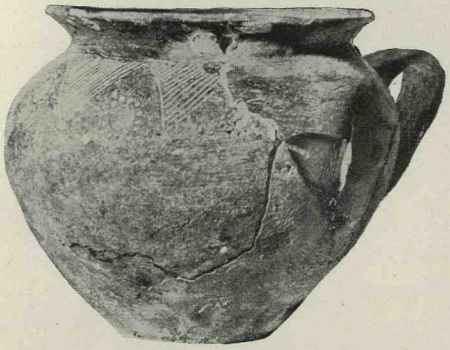
§ 4. Die letzten Spuren dieser alten Anschauungen haben sich bis zur Gegenwart erhalten. Alte Naturalopfer substituierende Gebildbrote, wie die Gebäcke in Form von Hasen, Hirschen, Schildkröten und anderen Getieren, die Muschelgebäcke und die als Ersatz für ein Haaropfer dienenden Zöpfchengebäcke spielen auch heute noch bei den kultischen Totenfesten und in den Volksbräuchen bei Geburten, Taufen usw. eine große Rolle (Band IV Tf. 95). G. Wilke

Pianello (Tf. 37). § 1. Im w. Picenum nach alter, im ö. Umbrien nach augusteischer Landteilung, nahe dem Zusammenfluß von Sentino und Esino (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Karte 2 Nr. 367) gelegener Ort, in dessen Nähe auf einer naturfesten Höhe Spuren einer Siedlung, namentlich meist viereckige Hüttengrundrisse sowie ein sie umgebender Graben, festgestellt wurden, zu der Gräbergruppen gehören, die, seit 1910 entdeckt, 1912 durch dall' Osso untersucht sind. Die Fundstücke werden zumeist im Museum von Ancona aufbewahrt, wo auch die gute Wiederherstellung eines Ausschnittes aus dem Gräberfeld (Bull. Paletn. Ital. 40 [1914] S. 78 = dall' Osso *Guida del Museo di Ancona* S. 288 = v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 17 Abb. 56) eine zutreffende



a

b



c

d

e

f

Pianello

Keramik von Pianello. Nach Bullettino di Paletnologia Ital. 1913.

Vorstellung gibt und den Vergleich mit nächstverwandten Feldern, wie S. Vitale bei Bologna (s. d.), Terni (s. d.), Tolfa-Allumiere (s. d.), erleichtert.

§ 2. Die Bedeutung dieser Brandnekropole beruht zunächst in ihrer geogr. Lage, da sie den östlichsten Punkt bezeichnet, bis zu dem die verbrennenden „Italiker" vorgedrungen sind, und zwar oberhalb einer Senkungslinie, die, ns. gerichtet, ein natürliches Durchzugsgebiet darstellt und durch mehrere Paßeinschnitte Wege nach dem inneren und w. Mittelitalien über die Hauptrippe des hohen Apennin eröffnet. Dazu kommt dann der typol. Charakter sowohl der Gräberanlage selbst als ihres Inhalts, der P. an die untere Grenze der oberital. BZ und an den Anfang der mittelital. EZ stellt. Noch strenger, einfacher Ritus, wie in den Nekropolen der Terramaren, ohne Individualisierung der Persönlichkeit (s. Terramarenfriedhof), alle gleichmäßig in meist die sog. Villanova-Form, aber auch zylindrisch ausgebauchte Töpfe darstellenden Urnen, eng nebeneinander, in Scheiterhaufenasche gebettet, ohne seitlichen Schutz, die Gemeinschaftlichkeit aller im Tode noch scharf empfunden; mitunter die Urnen, wie auch in den Terramarengrabfeldern, hart übereinander, nur durch einfache Steinplatten geschieden. Als Deckel meist eine umgestülpte Schale (Band VI Tf. 30 f.; vgl. auch c, g, h). Besonders bezeichnend die Form der „Villanova-Urne", welche genau den Übergang zwischen der noch in der Po-Ebene üblichen Gestalt und derjenigen, die in Etrurien und Latium begegnet, vor Augen führt (Tf. 37). Und wie die Urnen, so weisen die bereits etwas reichlicher werdenden bescheidenen Beigaben, ausschließlich zur körperlichen Ausstattung gehörig, die Fibeln, Haarnadeln, Kämme, die sog. Rasiermesser (s. d. A 2), die spärlichen Schmuckstücke, auf eine Stufe, die etwas vorgeschrittener ist als die der Terramaren, und zeigen mit den Formen anderer allmählich immer mehr hervortretender Brandnekropolen Umbriens und des sw. Etruriens — Terni (s. d.), Monteleone (s. d.) di Spoleto, Tolfa-Allumiere (s. d.) — starke Verwandtschaft.

§ 3. Alle diese Erwägungen, welche sich bei genau vergleichendem Studium noch weiter ausspinnen ließen, führen zwingend zu dem Schluß, daß diese Leute von P. identisch sind mit einstigen Terramare-Bewohnern, von denen einzelne Trupps bei dem langsamen Vorschieben die Romagna hinunter bis zur Ecke von Verucchio-San Marino, wo die wilde Küstenbevölkerung der stammfremden Picenter solchem Vordringen Halt gebot, sich loslösten und durch die Täler des Savio, Uso, Marecchia, die Picenter umgehend, südwärts vordrangen in der Richtung, welche sie alsdann nach Terni und Monteleone, vielleicht auch schon in das Chiusiner Becken, jedenfalls weiter bis in die ersehnten Mineralgebiete, zunächst des sw. Etrurien, brachte. Also, wie Pigorini etwas scharf formulierte, die Italiker auf dem Einmarsch in Mittelitalien (s. Italien B § 12). Bei ihrer Ablösung von den nordital. Stammesgenossen waren diese nach S vordringenden „Brenner" noch nicht auf der Kulturstufe angelangt, die wir z. B. bei der Mehrzahl der Gräber erkennen, die in unmittelbarer Nähe des Meeres, wo sich bei und um Verucchio der „Italiker"zug staute, beobachtet sind. Daher die offenbare Rückständigkeit der ältesten Brennergruppen im Innern der Halbinsel und im Mündungsgebiet des Tiber gegenüber den jüngeren Romagna-Gruppen.

Dall'Osso *Guida del Museo di Ancona* 1915 S. 275—309; Bull. Paletn. Ital. 39 (1914) S. 19—68 Tf. 1—3; ebd. 40 (1914) S. 121—163 Tf. 4—7; ebd. S. 68—70 Colini; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 190—194, 205. v. Duhn

Pianico s. Diluvialflora § 3.

Pianobor (bei Elabuga a. d. Kama, Gouv. Vjatka). Bei P. finden sich verschiedene Altertümer: Burgen, ein Gräberfeld („Relka") aus der Anan'ino-Zeit mit 7 Skelettflachgräbern und ein etwas jüngeres Gräberfeld, welches den Namen P. einer ganzen Kulturgruppe gegeben hat. Die Gräber in diesem Grabfelde waren auch Skelettflachgräber, aber man vermißt nähere, ihren Bau betreffende Beobachtungen. Das Grabinventar befindet sich zumeist im Universitätsmuseum in Kazań. Die Fundgegenstände sind hauptsächlich aus Bronze. Typisch sind epaulettförmige Spangen, welche aus Gürtelhaken und Beschlagknöpfen hervorgegangen sein dürften. Sie sind oft ungewöhnlich groß. Ringförmige Fibeln aus dünnem, flachen Bronzeblech mit eingehängter Nadel erscheinen häufig, wie auch ringför-

mige Schnallen mit Dorn, Gürtelbeschläge usw. — Einige Formen, die Gürtelbeschläge und Ohrgehänge, haben ihre Vorstufen in der lokalen Anan'ino (s. d.)-Kultur, andere (Chalzedon-Scheiben) sind importiert oder beweisen fremden Einfluß aus dem S, nämlich aus dem Kuban-Gebiete. — An anderen Formen, welche dieser Kultur zuzurechnen sind, finden sich eiserne Tüllenäxte, Lanzenspitzen mit Tülle, zweischneidige Schwerter und Perlen aus Email, flach und rund oder facettiert. Die Keramik ist grob.

Die sog. Pianobor-Kultur ist die Kama entlang verbreitet, etwa bis Kazań im W, Vologda und Perm im N und Westsibirien im Osten. Ihr Zentrum scheint sich an der mittl. Kama zu befinden.

Die Zeit dieser Kultur ist die 1. Hälfte des 1. Jht. n. Christi. Gleichzeitig sind die „gotischen" Funde in den Gräberfeldern an der Oka, in Borki, Košibejevo usw. Eine Pianobor-Fibel ist aber in Nyrgynda, Gouv. Vjatka, zusammen mit einem röm. Weingefäß des 2. Jh. gefunden worden. — S. Finno-Ugrier A § 11.

A. Spicyn *Drevnosti rek Oki i Kamy* Materialien Arch. Rußl. 26 (1901) S. 1—7; A. M. Tallgren *Collection Zaoussaïlov* II (1917).

A. M. Tallgren

Piano Notaro s. Sizilien B I.

Pianosa s. Toskanische Inseln.

Pic (*pico*, Schlaggerät) s. Asturias-Stufe, Campignien.

Picenter s. Italiker B.

Picenum. Im n. Teil der mittelital. Ostküste lang hingestreckte Landschaft, deren Name von den Alten volksetymologisch mit lat. *picus* zusammengebracht wurde, was den Anlaß gab zu ethnischer Verbindung mit den Sabinern, die sich durch das tatsächlich Bekannte in keiner Weise stützen läßt. Über eine lange in steinzeitl. und kuprolith. Verhältnissen dahinlebende Urbevölkerung, die in Rundhüttendörfern wohnte und ihre Toten z. T. in solchen Hütten selbst als liegende Hocker bestattete, besonders im Vibrata-Tal, aber auch an manchen anderen Punkten gut beobachtet (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 32—34; s. Italien B § 2, 4, 5), legte sich eine fremde, ethnisch noch nicht bestimmbare Schicht eines kriegerischen, wohl in der 2. Hälfte des 2. Jht. über die Adria gekommenen Stammes. Die Verbreitung desselben läßt sich nur aus den noch weiterer Durchforschung bedürftigen Gräbern erschließen, die einen sehr festen Ritus, ebenfalls liegende Hocker bis tief ins 5. Jh. hinab, reiche Ausstattung mit Waffen und apotropäischem Schmuck (s. Bernstein D) sowie häufige Bezeichnung durch Stelen zeigen, von denen manche unbehilflich eingeritzte Darstellungen und gut lesbare, auch lange, aber bis jetzt gänzlich unverständliche Inschriften tragen. Die neuerdings von MacIver (*Villanovans and Etruscans* 1924 S. 5—6, 39, 68, 73 und 97) öfter vertretene Ansicht, daß die Picenter identisch seien mit der bestattenden Bevölkerung Ober- und Mittelitaliens, unterschiedslos, ob Urbevölkerung oder Umbro-Sabeller, ist nicht erweisbar und aus vielen Gründen unwahrscheinlich. Über die wichtigsten FO s. Ancona, Belmonte, Novilara A, Numana.

Nissen *Ital. Landesk.* I 511—13, II 411—428, zu benutzen für die Nachweise der vielfach wechselnden politischen Abgrenzungen der Landschaft und ihre Geschicke in gall. und röm. Zeit; dall'Osso *Guida del Museo di Ancona* 1915 passim. Ferner die Lit. zu den oben genannten Sonderartikeln und die knappe, aber vortreffliche Charakterisierung der Kunstsphäre und ihrer Außenbeziehungen durch Orsi (Bull. Paletn. Ital. 38 [1913] S. 168—175). v. Duhn

Pickel. Die frühesten P. aus einer Hirschgeweihstange als Schaft und der Augensprosse als Klinge treten im Paläol. z. B. in Taubach auf (vgl. Band V Tf. 11a) und bleiben durch alle folgenden Zeiten im Gebrauch. Daneben kommen später P. mit metallener Klinge vor. Die im Bergwerk des Mitterberges gefundenen P. aus Bronze und Kupfer sind einfache, zugespitzte, massive Bolzen, die mit einem Schlägel angetrieben wurden (Band I Tf. 119, 1—8). In der LTZ bestehen sie aus Eisen und sind durch Lappen am Schaft befestigt. Hiervon liegen zwei Formen vor. Die eine hat gerade Klinge und Knieschaft (z. B. von der Steinsburg). Bei der anderen ist die Klinge gekrümmt und der Schaft gerade (Idria). Ein metallographisch untersuchtes Stück von der Steinsburg (s. d.) erwies sich als stählern und an der Spitze gehärtet. Solche P. waren unentbehrliche Werkzeuge beim Bau der kelt. Steinmauern. — S. a. Hacke A.

M. Much *Die Kupferzeit in Europa*[2] 1893 S. 257; Präh. Z. 13 (1921) S. 75 Anm. 78 Götze; Mitt. präh. Kom. 5 (1901) S. 305, 322, 330 Szombathy.

Alfred Götze

Piediluco (bei Terni, Schatzfund) s. Depotfund B II § 5 Nr. 107, Geld § 14 II, 15.

Piedra Escrita-Nische s. Fuencaliente.

Pierres-figures (Figuren-Steine) s. Eolithenproblem § 8.

Pile. Bei P. (Ksp. Tygelsjö, Schonen) wurde im Jahre 1864 ein Fund von Bronzegegenständen gehoben, die in die I. Per. Mont. der BZ gehören. Der Fund besteht aus 2 Flachäxten, darunter eine vom engl. Typus, 11 Randäxten, davon eine mit schwacher Andeutung eines Absatzes und 6 mit am unteren Teil der Klinge parallel zur Schneide laufenden, flachen Kannelüren (Montelius *Minnen* Abb. 789), sowie einem in mehrere Stücke zerschlagenen Dolch mit bronzenem Griff. Die Klinge ist besonders gegossen und mit 3 kleinen Nieten am Griff befestigt, der oval über einen Tonkern gegossen ist. Der Knauf ist flach, breit-oval und hat keine Ornamente (Montelius *Minnen* Abb. 832a, b). Ferner gehören dazu das Bruchstück eines Dolches, eine breite, flache Dolchklinge (Montelius a. a. O. Abb. 823), 2 Bruchstücke von Dolchklingen mit erhabenem Grat, 3 massive Ringe und 3 Fragmente von solchen aus rundlichen, sich gegen das Ende verjüngenden Stäbchen, 1 Armring mit schleifenartigen Rückwindungen (Montelius a. a. O. Abb. 842), 1 Manschettenarmband, innen flach, außen mit 12 parallelen Rippen, und 2 Bruchstücke von viereckigen Bronzestangen. Einige Tage später fand man an derselben Stelle das Bruchstück von einem Bronzedolch und einen zerbrochenen Ring von rundem Silberdraht, nur 0,2 cm stark, der ebenfalls vielleicht zu dem Funde gehört. — Alle Bronzen haben einen sehr niedrigen Zinngehalt, mit Ausnahme der engl. Axt, die einen solchen von 10,87 % aufweist.

Der Fund von P. hat ein Gewicht von 5,86 kg und ist der größte schwed. Fund aus der I. Per. der BZ. Er bildet das Gegenstück zu dem dän. Depot von Gallemose (s. d.; Band IX Tf. 106). Von besonderem Interesse in dem Fund von P. sind die Dolche mit Metallgriff. Sie sind von einem für Skandinavien charakteristischen Typus und deuten darauf hin, daß hier bereits in der I. Per. ein selbständiger Kulturkreis entsteht.

Die Bedeutung dieses Fundes ist frühzeitig erkannt worden. O. Tischler benannte mit nach ihm seine I. Per. der BZ: Per. von Pile-Leubingen (s. Ostpreußen B § 1). S. a. Nordischer Kreis B § 2a.

Månadsblad 1880 S. 129ff. Montelius; ders. *Chron. ält. BZ.* S. 54ff.

Karl-Alfred Gustawsson

Pileta-Höhle. Bei Benaoján (span. Provinz Málaga). Entdeckt von Willoughby Verner (1911); studiert von demselben, H. Breuil und H. Obermaier (1912). Wichtige Bilderstraten mit zahlreichen Tierdarstellungen (Wildpferd, Bison und Wildrind, Steinbock, Cerviden, Rhinozeros, Fische) und symbolischen Zeichen („Tektiforme" und andere bedeutsame Varianten). Sicher paläol. sind auch einige schematisierte Menschen- und Tierdarstellungen. Außerdem enthält die Höhle eine Menge jüngerer schematischer Zeichnungen. — S. Kunst A II und Band VI Tf. 41 c, X Tf. 111b 6—8.

H. Breuil, H. Obermaier und W. Verner *La Pileta à Benaoján (Málaga) (Espagne)* Monaco 1915. H. Obermaier

Pillichsdorf (Niederösterreich). In der sö. Ecke eines großen Grabhügels fand man neben spärlichen Metallbeigaben 25 Gefäße, davon Kegelhalsurnen mit Furchenzug und aufgelegten Buckeln, polychrom verzierte Urnen und schalenförmige Gefäße sowie Topfdeckel mit Vogelgestalten in Vollrelief aufgesetzt. HZ Stufe C.

F. Heger *Der Tumulus bei Pillichsdorf* MAGW 1880 S. 229—243. G. Kyrle

Piltdown (Sussex, England). S. a. Großbritannien A § 2, 4. — Die in den J. 1911—1913 in P. gefundenen Schädelreste bestehen aus 4 (aus 9 Stücken zusammengesetzten) Teilen eines Schädeldaches, der rechten Hälfte eines Unterkiefers, bei dem noch der vordere Teil fehlt, und einem einzelnen Eckzahn. Der allerdings vielfach stark angefochtene Rekonstruktionsversuch des Schädels zeigt eine ziemlich steile, der Oberaugenwülste ermangelnde Stirn und ein recht gut gewölbtes Schädeldach. Auch die Rekonstruktion des Unterkiefers, von dessen Zähnen nur der zweite und dritte

rechte Mahlzahn erhalten sind, ist sehr unsicher. Während der Hirnschädel sich wohl kaum von dem des modernen Engländers unterscheidet, scheint der Unterkiefer gewisse Ähnlichkeiten mit dem des Schimpansen aufzuweisen, und so liegt die Vermutung nahe (Birkner), daß der Unterkiefer gar nicht zum Schädel gehört. Dazu kommt, daß das geol. Alter des Fundes völlig unsicher ist. Er lag zwischen Tierknochen verschiedener Zeitalter, die sich wohl auf sekundärer Lagerstätte befanden. — Die bisherige Zusammensetzung des Schädels ergab folgende Maße: gr. L. ca. 190 mm, gr. Br. 150 mm, kleinste Stirnbreite 112, Basion-Bregma 130, Horizontalumfang 540 mm, Bregma-Winkel 50°, Längenbreiten-Index 78—79. Auch G. Schwalbe ist der Ansicht, daß Unterkiefer und Schädeldach nichts miteinander zu tun haben. Das Schädeldach gehört nach seiner Meinung einem Menschen vom Typus des *Homo Aurignaciensis* (s. d.) an; Unterkiefer und Eckzahn „sind von einem Schimpansen" (G. Schwalbe *Die Abstammung des Menschen* in *Anthropologie* 1923 S. 294).

Pol. Anthrop. Monatsschr. 16 (1917) S. 109 Wilser; M. Boule *Les hommes fossiles* 1923 S. 158 ff.

Reche

Pilum (Tf. 161 b). § 1. Das röm. *pilum*. Der Name pilum bezeichnet zunächst die Mörserkeule, so wie pila Mörser und ähnliche bottichartige Gefäße nach *piso, pinso* 'stampfe' genannt worden sind. Daß man die Namen auf eine Waffe übertragen konnte, erklärt sich nach Kropatschek und Eduard Meyer aus der durch zahlreiche Bilder auf griech. Vasen und Terrakotten bewiesenen Tatsache, daß große, hölzerne Mörserkeulen in der Notwehr auch als Waffen zum Niederschlagen des Gegners benutzt wurden. Die runde Stange der Mörserkeule hat in der Mitte eine Einschnürung zum Greifen. Die Nachkömmlinge der Mörserkeule als Waffen sind zunächst die *pila muralia*, welche von den Wällen der befestigten Plätze auf die Angreifer senkrecht hinabgeschleudert wurden, doch waren die *pila muralia* schlanker und an beiden Enden zugespitzt.

Das eigentl. röm. P. ist, in seiner typischsten Art, das „schwere" oder „dicke" P., von Polybios (6, 23, 3—11) genau beschrieben. Er berichtet auch, daß jeder Soldat ein schweres und ein leichtes P. führte. Nach den Erörterungen von A. Schulten wird man sich das „schwere" P. des Polybios als ein langes Holz (Holzschaft) vorstellen, in das eine eiserne Spitze eingefügt ist. Das Holz sollte 140 cm l. und 3 cm dick sein und oben in einen 20 cm l., kegel- oder pyramidenförmigen Kopf mit 7,7 cm br. Basis und 2,8 cm br. Spitze auslaufen. Das Eisen war eine lange Stange (120 cm) mit einem etwa 20 cm l., 2,8 cm breiten Ende, welches in den Kopf des Schaftes eingelassen und durch etwa fünf Nägel mit ihm verbunden wurde. Die Spitze des Eisens war 1—1½ cm dick und mit Widerhaken versehen. Im ganzen betrug die Länge des P. (Eisen und Holz) 2,40 m, da 20 cm des Eisenteiles (die Eisenzunge) in das Holz eingelassen waren. Die leichten P. waren ähnlich, nur kleiner. — Eine Abart des P. bilden die mit meistens runder, seltener viereckiger Tülle. Einige hatten eine bewegliche Kappe (Zwinge). Eine Abart der Spitze war pyramidenförmig. — Das P. ist nicht mit dem Speer zu verwechseln. Sein Zweck war hauptsächlich, durch die Wucht der Waffe den Schild des Gegners zu durchbohren und ihn zu Boden zu werfen. — Funde röm. Pila liegen besonders aus der Kaiserzeit vor und besonders häufig aus den röm. Lagern Deutschlands. Auch finden sich Darstellungen von P. auf röm. Reliefs (Adam-Klissi).

Aus der Cäsarianischen Zeit gibt es P. aus Alesia (s. d.), und Urso (Osuna, Andalusien). Aus früherer Zeit sind die Funde spärlicher. Doch liegen sie aus der Nähe von Numantia (2. Jh. v. C.), aus Telamon, aus dem Picenum (3. Jh. v. C.) sowie aus Vulci (4. Jh. v. C.) vor. Auch gibt es P. auf den Darstellungen der Wandmalereien des bekannten Grabes vom Esquilin in Rom (4. Jh. v. C.). Der bedeutendste Fund ist der bei Numantia (s. d.), wo im ganzen 29 sichere P. oder Pilum-Fragmente (schwere und leichte, Zangen- und Tüllenpila), aus verschiedenen Lagern, sowohl der scipionischen Umwallung von 134—33 v. C. wie aus dem im J. 153 erbauten Lager des Konsuls Nobilior bei Renieblas, einige Kilo-

meter ö. von Numantia (s. d.), zutage gekommen sind. Die P. von Telamon und vom Esquilin-Grabe sind freilich nicht von allen als solche anerkannt; Schulten bestreitet auch die Datierung der ersteren.

Das P. entstand im röm. Heere nach den großen Militärreformen des 4. Jh., hervorgerufen durch die samnit. Kriege, von den zwei ersten Treffen des Manipular-Heeres, Hastati und Principes, getragen, deren Soldaten je zwei P. führen, welche am Anfang der Schlacht, nach den Vorbereitungs-Scharmützeln der Velites, in die feindlichen Linien geworfen wurden, um in diese Verwirrung zu bringen. Erst nachdem die Hastati und Principes die P. geschleudert hatten, begann der eigentliche Kampf mit Schwert und Schild.

§ 2. Ursprungsfrage. Die Frage über den Ursprung des P. ist noch nicht ganz geklärt. Meistens hat man samnit. Ursprung angenommen. So E. Meyer und A. J. Reinach. Andere (A. Schulten, H. Sandars) behaupten span. Herkunft. Die samnit. These stützt sich auf die röm. Tradition (Annalenschreiber durch spätere Quellen, z. B. Diodor u. a., übermittelt; E. Meyer a. a. O. S. 19—21), welche ausdrücklich das P. (ὑσσός), wie andere Waffen, von den Samniten entlehnt sein läßt. Auf jeden Fall kommt sichere Erwähnung des P. im röm. Heere seit der Schlacht bei Panormos, 250 v. C., vor. Die Erwähnung in früheren Kriegen, wie im J. 503 und in der Schlacht bei Asculum, in der Pyrrhos durch ein P. verwundet worden wäre, sind dagegen nicht zuverlässig.

Schulten, Sandars u. a. wollen den span. Ursprung des P. mit der Tatsache begründen, daß Livius 21, 8, 10 (daraus Silius I 351ff.) den Saguntinern und (34, 14, 11) den Ilergeten eine Waffe namens *phalarica* zuschreibt, welche dem P. sehr ähnlich sah. Ein Fragment des Ennius bei Nonius (544 Vahlen²), der nach Schulten sich auf die Belagerung von Sagunt bezieht, erwähnt ebenfalls die *phalarica*. Daraus wollte man schließen, daß die *phalarica* das Vorbild des P. gewesen sei, und daß die Römer das P. erst in dem Kriege der Scipionen am Ende des 3. Jh. von den Iberern übernommen hätten. Die *phalarica* sollte, wie das P., aus einem Holzschaft und einem dünnen, 3 Fuß l., in den Holzschaft eingelassenen Eisen bestehen. Da das P. vor der Zeit der Belagerung Sagunts in Italien erscheint (s. o.), und da die *phalarica*, nach Livius selbst, wie E. Meyer hervorhebt, nicht ganz dem Zweck des P. entspricht, da sie in der Mitte mit Werg und Pech umwickelt war und entzündet wurde, also ein Brandgeschoß darstellte, kann wohl schwerlich in der *phalarica* die Urform des P. erblickt werden.

§ 3. Soliferreum (saunion), gaesum und ev. vorröm. Pila aus Spanien. In den Quellen (Timaios, nach Diodor XIII 57, 3) wird schon bei der Eroberung von Selinus (409 v. C.), also schon im 5. Jh., der sog. δόρυ ὁλοσίδηρον oder σαύνιον, lat. *soliferreum*, im karthagischen Heere erwähnt, daher schreibt Pollux (VII 156) der Waffe libyschen Ursprung zu. In Wirklichkeit handelt es sich wohl um eine span. Waffe, von iber. Söldnern getragen, eine Art Wurflanze, ganz aus Eisen, die sonst verschiedenen iber. Stämmen, besonders den Lusitanern u. a., zugeschrieben wird. In Spanien sind *soliferrea* häufig, aber nicht nur im iber. Gebiete (der bestbekannte Fund ist die Nekropole Almedinilla und dann diejenigen von Tózar bei Iznalloz und Villaricos in Andalusien, das Grab Torre-Endoménech in der Provinz Castellón, alle wohl 4. Jh.), sondern namentlich in den kelt. Gräbern der nachhallstätt. Kultur Kastiliens (Aguilar de Anguita: 4. Jh.; Osma: 3. Jh.). In Südfrankreich kommen sie in den nachhallstätt. Gräbern von Avezac-Prat und Ger (auch 4. Jh.) und an der katalan. Küste in Cabrera de Mataró (3. Jh.) vor. Die *soliferrea* sind leichte Wurflanzen, 2 m l. und 1—2 cm dick; in der Mitte an der Griffstelle haben sie eine Verdickung oder einen Handgriff. Die Spitze, stark aber klein, ist blattförmig oder mit Widerhaken. Nur das *soliferreum* von Cabrera de Mataró hat eine breite, blattförmige Spitze, auch ist die Stange etwas dicker als sonst.

Darstellungen von *gaesa* oder pilumartigen Wurfwaffen, freilich genauer nicht zu bestimmen, findet man öfters in der bemalten iber. Keramik, wobei auf dem Boden liegende Krieger, von solchen Waffen

durchbohrt, zu beobachten sind (Vasen aus Archena [s. d.] und Oliva). Auch konnte man Waffen auf einem Relief im Museum zu Cordoba als solchen ähnlich interpretieren. Daß diese Funde zur Ursprungsfrage des P. beitragen, möchte man bezweifeln, weil sie alle als Wurflanzen angesehen werden können und dann unter die sog. *gaesa* fallen. Die *gaesa* sieht man als eine kelt. Wurflanze an (E. Meyer a. a. O. S. 21 Anm. 4), die auch in Italien sehr verbreitet war. Dieser Name, auf griechisch, wird allg. für die Speere fremder Völker verwendet. Auch wenn später die *gaesa* mit den P. verwechselt werden, darf man doch an der ursprünglichen Verschiedenheit beider Waffen festhalten.

Aber aus Spanien liegen auch sonst einige Funde vor, die mit den röm. Tüllenpila übereinstimmen. Es sind dies eiserne Teile von Wurfwaffen aus dem 4. und 3. Jh., aus den kelt. Nekropolen von Alpanseque (4. Jh.) und Osma (3. Jh.) der nachhallstätt. Kultur Kastiliens und aus Cabrera de Mataró (3. Jh.), letzteres der einheimischen (weder kelt. noch iber.) Küstenkultur Kataloniens angehörend, wobei in Cabrera de Mataró ein starker kelt. Einfluß (Latène-Waffen und -Fibeln) nachzuweisen ist. Es handelt sich um 70—75 cm l. Eisenstangen, die unten allmählich in eine Tülle übergehen, ganz wie bei den röm. Tüllenpila (z. B. aus den Lagern um Numantia). Die Spitze ist nur in Alpanseque erhalten und zeigt blattförmige Lanzenform.

Es ließe sich fragen, ob solche Wurfwaffen als Wurflanzen (*gaesa*) oder als P. aufzufassen sind. In letzterem Falle wären sie sicher als einheimischen Ursprunges zu betrachten und könnten andeuten, daß die Kelten Spaniens mannigfaltige Wurfwaffen hatten, die, wie manche andere Typen, auch von den Iberern der Süd- und Ostküste angenommen wurden, unter denen auch der Prototyp des P. zu finden sei. Wie die P. zu den Samniten gekommen sind, um dann zu den Römern zu gelangen, kann man vorläufig nicht ermitteln. Man könnte vermuten, daß die iber. Söldner Siziliens die Vermittler gewesen seien, von denen die sabell. Stämme sie übernommen hätten. Es ließe sich aber auch eine andere Hypothese aufstellen, nämlich daß solche Waffen allg. kelt. Gut waren und sich sowohl nach Spanien wie in Norditalien verbreiteten. Von den ital. Kelten könnten die sabell. Völker Mittelitaliens sie entlehnt haben. Eine Stütze dafür wäre in dem Vorkommen von *soliferrea* in der nachhallstätt. Kultur Südfrankreichs, in der iberisches nicht erscheint, zu sehen. Weiter könnte man sich fragen, ob nicht auch andere Momente an der Bildung des Typus des röm. P. mitgewirkt haben: vielleicht hat sich die fremde Waffe mit der einheimischen Mörserkeule, als Waffe benutzt, gekreuzt, weshalb das röm. P. nicht genau seinem kelt. Vorbilde entspricht, was auch die Mannigfaltigkeit der Arten der P. (schwere, leichte, Zungen- und Tüllenpila, pila muralia) wohl erklären könnte.

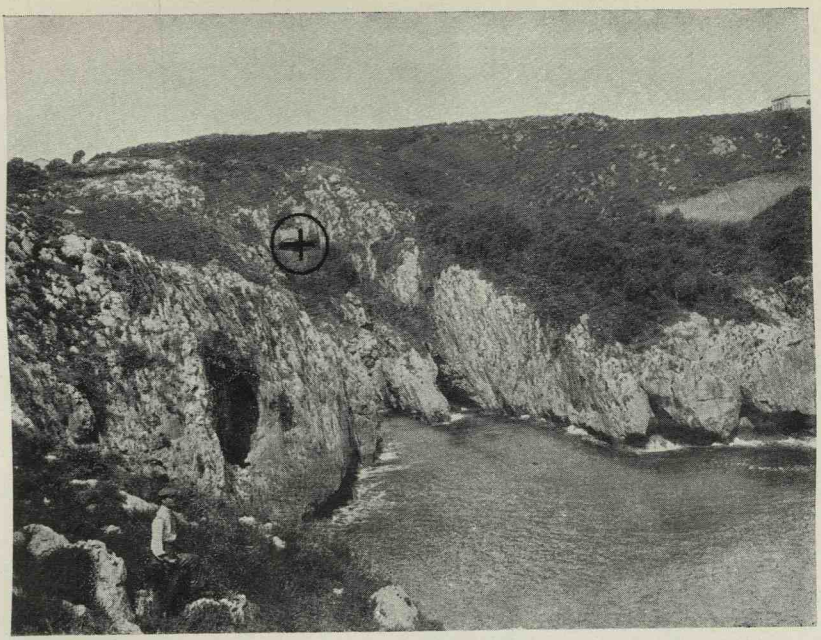
E. Meyer *Das römische Manipularheer. Seine Entwicklung und Vorstufen* Abh. Preuß. Akad. 1923 Phil.-Hist. Kl. Nr. 3 (besonders S. 21, 31ff.); Schulten *Der Ursprung des Pilums* Rhein. Mus. 1911 S. 573ff.; ders. *Das Pilum des Polybios* ebd. 1914 S. 477ff.; Rev. Arch. 1907, 9 S. 243ff., ebd. 10 S. 125ff., 256ff. (A. J. Reinach *L'origine du pilum*); Sandars *The Weapons of the Iberians* Archaeologia 64 (1913—1914) S. 272ff.; Marques de Cerralbo *Las necrópolis ibéricas* 1916 S. 40 Abb. 19 (Fund von Alpanseque). — Über die Funde von Cabrera de Mataró und Osma und die Vase von Olivas. Pyrenäenhalbinsel D und Soliferreum. — Piette-Sacaze *Les Tertres funéraires d'Avezac-Prat* 1899 Tf. 3 Nr. 4; Pothier *Les Tumulus du plateau de Ger* 1900 S. 60 Abb. 23; Actas y Memorias de la Sociedad Española de Antropologia 3 (1924) S. 81ff. Cabré: Relief von Córdoba.

P. Bosch-Gimpera

Pindal-Höhle (Tf. 38, 39a). Unweit Pimiango-Colombres (span. Provinz Asturias); entdeckt von dem Arzte von Colombres und aufgenommen von H. Alcalde del Rio (1908). Interessante Malereien und Gravierungen (Darstellungen vom Wildpferd, Bison, Hirsch; ein Elefanten- und ein Seefisch-Bild. Tektiforme Zeichen, „Waffen" u. ä.). — S. Kunst A II.

H. Alcalde del Rio, H. Breuil und L. Sierra *Les Cavernes de la Région Cantabrique (Espagne)* Monaco 1911 S. 59. H. Obermaier

Pinie. Die P. und ihre genießbaren Früchte sind schon in alter Zeit weit, auch über ihr eigentliches Gebiet hinaus, vorgedrungen.

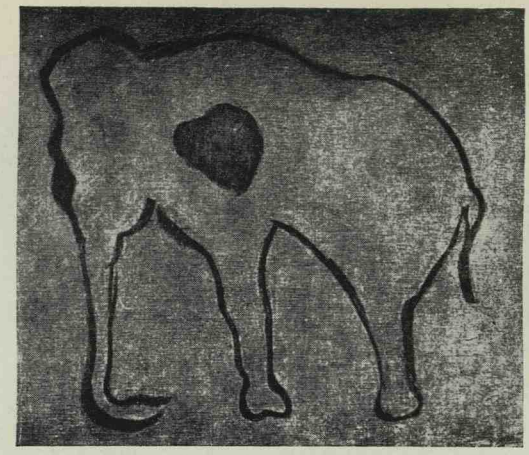


a

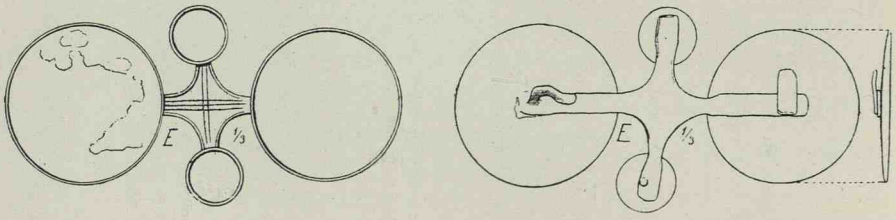
b

Pindal-Höhle

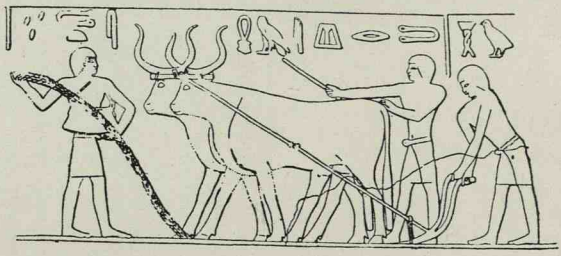
a. Blick auf die Höhle. — b. Blick von der Höhle auf die kantabrische Steilküste. Nach Aufnahmen von H. Obermaier.



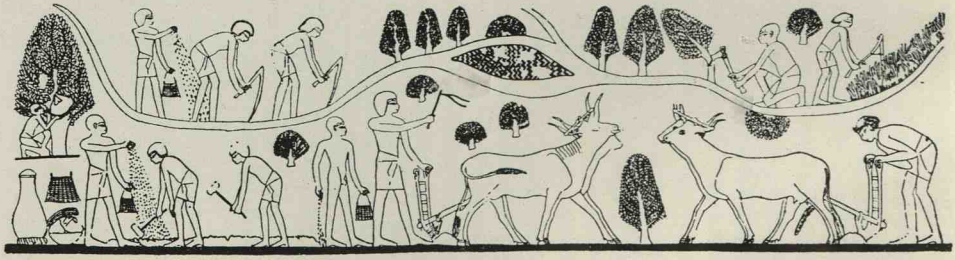
a



b



c



d

Pflug B. Ägypten

c. Pflügen und Säen. AR. — d. Bauern bei der Feldarbeit. 18. Dyn. Nach Erman-Ranke.

Pindal-Höhle

a. Rote Elefantendarstellung. Stark verkleinert. Nach H. Breuil.

Plattenfibel (Tlukomer Typus)

b. Eiserne Plattenfibel mit Silber- und Goldbelag. Tlukom, Kr. Wirsitz.
Nach ZfEthn. Verh. 1899 S. 143.

So finden sie sich in äg. Gräbern, also eingeführt, schon in der 12. Dynastie und später, ganz ähnlich, wie sie die Mekkapilger jetzt noch mit nach Turkestan bringen. Bekanntlich enthalten die schönen Zapfen schmackhafte und fettreiche Samenkörner, die auch in den bekannten Leckerbissen des Orients Halwa Verwendung finden. Die Körner galten noch im 16. Jh. als Aphrodisiakum (s. d.). Ed. Hahn

Pinsel s. Besen.

Pintadera. A. Allgemein s. Tätowiergerät § 2.

B. Italien. Von den ital. Forschern nach Issels Vorgang aufgenommene Bezeichnung für meist aus Ton gefertigte Stempel, welche die Spanier bei der Eroberung Mexikos in Gebrauch fanden, um die Tätowierung der Haut mechanisch zu erleichtern. Wie bei den Guanchos auf den Kanarischen Inseln, in Südbritannien (Peet *Stone- and Bronzeages* S. 162), in Kleinasien (Troja II, Phrygien; Ath. Mitt. 24 [1899] S. 34—36), in Serbien, Mähren und sonst, halfen sie, vielfach mit Ockerstücken zusammen gefunden, dem Schmuckbedürfnis von neol. und kuprolith. Urbewohnern Altitaliens. So in ligur. Wohn- und Grabhöhlen (Band VI Tf. 19 d; Bull. Paletn. Ital. 19 [1893] S. 14—16 Tf. 2, 1—12 Issel; ders. *La Liguria preistorica* 1908 S. 333—335, 419—420, Abb. 46, 47, 50, 51 und Tf. 3, 1—6; Montelius *Civ. prim.* II Tf. 117; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 11 Tf. 1, 1), in einer Hüttensiedlung der Emilia (Bull. Paletn. Ital. 3 Tf. 1, 20), im Küstenland (Bull. Paletn. Ital. 41 S. 31—33 Abb. 8—9, wozu Mon. Lincei 29 S. 355, 1 Rellini), auf Sardinien, aus Knochen (Mon. Lincei 19 S. 478—479 Taramelli; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 107), an der Südküste Siziliens (Mon. Lincei 18 S. 657; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 70), in Apulien von der oberen Hüttensiedlung am Pulo di Molfetta (s. d.; Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 67 Tf. 9, 19 (?) und Abb. 12). Vgl. ArchfRW. 9 (1906) S. 7 v. Duhn. S. a. Rote Farbe im Totenkult § 4.

Derartige Stempel mögen auch für andere Zwecke, so zur Kenntlichmachung von Eigentum, z. B. des Viehs, gedient haben. Auch stellt Mayers Vergleich mit den kret. und anderen Siegeln sowie geschnittenen Steinen aus dem Kreis der sog. Inselsteine erwägenswerte Fragen. v. Duhn

Pinzette.

A. Europa.

§ 1. Entstehung. — § 2. Form. — § 3. Material. — § 4. Verwendung. — § 5. Schieberpinzette.

§ 1. Die P. ist entstanden aus dem Bedürfnis, einen kleinen Gegenstand fest zu fassen. Die natürliche Urform ist der menschliche Daumen mit dem Zeige- oder Mittelfinger, genauer die Nägel dieser Finger. Sie soll aber nicht nur zugreifen, sondern mit der Federkraft ihres Bügels auch wieder loslassen. Das ist nur möglich, wenn sie aus einem federnden Stoff, also Metall, besteht. Daraus erklärt sich ihr Fehlen in der StZ. Sobald man über das geeignete Material verfügte, tritt sie auf. In der Entwicklungsgeschichte der Technik hat die P. Bedeutung als Vorbedingung zur Erfindung der Zange (s. d. A) und Schere (s. d. A).

§ 2. Die P. besteht aus zwei dünnen Armen, die zu einer mehr oder weniger verbreiterten Greifschneide gegeneinander umbiegen. Sie hängen durch einen federnden Bügel zusammen, dessen meist kreis- oder birnförmige Erweiterung wohl eine Folgeerscheinung der Herstellungstechnik ist; um die Bronze federnd zu machen, muß sie nämlich gehämmert werden, und das geschieht bei einer scharfen Umbiegung zweckmäßig über einem etwas stärkeren Rundstab. Im Hallstätter Kulturkreis kommen daneben P. mit einem Bügel aus tordiertem Draht vor, der zuweilen nach Art der Fibelfedern mehrere Male spiralig gewunden und so federnd gemacht ist. Über eine Sonderform s. § 5.

§ 3. Das Material ist in der BZ Bronze. In der ä. EZ wird daneben auch Eisen verwendet. Einige vereinzelte Exemplare aus Gold und Silber sind wegen ihrer Weichheit praktisch nicht benutzbar und können nur für Prunkgeräte gelten. S. Band IV Tf. 190 b 4 und 6; IX Tf. 109 h, 133 l, 141 g; XI Tf. 89 g.

§ 4. Die P. pflegt als Gerät zum Entfernen lästiger Haare angesehen zu werden. Diese Ansicht findet ihre Stütze darin, daß sie in der nord. Bronzekultur nur in Männergräbern beobachtet wurde, demnach zum Rasieren des Bartes diente. Etwaigen Zweifeln an der Möglichkeit

solcher Benutzung kann durch erfolgreiche praktische Versuche begegnet werden; hierbei werden die Haare nicht abgekniffen, sondern mit der Wurzel ausgerissen. Außerdem dürfte die P. in der Zeit, als man noch mehr als heute barfuß ging, ein nützliches und häufig gebrauchtes Instrument zum Ausziehen eingetretener Dornen gewesen sein.

§ 5. Eine Sonderform ist die Schieberpinzette, die in der Gesichtsurnenkultur (s. d. A § 8) der ä. EZ häufig vorkommt und sich durch die RKZ bis in die Merowingerzeit hält. Ihre schmalen, gleichmäßig breiten Arme werden von einem viereckigen oder runden Schieber umspannt, der es ermöglicht, den gefaßten Gegenstand nach Art einer Klammer eine Zeitlang festzuhalten. Sie hat also eine andere Funktion als die einfache P., deren Federung auf einen schnellen Wechsel von Festhalten und Loslassen hinweist.

Anthr. Korr.-Bl. 1884 S. 189 Neugebauer; Miske *Velem St. Vid* S. 12; S. Müller *Ordning Broncealderen* Nr. 18, 86—87, 194—199, 295—297; Nord. Tidskr. 2 S. 175; Aarb. 1876 S. 294; Hoops *Reall.* s. v. Bartzange Sudhoff; ebd. s. v. Pinzette Ebert. A. Götze

B. Medizinisch s. Chirurgische Instrumente § 6 und Band VIII Tf. 110e, f.

Písek s. Böhmen-Mähren E II § 71.

Pistazie. Die P., eine syr. Nußfrucht, die sich durch die grüne Farbe auszeichnet, hat in der weit verbreiteten Terebinthe, die den älteren Persern Zukost gegeben haben soll, und im Mastixbaum, dessen Vorkommen oder jedenfalls Kultur auf Chios beschränkt war, Verwandte, die gleich ihr schon in alter Zeit Bedeutung gehabt haben können. Ed. Hahn

Pithecanthropus erectus s. Java, Primaten § 6.

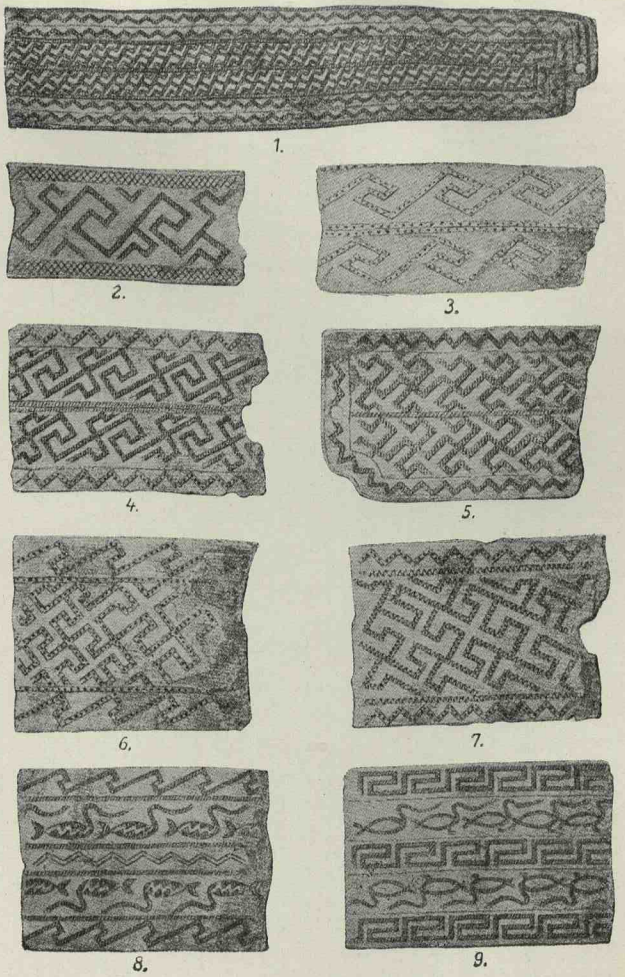
Pithos-Bestattung. § 1. Die von Diodor (V 18) von den Balearen (s. d.) schriftlich bezeugte und auch bei verschiedenen Naturvölkern der Gegenwart sowie im alten Peru geübte Bestattung in eiförmigen Tongefäßen findet sich in vorgesch. Zeit auf der iber. Halbinsel in El Argar, Orihuela, El Oficio und anderen Gräberfeldern dieser Stufe (s. Pyrenäenhalbinsel C § 2). In Italien begegnet die P.-B. in Borgio-Verezzi und anderwärts (Issel *Caverne ossifere del Loanese e del Finalese* Bull. Pateln. Ital. 1885 S. 97 Tf. 9), in Griechenland erscheint sie in Sesklo (s. d.), Rahmani, Aphidna (s. d.), Thorikos (s. d.), Salamis (s. d.), in Nidri auf Leukas (s. d.; Band VII Tf. 201 A) und in Tiryns (s. d.), im kret. Kulturkreise in Gurnià (s. d.), und Mochlos (s. d.) auf Kreta sowie in Phylakopi (s. d.) auf Melos (D. Fimmen *Die kret.-myk. Kultur* 1924² S. 64). Außerdem begegnen wir ihr noch in Syrien und Palästina (vgl. Band II Tf. 1 a, b), in Susa (wo die Toten in zwei mit der Mündung aneinanderstoßende und durch Erdpech miteinander verbundene, große Amphoren gelegt waren; Mém. Dél. Perse 8 S. 35), auf der Krim (ZfEthn. Verh. 1884 S. 430 Virchow) und in den freilich schon jüngeren Gräberfeldern Transkaukasiens (Morgan *Caucase* II 98). Endlich kommt sie, wenn auch nur ganz vereinzelt, in Mitteleuropa (Schässburg; s. d.) und im N vor, so in Quistofta auf Schonen (ZfEthn. 1893 S. 142 Olshausen).

§ 2. Die P.-B. wurzelt jedenfalls, wie das Einnähen des Toten in Felle, die Hockerbestattung, die Bestattung in Steinkisten und Holzsärgen u. dgl., in dem Glauben an den lebenden (s. d.) Leichnam, dessen Rückkehr man dadurch verhindern wollte. Daher sind auch die Leichen, die in ärgster Hockerstellung in das engmundige Gefäß hineingezwängt werden mußten, mit Vorliebe mit dem Kopf nach unten beigesetzt. Bei manchen Naturvölkern erfolgt die Einfügung in das Gefäß sogar noch, bevor der Tod vollständig eingetreten ist. In den vorgesch. Per. findet sich die P.-B. besonders bei Kindern angewendet, namentlich bei solchen, die als Haus- und Bauopfer dienten. — S. a. Grab, Kindergrab. G. Wilke

Pivneva s. Südrußland D.

Pizzughi (Tf. 40). § 1. Bezeichnung dreier benachbarter Hügel, etwa 8 km sö. von Parenzo (Istrien). Sie trugen von jeweils 3 Ringwällen umgebene Castellieri (s. d.), auf denen besonders bei Grabungen 1894 auch Reste von Urnen und Bronzen gefunden sind (Atti e. mem. Soc. Istr. d'archeol. 10 S. 521). Doch waren Arbeiten in den Nekropolen wesentlich ergiebiger. Zu den auf Amorosos Plan Tf. 1 mit I und II bezeichneten Castellieri sind an ihrem Fuße zugehörige Gräberfelder gefunden,

a



b

Pizzughi

a. Keramik mit weißer Inkrustationsverzierung. — b. Gürtelblechstücke. — Brandnekropole bei Parenzo, Istrien. Nach A. Amoroso.

zu III noch nicht, wenn nicht etwa zwischen II und III 1905 und 1906 aufgedeckte Gräber älterer Art dieser Burg zugerechnet werden müssen, die alsdann vielleicht die älteste Siedlung getragen hätte. Auch bei diesen Grabfeldern ist auffällig, daß die für die vorillyr. und allererste illyr. Zeit vorauszusetzenden Gräber, vorillyr. natürlich liegende Hocker (s. Nesazio), noch nicht gefunden sind.

§ 2. Durchweg Brandgräber. Die meisten sind mehr oder minder runde Gruben, ausgefüttert mit unregelmäßigen Kalksteinplatten und ebenso gedeckt; einige mit Bronzen u. a. reicher ausgestattete Gräber sind viereckig, etwa 1 qm groß und mit polygonalen Platten regelrecht ummauert und ebenso gedeckt, eng aneinander geschlossen, also wohl Familiengräber. Einfachere Vorstufen hierzu sind ebenfalls kollektiv mit großen Platten gedeckt. Also hier, wie drüben in Este (s. d.), stark betonter Familienzusammenschluß, hier auffälliger als in anderen Grabfeldern Istriens. Andere Gräber zeigen das Aschengefäß in bloßer Erde ohne weiteren Schutz oder einfach mit Steinen umstellt, noch andere wenige sind Löcher, in welche die Asche niedergelegt wurde, wahrscheinlich in einen Stoff gewickelt. Gewöhnlich enthält jede Grabvertiefung nur eine Aschenurne, doch kommt Häufung bis zu 3 vor. Eigenartig ist die Anordnung einiger 1906 in der archaischen Zone aufgedeckter Gräber: tiefe, runde Schachte, die zuoberst unter der deckenden Kalksteinplatte einige Kohlen- und verbrannte Knochenreste zeigten, also wohl Anzeichen eines dem Toten zu Ehren gehaltenen Mahles am eben geschlossenen, noch nicht gedeckten Grabe; darunter eine Schale mit Scheiterhaufenresten, mit einer dünnen Steinplatte gedeckt, darunter abermals eine Schicht Kohlen mit Steinplatte, darunter eine dritte kleine Platte, welche die Mündung eines großen, bauchigen Topfes schloß, der die verbrannten Knochenreste enthielt: also eine sehr auffällige, sorgsame Scheidung der Brandreste des Toten selbst, die auch in anderen Urnen stets von der Scheiterhaufenasche, die mit Kohlenresten den oberen Teil der Urnen füllte, überlagert, aber getrennt waren. Die Sitte, den Toten zu Ehren ein Leichenmahl abzuhalten bzw. Tiere zu opfern, wird z. B. für das Küstenland erwiesen durch Funde zahlreicher unverbrannter Knochen von Rindern, Pferden, Schafen und Schweinen an einem Totenverbrennungsplatz bei Karfreit: Boll. Soc. Adr. sc. natur. Trieste 11 (1889), Bull. Paletn. Ital. 19 (1893) S. 231—232.

§ 3. Die Urnen (Tf. 40) sind fast durchweg grobe, einheimische Tonarbeit, dunkel, mit weiß gefüllten, linearen Verzierungen, darunter gern jene liegenden Mäander, die einen alten einheimischen Stammbaum haben (s. Nesazio und Band VIII Tf. 150). In jüngerer Zeit kommen Tongefäße der rot-schwarzen Art Este III, außerdem, ganz vereinzelt, apul.-geometrische Vasen vor; daneben werden auch wohl Bronzegefäße als Aschenbehälter verwendet, besonders Rippeneimer, Situlen der Este-Form, halbkugelförmige Becken, einmal ein Spitzenhelm einer auch im Veneterland und Picenum üblichen Form (Mon. Lincei 10 S. 111—116 Abb. 36—37; ebd. 5 S. 204—205 Abb. 43—45 und S. 218—219; Mem. d. R. Acc. d. sc. Bologna Ser. II 5—7 [1920—23] S. 45 Ducati).

Die Toten wurden in ihrer Kleidung verbrannt, die mit Knöpfen statt mit Fibeln geschlossen war, — daher auch hier wie in den anderen istrischen Nekropolen so wenig Fibeln und erst junge: einige Kahnfibeln gestreckter Form, dünne spirallose Schlangenfibeln und Certosafibeln, nicht mehr Latène. Wenig Schmuck: am häufigsten einfache oder aus mehreren Spiralen bestehende Armringe und ähnliche Fingerringe, mit Knöpfen oder Scheiben abschließende, lange Nadeln, dreieckige, bulla-artige oder kammartig gezackte Anhänger, an deren einem drei kleine, behelmte Menschenbilder hingen; häufig sind auch die sog. *saltaleoni*, spiralige Zylinder aus Bronze für Halsketten. Alle diese zur Ausstattung oder zum Schmuck des Toten gehörigen Dinge, die meist Feuerspuren zeigen, sind nachträglich in die Urnen gelegt, so auch die nicht mit ins Feuer gekommenen Dinge, wie Glas- und Bernsteinperlen. Toilettengeräte und die elegant geschwungenen Eisenmesser wurden gern mitgegeben; sonst von Eisen nur einige Lanzenspitzen, aber keinerlei andere Waffen. Andere Beigaben, Speisenmitgabe u. ä., kommen nicht

vor. Enge Beziehungen zum Veneterland und Picenum (s. d.) sind überall ersichtlich.

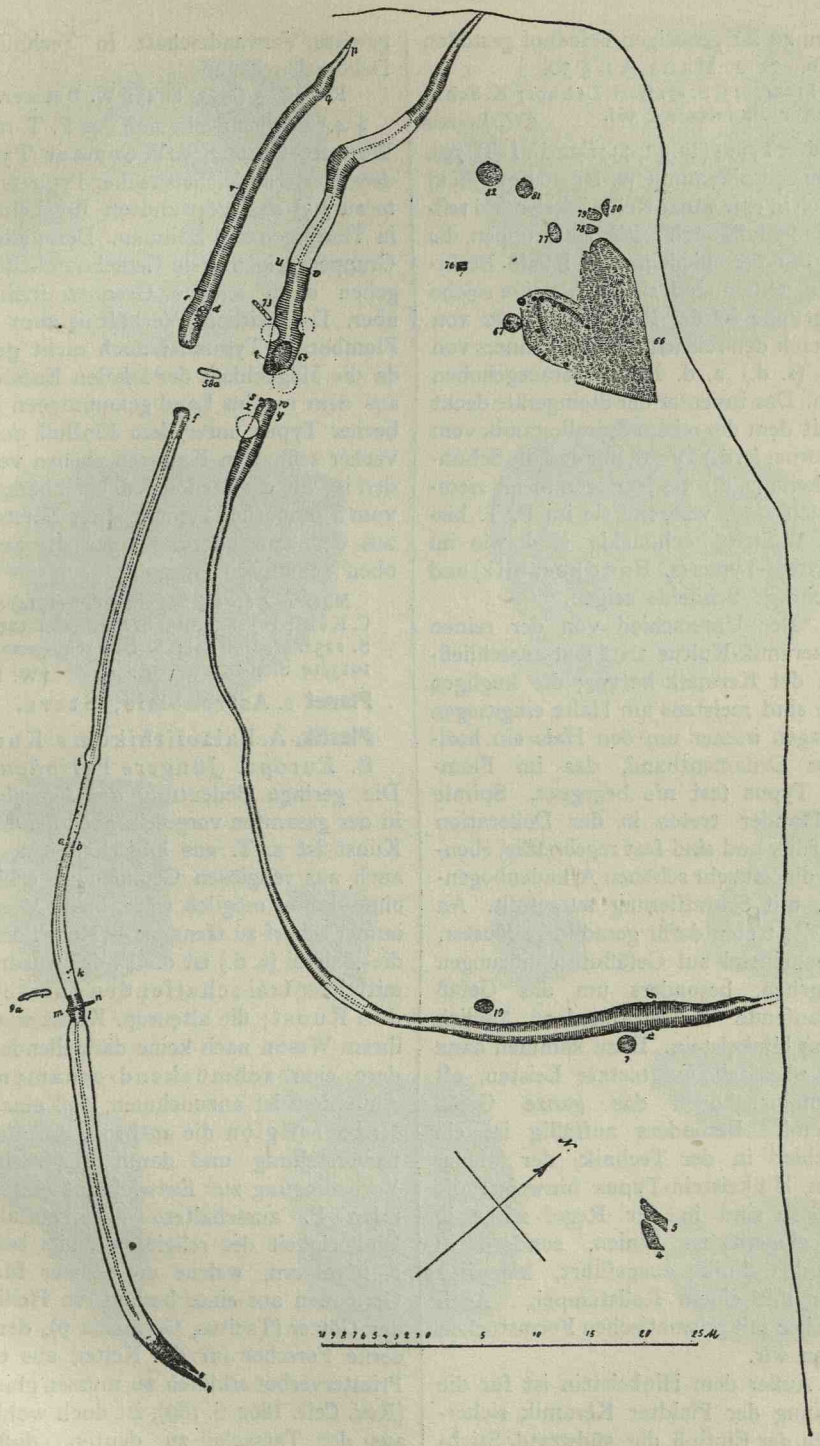
Gallisches fehlt in den Gräbern durchaus; vereinzelte Latène-Fibeln von den Castellieri können nicht über die hier wie auch in anderen istrischen Siedlungen festgestellte Tatsache täuschen, daß ein gall. Kultureinfluß hier nicht mehr stattgefunden hat. Freilich hört mit der Zeit, die ungefähr dem Ausklingen der Per. Este III entspricht, eben der gall. Einbruchszeit, hier, wie auch an anderen istrischen Orten, das Leben scheinbar für einige Zeit auf oder geht stark zurück. Erst die röm. Zeit sieht wieder neues Leben entstehen.

Bull. Paletn. Ital. 11 (1885) S. 47—50, 65—81 Orsi; Atti e mem. d. Soc. Istriana d'archeologia 5 (1889) S. 225—261 Tf. 1—10 Amoroso; Boll. d. Soc. Adriatica di sc. naturali di Trieste 24 (1908) S. 185—190 Marchesetti; Abb. auch bei Hoernes *Urgesch.*[2] S. 465, 467. v. Duhn

Placard-Höhle (Charente) s. Kunst A I, Magdalénien.

Plaidt (an der Nette, Rheinprovinz; Tf. 41—43). § 1. Bevor die aus der Eifel kommende Nette in das Neuwieder Becken einmündet, durchfließt sie ein fruchtbares, welliges Hügelland, das ebenso wie das Neuwieder Becken dicht besiedelt war (Kretz [s. d.], Niedermendig, Kottenheim [s. d.], Mayen [s. d.], Minkelfeld, Ruitsch, Polch, Gering [s. d.]). Hier liegt auch auf einem in weitem Bogen von der Nette umflossenen, niedrigen Hügel aus vulkanischem Tuff der befestigte Bauernhof, dessen reiche spiralkeramische Funde (Tf. 42, 43) für den Plaidter (s. d.) Typus eponym geworden sind. Die Ausgrabung hat Lehner 1911 durchgeführt. An zwei Seiten, im NW und NO, ist der direkt s. des Dorfes gelegene Hügel durch Traßgruben abgetragen, so daß an diesen Seiten die Befestigung zerstört ist. Auch der Grundriß des Hauptwohnhauses ist dadurch nur zum Teil erhalten. Es handelt sich anscheinend um ein verschobenes Viereck (12 × 14 m) nebst einem Vorbau mit Lehmbänken usw. Eine direkt daneben gelegene Grube mit zwei Pfostenlöchern erinnert an die Grube neben dem Hause A von Eberstadt (s. d.) mit zwei gesetzten Fundamentsteinen. Außerdem fanden sich eine Reihe von Abfall- und ähnlichen Gruben. Um dieses Haus herum war ein ovaler Platz von ca. 100 × 80 m von einem Graben eingefaßt, und darum zog sich ein zweiter Graben, der eine Fläche von 140 × 100 m einschloß. Dieser zweite Graben ist nicht gleichzeitig mit dem ersten, sondern er zeigt eine spätere Vergrößerung des Meierhofes. Nach seiner Fertigstellung ist der innere Graben offensichtlich eingeebnet. Die ganze Anlage ging dann bei einer Brandkatastrophe zugrunde. Eine Eigentümlichkeit beider Gräben ist es, daß sie teilweise als offener Graben direkt der Befestigung dienten, während sie auf anderen Strecken deutlich nur als Palisadengraben zum Einbau eines Holzzaunes gebaut sind. Ein solcher Wechsel in der Befestigung ist sonst nirgends beobachtet worden. Im Verlauf der untersuchten Grabenstrecken sind zwei Tore festgestellt, eins im SO mit einem Holzsteg über den hier offenen Graben und ein größeres im SW, gerade dem Hause gegenüber, wo der ältere wie der jüngere Graben dammartig unterbrochen sind. An Einzelfunden fanden sich neben reicher Keramik (s. Plaidter Typus), aus deren Resten sich annähernd 40 Gefäße wieder zusammensetzen ließen: Feuersteinmesser und -schaber, Schuhleistenkeile (s. d.) und Hobelbeile, grobe Hacken aus Grauwacke (wie in Mayen), Mühlsteine, Nadeln und Pfriemen aus Knochen sowie tönerne Perlen oder Spinnwirtel. S. a. Gehöft B.

§ 2. Auf demselben Hügel lag auch in der Frühlatènezeit eine größere Ansiedlung, von der 67 Wohngruben bei der Ausgrabung untersucht wurden. Es handelt sich um bienenkorbartig nach unten verbreiterte Gruben mit flachem Boden, mit einem Dm bis zu 3 m, die zum Teil selbst als primitive Hütten gedient haben (Pfostenlöcher um den Boden der Hütten), teils als Keller oder Vorratsräume von höher gelegenen Hütten anzusprechen sind. Außer der Keramik, unter der Flaschen und Omphalos-Schalen mit eingestempelten Bodenornamenten hervorzuheben sind, fanden sich in diesen Gruben Reib- und Schleifsteine, sog. Webegewichte aus Ton, Spinnwirtel, ein Fragment eines eisernen Messers mit Griffzunge. Eine Befestigung dieser Frühlatène-Siedlung ließ sich nicht nachweisen, doch scheinen private Raubgrabungen auf der Südseite der Siedlung



Plaidt

Neolithische Ansiedlung. Nach Bonner Jahrbücher 122 Tf. 25.

auf den zu ihr gehörigen Friedhof gestoßen zu sein. S. a. Haus A 1 § 30.

BJ 122 (1913) S. 271ff. H. Lehner; K. Schumacher *Rheinlande* I 36f. †W. Bremer

Plaidter Typus (Tf. 42,43; Band VII Tf. 79). § 1. Die Spiralkeramik (s. Bandkeramik) teilt sich in eine ganze Reihe lokaler und teilweise jedenfalls auch zeitlicher Gruppen, die durch die verschiedenartige lokale Beeinflussung entstanden sind. Als eine solche Untergruppe ist der P. T. zuerst 1912 von Köhl nach den reichen Funden Lehners von Plaidt (s. d.) a. d. Nette herausgehoben worden. Das Inventar der Steingeräte deckt sich mit dem der reinen Spiralkeramik vom Flomborner (s. d.) Typus, nur daß die Schuhleistenkeile (s. d.) des letzteren meist ziemlich flach sind, während sie im P. T. bisweilen ähnlich hochnackig sind wie im Hinkelstein-Typus (s. Bandkeramik) und eine schräge Schneide zeigen.

§ 2. Der Unterschied von der reinen Spiralkeramik-Kultur tritt fast ausschließlich in der Keramik hervor; die kugligen Gefäße sind meistens am Halse eingezogen und tragen immer um den Hals ein horizontales Ornamentband, das im Flomborner Typus fast nie begegnet. Spirale und Mäander treten in der Dekoration sehr zurück und sind fast regelmäßig, ebenso wie die oft sehr schönen Arkadenbogenmuster, mit Schraffierung ausgefüllt. An ihre Stelle treten dafür geradlinige Muster, die anscheinend auf Gefäßumschnürungen zurückgehen, besonders um das Gefäß herumlaufende Zickzackbänder, ähnlich wie beim Hinkelstein. Dazu kommen dann häufig plastisch aufgesetzte Leisten, oft als Ornamentbogen das ganze Gefäß umziehend. Besonders auffällig ist ein Unterschied in der Technik, der wieder auf den Hinkelstein-Typus hinweist: die Ornamente sind in der Regel nicht in gerade eingeritzten Linien, sondern in Stichpunkttechnik ausgeführt, bisweilen offenbar mit einem Rollstempel. Auch Eindrücken mit prismatischen Formstöcken begegnen wir.

§ 3. Außer dem Hinkelstein ist für die Entstehung der Plaidter Keramik sicherlich auch der Einfluß der südwestd. Stichkeramik wichtig gewesen, wie gleiche Gefäßformen (Taschengefäß; Tf. 43 g) und gewisse Verwandtschaft in Technik und Dekoration lehren.

Präh. Z. 5 (1913) S. 434 W. Bremer.

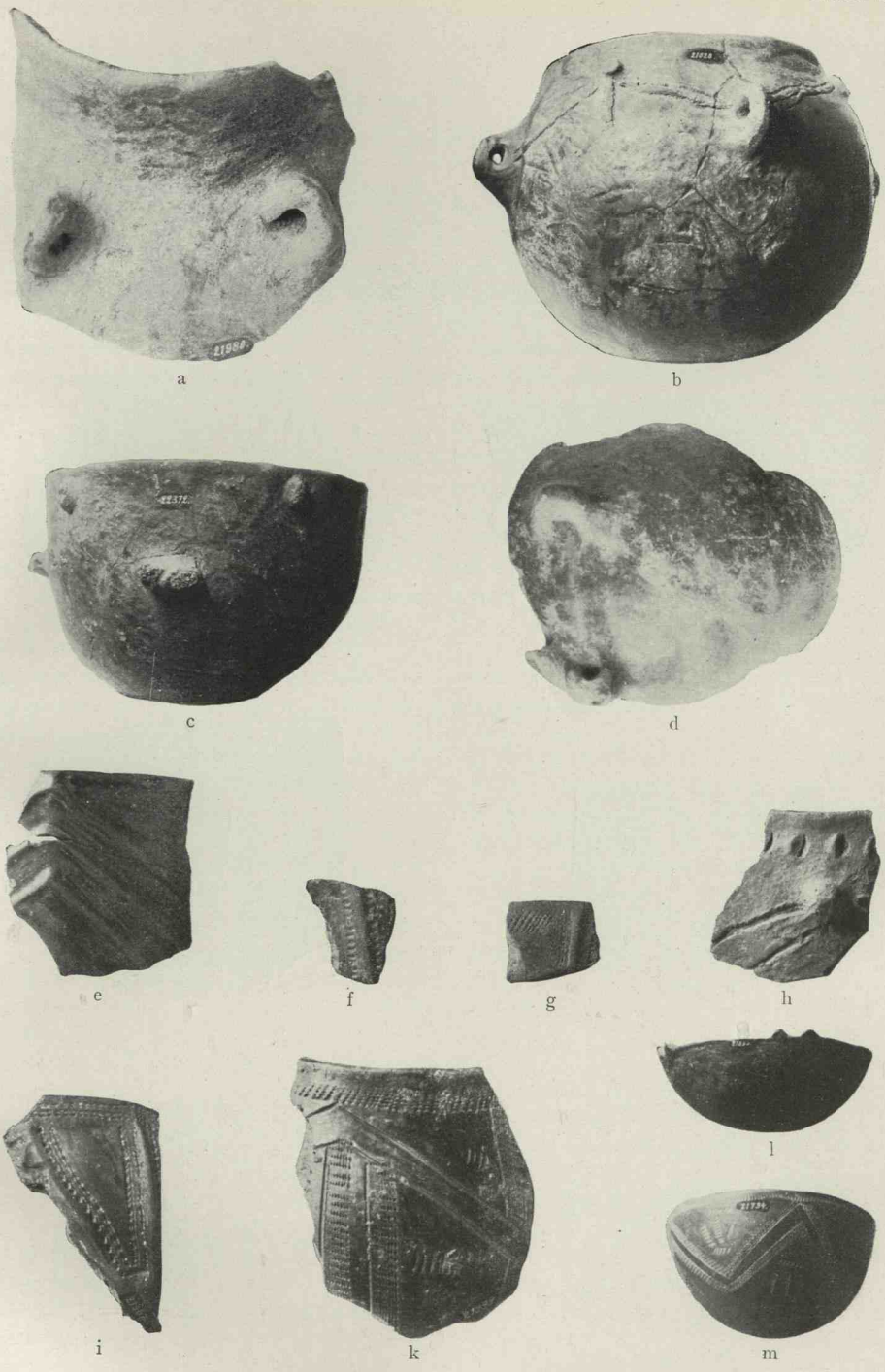
§ 4. Zeitlich deckt sich der P. T. mit der Wormser Gruppe (s. Wormser Typus), dem Wetterau-Eichelsbacher Typus (s. Wetterau § 3) und verwandten Erscheinungen in Thüringen und Böhmen. Denn alle diese Gruppen zeigen viele Gemeinsamkeiten und gehen ohne scharfe Grenzen ineinander über. Das zeitliche Verhältnis zum reinen Flomborner Typus ist noch nicht geklärt, da die Möglichkeit der lokalen Entstehung aus dem neu ins Land gekommenen Flomborner Typus unter dem Einfluß der hier vorher seßhaften Kulturen ebenso vorhanden ist wie die der lokalen Unabhängigkeit vom Flomborner Typus und der Entstehung aus der Zuwanderung einer der anderen oben genannten Gruppen.

Mannus 4 (1912) S. 53f., ebd. 6 (1914) S. 53ff. C. Köhl; BJ 122 (1913) S. 282ff., ebd. 124 (1918) S. 125f. H. Lehner; 8. Ber. röm.-germ. Kom. 1913/14 S. 66ff. †W. Bremer

Planet s. Astronomie, Stern.

Plastik. A. Paläolithikum s. Kunst A.

B. Europa. Jüngere Perioden. § 1. Die geringe Bedeutung der figuralen P. in der gesamten vorgesch. abendländischen Kunst ist z. T. aus künstlerischen, z. T. auch aus religiösen Gründen zu erklären, ohne daß es möglich wäre, beide Momente immer scharf zu trennen. — Mehr noch wie die Malerei (s. d.) ist die P. das Ausdrucksmittel der frei schaffenden darstellenden Kunst; die alteurop. Kunst war aber ihrem Wesen nach keine darstellende, sondern eine schmückend-ornamentale. Außerdem ist anzunehmen, daß eine reine Naturreligion die anthropomorphe Gottesvorstellung und damit die wichtigste Vorbedingung zur Entwicklung einer figuralen P. ausschaltete. Die auffallende Bildlosigkeit des religiösen Kults bei den Nordvölkern, welche die Römer für die Germanen aus einer besonderen Heiligung der Götter (Tacitus, Germania 9), der moderne Forscher für die Kelten aus einem Priesterverbot erklären zu müssen glaubten (Rev. Celt. 1892 S. 189), ist doch wohl eher aus der Tatsache zu deuten, daß der religiösen Vorstellung dieser Völker die scharf umrissene, persönlich gefaßte und

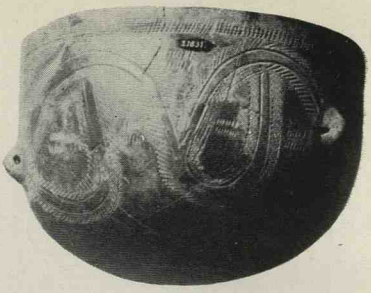


a b c d e f g h i k l m

Plaidt

Keramik von Plaidt. Nach Aufnahmen des Bonner Provinzialmuseums

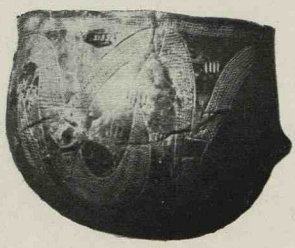
a



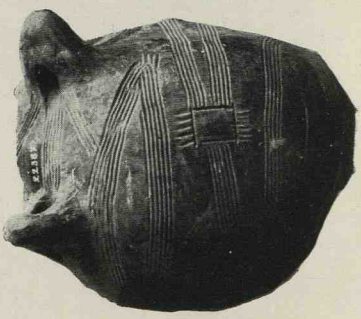
b

c

d



e



f

g1

g2

Plaidt

Keramik von Plaidt. Nach Aufnahmen des Bonner Provinzialmuseums.

darstellbare Göttergestalt überhaupt fremd war. Der vorgesch. Denkmälerbestand lehrt aber, daß Germanen und Kelten in diesem Fall nur die späten Hüter einer einst allgemein verbreiteten Tradition waren, und daß die wichtigeren Gruppen figuraler P. in Alteuropa alle durch fremde Kulturübertragung erklärt werden müssen (dagegen die veraltete Anschauung S. Reinachs). S. a. Nordischer Kreis B § 14c, Schernen, Syro-Hettitische Bronzen aus Südrußland.

Allgemein: Hoernes *Urgesch.*[2] S. 43ff.; L'Anthrop. 5, 6, 7 (1894—96) S. Reinach.

§ 2. Eine um so größere Rolle muß die als Kunstform noch zu wenig beachtete anikonische Plastik gespielt haben, vom bildlosen Amulett bis zum geheiligten Steinmal, dem die gemeinsame Kulthandlung galt, und das zu den umfangreichen Steinsetzungen Nord- und Westeuropas als Vertretern primitiver Sakralarchitektur hinüberführt. Sicher sakrale Bedeutung besitzt die auf einer der Steinplatten des Kivik-Grabes (Band III Tf. 56c, s. Figürliche Darstellung § 4; s. a. Kivik § 2, Musik A § 5) abgebildete Steinpyramide; „Sonnenstelen" kann man in einzelnen Darstellungen der Felsbilder von Bohuslän vermuten (s. Figürliche Darstellung); kleine Steinpyramiden fanden sich in Gräbern der StZ und BZ in der Lüneburger Gegend (Präh. Z. 4 [1912] S. 411; ebd. Schuchhardts Deutung als Seelen- oder Götterthron; vgl. Präh. Z. 2 [1910] S. 331ff.); ein bearbeiteter Holzstamm, der nach den Fundverhältnissen mit einiger Sicherheit als Kultobjekt gedeutet werden kann, ist von einem norw. Opferplatz der StZ(?) bekannt (Aarb. 1881 S. 376f.). Es ist denkbar, daß solche anikonischen Pflöcke, Stelen, Säulen, die ursprünglich doch wohl selber als beseelt und nicht etwa als Sitz unsichtbarer Geister oder Götter gedacht waren, gelegentlich eine leichte anthropomorphe Umgestaltung erfuhren, auf keinen Fall aber kann von einer schrittweise sich vollziehenden, selbständigen Entwicklung der anikonischen zur figuralen P. gesprochen werden. Dagegen hat die Berührung mit einer fremden figuralen Kunst wiederholt zu Mischformen geführt, welche die bildlose Grundgestalt noch deutlich erkennen lassen, und die bei nur vorübergehender Beeinflussung ihren figuralen Charakter wieder gänzlich verlieren können (s. a. Idol A 2, Relief).

§ 3. Eine dauernde Quelle plastischer Anregungen boten die alten Kulturländer des SO, deren hist. Rolle als Ausstrahlungsherd figuraler Kunstformen später die kret.-myk., dann die griech.-ital. Kulturen übernahmen. Es kann kein Zufall sein, daß die beiden Ströme figuralplastischer Kunsttätigkeit, die im Neol. bzw. der frühesten Metallzeit auftreten, ihren Anfang offenbar im SO nehmen und nach W und N allmählich versanden. In erster Linie handelt es sich dabei um die Idolplastik, die mit der Bandkeramik (s. d.) donauaufwärts getragen wurde, auf dem Seeweg aber nach Südwesteuropa und vereinzelt sogar bis nach den brit. Inseln vordrang (s. Idol A 2). Mit ihr verbreitete sich eine Tierplastik, die in der Form freier Tierstatuetten, als plastischer Schmuck an Geräten oder auch als zoomorphe Umgestaltung ganzer Gefäße in der Steinkupferzeit Mesopotamiens und Ägyptens, der älteren BZ Trojas und Zyperns so überaus charakteristisch ist (s. Vase). Die Verbreitung der Tierplastik deckt sich im wesentlichen mit der der Idole, religiöse Bedeutung ist namentlich bei den überraschend weit verbreiteten Stierstatuetten bzw. Rinderköpfen anzunehmen: in Altbabylonien und dem vordyn. Ä., in Troja (s. d.), in der bandkeramischen Kultur Südrußlands (s. d. B), Siebenbürgens (Band II Tf. 67c), Böhmens (ebd. 23d), Serbiens, Apuliens, sodann in der von den meisten Forschern (Ebert, Rostovcev, Tallgren) ins 3. Jht., von Farmakovskij, Reinecke allerdings erheblich später datierten „Ockergräber-Kultur" Südrußlands (s. d. C; Maikop; s. d.; s. a. Mondidol; vgl. a. die Bythiner Stierfigürchen hier Tf. 70a). Neben den Tiergefäßen stehen Gesichtsvasen, in Troja (Band XIII Tf. 66a—c) seit der II. Stadt und bei zunehmender Entnaturalisierung der Form bis zur V. (H. Schmidt in Dörpfeld *Troja* I 255ff.). Vereinzelte Parallelen sind aus Thessalien, Serbien bekannt (Tsuntas *Dimini-Sesklo* Abb. 228; Präh. Z. 2 [1910] Abb. 8). — Bei den zum Teil verblüffend naturalistischen Malta-Figuren (Band VII

Tf. 223 b) und anderen Tonstatuetten schlafender Frauen hat man neben ägäischen auch afrik. Kunsteinflüsse in Betracht gezogen (A. Mayr *Die Insel Malta im Altertum* S. 62). — Eine ähnliche merkwürdige Mischung anikonischer und figuraler P., wie sie für die iber. Idolplastik charakteristisch ist, zeigen die bis 2 m hohen Steinskulpturen Sardiniens, Südfrankreichs und die schon bronzezeitl. der Provinz Genua (Band IV Tf. 14, VII Tf. 205). Die zuckerhutförmigen Steine Sardiniens tragen höchstens ein Paar Frauenbrüste, bei den teils männlichen, teils weiblichen frz. und ital. Bildsteinen können neben Teilen des Gesichts auch Hals- und Gürtelschmuck, weibliche Brüste, Waffen, Arme und Beine angedeutet sein. Den südfrz. Menhir-Statuen schließen sich die noch stärker schematisierten Relieffiguren aus nordfrz. Grabkammern an (s. Relief). Das spätere, spurlose Verschwinden dieser figuralen P., ihre Ausbreitung von der Küste und Degeneration in Nordfrankreich deuten wohl schon darauf hin, daß sie, wie auch die verwandte südwesteurop. Idolplastik, nur unter vorübergehenden Einflüssen aus dem ö. Mittelmeergebiet entstanden sein kann.

L'Anthrop. 5 (1894) S. 147ff. Cartailhac; Déchelette *Manuel* I 587ff.; Congr. intern. préh. Genf 1912 Hermet; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 218ff.; C. Schuchhardt *Alteuropa*[1] 1919 S. 70ff.

§ 4. Eine besondere Gruppe plastischer Werke bietet die arktisch-baltische bzw. osteurop. Jägerkultur, die, innerlich verwandt mit der diluv. Bildnerei West- und Zentraleuropas, neben dekorativ verwendeten Tierköpfen an Waffen und Geräten (vgl. a. Band IV Tf. 185a, IX 26c, d, Tf. 33 n, q) sich auch in freien Statuetten von Mensch und Tier betätigt, von denen besonders letztere einen bemerkenswerten Naturalismus aufweisen können. So äußerst zäh sich diese Kunst in Osteuropa gehalten hat, scheint eine Einwirkung auf den benachbarten W nicht erfolgt zu sein (s. Idol A 2, Tierornament). S. a. Tierköpfförmige Steinwaffen und Band III Tf. 124i, XIII Tf. 58.

§ 5. Eine Ausstrahlung der höchst entwickelten ägäisch-myk. Kleinplastik auf das übrige Europa hat während der BZ nur in sehr geringem Grade stattgefunden. Weibliche Tonfiguren mit Glockengewand aus der serb.-ungar. BZ (Band VI Tf. 2) mögen an s. Vorlagen anknüpfen (s. Idol A 2). — Ungenügend erklärt ist die vereinzelt und plötzlich auftauchende Bronzeplastik in der früheren nord. BZ. Werke wie die Pferdestatuette vom Trundholmer Sonnenwagen aus der späteren II. Per. Mont. (s. Trundholm; Band XIII Tf. 76) oder die Pferdeköpfe der sog. Rasiermesser (Band IX Tf. 141 c—e; vgl. a. ebd. Tf. 137 f) und Goldgefäße (Band II Tf. 15) können zwar selbständig für das religiöse Bedürfnis geschaffen worden sein (Verbindung von Sonnen- und Pferdekult), aber die bald einsetzende Schematisierung der Tierköpfe an den Messergriffen, das Fehlen einer sonstigen Tierplastik oder deren offenbare Abhängigkeit vom S in den unmittelbar anschließenden Stufen machen auch hier fremde Einwirkung wahrscheinlich (s. Tierornament).

S. Müller *Urgesch. Europas* 1905 S. 116; ders. *Bronzealderens Kunst* 1921 S. 16f.

§ 6. Auch nach dem Überhandnehmen s. Kunsteinflüsse in der früheren EZ kann von einer entwicklungsfähigen figuralen P. diesseits der Alpen nicht gesprochen werden. Die schon in der Dipylon-Villanova-Kunst beliebte, seit dem stärkeren Einströmen orient. Einflüsse in der frühen etrusk. EZ üppig wuchernde Kleinplastik aus Tier- und Menschenfigürchen verbreitet sich in das Gebiet der Hallstattkultur und gelangt mit dem Bernsteinhandel bis nach Skandinavien. Die Aneignung dieser fremden Elemente ist zumeist eine äußerlich-dekorative, die Figürchen werden auf die Geräte und Schmuckgegenstände gesteckt (Band V Tf. 19 Abb. 12, 13, 15, 26, 27, Tf. 23a), ihnen angehängt (neben Vogel und Pferd auch fast anikonische weibliche Gewandfiguren mit erhobenen Armen) oder sonstwie einverleibt (s. Tierornament). Freie Statuetten von Tier und Mensch sind nicht selten: Bronze-, Ton- oder Bleifiguren (Band XI Tf. 32a—f) vom Reiter, Pferd, Stier, Vogel, Schwein in Ungarn-Siebenbürgen, Mähren, Ober- und Nieder-Österreich, Kärnten; Tongefäße und Rasseln in Gestalt von Vögeln oder Vierfüßlern in Schlesien (Band I Tf. 109 e), Elsaß; tönerne „Mondfiguren" aus gekuppelten Widder- oder Hirschprotomen in Ödenburg (s. d.) usw. Trotz ihrer abweichenden Gestaltung werden auch die Gesichtsurnen

(s. d.) Posens, Pommerns, Westpreußens der späten HZ und frühen LTZ gewöhnlich mit den ital. Canopen (s. d.) der IV. Per. Mont. der ital. EZ in Zusammenhang gebracht. — Weibliche und männliche Figuren sind ungleich spärlicher vertreten als im S gegenüber dem figurenreichen, aus Italien importierten Wagen von Strettweg (s. d.) tragen die Wagen von Milaveč in Böhmen, Peccatel (s. d.) in Mecklenburg, Ystad in Schonen keine menschliche Figuren; dagegen wollte Hoernes unter Hinweis auf den Nerthus-Kult in der Darstellung einer Wagenfahrt auf einer Ödenburger Graburne den Umzug eines anikonischen Idols erkennen. — In der späten nord. BZ erscheinen weibliche Figürchen oder Köpfe an Messergriffen (Itzehoe, Skanderborg; Band III Tf. 121 e, f) oder Nadeln (Fünen), nackte weibliche Statuetten mit gehenkelten Armen in Norddeutschland-Skandinavien stammen z. T. schon aus dieser Per. (Band IX Tf. 151 a—e). Eine äußerst rohe, ithyphallische Holzfigur, anscheinend von einer Kultstätte aus dem Broddenbjærg-Moor (Jütland), muß, nach einem begleitenden Halsring mit Schiffsornament zu urteilen, gleichfalls der späten nord. BZ, d. h. der frühen EZ Mitteleuropas, zugewiesen werden. Diese zweifellos vom S abhängigen und z. T. uralte Typen wiederholenden menschlichen Figuren als Darstellungen einheimischer Gottheiten zu deuten, dürfte verfehlt sein. Dagegen scheint es sehr wohl möglich, daß mit dieser fremden Kunst jetzt oder in der anschließenden Per. auch die ersten Keime einer anthropomorphen Gottesvorstellung in den N hineingetragen wurden.

Fornvännen 1909 S. 175ff. T. J. Arne; Déchelette *Manuel* II 1 S. 413ff.; Aarb. 1881 S. 369ff. A. Feddersen; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 413ff.; Müller *NAK.* I 464; Undset *Eisen* S. 305, 367ff.

§ 7. In der kelt. Kunst der LTZ hat sich dieses wesentlich negative Verhältnis zur P. nicht geändert. Auch jetzt ist die figurale P. (menschliche Masken, Tierköpfe) in erster Linie Bestandteil des Ornaments (s. Tierornament, Latènestil); daneben sind, besonders in der Spätlatène-Zeit, rundplastische Figürchen von Tieren (Eber, Pferd, Rind, Widder) und Menschen — oft ithyphallische Männchen — namentlich als Amulette an Ringen, Fibeln, Gürteln usw. allgemein verbreitet, doch bieten diese rein dekorativen oder talismanischen Schmuckformen nicht die Grundlage zur Entwicklung einer selbständigen P. Nur an der Rhône-Mündung, wo griech. Einflüsse sich unmittelbar geltend machten, entstand schon vor der röm. Besetzung eine freie, der gräco-iber. (s. Cerro de los Santos, Elche) verwandte, monumentale Steinplastik (La Roche-Pertuse, Grézan, Antremont). Erst in der gallo-röm. Mischkunst erscheinen plastische Darstellungen kelt. Götter. — Nordeuropa scheint auch jetzt in den wenig zahlreichen plastischen Werken vom S abhängig; einzelne nackte weibliche Bronzefigürchen sowie die Statuette eines knienden Mannes mit kelt., hörnergekrönten Kegelhelm (Kopenhagen) werden von Reinecke erst der späten LTZ zugewiesen. S. a. Rundplastik (Ägäischer Kreis).

Déchelette *Manuel* II 3 S. 1300ff., 1507ff., 1531f.; Mainz. Festschr. 1902 S. 72ff. P. Reinecke.

F. A. v. Scheltema

C. Ägypten s. Kunst C.

D. Vorderasien s. Kunst E.

Platenitz (Plátenice; Böhmen). Bei P., nahe Holice (Bz. Pardubitz), liegt ein großes Brandgräberfeld, welches J. L. Píč sorgfältig erforscht und beschrieben hat (*Nový typ žárových hrobů v Čechách* Památky 20 [1903] S. 467ff.), und nach dem er als neue Stufe der Urnenfelder-Kultur den „Platenitzer Typus" in die Lit. eingeführt hat (s. Böhmen-Mähren D III § 57ff., Band II Tf. 44).

Typol. ist diese Kulturstufe einerseits mit der Kalenderberg-Kultur (s. d. und Österreich B § 15, 16; Band IX Tf. 195—199) im S und andererseits mit Segers „bemalter Keramik der frühen Eisenzeit" in Schlesien (s. d. § 27; Seger *Die Stilentwicklung in der Keramik der schles. Urnenfriedhöfe* Schles. Vorz. NF 8 [1924] S. 13—18), weiter nordwärts mit Kostrzewskis „lausitzischer Keramik des Hallstattkreises" in Posen (*Wielkopolska*[2] S. 92ff.) vollkommen identisch.

I. L. Červinka

Platenitzer Typus s. Böhmen-Mähren D III § 57—61 und Band II Tf. 44.

Plattenfibel A. Nordischer Typus s. Fibel A § 11, 12, Nordischer Kreis B § 8.

B. Tlukomer Typus (Tf. 39b). § 1. Diese Fibelform, die ihren Namen dem FO des ersten Exemplars (Tlukom, Kr. Wirsitz,

Posen) verdankt, besteht aus zwei ungleich großen Scheibenpaaren, die an den Enden einer kreuzförmigen Unterlage angenietet sind. Auf der Unterseite der beiden größeren Scheiben sind eine Öse zum Einhängen der Nadel und ein Nadelfalz befestigt. Bisher sind nur zwei vollständige Exemplare dieser Fibelform bekanntgeworden; das zweite stammt aus Kurnatowice, Kr. Birnbaum (poln. Międzychód), in Posen. Bei beiden Exemplaren sind die Scheiben etwas schalenförmig vertieft und mit erhabenen Rändern versehen. Beide Fibeln bestehen aus Eisen, haben jedoch auf der Oberseite einen Belag aus Bronze (Kurnatowice) bzw. Silber und Gold (Tlukom). Ein drittes, stark beschädigtes Stück stammt aus Starytomysl, Kr. Neutomischel. Auf eine weitere Verbreitung dieses Typus läßt eine Zeichnung auf einer Gesichtsurne von Zakrzewke, Kr. Flatow (Westpreußen), schließen, die bestimmt eine ebensolche Fibel wiedergibt (Band IV Tf. 113 c).

§ 2. Die Fibeln vom Tlukomer Typus sind der Steinkistengräber-Kultur eigentümlich und augenscheinlich aus den Brillenspiralfibeln der späten HZ entstanden, indem die beiden aus Draht gewundenen Spiralscheiben durch massive, gehämmerte Platten ersetzt wurden und an Stelle der mittleren Achterschleife zwei weitere kleinere Platten traten. Als Vorlage dienten hier wahrscheinlich nicht die meist kleinen, runddrahtigen, eingliedrigen s. Brillenspiralfibeln, wie wir sie noch in Schlesien häufig finden, sondern die aus ihnen entstandenen größeren, zweigliedrigen, mit Tutuli versehenen Fibeln aus kantigem Draht, wie sie in Westpolen (Schroda [poln. Środa] und Pierwoszewo, Kr. Samter [poln. Szamotuły], beide in Posen, sowie Gorzyce, Kr. Dąbrowa, Westgalizien) und Nordostdeutschland (Köslin und Schönwiese, Kr. Marienburg) vorkommen (s. Brillenfibel B; vgl. a. Band VII Tf. 10a, b).

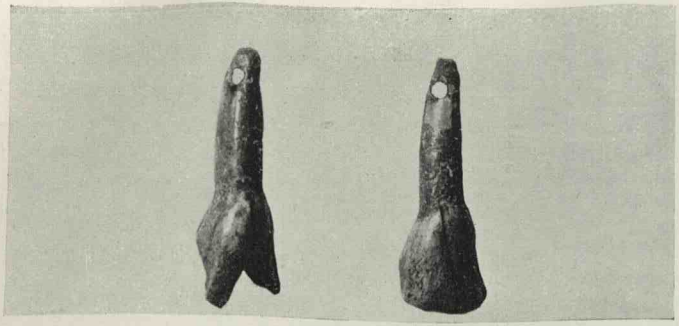
§ 3. Eine gleiche Entwicklung wie die Brillenspiralfibeln machen in der Steinkistengräber-Kultur gleichzeitig auch die Spiralkopfnadeln durch, die hier durch Scheibenkopfnadeln ersetzt werden, bei denen die Kopfscheibe ebenfalls oft einen Bronze- oder Goldbelag trägt. Auch in vielen anderen Gegenden Europas (Italien, Balkanhalbinsel, Donauländer, Nordwestdeutschland und Skandinavien) macht sich in der ältesten EZ die Tendenz bemerkbar, die aus Draht gewundenen Spiralscheiben der Brillenspiralfibeln durch massive Platten zu ersetzen, was zur Entstehung von P. führt, die in mancher Hinsicht dem Tlukomer Typus ähneln. Diese Ähnlichkeit deutet jedoch nicht auf gegenseitige Abhängigkeit hin, wie z. B. Olshausen annahm, sondern ist einzig und allein auf die Benutzung eines gemeinsamen Vorbildes zurückzuführen.

ZfEthn. Verh. 1899 S. 142f. Olshausen; Przegląd I (1919) S. 123–131 Kostrzewski; [E. Petersen *Die frühgermanische Kultur Ostdeutschlands und Polens* Berliner Diss. 1927].

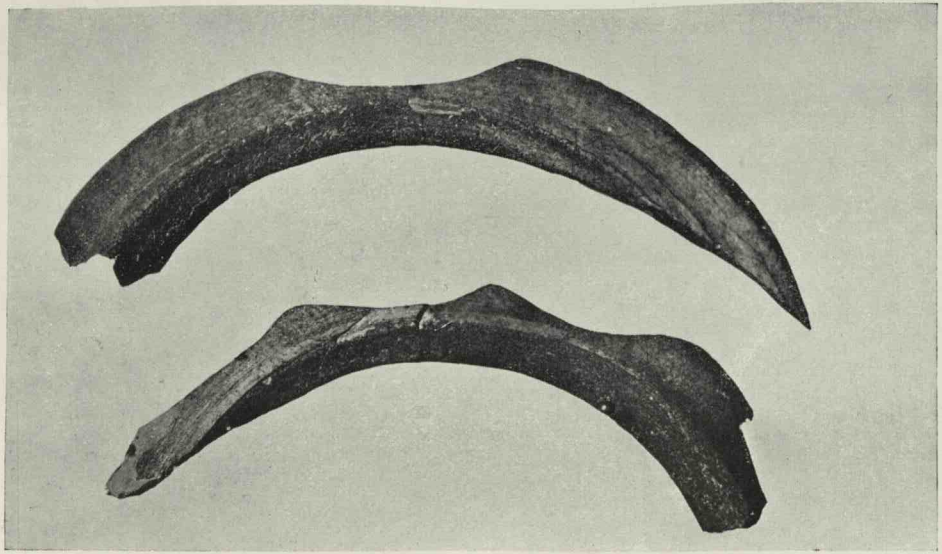
J. Kostrzewski

Plattieren. § 1. Das P. hat den Zweck, einem Körper aus geringem Stoff durch Überziehen mit einem besseren ein schönes Aussehen zu geben. So wenigstens im Altertum. Hier kommen praktische Absichten, etwa einen Gegenstand säurefest zu machen, bei Metallplattierungen nicht in Frage. Allenfalls kann man sie gelten lassen, wenn hölzerne oder lederne Gegenstände (Helme, Panzerteile, Schilde, Gefäße) eine Metallhaut erhalten, obschon auch hierbei das ästhetische Moment im Vordergrund gestanden haben dürfte.

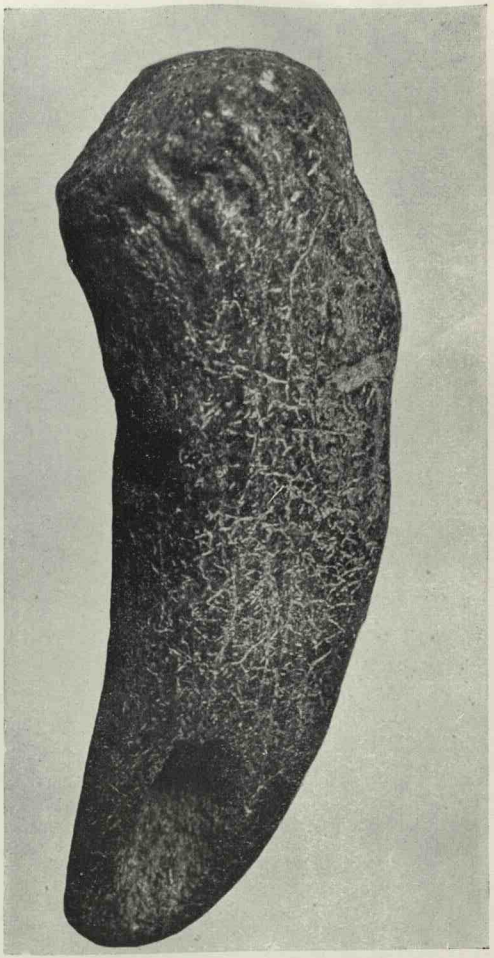
§ 2. Das in der heutigen Technik als P. bezeichnete Verfahren, wonach entweder ein Kupfergegenstand mit einer Lösung von Gold, Silber oder Platin überstrichen oder ein papierdünnes Edelmetallblech mit der Unterlage durch Pressen oder Walzen fest verbunden wird, war in vorgesch. Zeit unbekannt. Hier handelt es sich um Auflegen eines dünnen Bleches, das durch Nietung oder Umfalzen oder Eindrücken in ornamentale Vertiefungen festgehalten wird, wobei aber keinesfalls eine innige Verbindung beider Teile stattfindet. Das Falzen geschieht in der Regel so, daß der Belag über den Rand der Unterlage herumgebogen wird. Wenn ausnahmsweise der umgekehrte Fall vorliegt, wie bei einem Gürtelhaken der LTZ von Lohne im Berliner Museum für Völkerkunde, wo die eiserne Unterlage auf den Bronzebelag übergreift, so zeigt das nur, daß man die Technik nicht beherrschte. Bei verzierten Goldplattierungen auf Bronze wird das Ornament in



a



b



c

Plau

Grabinventar: a. 2 Hirschzähne. $^{1}/_{1}$ n. Gr. — b. 2 Eberzähne. $^{4}/_{5}$ n. Gr. — c. Axt aus Hirschhorn. $^{3}/_{4}$ n. Gr. Nach Aufnahmen des Museums Schwerin.

Plau

Schädel. Vorder- und Seitenansicht. $^1/_2$ n. Gr. Nach Aufnahmen des Schweriner Museums.

der Unterlage vertieft hergestellt und das Goldblech so fest aufgedrückt, daß das Ornament auch im Goldbelag zum Ausdruck kommt, wo es dann mit einem spitzen Stift nachgezogen wird. Als eine Art P. kann man auch das Umwickeln mit Goldstreifen (Lahn; s. d.) bezeichnen, wie es zuweilen in der nord. BZ und an etrusk. Fibeln vorkommt.

§ 3. Im Mittelmeergebiet tritt das P. schon frühzeitig auf, z. B. an dem silbernen, teilweise goldplattierten Stierkopf aus dem IV. Schachtgrabe von Mykenai, und es bleibt durch das ganze Altertum beliebt. In der nord. BZ herrscht Goldplattierung auf Bronze vor. Nach Montelius soll sie schon in Per. I an einem Axtdolch (Dolchstab) von Årup (Band IX Tf. 105 h) vorkommen (Mannus 6 [1914] S. 6). Besonders reiche Beispiele aus späteren Per. sind der Sonnenwagen von Trundholm (s. d.; Band XIII Tf. 76) und die Waffen und Schmucksachen aus dem Grabhügel des Königs Björn bei Upsala (s. Kung Björns Hög; Band VII Tf. 96, 97). Ausnahmsweise wird Zinn mit Gold plattiert (ZfEthn. Verh. 15 [1883] S. 467ff. Olshausen). In der HZ kommt das P. des Eisens mit Bronze hinzu und drängt die goldplattierte Bronze in den Hintergrund. Das Plattierungsverfahren nimmt jetzt überhaupt einen großen Aufschwung, wozu die blühende Blechtechnik gewiß beigetragen hat. Goldplattierung auf Blei wird einmal erwähnt (Sacken *Hallstatt* S. 119). Die Bronzeplattierung auf Eisen, die man in den älteren eisenzeitl. Funden des germ. N an Gürtelhaken, großen Nadelköpfen u. dgl. antrifft, scheint weniger auf die erwähnte einheimische Plattierungsarbeit der BZ als auf Einflüsse aus der Hallstatt- und Latène-Kultur, die auch sonst mehr oder weniger stark hervortreten, zurückzugehen. Eine Zusammenstellung von Gold- und Silberplattierungen der HZ und LTZ gibt Kossinna (ZfEthn. 37 [1905] S. 384f.).

§ 4. Das P. von Gegenständen aus organischen Stoffen hat im Altertum eine bedeutend größere Rolle gespielt, als es nach der verhältnismäßig geringen Zahl der Fundstücke, bei denen der organische Körper erhalten geblieben ist, den Anschein hat. Meistens ist nur die Plattierung noch vorhanden, und diese wird in der Literatur oft als der Gegenstand selbst bezeichnet; dadurch wird der irrtümlichen Anschauung Vorschub geleistet, als ob die Alten Schutzwaffen, Gürtel und Gefäße aus papierdünnem Blech benutzt hätten. So finden die Blech-„Schilde" ital. Provenienz aus der älteren HZ ihre sichere Deutung als Plattierungen durch den Lederschild von Clonbrin, Irland (Band XI Tf. 71 d; Präh. Z. 1 [1909] S. 242f.). S. a. Vergolden. Alfred Götze

Platyknemie. P. bezeichnet die seitlich abgeplattete Form des mittleren Abschnittes (Diaphyse) des Schienbeins (Tibia). Die meisten vorgesch. Rassen neigen zur Platyknemie. Reche

Plau (Mecklenburg; Tf. 44, 45). A. Archäologie. Steinzeitl. Grabfund. Bei der Stadt P. am Weinberge (jetzt Klüschenberg) wurde 1846 frei in Kiessand etwa 1,8 m t. von Arbeitern ein Skelett mit Beigaben angetroffen, nach glaubhaftem Bericht in hockender Stellung. Die Beigaben sind: eine Hirschhornaxt (Tf. 44 c; Archiv f. Anthr. NF 7 S. 277, 1), zwei der Länge nach aufgeschnittene halbe Eberhauer mit Ausschnitten in Form von Kreissegmenten oder Halbmonden, wohl Brustschmuck (Tf. 44 b; O. Olshausen ZfEthn. 1888 S. 446), drei Schneidezähne vom Hirsch, durchbohrt, der eine an der Krone gabelförmig ausgeschnitten (Tf. 44 a).

Der leider stark zerbrochene Schädel (Tf. 45) ist von hoher Altertümlichkeit und gleich bei der ersten Bekanntgabe des Fundes von F. Lisch (Mecklenb. Jahrbb. 12 [1847] S. 400; ebd. 14 [1849] S. 301) einem der „Steinperiode voraufgehenden Autochthonenvolke" zugeschrieben. Beschreibung und Abbildung vgl. Mecklenb. Jahrbb. 24 S. 184 Schaaffhausen; Archiv f. Anthr. NF 7 (1908) S. 277 A. Schliz (vgl. auch ebd. 9 [1910] S. 211). Es ist der Schädel eines jungen Menschen, ein niederes, gerades Breitgesicht mit äußerster Kurzköpfigkeit (Index 86), die Knochen sind sehr dick, die Formen massig; die Schädeldecke breit elliptisch, Augenbrauenwülste stark entwickelt, Nasenwurzel eingezogen, Stirn fliehend, Jochbeine ausladend, kein eigentlicher Kinnvorsprung. Der Schädel zeigt Typenverwandtschaft mit den westeurop. Kurzköpfen (Grenelle [s. d.], Furfooz-Höhlen [s. d.]); in Deutschland bieten die frühneol. Schädel der

Ofnet-Höhle (s. d.) Parallelen (Archiv f. Anthr. NF 9 [1910] S. 214), doch sind diese wesentlich stärker modelliert und im Gesamthabitus weniger altertümlich als der von Plau. In Norddeutschland scheinen Parallelen zu fehlen (Tegel?), in Skandinavien sind sie vorhanden und werden von Fürst (Fornvännen 1914 S. 17; Baltische Studien Riga 1914 S. 41) als Borreby-Typus (s. d.; Band II Tf. 63) bezeichnet; sie kommen dort noch in rein neol. Umgebung (Ganggräber) vor. Schliz sah in den nord. Kurzköpfen einen am Ende der Eiszeit aus Westeuropa einwandernden Stamm, auch Fürst sieht Verwandtschaft mit der w. Brachykephalie, hält aber osteurop. Ursprung für wahrscheinlicher.

Die zeitliche Stellung des P. Grabes ist schwer deutbar. Die Grabform unterscheidet es von den rein neol. Gräbern durchaus, die Gerättypen sind Dauerformen, die wenig sagen, doch bleibt das Fehlen der im Neol. regelmäßigen Steingerät- und Keramik-Beigaben sehr auffallend, so daß im ganzen ein altneol. Ursprung wahrscheinlicher ist, ob „Dobbertiner" oder „Ellerbeker", bleibe dahingestellt. S. a. Nordischer Kreis A § 2 d 3. R. Beltz

B. Anthropologie. Die Schädelform weicht gänzlich von dem normalen steinzeitl. langköpfigen Typus ab: der Schädel ist ausgesprochen kurz, breit, kugelig (gr. Länge 176 mm, gr. Breite 152 mm, L.-Br.-Index 86, 36), das Gesicht kurz und breit (Ges.-Höhe 117 mm, Jochbogenbreite 138 mm, Ges.-Index 112,5), die Nase breit, aber ziemlich stark aus dem Gesicht hervorragend. Oberaugenwülste deutlich entwickelt. Der Unterkiefer ist sehr plump und hat breite, steil „aufsteigende" Äste. Der Typus ist offenbar mit den Rundköpfen von Grenelle (s. d.), Adlerberg, Karleby (s. d.), Hellekis usw. verwandt. Wir haben es hier wohl mit einem Angehörigen des *Homo brachycephalus, var. europaea* (s. d.) zu tun; ob der Mann von P. — wie Schliz annimmt — reinrassig war, erscheint mir der kräftigen Oberaugenbögen wegen zweifelhaft. Die ärmlichen Grabbeigaben lassen vielleicht den Schluß zu, daß es sich um einen Sklaven handelt.

A. Schliz *Die Vorstufen der nordisch-europäischen Schädelbildung* Archiv f. Anthr. NF 13 (1914) S. 182. Reche

Pleistozän s. Diluvialgeologie.

Plemmirio s. Sizilien B II.

Pliozän s. Eolithenproblem.

Plouharnel. Gemeinde im frz. Dép. Morbihan (Bretagne) mit besonders zahlreichen Megalith-Denkmälern. Die bedeutendsten sind die Gräber Roc'h-Guyon und Mané-Rémor, das erstere ein Ganggrab mit viereckiger Kammer und langem Gang mit seitlichen Kammern. Im zweiten ist Glockenbecherkeramik zutage getreten (s.a. Band IV Tf. 41 e, f). Sonst kennt man aus P. zwei Alignements: Sainte-Barbe (mit 50 Menhiren; sämtlich nicht mehr aufrecht stehend und teilweise einen Cromlech bildend) und Vieux-Moulin (weniger bedeutend; Band IV Tf. 34).

Déchelette *Manuel* I 443; P. du Chatellier *La céramique aux âges préhistoriques et gauloises en Armorique* 1897. J. de C. Serra-Ràfols

Pluvial-Perioden s. Diluvialgeologie § 9.

Pneuma-Lehre. Verblutungs- und Erstickungstod gehören zu den dramatischsten Eindrücken des Frühmenschen. Auf dem Erstickungstode und dem letzten Atemzuge des Sterbenden (s. Atem) baut die P.-L. sich auf, die in Ägypten ihre erste systematische Grundlegung, ihre höchste Ausbildung in der spätgriech. Schule der Pneumatiker um die Mitte des 1. Jht. n. C. durch Athenaios von Attalaia und dessen Nachfolger erhielt.

In Ägypten scheint zuerst die Blutleere der größeren Schlagadern in der Leiche aufgefallen zu sein, angeblich schon unter einem Könige der 1. Dynastie. Doch wurden über der P.-L. die Flüssigkeiten im Körper nicht außer acht gelassen. Flüssigkeit und Luft dringt nahrungbringend durch das Röhrensystem zu den Körperorganen. Übelriechende Luft galt für schädlich, wohlriechende für nützlich und heilsam, daher die Anwendung der Räuchermittel und der Wohlgerüche. Schwefelung, von der man auch gesprochen hat, ist zweifelhaft.

Auch die Darmgase fanden Beachtung, ja die äg. Medizin scheint eine Kommunikation zwischen Luftadersystem und Mastdarm angenommen zu haben. Die Blähungen hervorrufenden Mittel gewinnen Bedeutung, die Allium-Arten und die Gummiharze der Umbelliferen (*asa foetida, Ammoniacum, Sylphium*), ebenso die Ruktusmittel wie Zwiebel und Rettich.

Bewegte Luft bringt dem stagnierenden Blute Bewegung vermittels des Schlauchsystems der Pneumabahnen. So führt fehlendes Pneuma zu Ohnmachten, Krämpfen usw. (Fallsucht) bei kurzer Dauer; bei länger anhaltendem Fehlen des belebenden Pneumas treten Lähmungen auf. Auch der Traum entsteht nach der reinen P.-L. durch Herabsetzung des Pneuma-Zustromes, nach der hämatischen Lehre aus dem Blute direkt. Die Hauptaufnahmestelle des Pneumas ist die Nase. Für das gesprochene Wort ist das Ohr der Pneuma-Aufnahmeweg, doch erst in zweiter Linie.

Die äg. P.-L. ist auch dem als Jahwist bezeichneten südpaläst. Redaktor des Pentateuch geläufig.

v. Oefele *Materialien zu einer Geschichte der Pharaonen-Medizin.* V. *Pneumalehre* Wien. klin. Wochenschrift 1899 Nr. 47. Sudhoff

Pocala-Höhle s. Italien A § 2.

Podbaba (Böhmen). S. a. Böhmen-Mähren AI und B § 4, 7. — Im J. 1883 wurde in ungestörtem Löß, 2 m t. unter der 1 m starken Humusschicht, bei P. in der Nähe Prags ein Schädel gefunden. Im gleichen Horizont war kurz vorher ein Mammut-Stoßzahn angetroffen; der Schädel zeigt den gleichen Zustand der Fossilisation; erhalten sind das Stirnbein, das linke Scheitelbein, Bruchstücke des rechten Scheitelbeines und ein Teil des linken Schläfenbeines mit dem Felsenbein. Das diluv. Alter (letzte Eiszeit) ist also wohl sicher. Der Fund dürfte zum *Homo Aurignaciensis* (s. d.) gehören, ist allerdings für diesen etwas zu breit. Es sind nur wenige Maße zu nehmen; vom Gipsabguß erhielt ich: Nasion-Bregma ca. 115 mm, kl. Stirnbreite 100 mm, gr. Stirnbreite 120 mm, Obergesichtsbreite 110 mm, Nasion-Bregma-Bogen ca. 123 mm, größte Schädelbreite geschätzt 148 mm. Eine genauere Untersuchung wäre wünschenswert.

A. Fritsch *Über einen Menschenschädel aus dem Löß von Podbaba bei Prag* SB. d. kgl. böhm. Ges. d. Wiss. 1884 S. 152—156; E. Werth *Der fossile Mensch* 1921 ff. S. 221 ff. Reche

Podkumok (Schädelfragment). Am linken Ufer des Flusses Podkumok (r. Nebenfluß d. Kuma, Nordkaukasus) wurde im Jahre 1918 bei einer Bohrung „in einer in 15 m Höhe auf einer Mergelgrundlage oligocänen Alters abgelagerten lehmkiesigen Lößschicht" ein menschliches Stirnbein gefunden. Die Lößschicht ist die tiefste (also wohl jüngste) der drei das Flußtal bildenden Terrassen und rührt von der letzten Kaukasus-Eiszeit her; sie ist nach Rengarten angeblich gleichzeitig der Würmeiszeit und der Aurignacien- und Solutréenperiode Westeuropas. Nach Saller stammt das Stirnbein von einem 55—65 Jahre alten Weibe (wegen der schwachen Ausprägung der Lineae temporales und seiner geringen Größe). Die wichtigsten Maße sind (verglichen mit denen anderer diluvialer Schädel) nach Saller:

	Podkumok	Spy I	Spy II	Neandert.	Gibralt.	Brüx
Stirnwinkel . . .	68—72°*)	57,5°	70°	62°	73°	72,5—77°
Glabellobregmawinkel	42—47°*)	46°	47°	44°	51°	45,5—51,5°
Sehne d. pars glabellaris . . .	30 mm	32 mm	30 mm	38 mm	36 mm	24 mm
Sehne d. pars cerebralis . . .	89 „	81 „	92 „	86 „	82 „	99 „
Glabello-cerebral-Index . .	33,7	41	34,4	44,2	43,0	24,2
Interorbitalbreite	32 mm	32 mm	—	30 mm	20 mm	31 mm
Biorbitalbreite .	106—110mm*)	113—116mm*)	—	111 „	—	104 „
Interorbital-Index	29,1—30,2*)	28—29	—	27	26,6	29,8
Tiefe d. depressio supratoralis . .	3,6 mm	—	5 mm	5 mm	—	—
Index d. Depression	9,8	—	12,8	9,8	—	—

*) nicht genau bestimmbar.

Nach Gremiatzky handelt es sich um einen *Homo primigenius* (s. d.), und zwar hauptsächlich wegen des Vorhandenseins eines echten Torus supraorbitalis, aber auch weil die oberen Augenhöhlenwände „visierartig" vorspringen, und weil Stirn- und Bregmawinkel innerhalb der Variationsbreite der *H. primigenius*-Rasse lägen. Da aber die Differenz von Bregma- und Stirnwinkel erheblich größer und der Glabello-cerebral-Index für *H. primigenius* zu klein ist, dürfte es sich nach Saller nicht um einen Neandertaler handeln; auch der Interorbital-Index ist recht groß. Immerhin glaubt Saller, daß der Mensch von Podkumok eine Art Zwischenstufe zwischen *H. primigenius* und dem Schädel von Brüx (s. d.) darstelle. Ich möchte an eine Verwandtschaft mit der Rasse von Brüx denken.

Gremiatzky *Die Kalotte des Menschen von Podkumok und ihre morphologischen Kennzeichen* Russ. anthrop. Journ. 1922, 12 S. 92 (russ., zit. nach Saller); Rengarten *Das Alter der Ablagerungen, die die Reste des Menschen von Podkumok enthielten* Russ. anthr. Journ. 1922, 12 S. 193 (russ., zit. nach Saller); Saller *Die Steinzeitschädel des ehemaligen Rußland* Anthrop. Anz. 2 (1925) S. 29.

Reche

Podmokl (bei Zbiroh; Böhmen). P. ist bekannt durch den im J. 1771 gehobenen Fund von goldenen Regenbogenschüsselchen (s. Keltisches Münzwesen). Der Schatz, durch die Finder verheimlicht und verschleppt, wurde zuletzt amtlich beschlagnahmt, um in die Prager Münzstätte zur Dukatenumprägung zu wandern. Nach den amtlichen Vermerken hat man berechnet, daß im ganzen etwa 5000 Stück Goldmünzen im Gewicht von 30·5 kg (in einer Bronzeziste geborgen) zu ihm gehörten — wohl ein Königsschatz.

Die Podmokler Regenbogenschüsselchen (Dm 14—15 mm) haben eine dicke Knopfform im Einzelgewicht von 7,9—6,5 g. Auf der Hohlseite befindet sich eine Wulst in der Form einer Mondsichel, aus deren Mitte Strahlen herausschießen. Einige Numismatiker sehen darin ein Muschelbild. Die gewölbte Seite ist stets mit einem Buckel, der schwerlich als menschlicher Kopf zu deuten ist (wie Forrer *Kelt. Numism.* S. 215 irrtümlich glaubt), versehen, nicht selten aber auch mit Kugeln und Stern in der Form einer Hand verziert. Im Schatz von Deutsch-Jahrendorf waren ähnliche, jedoch etwas leichtere Stücke mit der Aufschrift BIATEC versehen, die diese ganze Münzgruppe mit den großen, dicken BIATEC-, NONNOS-Silbermünzen (sehr oft um Preßburg herum gefunden) in nächste Verwandtschaft stellt (s. Keltisches Münzwesen § 39).

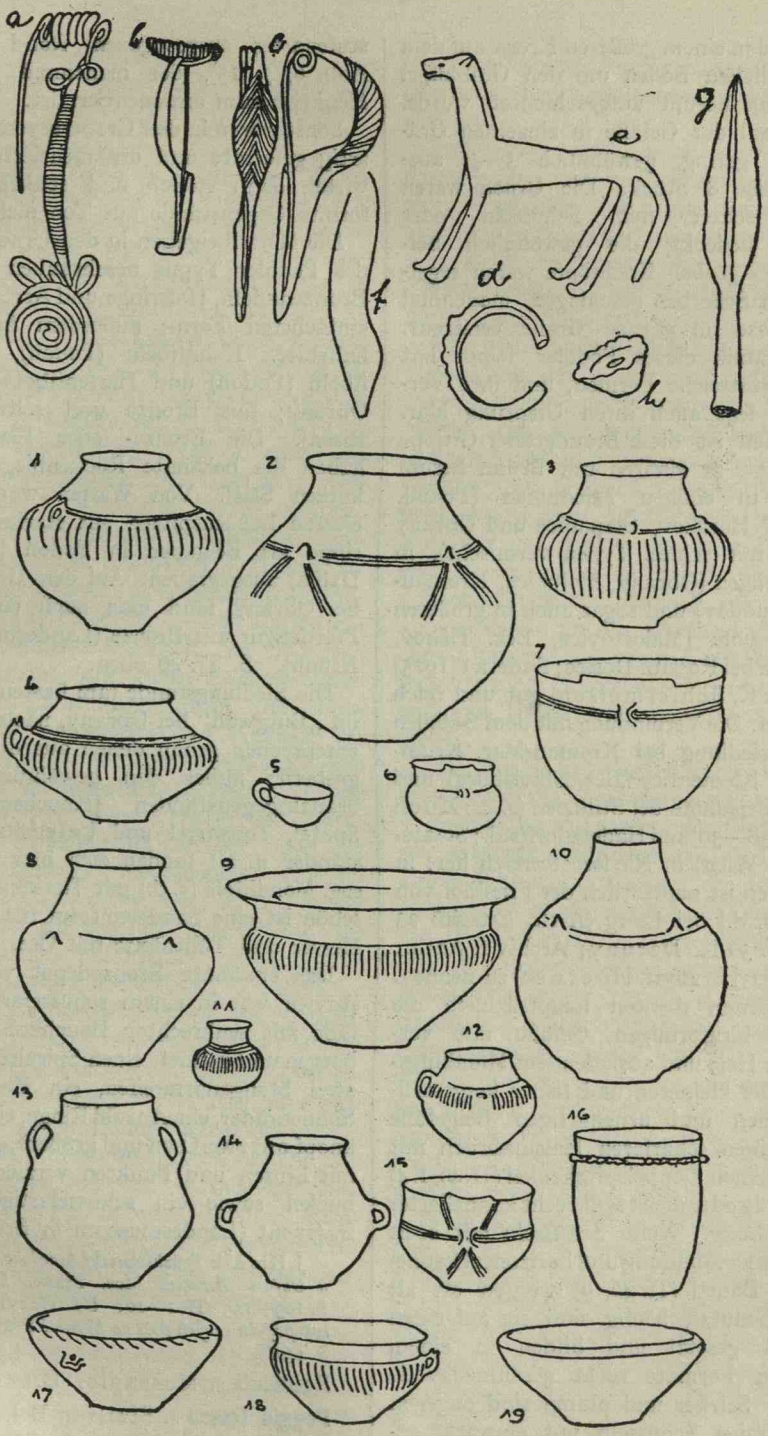
Die Podmokler Regenbogenschüsseln wurden aus fast reinem Gold (23 Kar. 8 g) von roter Färbung geprägt. Den Ursprung dieses Goldes kann man nur in Noricum suchen, wo bereits vor der Römerherrschaft ausgiebige Minen bekannt waren (Polybios-Strabo IV 6, 12). Ihre Verbreitung (größere Schätze von Stradonitz [s. d.], Leskovice in Böhmen, von Provodov, Všemina und Okluky [s. d.] in Mähren, von Deutsch-Jahrendorf in Nieder-Österreich, Rohrbach-Nádasd bei Ödenburg und von Gorica-Lemberg bei Zilli in Steiermark) beschränkt sich namentlich auf die böhm. Länder und das alte Pannonien, also im ganzen nur auf die Länder, die s. Z. die kelt. Boier okkupiert hatten und bis zu Cäsars Zeiten bewohnten. Vom arch. Standpunkte ist besonders interessant, daß ihre Vergesellschaftung mit der sog Stradonitzer Graphitware (Pič *Starožitnosti* II 2 [1903] Tf. 51, 6. 8), z. B. in Hostýn, Bezměrov, Držovice, Okluky in Mähren sowie auf dem Burgberg bei Stradonitz, beobachtet wurde. S. a. Böhmen-Mähren E § 74.

A. Voigt *Sendschreiben an einen Freund auf dem Lande über die im Monat Juni dieses Jahres 1771 nahe bei Podmokle gefundenen Münzen* Prag 1771; Num. Z. 27 (1895—96) S. 77—86 F. Kenner; E. Fiala *Der Podmokler Goldfund* ebd. 34 (1902—03) S. 149—156.

I. L. Červinka

Podoler Typus s. Böhmen-Mähren E § 63 f., Podolí.

Podolí (Mähren; Tf. 46). Ö. Brünn, bekannt durch ein größeres Urnengräberfeld, das ich als Podoler Typus in die Literatur (Pravěk 6 [1910] S. 140ff.) eingeführt habe. Die Gräber, in unregelmäßigen Reihen angeordnet, scheinen Familiengräber-Gruppen zu bilden. Einige Gräber haben einen Steinkranz, der jedoch nicht in einem Niveau mit den Urnen, wie es in den Brandgräbern mit sog. schles. Keramik vorkommt, sondern



Podolí

Typen aus Gräbern des Podoler Typus in Mähren.

höher und in einem größeren Kreise auf dem ursprünglichen Boden um den Grabhügel (Tumulus) herum aufgeschichtet wurde.

Die Zahl der Gefäße in einzelnen Gräbern ist gering, gewöhnlich 3—5, ausnahmsweise 8 Stück. Die Urnen waren höchst selten mit Schüsseln oder Steinen bedeckt, die gewöhnlich beigegebenen groben Kochtöpfe waren regelmäßig in Scherben geschlagen, manchmal lagen diese im ganzen Grabe verstreut. Die Keramik dieses Podoler Typus hat rein hallstättische Formen, und ihre Verbreitung legt auch ihren Ursprung klar. In Böhmen ist diese Brandgräber-Gruppe unbekannt, in Mähren um Brünn herum ist sie in einigen Friedhöfen (Podolí, Velatice, Horákov, Šlapanice und Obřany — hier mit schles. Typen vermischt), in Ansiedlungen (Obřany, Holubice, Kromau-Mor. Krumlov) und sogar auch in größeren Bronzedepots (Malostovice, Bez. Tišnov, Zástavka bei Rossitz-Rosice; Sudeta 1 [1925] S. 137ff. K. Schiermeisen) gut und reich vertreten. Die Verbindung mit dem S stellen eine Ansiedlung bei Kromau-Mor. Krumlov, bei Klementice (Bez. Nikolsburg) und größere Friedhöfe bei Stillfried (s. d.; Much *Atlas* Tf. 38—39) und Hadersdorf (s. d.; Staatsmuseum Wien) in Niederösterreich her; in Pannonien ist namentlich der Friedhof von Dalya (s. d.) bei Esseg (Arch. Ertesitö 23 [1903] S. 30 K. Darnay; Archiv f. Anthr. NF 3 [1905] S. 265ff. Hoernes) zu nennen.

Als Urnen dienten hauptsächlich die großen, birnförmigen Gefäße mit verjüngtem Hals und ausladendem Mündungsrand. Die kleineren und feiner hergestellten Urnen und urnenartigen Beigefäße haben einen schärferen Halsumbruch mit einem kleinen Doppelspitzhenkel (Tf. 46, 1. 4) und schräg oder meist senkrecht kannelierter Ausbauchung. Weite Schüsseln mit breit ausladender Mündung und horizontal kanneliertem Bauch (Tf. 46, 9) werden oft als Urnen benutzt, häufig sind sie auf einen Hohlfuß gesetzt und bilden in einem kleineren Formate recht geschmackvolle Becher. Schwer und plump sind dagegen kegelförmige Schüsseln mit einwärts gebogenem oder tordiertem Mündungsrand (Tf. 46, 17. 19). Schöner wirken Schüsseln und Schalen mit über dem winzigen Henkel stufenartig ausgezogenen Rand (Tf. 46 Abb. 6, 7, 15), der manchmal um den Henkel herum ornamentiert ist.

Sonst waren in den Gräbern verschiedenartig geformte und ornamentierte Spinnwirtel, dann stößel- und senkelartig geformte Gegenstände aus Ton nicht selten.

Die Metallbeigaben in den Urnengräbern des Podoler Typus beschränken sich auf Bronzenadeln, Halsringe und Armreifen der einfachsten Form; außerdem fand man hallstätt. Kahnfibeln (Podolí), Certosafibeln (Podolí) und Harfenfibeln (Podolí, Obřany; aus Bronze und seltener aus Eisen). Die Bronze- oder Eisenmesser haben die bekannte Rückenbiegung und kurzen Stiel. Von Waffen wurden nur eiserne Lanzenspitzen mit starker Mittelrippe als Beigaben in Podolí (sowie in Dalya) ausgegraben. Auf dem Gräberfelde bei Obřany fand man auch eine kleine Pferdefigur aus Bronze (Landesmuseum in Brünn). S. Tf. 46 oben.

Die Siedlungsfunde (am besten erforscht im „Burgwall" bei Obřany, nächst Brünn) entsprechen genau denen aus den Brandgräbern; außer den gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen (Knochenpfriemen, Spatel, Tonwirtel und Untersätze, Rostständer u. a.) fanden sich hier auch die sog. Mondidole (s. d.) mit Tierköpfen. Sehr schön ist eine Sandsteinform für bronzene Messer und Tüllenäxte mit Öse.

Das erwähnte Bronzedepot von Malostovice war in einem schüsselartigen Gefäße mit senkrechten Bauchkannelen geborgen und enthielt einen Spiralröhren- und zwei Stangenarmreifen, ein Messer, zwei Sonnenräder, eine Anzahl Ringe, einen Flachknopf mit zwei Ösen und größere, getriebene, mit Linsen und Punkten verzierte Knopfbuckel sowie ein schüsselartiges Gefäßfragment (Landesmuseum in Brünn).

J. Hladík *Praehistorické hradisko a pohřebiště u Obřan* Annales Mus. Franc. Brünn 1897 S. 103—155 Tf. 1—10; I. L. Červinka *Nový typ popelnicových polí na Moravě* Pravěk 6 (1910) S. 140ff.

I. L. Červinka

Poediculi s. Messapier B.

Poggio Rosso s. Sizilien B I.

Pointe-à-cran (Kerbspitze) s. Aurignacien, Solutréen.

Pokrovka s. Prochorovka § 5.

Polen. A. Paläolithikum (Tf. 47).

§ 1. Altpaläolithikum (Okiennik-Höhle und Wierzchower Mammut-Grotte). — § 2. Jungpaläolithikum: Aurignacien, Solutréen, südl. Höhlen-Magdalénien; „Swidérien" (regionales Jungmagdalénien) des mittl. Weichselgebietes. — § 3. Epipaläolithikum: Tardenoisien und Campignien.

§ 1. An der Erforschung des poln. Quartärs und seines Paläol. beteiligten sich hauptsächlich W. Antoniewicz, St. J. Czarnowski, W. Demetrykiewicz, J. Kostrzewski, L. Kozłowski, N. Krichtafowitch, S. Krukowski, W. Kuźniar, E. Majewski, G. Ossowski, F. Römer, J. Samsonowicz, L. Sawicki, Tischler, Wisniowski, Graf J. Zawisza. Eine zusammenfassende Übersicht verdanken wir L. Kozłowski (1922), während die an Ort und Stelle gewonnenen Synthesen von R. R. Schmidt (1913) bzw. H. Breuil (1923) noch unveröffentlicht sind.

Altpaläolithikum. — Der älteste FO ist die Höhle Okiennik bei Skarzyce (Bez. Bendzin), mit guten Endacheuléen-Serien vom La Micoque-Kreise. Die Fauna des von St. Krukowski und Kuźniar erforschten Platzes beschränkt sich auf *Ursus spelaeus*, *Hyaena spelaea*, *Elephas* p., *Canis* sp. Verwandte Funde traten, im Nordkrakauer Höhlengebiet, an der Basis der von Krukowski erschlossenen Ciemna-Höhle, s. von Ojców, auf; etwas jünger (älteres Moustérien) ist anscheinend die Höhle Galoska bei Piekary, welche auch dürftige Aurignacien-Belege (?) lieferte.

Die im Tale der Kluczwoda, bei Krakau, gelegene (untere) Wierzchower Mammut-Grotte wurde vom Grafen Zawisza in den J. 1871—1879 untersucht, ohne daß die einschlägigen Monographien die stratigraphischen Aufschlüsse böten, welche wir von modernen Arbeiten zu beanspruchen pflegen. Die Fauna wäre in allen Horizonten so ziemlich die gleiche gewesen und verteilte sich auf *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Ursus spelaeus*, *U. arctos*, *Equus*, *Cervus alces*, *C. elaphus*, *C. capreolus*, *Rangifer tarandus*, *Bos* sp., *Canis lupus*, *C. vulpes*, *C. lagopus*; *Meles taxus*, *Lepus* sp.; *Lagopus albus*, *L. alpinus*, *Tetrao* usw. In der Höhle dürften 7 paläol. Niveaus vorhanden gewesen sein; die unteren müssen dem Moustérien, die oberen einem typischen jüngeren Aurignacien entsprochen haben. Auch mehrere Solutréen-Spitzen sowie Magdalénien-Indizien werden erwähnt.

Zweifelhaft sind, nach den neueren Autoren, die von S. J. Czarnowski publizierten altpaläol. FO am Smardzewicer Berg und in der Korytanja-Schlucht (beide s. von Ojców) sowie die diluv. Lehmvorkommnisse nächst Miechów („Stawna góra" und „Stok miejski").

§ 2. Jungpaläolithikum. — Das Aurignacien ist in den poln. Höhlen anscheinend nur in der Wierzchower Mammut-Höhle und Jerzmanowska-Grotte besser vertreten, nach Antoniewicz auch in der Ciemna und Galoska (s. o.). Außerdem liegt es aus einer Anzahl von freien Lößstationen vor, welche erst zum Teil näher erschlossen und veröffentlicht sind.

Hierher gehört jedenfalls der Lößplatz von Jaksice an der Weichsel (Bez. Miechów [Jüngeres Aurignacien, mit Mammut]), jener vom St. Bronislaus-Berge bei Krakau und von Horodok unweit Równo (Wolhynien).

Die beste Solutréen-Ausbeute lieferte einstweilen die Jerzmanowska-Höhle, w. von Ojców, mit zahlreichen Blattspitzen; nur schwache Andeutungen sind aus der Höhle Koziarnia erhalten. Im freien Löß eingebettet ist der ärmliche FO von Gliniany (Bez. Gródek). Dem wichtigen FO Puławy an der Weichsel, unfern von Nowo-Alexandria, hatte bereits Krichtafowitch eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Sein Liegendes bildet Grundmoräne, auf welcher dunkle Tone lagern, mit den Resten von *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Bison priscus*, *Cervus*, *Equus*, *Sus scrofa*, Kohlenstücken und den Steingeräten eines älteren Solutréen.

Diese Kulturstufe ist jedenfalls aus Ungarn (s. d. A) hier eingedrungen und trägt infolgedessen ganz den Stempel des osteurop. Solutréen (s. d.), mit „archaischen Typen" im Sinne der frz. Schule. Im Zeitrahmen des ö. Europa muß sie trotzdem bereits als „Vollsolutréen" bezeichnet werden.

Die bedeutendsten Funde der Magdalénienzeit sind jene der Maszycka-Höhle, am linken Ufer des Pradnik-Baches, bei Ojców. Die paläol. Strate enthielt Mam-

mut, wollhaariges Nashorn, Höhlenhyäne, Höhlenbär, braunen Bär, Urstier, Bison, Edelhirsch, Elch, Rentier, Saiga-Antilope, Wildpferd und Hase. Neben den Silexartefakten hebt sich ein reiches Inventar an Knochen-, Horn- und Elfenbeingeräten ab: Pfriemen, Spateln, Spitzen, ein „Kommandostab" (s. d.) aus Rengeweih usw. Die Spateln und Stichwaffen sind aus den Rippen von Mammut oder Rhinozeros, häufig auch aus Elfenbein oder Rengeweih gearbeitet und tragen merkwürdige Verzierungen, die entweder einfach graviert oder flachreliefartig ausgehoben sind. Man begegnet geraden und schrägen Strichmustern, Zickzacklinien, Bogenbändern, blatt- oder augenförmigen Mustern, kreisrunden Figuren und Kreisen mit zentralen Punkten. Dieser ganze Formenschatz zeigt ein älteres Magdalénien an. Ob Spuren dieser Stufe auch in der Wiérzchower Mammut-Grotte und der Jerzmanowska-Höhle vorhanden waren, scheint uns zweifelhaft. Kozłowski macht solche noch aus der Puhacza-Höhle (Pradnik-Tal) namhaft.

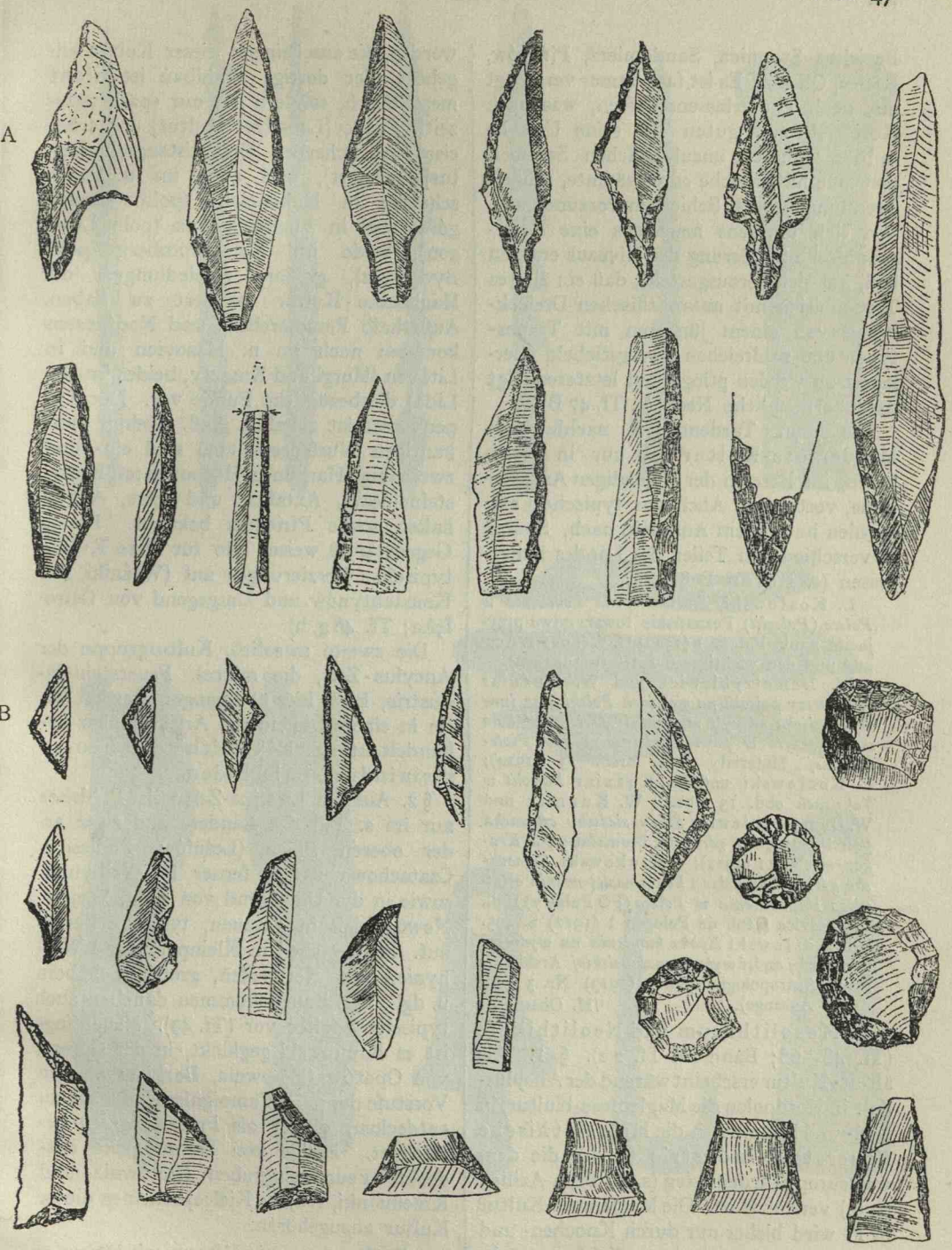
Zu diesem südpoln. Höhlen-Magdalénien gesellen sich Funde ähnlichen Alters aus verschiedenen Freilandstationen der kleinpoln. Höhe, d. i. aus dem Dünengebiet zwischen der Weichsel und Pilica (Prov. Kielce und Radom). Über sie liegen vorläufige Mitteilungen seitens St. Krukowski (Wiadom. arch. 7 [1922] S. 92ff.) und L. Kozłowski (1923) vor.

Steinzeitl. Niederlassungen sind in dieser Zone überaus zahlreich und umfassen neben Industrien „mesol." und neol. Alters einen neuen Kulturkomplex mit feinem Klingenmaterial, welchem meist kleinere Spitzen vom Gravette-Typus, solche mit partieller Solutréen-Retusche und der Font-Robert-Spitze ziemlich nahe kommende Stielspitzen das charakteristische Gepräge verleihen, Typen, welche übrigens teilweise auch im ausgehenden Magdalénien (s. d.) Westeuropas in Erscheinung treten (Tf. 47A; vgl. L'Anthrop. 33 [1923] S. 344 H. Breuil). Faunenreste und allenfallsige Knochenindustrie haben sich begreiflicherweise nicht erhalten. Krukowski vermochte diese neue Stufe in Świdry Wielkie (Bez. Warschau) *in situ* aufzufinden und ihre genaue Stratigraphie festzulegen: das von ihm (1922) nach diesem FO benannte Swidérien ruht unter den alten Dünen und wird vom Tardenoisien überlagert, welches seinerseits an der Basis der jungen Dünen liegt. Eine jungpaläol. Sonderfazies, welche dem jüngeren Magdalénien entspricht und nichts mit den späteren Stufen gemein hat, ist das Swidérien im mittleren Weichselgebiet stark vertreten, wo es zugleich nicht selten in oberflächlicher Vermengung mit jüngeren Industrien auftritt, so in Brody, Wełnin, Ossówka, Opatowiec, Rytwiany, Kępie und Chwalibogowice, nach welch letzterer Station es Kozłowski als „Chwalibogowicer Kultur" bezeichnete (1923). Wir geben der erstzitierten Benennung den Vorzug, nicht nur aus Prioritätsgründen, sondern auch, weil unsere Industrie in Chwalibogowice unrein, d. h. gemischt mit Tardenoisien- und neol. Material, vorliegt.

Geographisch greift das Swidérien nicht bloß nach Polnisch-Litauen und dem oberen Bug-Gebiet, sondern auch nach Ungarn über. Hier lagert es, von seltenen Knochennadeln begleitet, über dem Solutréen, was seinen stratigraph. Platz nach abwärts abgrenzt und die poln. Lagerungsdaten instruktiv ergänzt. Über seine Beziehungen zu dem hypothetischen Magdalénien Nordosteuropas, aus dem sich die Maglemose-Kultur entwickelte, läßt sich einstweilen nichts Bestimmtes äußern.

Alle neueren Autoren (R. R. Schmidt, Krukowski, Kozłowski, Kostrzewski) betonen, daß die poln. diluv. FO mit geringen Ausnahmen auf den Moränen der nord. Hauptvereisung (vorletzte Eiszeit) liegen und mithin jünger als diese sind, d. h. sich in die letzte Interglazial- bzw. Glazialzeit einschalten. Der Solutréen-Platz von Puławy (Góra Puławska) an der Weichsel ist nach Samsonowicz in Schichten eingebettet, deren Bildung zur Zeit des Maximums der letzten Eiszeit erfolgt wäre; Kozłowski nimmt für die letztere zwei größere Kältevorstöße an und bringt Puławy mit dem Vorrücken der letzten Kältewelle, das ältere Magdalénien mit deren Höhepunkt in Verbindung (s. Diluvialchronologie § 2).

§ 3. Epipaläolithikum. Während Azilien-Belege auf poln. Gebiete durchaus fehlen, ist das Tardenoisien reich belegt durch eine große Anzahl von FO in den



Polen A. Paläolithikum

A. Typen des Swidérien. — B. Typen des Tardenoisien. $^1/_1$ n. Gr. — Nach L. Kozłowski.

Bezirken Stopnica, Sandomierz, Pińczów, Kielce, Olkusz. Es ist fast immer vermengt mit neol. Hinterlassenschaften, was nach Kozłowski zum guten Teil seine Ursache in der früheren unzulänglichen Sammelmethode hat, welche es versäumte, scharfe Trennungen nach Schichten vorzunehmen. Wo sich übrigens neuestens eine stratigraphische Sonderung der Niveaus erzielen ließ, hat sich herausgestellt, daß ein älteres Tardenoisien mit mikrolithischen Dreiecktypen von einem jüngeren mit Trapeztypen und zahlreichen Zwergsticheln überlagert zu werden pflegt; auf letzteres folgt das oberflächliche Neol. (s. Tf. 47 B).

Die dem Tardenoisien nachfolgende Maglemose-Kultur ist nur in Nordpolen, im Bereich der ehemaligen Ancylus-Zone, vertreten. Auch das typische Campignien hat, allem Anschein nach, Spuren in verschiedenen Teilen des Landes hinterlassen (s. Polen B § 1, 2).

L. Kozłowski *Starsza epoka kamienna w Polsce* (*Paleolit*) Poznańskie towarzystwo przyjaciół nauk. Posen. 1 (1922) H. 1. (mit frz. Auszug und den wichtigeren Literaturangaben).

W. Demetrykiewicz und W. Kuźniar *Najstarszy paleolit na ziemiach Polski oraz inne wykopaliska odkryte w jaskini „Okiennik" koło wsi Skarzyce w pow. Bendzinskim gub. Piotrkowskiej* Materiały antr. arch. 13 (1914); L. Kozłowski und W. Kuźniar *Paleolit w Jaksicach* ebd. 13 (1914); W. Kuźniar und W. Demetrykiewicz *Ślady siedziby człowieka paleolitycznego na górze św. Bronisławy pod Krakowem* ebd. 11 (1912); S. Krukowski *Stanowisko górno-solutrejskie z końca następowania ostatniego zlodowacenia w Polsce* (FO Puławy) Bull. du Service Géol. de Pologne 1 (1922) S. 405.

L. Kozłowski *Epoka kamienia na wydmach wschodniej części wyżyny małopolskiej* Archiwum Nauk Antropologicznych 2 (1923) Nr. 3 (mit dtsch. Auszuge). H. Obermaier

B. Mesolithikum und Neolithikum (Tf. 48—68; Band IX Tf. 2e). § 1. Als älteste Kultur erscheint während der Ancylus-Zeit in Nordpolen die Maglemose-Kultur, in Süd- und Mittelpolen die Mikrolithische Feuerstein-Industrie (s. d.), die dem westeurop. Tardenoisien (s. d.) bzw. Azilien (s. d.) verwandt ist. Die Maglemose-Kultur in P. wird bisher nur durch Knochen- und Horngeräte repräsentiert, die hauptsächlich aus Einzelfunden stammen (Tf. 48). Doch ist in Gohra-Worle, Kr. Neustadt (poln. Góra-Orle, Kr. Wejherowo) in Pommerellen eine größere Ansiedlung entdeckt worden, die anscheinend dieser Kultur angehört (der dortige Pfahlbau ist nicht mesolithisch, sondern hat nur spätbronzezeitl. Funde [Lausitzer Kultur] und früheisenzeitl. Scherben [Steinkistengräberkultur] geliefert), und auch im n. Posen scheinen in Hoheneiche (poln. Osowagóra) und in Fuchsschwanz (poln. Lisiogon), beide im Kr. Bromberg (poln. Bydgoszcz), größere Ansiedlungen der Maglemose-Kultur existiert zu haben. Außerhalb Pommerellens und Nordposens kommen noch im n. Masovien und in Litauen (Morgi und Kaszety, beides im Kr. Lida) diesbezügliche Funde vor. Der Typenvorrat ist ziemlich groß. Neben dreikantigen Wurfspeerspitzen sind ein- und zweireihige Harpunen, Harpunen mit Feuersteineinsatz, Axtstiele und Äxte, Angelhaken sowie Pfriemen bekannt. Einige Gegenstände weisen die für diese Kultur typischen Verzierungen auf (Woźniki, Kr. Konstantynów und Umgegend von Ostrołęka; Tf. 48 g, h).

Die zweite mesolith. Kulturgruppe der Ancylus-Zeit, die mikrol. Feuerstein-Industrie, kann hier übergangen werden, da sie in einem besonderen Artikel näher behandelt ist. S. Mikrolithische Feuersteinindustrie in Polen.

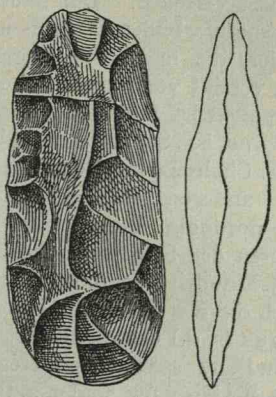
§ 2. Aus der Litorina-Zeit weist P. bisher nur im s. Teil des Landes, und zwar an der oberen Pilica (Leśniów, Podlesice, Czatachowa usw.), ferner in Wolhynien sowie in der Umgegend von Lida, Wojew. Nowogródek in Litauen, typische Funde auf. Sie bestehen in Kleinpolen und Wolhynien aus Kernbeilen, großen Schabern u. dgl., in Litauen kommen daneben auch typische Spalter vor (Tf. 49). Neuerdings ist es Krukowski geglückt, in der Gegend von Opatów (Borownia, Borki usw.) eine Vorstufe der poln. Campignien-Industrie zu entdecken, die er als Präcampignien bezeichnet. Einige von Samsonowicz entdeckte Feuersteingruben (Borownia und Krzemionki, Wojew. Kielce) scheinen dieser Kultur anzugehören.

[L. Kozłowski *L'époque mésolithique en Pologne* L'Anthrop. 36 (1926) S 47 ff.].

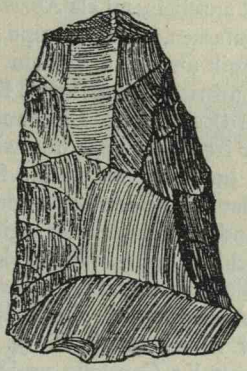
§ 3. Vollneolithikum. Im Vollneol. können wir in P. drei große Kulturgruppen unterscheiden, die nach ihrer Herkunft und

Polen B. Mesolithikum

Maglemosekultur: a. Dreikantige Knochenspitze. Marzenin, Kr. Witkowo. L. 27,7 cm. — b. Harpune. Hoheneiche (poln. Osowagóra), Landkr. Bromberg. — c. dgl. Lachmirowitz, Kr. Strelno (?). L. 23 cm. — d. dgl. Gegend von Bromberg (poln. Bydgoszcz). L. 21,9 cm. — e. dgl. Fuchsschwanz (poln. Lisiogon), Landkr. Bromberg. L. 19,5 cm. — f. Knochenmeißel. Gohra Worle (poln. Orle). ca. $^1/_3$ n. Gr. — g. Durchlochtes Gerät. Woźniki, Kr. Konstantynów. L. 21 cm. — h. Durchlochtes Gerät. Ostroleka. L. 40 cm. — i. Knochenaxt in Elchgeweihfassung. Fuchsschwanz (poln. Lisiogon), Landkreis Bromberg. L. des Schaftes 14 cm, L. der Axt 11,3 cm. — k. Angelhaken. Weichsel bei Fordon, Landkr. Bromberg. L. 5,9 cm. — l. Schaftlochaxt aus Elchgeweih. Brahemünde (poln. Fordonek). L. 21,5 cm. — Nach Archiv f. Fischereigeschichte 2 (1914) S. 110 ff.

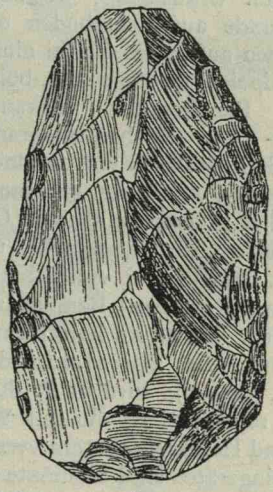


a



b

c



d

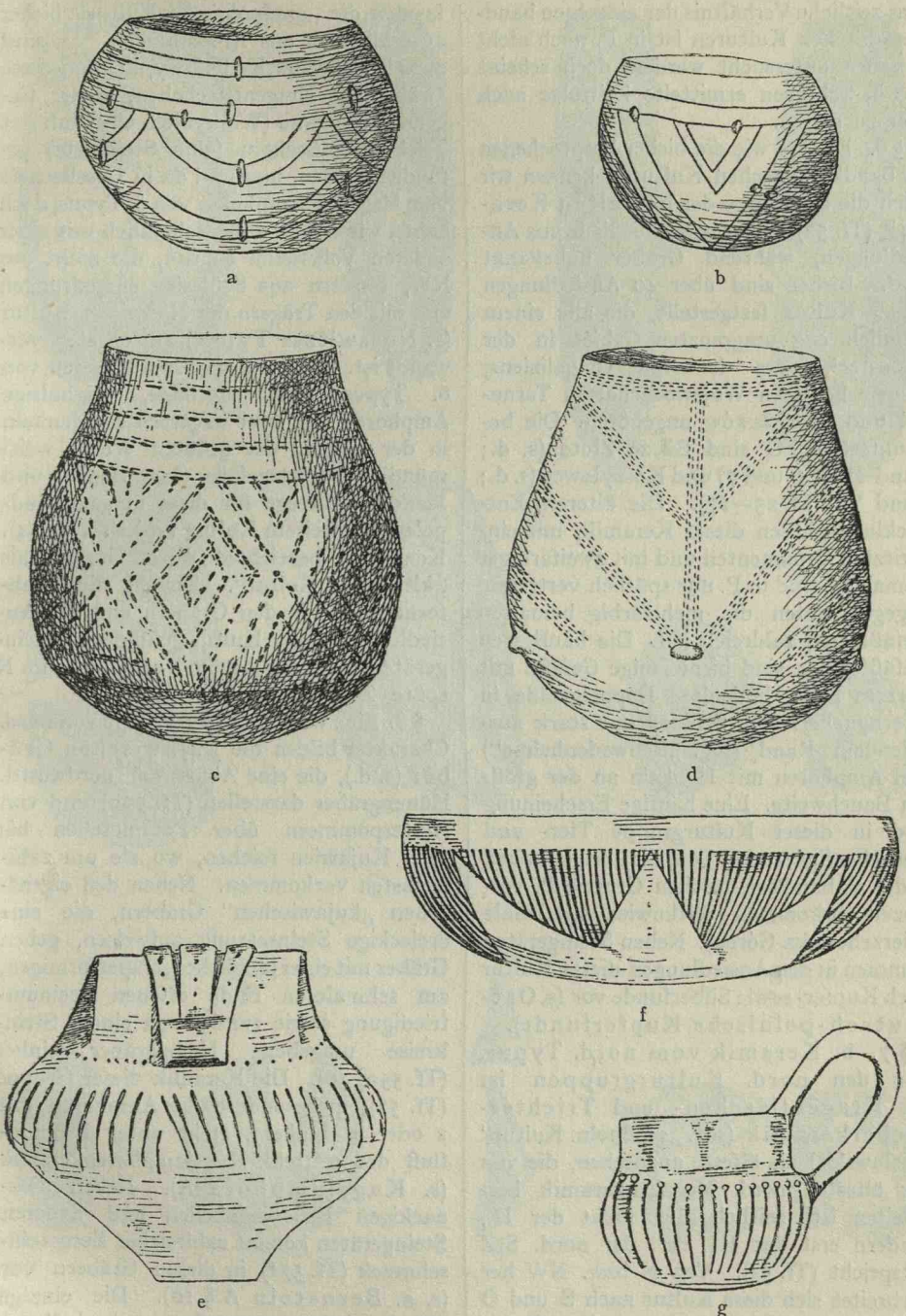
Polen B. Mesolithikum

Campignienkultur: a. Wojciechowice, Kr. Opatów, Kleinpolen. $^1/_2$ n. Gr. — b, d. Lida, Polnisch-Litauen. $^1/_1$ n. Gr. — c. Wolhynien. $^1/_2$ n. Gr.

Verbreitung als n., s. und ö. bezeichnet werden können. Die n. Gruppe zeigt zahlreiche Beziehungen zur nord. Megalithgräber-Kultur und ist anscheinend als Abzweigung derselben aufzufassen, die s. Gruppe gehört der Bandkeramik an, die ö. ist ein Zweig der ostbalt. („arktisch-finnischen") Kultur.

§ 4. a. Bandkeramik. Die bandkeramische Kultur ist bisher ganz überwiegend aus Südpolen bekannt, wo sie die fruchtbaren Lößgebiete zu beiden Seiten der oberen Weichsel und die nicht minder ergiebigen Schwarzerdegebiete im sö. Winkel des früheren Ostgaliziens umfaßt. Nur vereinzelt sind Ansiedlungen dieser Kulturgruppe weiter n. im mittl. P. (z. B. in Sniadków Górny, Kr. Garwolin, und Świdry Wielkie, Kr. Mińsk Mazowiecki) und sogar in Nordpolen anzutreffen (z. B. in Borucin, Kr. Nieszawa, Choceń und Kowal, Kr. Włocławek, in Lubiejew, Kr. Płock, in Culmsee [poln. Chełmża], Kr. Thorn, in Iwno, Kr. Schubin, sowie in der Gegend von Graudenz [poln. Grudziądz]), wo bandkeramische Funde auf Lehmboden oder selbst auf Dünen auftreten. Dabei nimmt den w. Teil Südpolens die der schles.-böhm. und mitteld. Bandkeramik verwandte Spiralmäander- und Stichreihenkeramik ein, während Südostgalizien von der äneol. bemalten Keramik in Besitz genommen wird. Doch sind neuerdings auch in Ostgalizien (Torskie, Kr. Zaleszczyki und Kłodnica, Kr. Stryj) zwei Ansiedlungen der w. Gruppe der (älteren) Bandkeramik entdeckt worden. Die ältere Bandkeramik vom w. Typus, die Spiralmäanderkeramik (Tf. 50a—b), wird in P. durch Bombentöpfe repräsentiert, die mit Winkel-, Spiral- und Halbkreismustern verziert sind. Von Steingeräten sind Steinäxte von spitzovalem Querschnitt, verschiedene Kratzertypen, Stichel und Bohrer für diese Kultur charakteristisch (Tf. 51). Die bisher entdeckten Wohnungen sind kreisförmige, ovale bzw. unregelmäßig längliche Erdwohnungen. Bei der jüngeren Bandkeramik (Stichreihenkeramik; Tf. 50c, d) ist in P. ein steilwandiger, nach oben zu etwas verjüngter Becher mit niedrigem, kalottenförmigen Unterteil, der mit dem hohen Oberteil eine mehr oder weniger scharfe Kante bildet, die wichtigste Grundform. Der Umbruch ist meist mit senkrechten Kerben oder mit angeklebten Warzen versehen. Die häufigsten Ornamentmotive bilden Winkel- und Mäanderbänder, die meist mit wagerechten Bändern vereint vorkommen. Außerhalb Südwestpolens ist Stichbandkeramik nur noch aus Iwno, Kr. Schubin (Posen), und Culmsee (poln. Chełmża) in Pommerellen bekannt. Alle anderen oben erwähnten mittel- und nordpoln. Funde der Bandkeramik gehören der Spiralmäanderkeramik an.

§ 5. Eine dritte bandkeramische Kultur, die durch die Keramik vom Jordansmühler Typus (s. d.) charakterisiert wird, ist bisher in P. nur spärlich vertreten. Aus Iwanowice, Kr. Miechów, sind u. a. typische „Pilzbecher" (Fußschalen) bekannt, ferner hat eine der Ojców er Höhlen (Jaskinia Ciemna) hierhergehörige Funde geliefert. Dagegen ist eine andere, offenbar ebenfalls s., donauländische Kultur, die sog. radialverzierte Keramik (Tf. 50e—g), etwas zahlreicher vertreten. Das charakteristischste Kennzeichen dieser Keramik ist die Ornamentik. Die Gefäße sind häufig mit radial gestellten Furchen verziert, die bei Schalen und dergleichen oft die ganze Gefäßwand bedecken, mit Ausnahme einer sternförmigen, ausgesparten Fläche auf dem Boden und dem Unterteil des Gefäßes (Tf. 50f). Die häufigsten Gefäßformen sind: etwa doppelkonische Gefäße mit zylindrischem oder viereckigem Hals und großem Bandhenkel, Tassen mit hohem, über den Rand hinausragenden Henkel sowie henkellose Schalen. Die radialverzierte Keramik ist in P. aus einigen Höhlen in der Gegend von Ojców und aus Mników bei Krakau sowie aus einigen Freilandansiedlungen in den Kreisen Krakau (Mogiła, Węgrzce, Witkowice), Miechów (Iwanowice, Przesławice, Poskwitów), Pińczów, Opatów und Sandomierz bekannt. Sie ist wohl aus Mähren herzuleiten, ebenso wie die Spiralmäander- und die Stichreihenkeramik, während die Jordansmühler Keramik eher aus Schlesien (s. d. § 6) zu stammen scheint. Allen diesen bandkeramischen Kulturen sind einige Steingerätformen eigen, z. B. die Schuhleistenkeile (s. d.) und die Querbeile, ferner der Gebrauch von Nephrit-, Jadeit- und Chloromelanitbeilen und von Obsidian-Geräten.



Polen B. Neolithikum

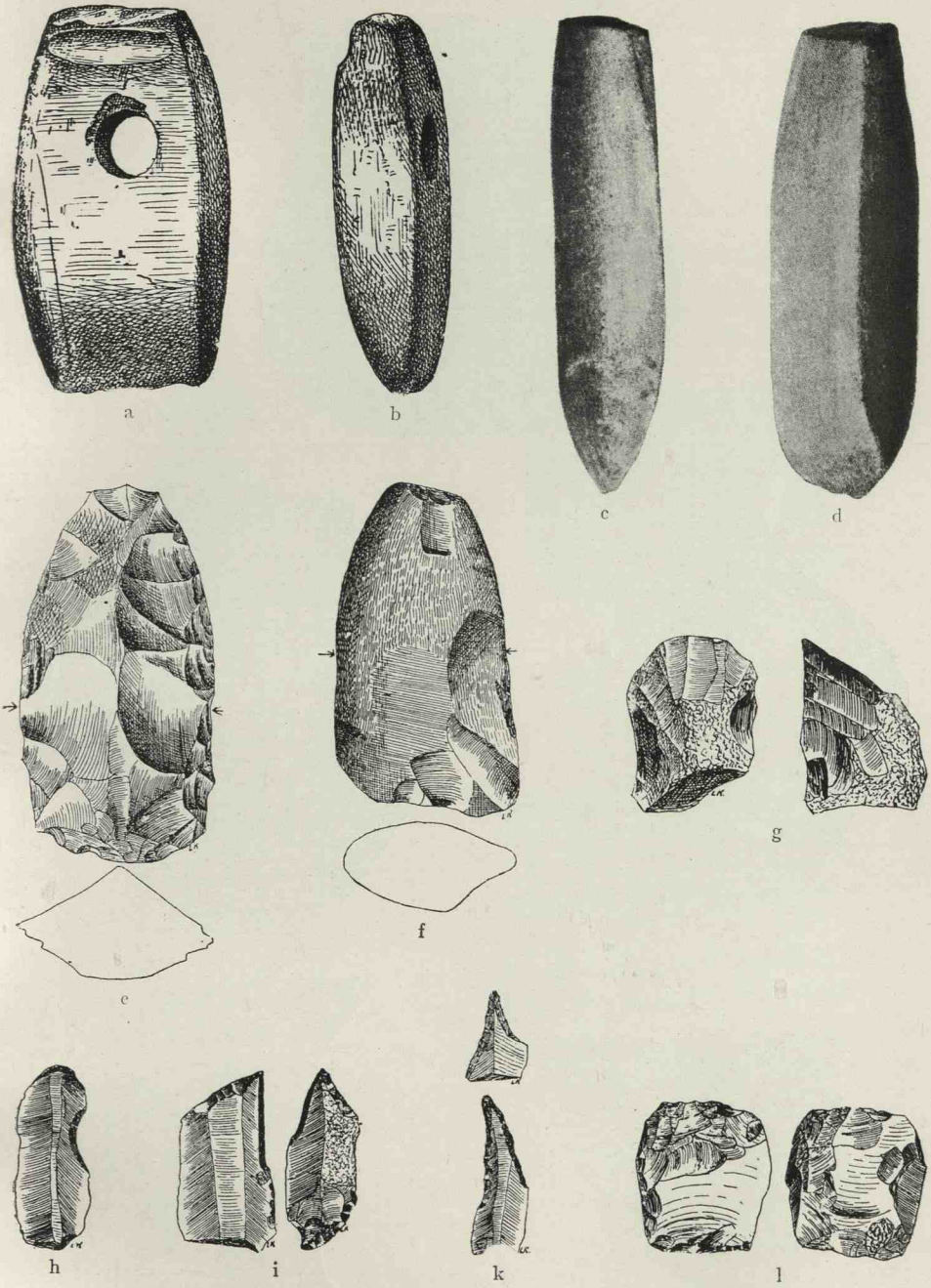
a, b. Spiralmäanderkeramik (Okopy-Höhle bei Ojców). — c, d. Stichreihenkeramik (c. Beszowa, Kr. Stopnica, d. Sandomierz). — e—g. Radialverzierte Keramik (e. Iwanowice, Kr. Miechów; f. Kobylany, Kr. Krakau; g. Przesławice, Kr. Miechów). — Nach Zeichnungen und Kozłowski *Młodsza epoka kamienna* Tf. 13.

Das zeitliche Verhältnis der einzelnen bandkeramischen Kulturen ist in P. noch nicht genauer untersucht worden, doch scheint die in Schlesien ermittelte Zeitfolge auch hier zu gelten.

§ 6. Ebenso wie die bisher besprochenen w. bandkeramischen Kulturen kennen wir auch die ö. Gruppe der bemalten Keramik (Tf. 52) bisher ausschließlich aus Ansiedlungen, während Gräber unbekannt sind. Bisher sind über 40 Ansiedlungen dieser Kultur festgestellt, die alle einem ziemlich eng umgrenzten Gebiet in der Südostecke des früheren Ostgaliziens, in den heutigen Wojewodschaften Tarnopol und Stanisławów, angehören. Die bekanntesten FO sind Bilcze Złote (s. d.; Band II Tf. 6 und 7) und Koszyłowce (s. d.; Band VII Tf. 25—27). Die älteren Entwicklungsphasen dieser Keramik, mit eingeritzten Ornamenten und mit zweifarbiger Bemalung, sind in P. nur spärlich vertreten, dagegen treten die mehrfarbig bemalten Gefäße sehr zahlreich auf. Die häufigsten Gefäßformen sind birnförmige Gefäße mit kurzem Hals, bodenlose Doppelgefäße in Operngluckerform, Schalen mit stark ausladendem Rand (sog. „Schwedenhelme") und Amphoren mit Henkeln an der größten Bauchweite. Eine häufige Erscheinung sind in dieser Kulturgruppe Tier- und Menschenfiguren aus Ton, die übrigens auch in der w. bandkeramischen Gruppe P. vereinzelt vorkommen (Witkowice und Höhle Wierzchowska Górna). Neben Steingeräten kommen in den Ansiedlungen dieser Kultur auch Kupfer- sowie Silberfunde vor (s. Ostdeutsch-polnische Kupferfunde).

§ 7. b. Keramik vom nord. Typus. Von den nord. Kulturgruppen ist die Kragenflaschen- und Trichterbecherkeramik (sog. „großpoln. Kultur" Kozłowskis) als älteste anzusehen, die von der ältesten nord. Megalithkeramik herzuleiten ist, zeitlich aber nicht der II., sondern erst der III. Per. der nord. StZ entspricht (Tf. 53). Von N bzw. NW her verbreitet sich diese Kultur nach S und O bis über die Weichsel hinaus. Das Steingerät-Inventar dieser Gruppe sieht Kozłowski als Fortsetzung der mikrol. Feuerstein-Industrie des Mesol. an (s. Mikrolithische Feuersteinindustrie in Polen). Wir kennen die „großpolnische Kultur" bisher ausschließlich aus Ansiedlungen. Es sind zwar in Nałęczów, Kr. Puławy, steinumsetzte Gräber mit Kragenfläschchen, in der Gegend von Równo (Wolhynien) ein Grab mit Trichterrandbechern (eine Steinkiste) gefunden worden, hier und da in Gesellschaft vom Megalith-Amphoren von ö. Typus, doch haben wir es hier augenscheinlich mit einer anderen Volkswelle zu tun, die nicht aus NW, sondern aus Schlesien eingedrungen und mit den Trägern der Noßwitzer Kultur (s. Nosswitzer Typus) am engsten verwandt ist. Neben Megalith-Amphoren von ö. Typus sind eiförmige, enghalsige Amphoren mit zwei wagerechten Henkeln in der Gegend der größten Weite, weitmündige Vorratsgefäße ohne Henkel und Mondhenkelkrüge für diese in ganz Südpolen verbreitete Kultur typisch (Tf. 54). Kozłowski bezeichnet diese Gruppe als „kleinpoln. Kultur". Sowohl die Grabform als die in den Gräbern und den Ansiedlungen dieser Kultur gefundenen Steingeräte weisen auf ihre im Verhältnis zum N späte Zeitstellung hin.

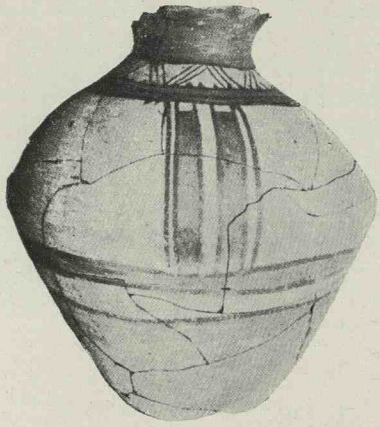
§ 8. Eine weitere Kulturgruppe von nord. Charakter bilden die kujawischen Gräber (s. d.), die eine Abart der nordwestd. Hünengräber darstellen (Tf. 55b) und von Hinterpommern über Pommerellen bis nach Kujawien reichen, wo sie am zahlreichsten vorkommen. Neben den eigentlichen „kujawischen" Gräbern, die eine dreieckige Steinsetzung aufweisen, gehen Gräber mit einer länglichen, trapezförmigen, am schmaleren Ende offenen Steinumfriedigung sowie runde, von einem Steinkreise umgebene Hügelgräber einher (Tf. 55a, 56). Die Keramik dieser Gruppe (Tf. 57), insbesondere die Amphoren mit 2 oder 4 Henkeln, steht unter dem Einfluß der mitteld. Kugelamphorenkeramik (s. Kugelamphore A). Neben dicknackigen Feuersteinbeilen und anderen Steingeräten kommt zahlreicher Bernsteinschmuck (Tf. 57f) in diesen Gräbern vor (s. a. Bernstein A § 10). Die einzige bisher bekanntgewordene Ansiedlung, die der Bevölkerung der „kujawischen Gräber" angehört (in Tuczno, Kr. Hohensalza [poln. Inowrocław]), weist in den Lehmboden eingetiefte Erdwohnungen



Polen B. Neolithikum

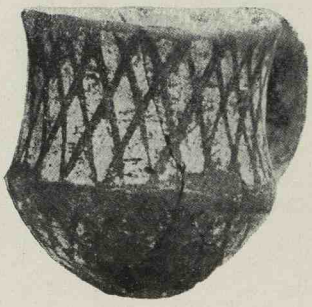
Steinhacken und Feuersteingeräte der südwest-polnischen Bandkeramik: a, b. Grabowa, Kr. Stopnica. — c, d. Sieczków, Kr. Stopnica. — e—k. Iwanowice, Kr. Miechów. Nach Światowit 7 (1906) und 11 (1914).

a

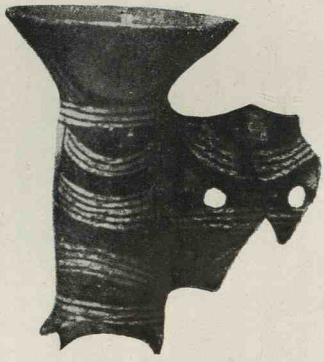


b

c



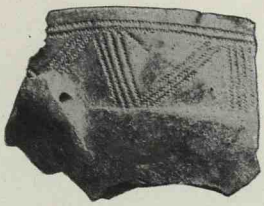
d



e

Polen B. Neolithikum

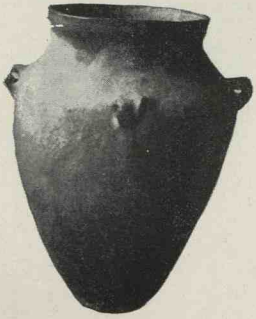
Südostpolnische Kultur der bemalten Keramik: a und e. Gefäße von Horodnica. — b—d. dgl. von Koszyłowce. — Nach K. Hadaczek.



a

b

c

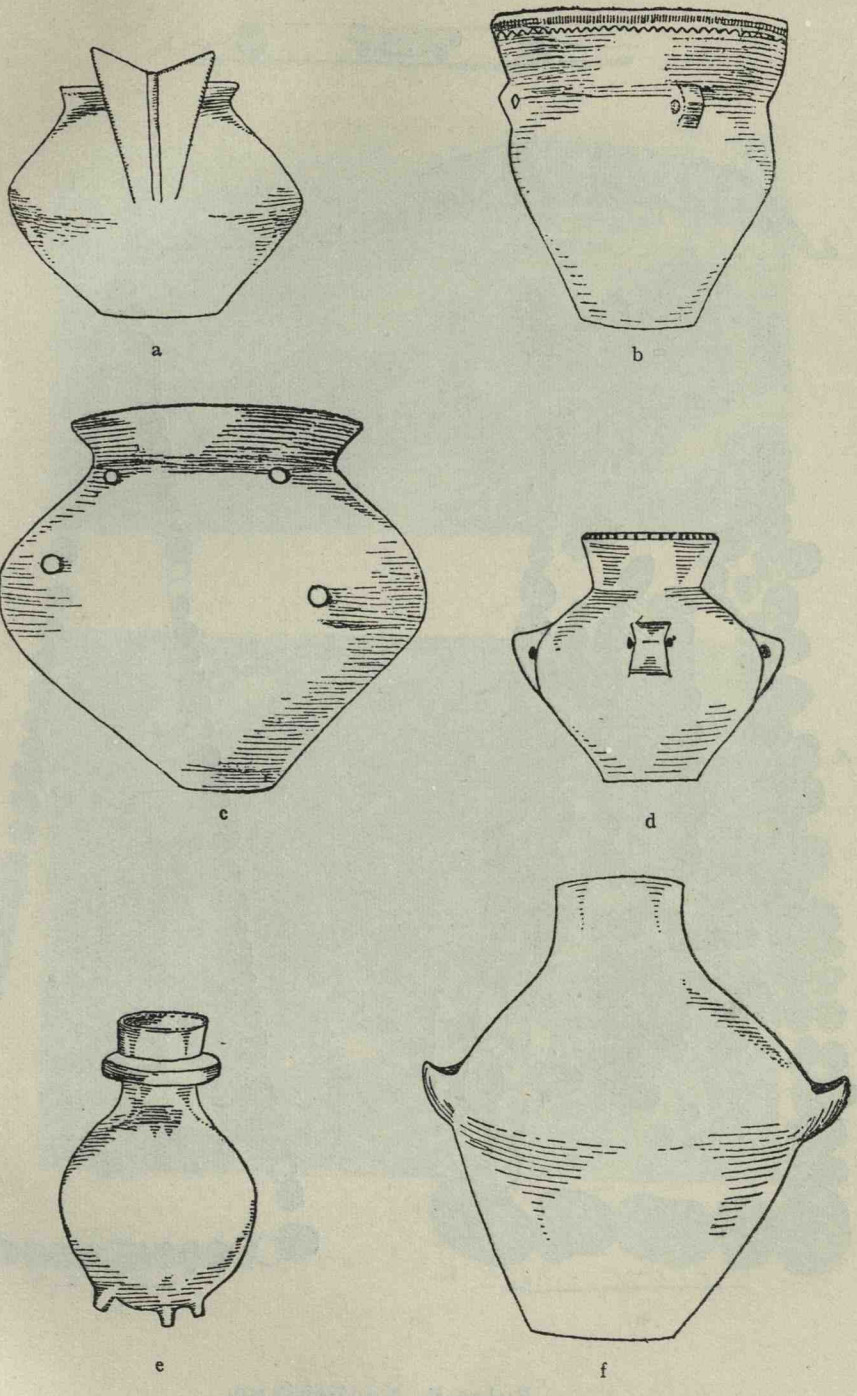


d

e

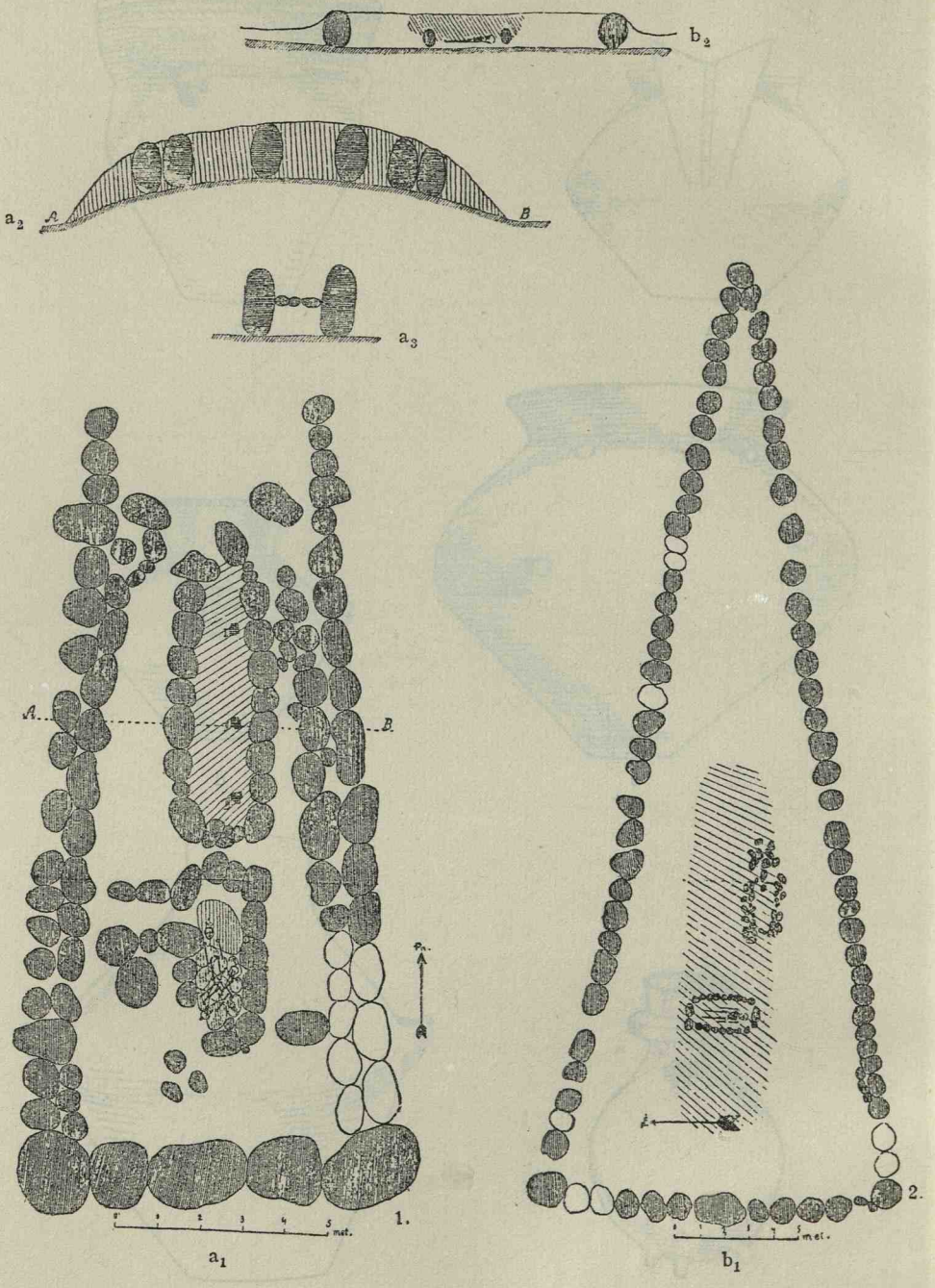
Polen B. Neolithikum

Sog. „großpolnische" Keramik: a. Kokorzyn, Kr. Kosten (poln. Kościan). — b. Helldorf (poln. Heliodorowo), Kr. Kolmar (poln. Chodzierz). — c und e. Borkowo, Kreis Hohensalza (poln. Inowrocław). — d. Słupia, Kreis Schroda.
Nach Kostrzewski *Wielkopolska*[2].



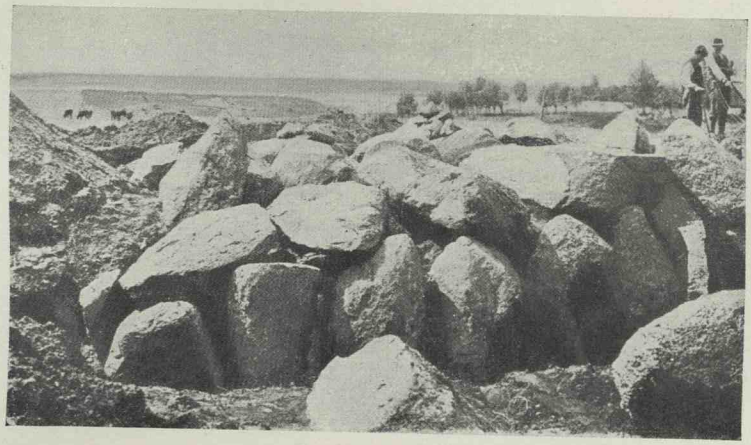
Polen B. Neolithikum

Kleinpolnische Kultur: a—c. Lelowice, Kr. Miechów. a und b $^1/_9$, c $^1/_6$ n. Gr. — d. Wilczyce, Kr. Sandomierz. $^1/_3$ n. Gr. — e. Zastów, Kr. Krakau. — f. Opatów. $^1/_6$ n. Gr. — Nach Kozłowski *Młodsza epoka kamienna* Tf. 14.

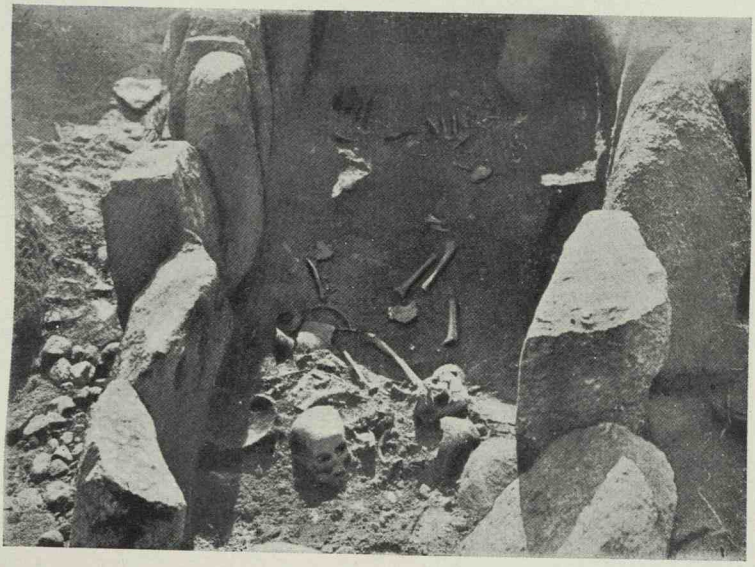


Polen B. Neolithikum

Nordwestpolnische Megalithkultur: a. Trapezförmiges Grab von Świerczyn, Kr. Nieszawa, Wojew. Warschau. — b. „Kujawisches Grab" von Rogalki, Kr. Nieszawa, Wojew. Warschau. Nach Kozłowski *Młodsza epoka kamienna* Tf. 7.



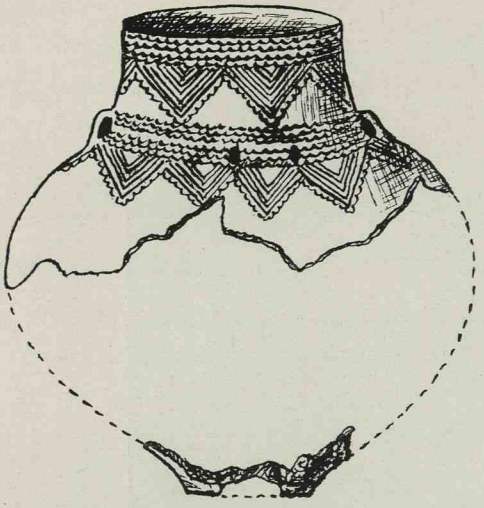
a



b

Polen B. Neolithikum

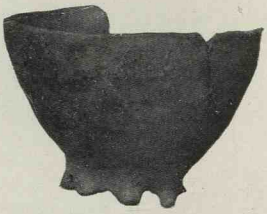
Sog. „Trapezförmiges" Megalithgrab von Potyry, Kr. Płońsk (Wojew. Warschau). Außen- und Innenansicht der Steinkammer. Nach Wiadomości Archeologiczne 5.



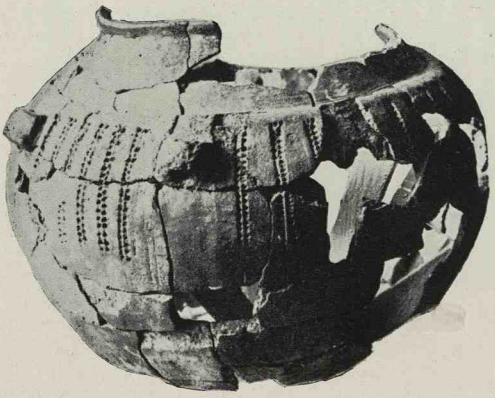
a

b

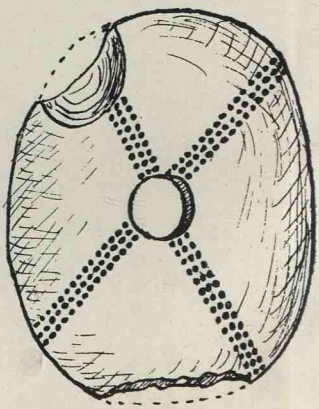
c



d



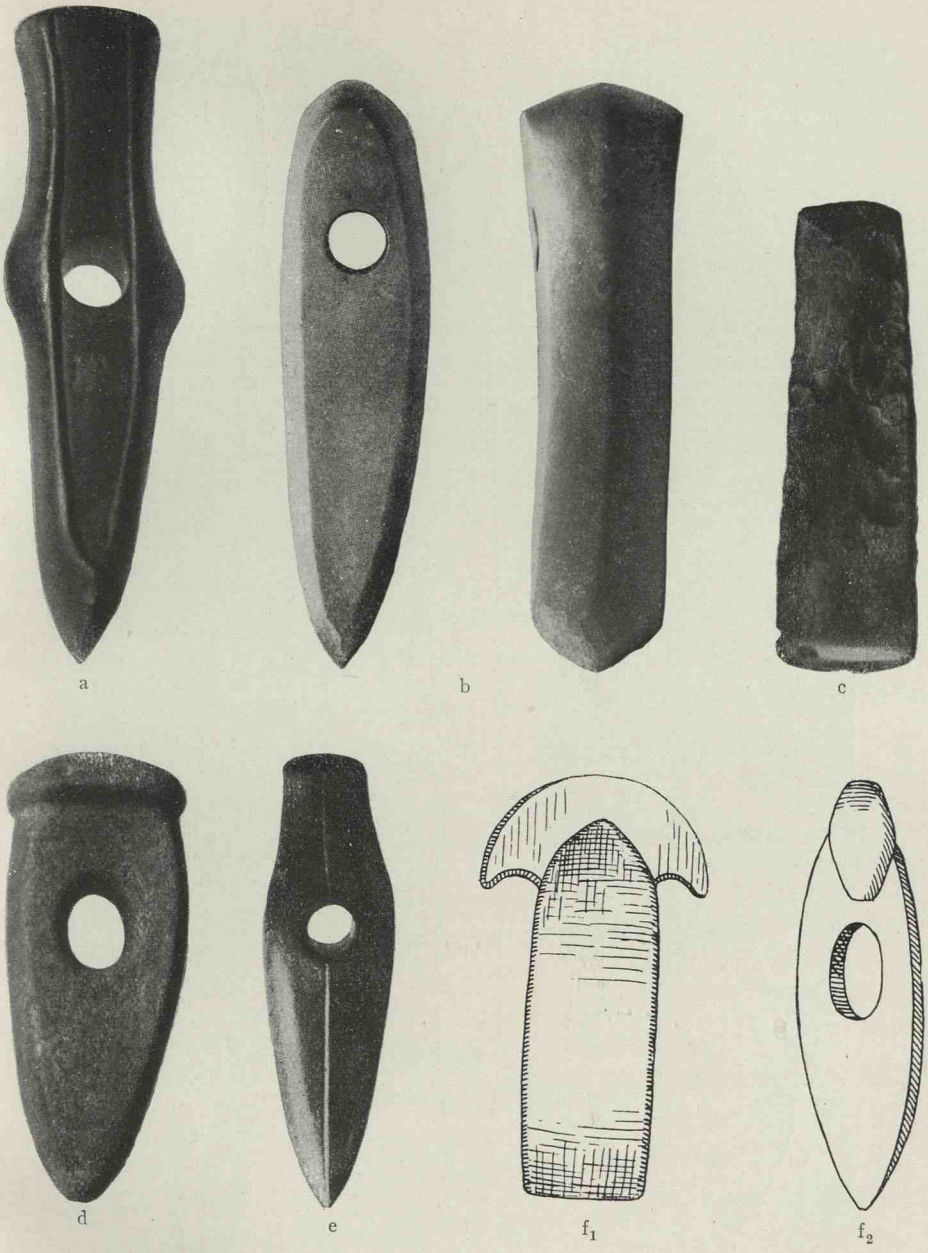
e



f

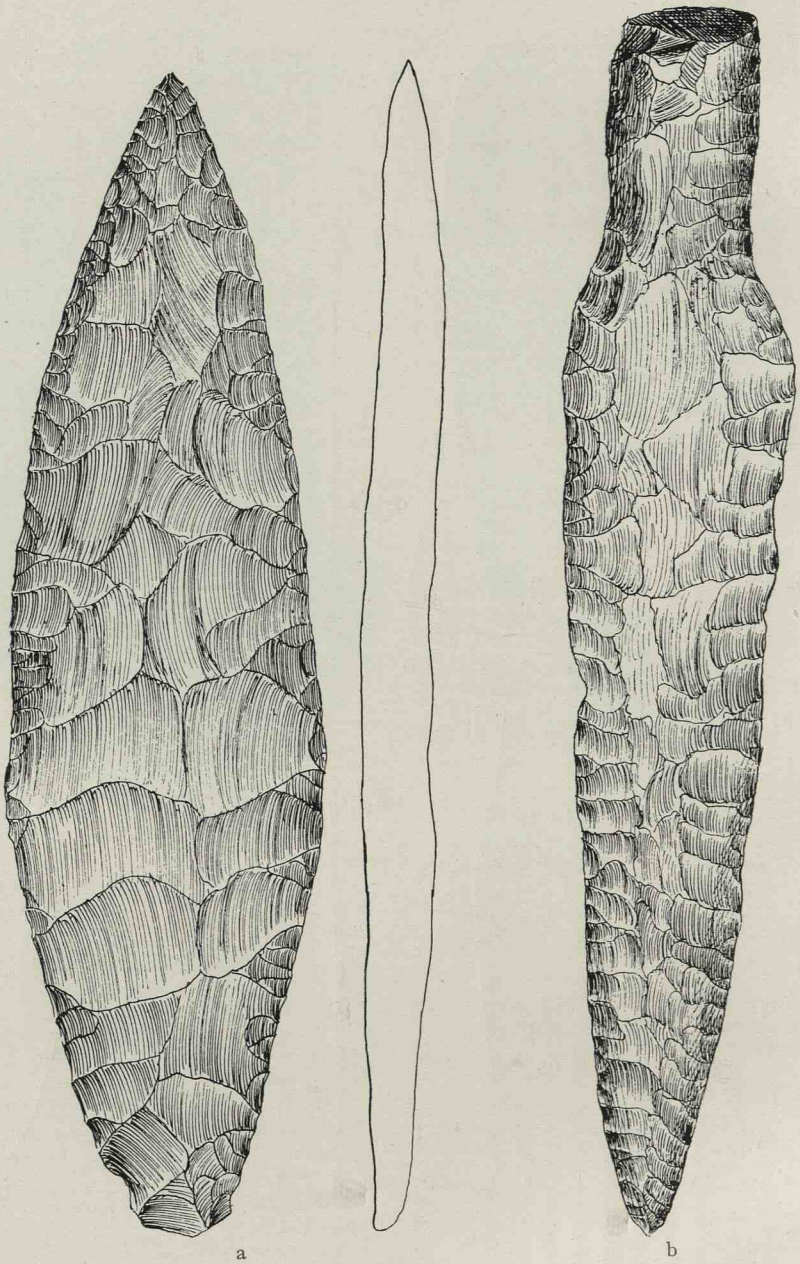
Polen B. Neolithikum

Nordwestpolnische Megalithgräberkultur: a. Rzeszynek, Kr. Strelno. — b. Kulmsee (poln. Chełmża), Pomerellen. — c, d. Słupy, Kr. Schubin. — e. Pakosch (poln. Pakość), Kr. Mogilno. — f. Rzeszynek, Kr. Strelno (Bernsteinperle). — Nach Kostrzewski *Wielkopolska*[2] und Conwentz *Das Westpreussische Provinzialmuseum.*



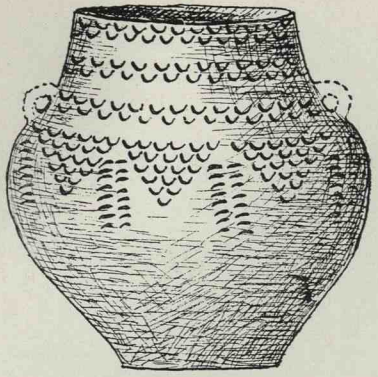
Polen B. Neolithikum

Steinäxte und Feuersteinbeil vom nordischen Typus: a. Lubasch (poln. Lubasz), Kr. Czarnikau (poln. Czarnków). — b. Owińska, Kr. Oborniki. — c. Hartfeld (poln. Padniewo), Kr. Mogilno. — d. Gostyn. — e. Murzynno, Kr. Hohensalza (poln. Inowrocław). — f. Kodeń, Kr. Włodawa, Wojew. Lublin. — Nach Kostrzewski *Wielkopolska*[2], Aberg *Das nordische Kulturgebiet* und Photographie.

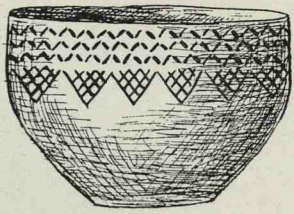


Polen B. Neolithikum

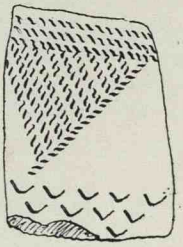
Feuersteinlanzenspitze und Dolch vom nordischen Typus: a. Parchanie, Kr. Hohensalza (poln. Inowrocław). — b. Chełmce, Kr. Strelno. $^1/_1$ n. Gr. — Nach Przegląd Archeologiczny 1.



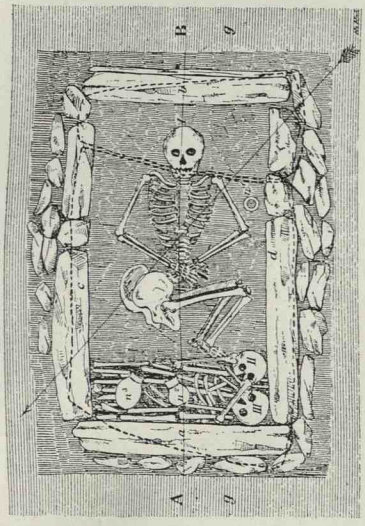
a



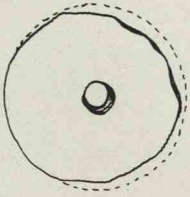
b



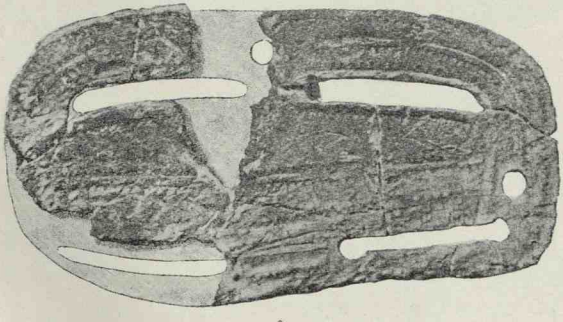
c



d



e



f

g

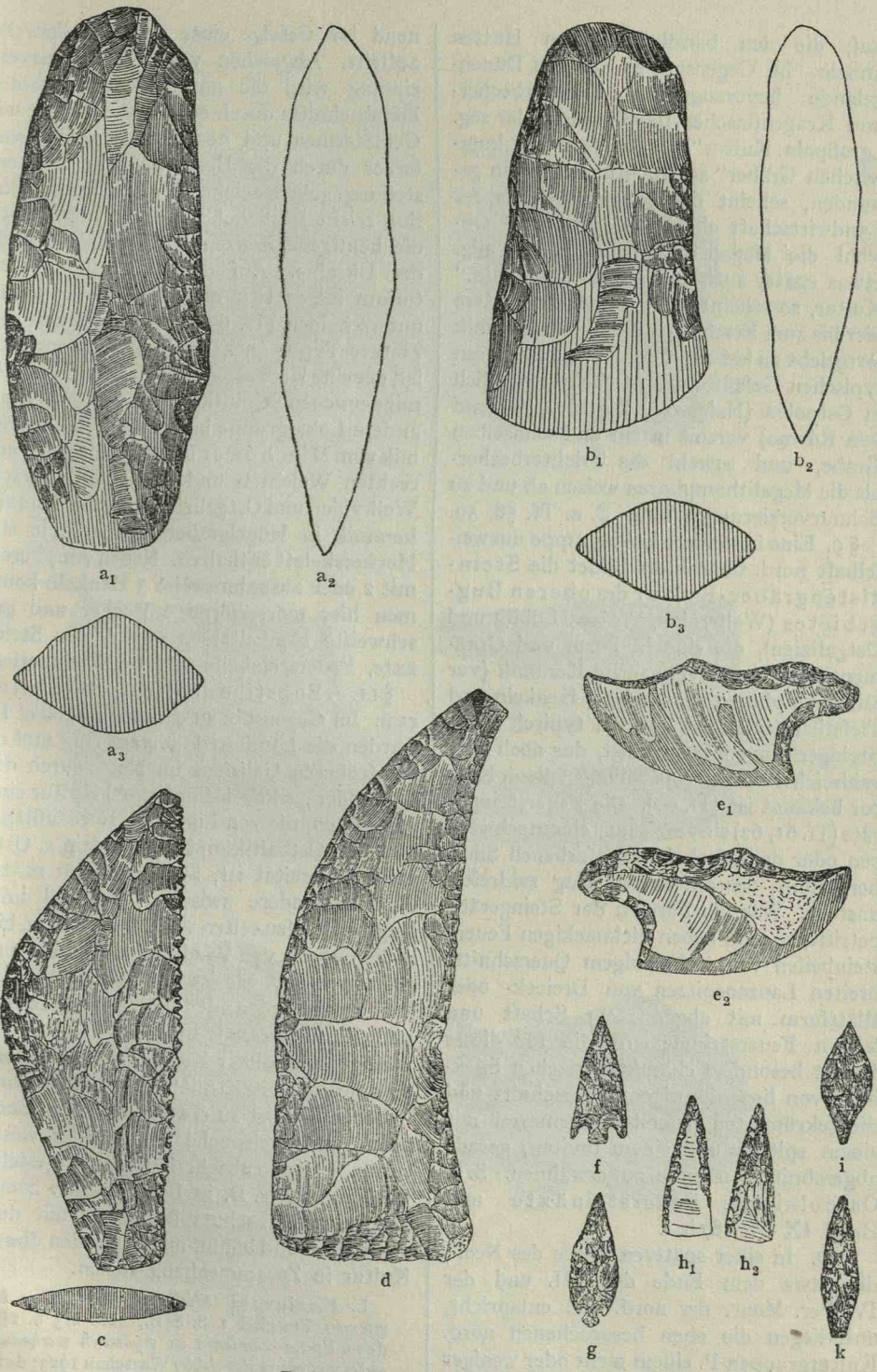
Polen B. Neolithikum

Südostpolnische Steinkistengräberkultur: a—c. Keramik (a, b. Ułaszkowce, Kr. Czortków; c. Koszyłowce, Kr. Zaleszczyki). — d. Steinkiste. Uwisła, Kr. Husiatyn. — e. Bernsteinperle. Kociubińce, Kr. Husiatyn. — f. Knöcherne Gürtelplatte. Uwisła, Kr. Husiatyn. — g. Feuersteinaxt. Czarne Wody, Kr. Kamienec Podolski. — Nach Zbiór wiadomości 15, Kozłowski und Hadaczek.

Tafel 61

Polen B. Neolithikum

Feuersteinlanzenspitzen vom Bugtypus: a. Zelów, Kr. Łask, Wojew. Łódź. — b. Tokary, Kr. Janów, Wojew. Lublin. — c. Hulewiczów, Kr. Kowel (Wolhynien). — d. Koźliński Majdan, Kr. Równo, Wolhynien. — Nach Photographie.



Polen B. Neolithikum

Südostpolnische Feuersteinindustrie (Bugkultur): a, b. Äxte mit linsenförmigem Querschnitt. — c, d. Sägemesser. — e. Messer mit polierter Schneide. — f—k. Pfeilspitzen. — a, b, d Żelechów, c Lisko, beide Kr. Kamionka Strumiłowa. — Nach Kozłowski *Młodsza epoka kamienna* Tf. 22—24.

auf, die den bandkeramischen Hütten ähneln. Im Gegensatz zu der das Dünengelände bevorzugenden Trichterbecher- und Kragenflaschen-Bevölkerung (der sog. „großpoln. Kultur") ist das Volk der „kujawischen Gräber" an fruchtbaren Boden gebunden, scheint daher hauptsächlich der Landwirtschaft obgelegen zu haben. Obwohl die Megalithgräber in P. im allg. etwas später auftreten als die „großpoln." Kultur, so scheint jedoch auch die letztere hier bis zum Erscheinen der Schnurkeramik fortgelebt zu haben; die für beide Kulturen typischen Gefäßformen erscheinen nämlich in Ostpolen (Nałęczów, Piątnica, Gegend von Równo) vereint in ein und demselben Grabe, und sowohl die Trichterbecher- als die Megalithamphoren weisen ab und zu Schnurverzierungen auf. S. a. Tf. 58, 59.

§ 9. Eine besondere Lokalgruppe unzweifelhaft nord. Charakters bildet die Steinkistengräber-Kultur des oberen Buggebietes (Wolhynien, Wojew. Lublin und Ostgalizien), die eine in Form und Ornamentik der nord. verwandte Keramik (vor allem Amphoren mit 2 oder 4 Henkeln und Tiefstichverzierung) und ein typisch nord. Steingerätinventar aufweist, das noch weit zahlreicher aus den Ansiedlungen dieser Kultur bekannt ist (Tf. 60). Die Feuersteingeräte (Tf. 61, 62) sind meist aus einem schwarzen oder dunkelschokoladenfarbenen Silex hergestellt, der am oberen Bug zahlreich ansteht. Was die Formen der Steingeräte betrifft, so sind neben dicknackigen Feuersteinbeilen von rechteckigem Querschnitt, breiten Lanzenspitzen von Dreieck- oder Blattform mit abgesetztem Schaft und langen Feuersteinmessern die für dieses Gebiet besonders charakteristischen Silexbeile von linsenförmigem Querschnitt und die gekrümmten Feuersteinsägemesser mit einem spitzen und einem breiten, gerade abgeschnittenen Ende zu erwähnen. S. a. Ostpolnische Feuersteinäxte und Band IX Tf. 187h, i.

§ 10. In einer späteren Phase des Neol., die etwa dem Ende der III. und der IV. Per. Mont. der nord. StZ entspricht, unterliegen die oben besprochenen nord. Kulturgruppen P. einem mehr oder weniger starken Einfluß der Oderschnurkeramik (s. Schnurkeramik A § 4f.), der anscheinend im Gefolge einer neuen Volkswelle auftritt. Abgesehen von der Schnurverzierung wird die nord. Keramik dieses Zeitabschnitts durch eine Reihe von neuen Gefäßformen und neuen Steingerättypen, ferner durch die Bestattung in Hockerstellung gekennzeichnet. Der nord. Einfluß reicht jetzt viel weiter nach SO, über die heutigen Grenzen P. hinaus bis nach der Ukraine. Auf diesem großen Territorium lassen sich mehrere Lokalgruppen unterscheiden (Tf. 63—68), von denen der Złotaer Typus (s. Złota) der bekannteste ist, der eine Kreuzung der Tiefstichkeramik mit der neuen Schnurkeramik darstellt. Eine andere Lokalgruppe bildet die Schnurkeramik vom Miechówer Typus. Weiter ö., vom rechten Weichsel- und San-Ufer bis nach Wolhynien und Ostgalizien, tritt die Schnurkeramik in Hügelgräbern auf, die je ein Hockerskelett enthalten. Neben Amphoren mit 2 oder ausnahmsweise 3 Henkeln kommen hier mörserförmige Becher und geschweifte Henkeltassen vor, ferner Steinäxte, Feuersteinbeile und Bernsteinperlen.

§ 11. c. Sonstige neolithische Kulturen. Im Gegensatz zu dem Hauptgebiet P. werden die Landesteile ö. vom Bug und n. des früheren Galiziens im Neol. durch die balt. (oder „arktisch-finnische") Kultur eingenommen, die von Finnland, Nordrußland und dem Ostbaltikum bis nach dem s. Ostpolen verbreitet ist, auch noch im mittl. P., insbesondere zwischen Weichsel und Bug, nicht allzu selten vorkommt und w. bis in die Gegend von Pyzdry und Kalisch vorgedrungen ist. Sie ist in P. bisher nur aus Wohnplatzfunden mit der typischen Gruben- und Kammkeramik bekannt. Unter den Steingeräten dieser Kultur stechen besonders die Pfeilspitzen mit Schaftzunge hervor.

Schließlich ist zu erwähnen, daß in Südpolen auch schwache Spuren der westeurop. Glockenbecherkultur festgestellt worden sind (z. B. in Beszowa, Kr. Stopnica, eine Armschutzplatte), die mit den oberschles. und böhm.-mähr. Funden dieser Kultur in Zusammenhang stehen.

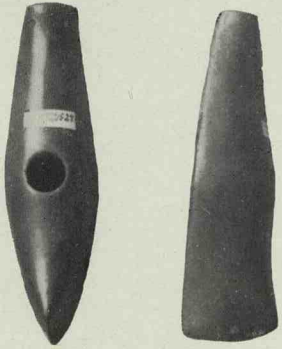
L. Kozłowski *Wielkopolska w epoce kamiennej* Przegląd 1 S. 84ff., ebd. 2/3 S. 1ff.; ders. *Epoka kamienia na wydmach wschodniej części wyżyny małopolskiej* Warschau 1923; ders. *Groby megalityczne na wschód od Odry* Prace i materjały antrop. archeol. i etnogr. Krakau 2

a

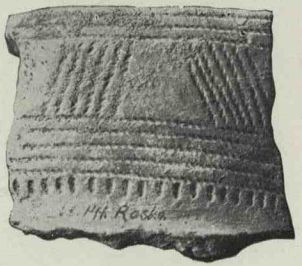
b

c

d



e



f

Polen B. Neolithikum

Westpolnische Schnurkeramik mit schlesischen Einschlägen (vgl. Abb. d, e): a. Kruszki, Kr. Wirsitz (poln. Wyrzysk). — b. Białośliwie, Kr. Wirsitz (poln. Wyrzysk). — c, d. Znin. — e. Kwiatków, Kr. Ostrowo (poln. Ostrów). — f. Rosko, Kr. Czarnikau (poln. Czarnków). — Nach Kostrzewski *Wielkopolska*[2].

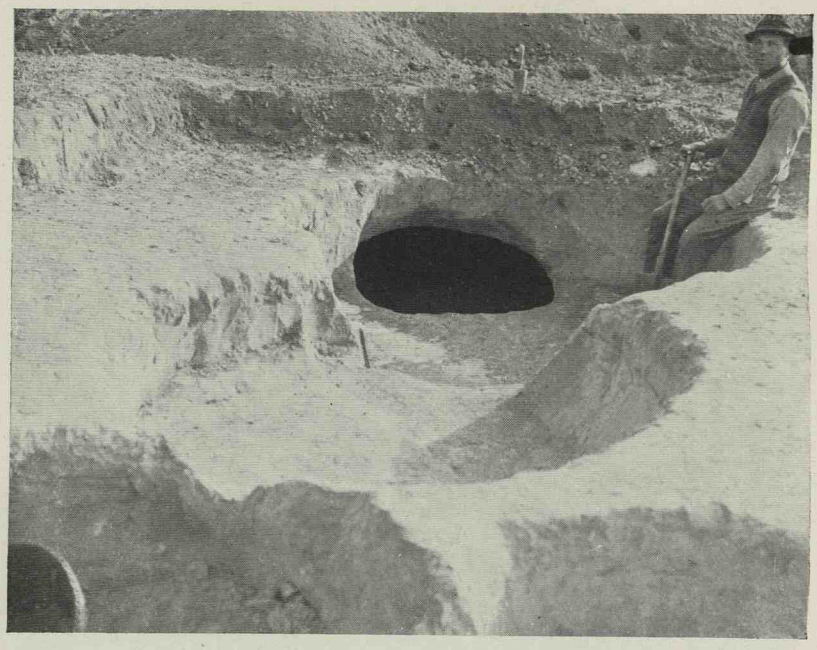
Polen B. Neolithikum

Hockergrab der Złotaer Schnurkeramik. Nach Pamiętnik Fizyograficzny 22.

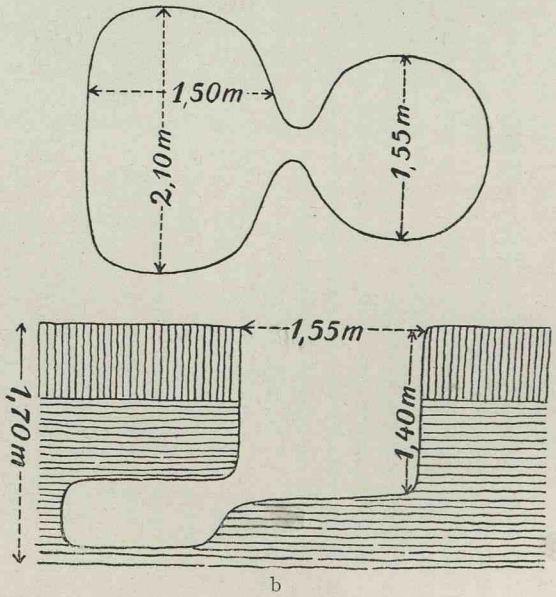
a b c d e f

Polen B. Neolithikum

Schnurkeramik vom Złotaer Typus: a, e. Dziesławice, Kr. Stopnica. — b—d, f. Złota, Kr. Sandomierz. Nach Pamiętnik Fizyograficzny 22, Światowit 9 und 10 und Photographie.



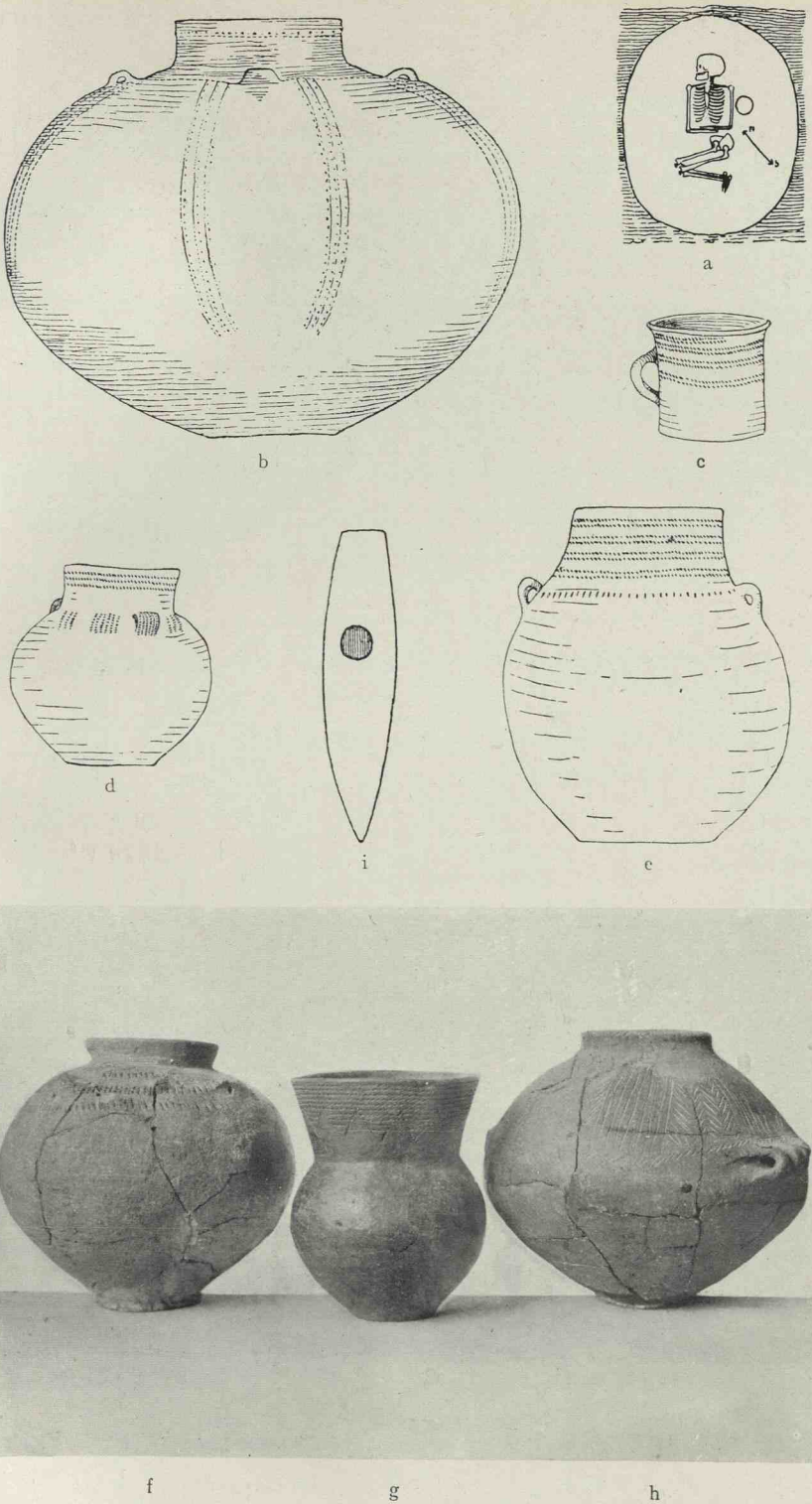
a



b

Polen B. Neolithikum

Nischengrab der kleinpolnischen Schnurkeramik von Książnice Wielkie, Kr. Pińczów, Wojew. Kielce: a. Seitenansicht. — b. Grundriß und Längsschnitt. Nach Wiadomości Archeologiczne 8.

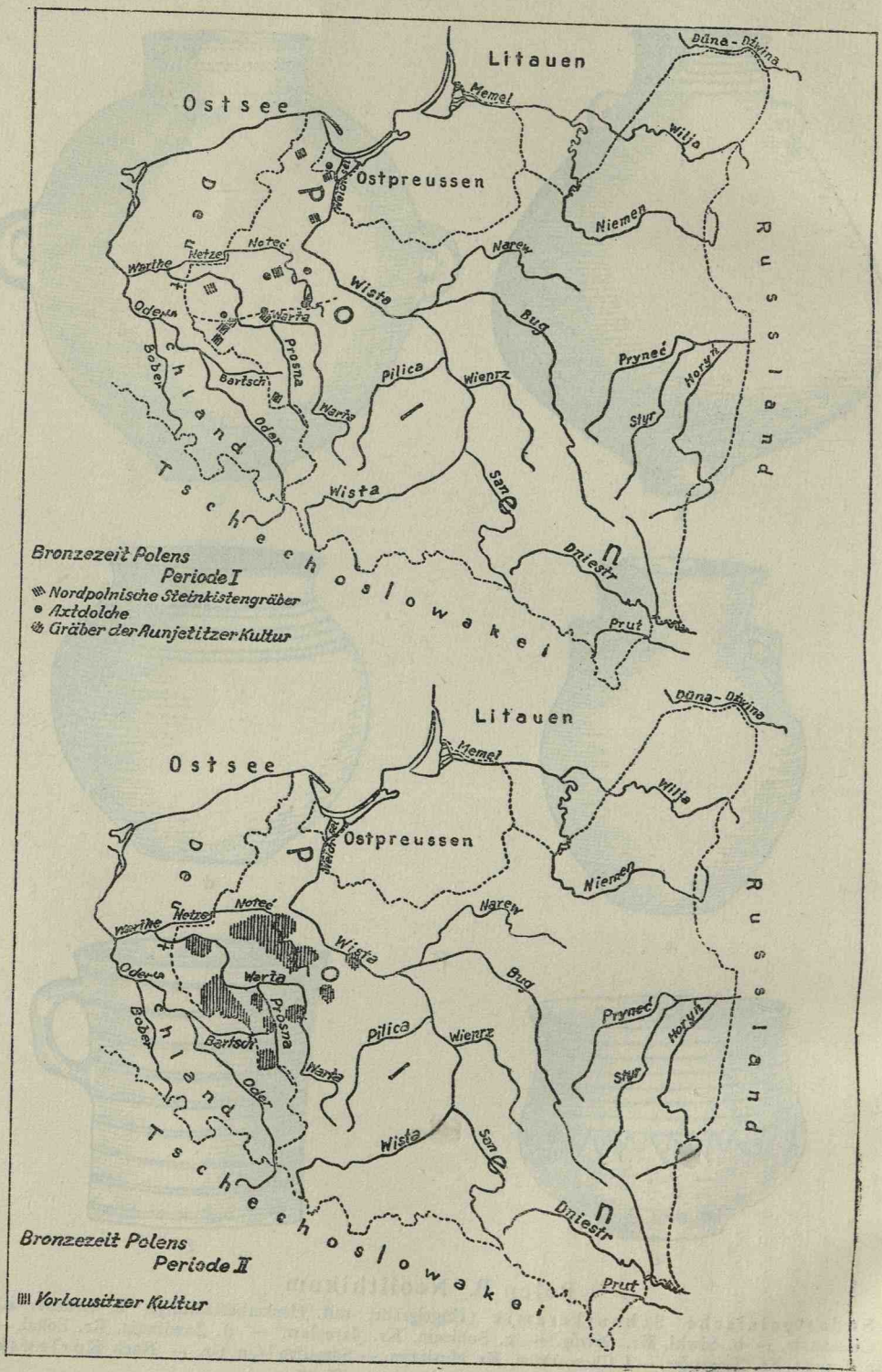


Polen B. Neolithikum

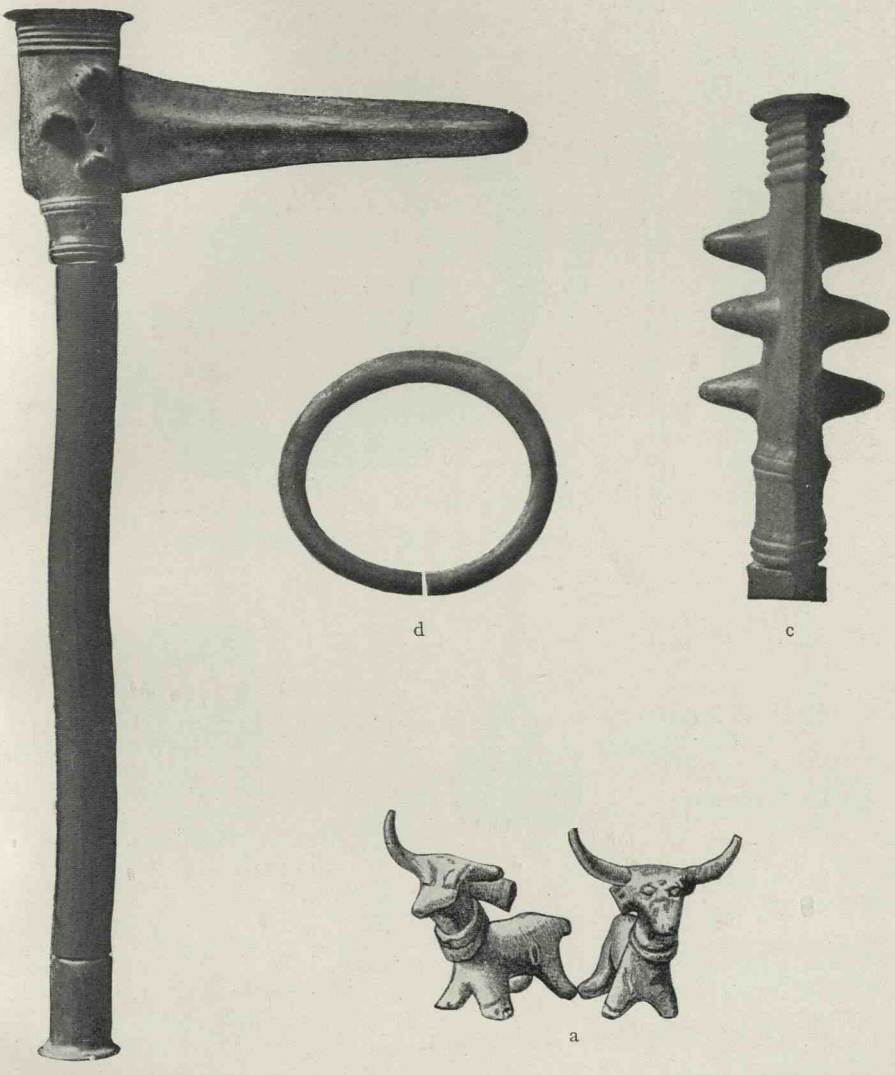
Schnurkeramik vom kleinpolnischen Typus: a. Hockergrab von Iwanowice, Kr. Miechów. — b—h. Keramik (b und d. Piotrkowice, Kr. Miechów; c. Iwanowice, Kr. Miechów; e. Winiary, Kr. Sandomierz; f—h. Książnice Wielkie, Kr. Pińczów. — i. Steinaxt von schlesischem Typus aus Iwanowice, Kr. Miechów. — Nach Kozłowski *Młodsza epoka kamienna* Tf. 15 und Wiad. Archeologiczne 8.

Polen B. Neolithikum

Südostpolnische Schnurkeramik (Hügelgräber mit Hockerbestattung): a. Brusno, Kr. Cieszanów. — b. Siwki, Kr. Ostróg. — c. Sobiecin, Kr. Jarosław. — d. Zawisznia, Kr. Sokal. — e. Brusno, Kr. Cieszanów. — f. Chorostków, Kr. Husiatyn. — Sämtlich $^1/_3$ n. Gr. — Nach Kozłowski *Młodsza epoka kamienna* Tf. 27.

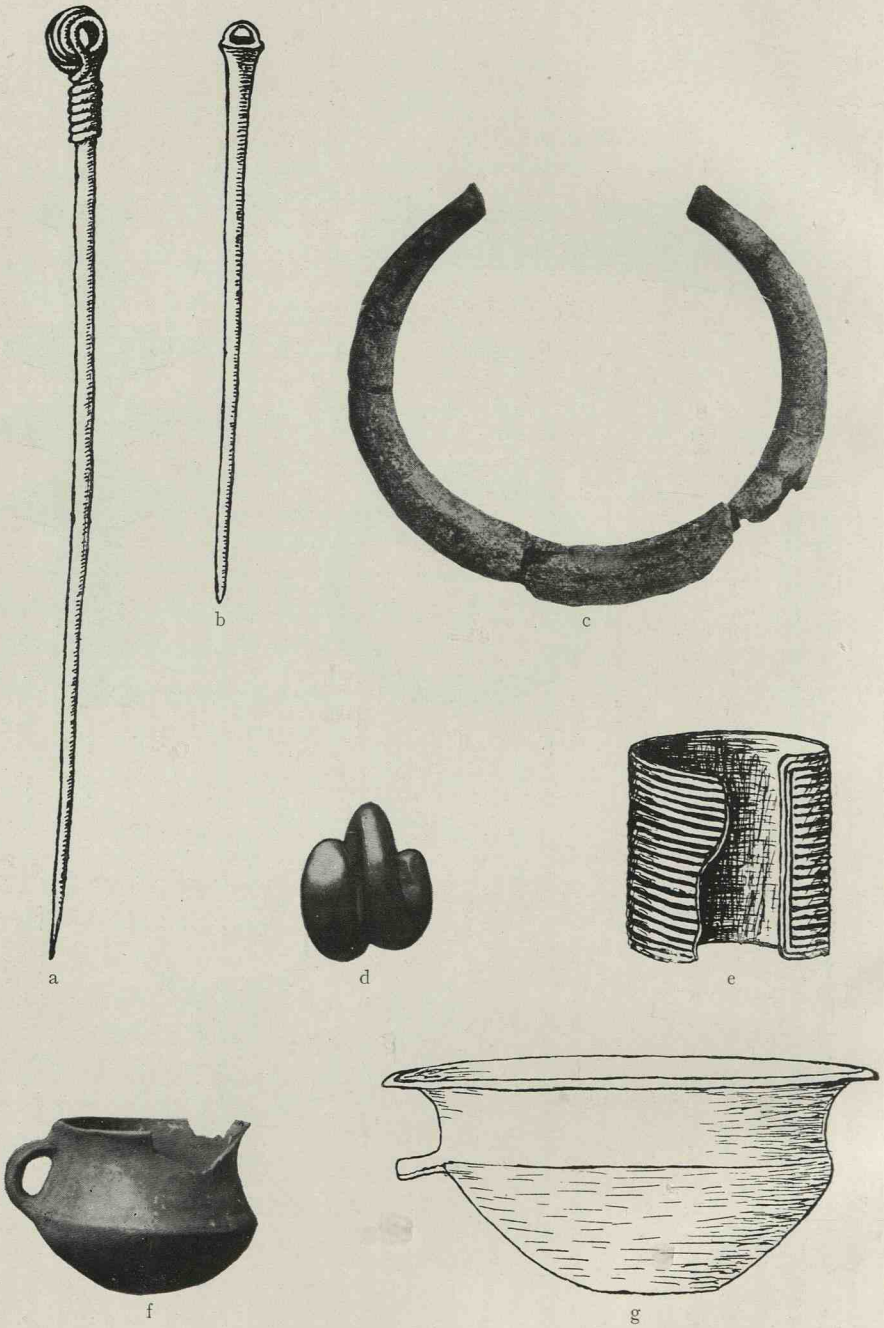


Polen C. Bronzezeit



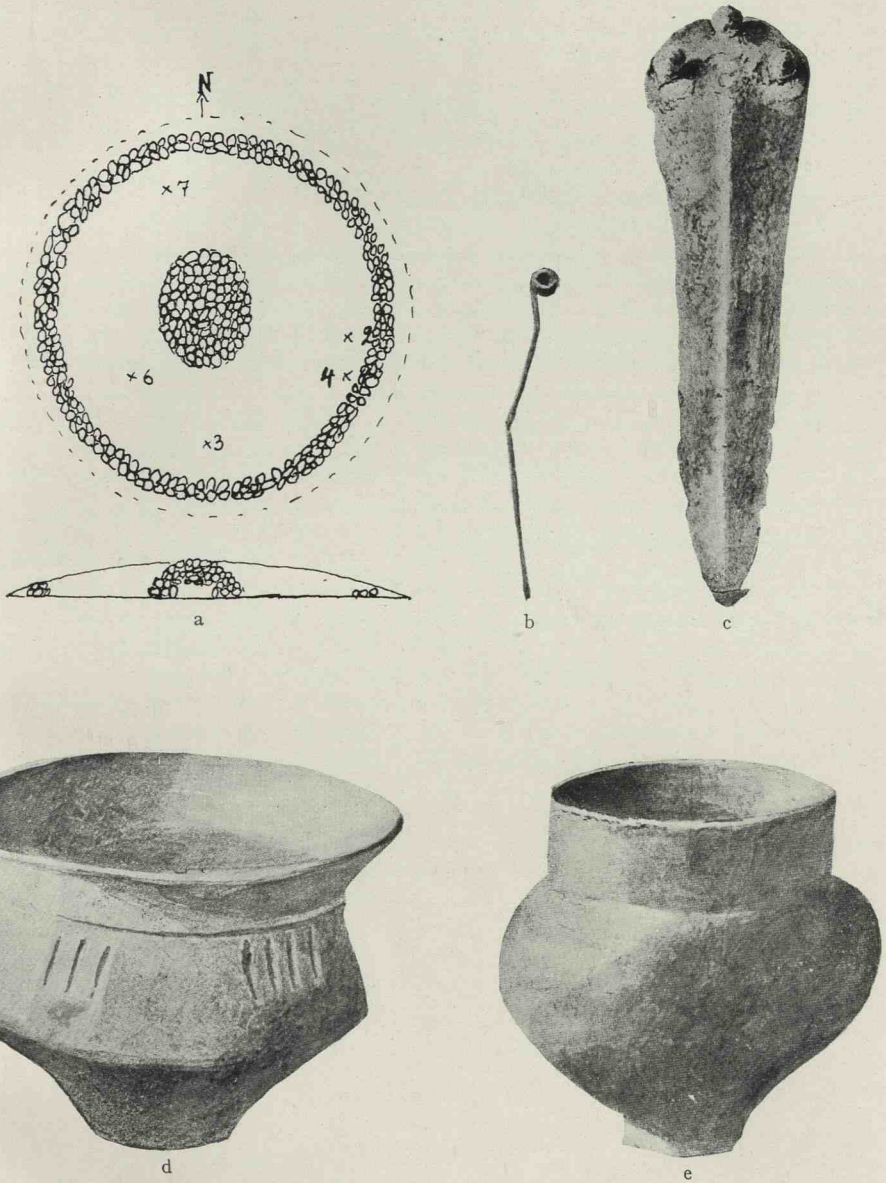
Polen C. Äneolithikum und Bronzezeit

a. Kupfer. Bythin, Posen. $^1/_4$ n. Gr. — b—d. Teil eines Depotfundes der ältesten BZ (Per. I. Mont.) von Schroda, Bez. Posen. Nach Blume *Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum* 1909 Tf. 3 und Montelius *Chronologie der älteren Bronzezeit* 1900 S. 9.



Polen C. Bronzezeit

Bronzeschmuck (a—c, e), Goldring (d) und Keramik (f, g) aus Gräbern der Aunjetitzer Kultur in der Wojew. Posen.



Polen C. Bronzezeit

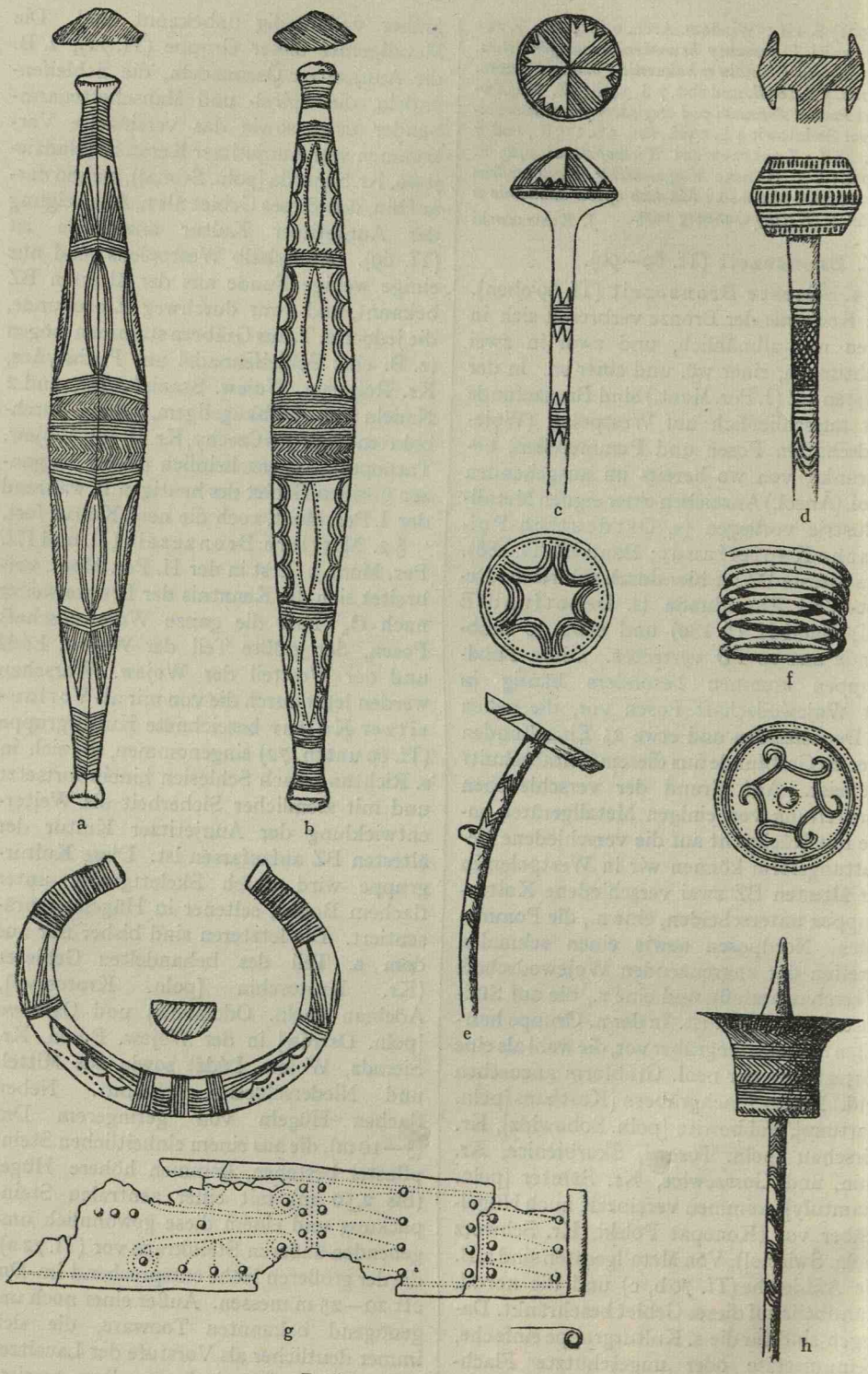
Vorlausitzer Kultur (II. Per. BZ): Funde aus Hügelgräbern bei Krotoschin (poln. Krotoszyn) und Smoszew, Kr. Adelnau (poln. Odolanów). Nach Przegląd 2.

(1921) S. 1ff.; Wiadom. Arch. 6 S. 31ff.; Krukowski *Pierwociny krzemieniarskie górnictwa, transportu i handlu w holocenie Poloski* Wiadom. Arch. 5 S. 185ff. und ebd. 7 S. 34ff.; E. Majewski *Powiat stopnicki pod względem przedhistorycznym* Swiatowit 4 S. 73ff., ebd. 5 S. 113ff., ebd. 7 S. 48ff.; Kostrzewski *Wielkopolska*[2] 1923 S. 10ff.; La Baume *Vorgeschichte Westpreußens* 1920; Kozłowski *Młodsza epoka kamienna w Polsce (Neolit)* Lemberg 1925. J. Kostrzewski

C. Bronzezeit (Tf. 69—90).

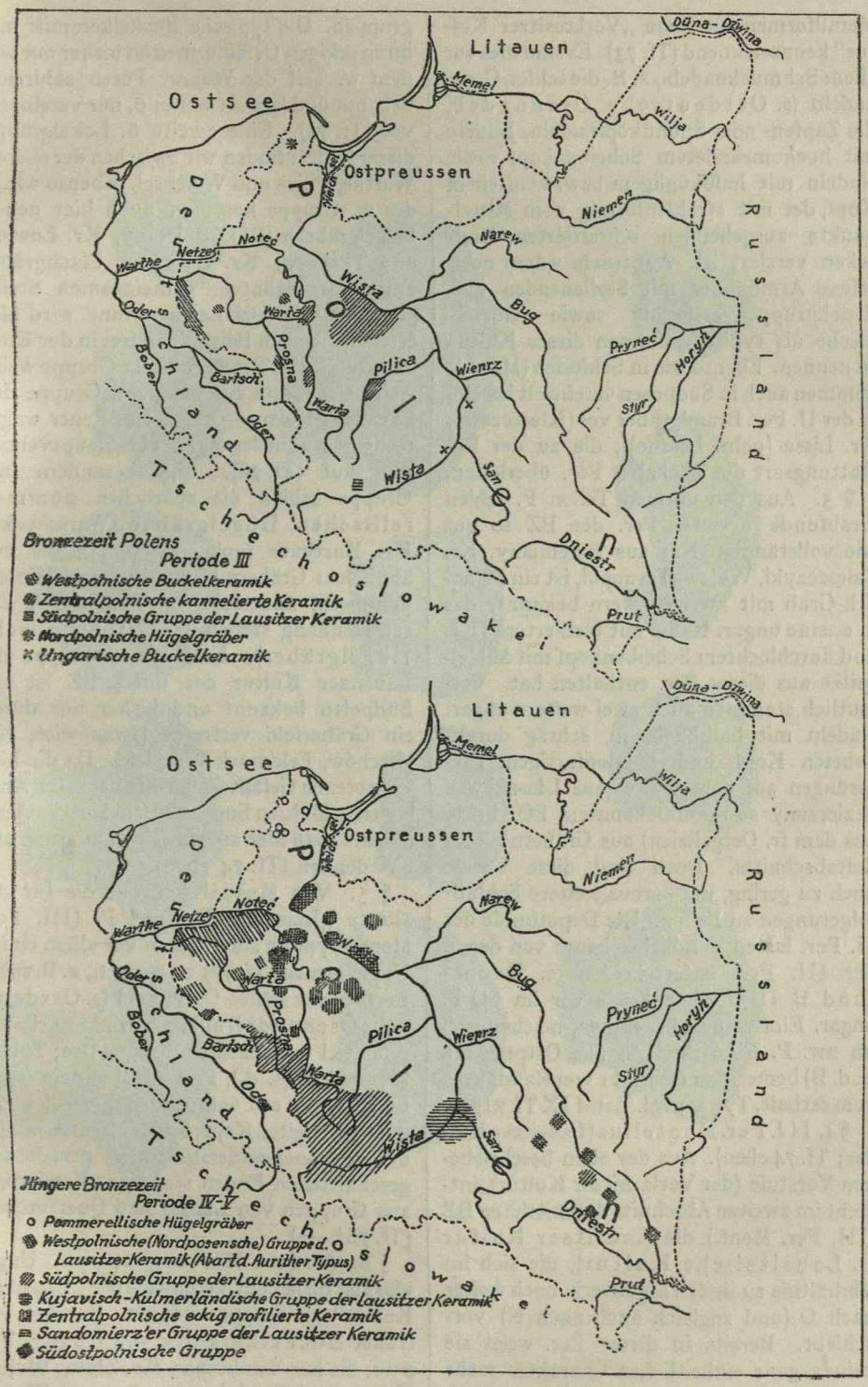
§ 1. Älteste Bronzezeit (Tf. 69 oben). Die Kenntnis der Bronze verbreitet sich in Polen nur allmählich, und zwar in zwei Richtungen, einer wö. und einer sn. In der ältesten BZ (I. Per. Mont.) sind Bronzefunde fast ausschließlich auf Westpolen (Wojewodschaften Posen und Pommerellen) beschränkt, von wo bereits im ausgehenden Neol. (Äneol.) Anzeichen einer eignen Metallindustrie vorliegen (s. Ostdeutsch-Polnische Kupferfunde; Band IX Tf. 188). Die älteste BZ ist hier durch zahlreiche Depot- und Einzelfunde (s. Depotfund B III; Band II Tf. 189) und etwa 30 Grabfunde aus 19 FO vertreten. Beide Fundgruppen kommen besonders häufig in der Wojewodschaft Posen vor, die neben 20 Depotfunden und etwa 25 Einzelfunden über 20 Grabfunde aus diesem Zeitabschnitt aufweist. Auf Grund der verschiedenen Verbreitung von einigen Metallgeräten sowie mit Rücksicht auf die verschiedene Bestattungsform können wir in Westpolen in der ältesten BZ zwei verschiedene Kulturgruppen unterscheiden, eine n., die Pommerellen, Nordposen sowie einen schmalen Streifen der angrenzenden Wojewodschaft Warschau umfaßt, und eine s., die auf Südposen beschränkt ist. In der n. Gruppe herrschen Steinkistengräber vor, die wohl als eine Fortsetzung der neol. Grabform anzusehen sind. Neben Flachgräbern (Karthaus [poln. Kartuzy], Sobbowitz [poln. Sobowidz], Kr. Dirschau [poln. Tczew], Skarbienice, Kr. Żnin, und Gorszewice, Kr. Samter [poln. Szamtuły]) kommen vereinzelt auch Hügelgräber vor (Konopat Polski, Kr. Schwetz [poln. Świecie]). Von Metallgeräten sind z. B. die Axtdolche (Tf. 70 b, c) und die nordd. Randbeile auf dieses Gebiet beschränkt. Dagegen sind für die s. Kulturgruppe einfache, steinumsetzte oder ungeschützte Flachgräber kennzeichnend, während Steinkistengräber vollständig unbekannt sind. Die Metallgeräte dieser Gruppe (Tf. 71), z. B. die Aunjetitzer Ösennadeln, die Schleifennadeln, die Spiral- und Manschettenarmbänder usw., sowie das vereinzelte Vorkommen von Aunjetitzer Keramik (Nadziejewo, Kr. Schroda [poln. Środa]), weisen darauf hin, daß dieses Gebiet als n. Abzweigung der Aunjetitzer Kultur anzusehen ist (Tf. 69). Außerhalb Westpolens sind nur einige wenige Funde aus der ältesten BZ bekannt, und zwar durchweg Einzelfunde, die jedoch z. T. aus Gräbern stammen mögen (z. B. eine Schleifennadel aus Putiatyńce, Kr. Rohatyn, Wojew. Stanisławów, und 2 Nadeln mit halbkugeligem, schräg durchbohrten Kopf aus Czechy, Kr. Brody, Wojew. Tarnopol). Augenscheinlich dauert im ganzen übrigen Gebiet des heutigen P. während der I. Per. Mont. noch die neol. Kultur fort.

§ 2. Mittlere Bronzezeit (II. und III. Per. Mont.). Erst in der II. Per. Mont. verbreitet sich die Kenntnis der Bronze weiter nach O. Fast die ganze Wojewodschaft Posen, der größte Teil der Wojew. Łódź und der Westteil der Wojew. Warschau werden jetzt durch die von mir als Vorlausitzer Kultur bezeichnete Kulturgruppe (Tf. 69 unten, 72) eingenommen, die sich in s. Richtung nach Schlesien hinein fortsetzt und mit ziemlicher Sicherheit als Weiterentwicklung der Aunjetitzer Kultur der ältesten BZ aufzufassen ist. Diese Kulturgruppe wird durch Skelettgräber unter flachem Boden, seltener in Hügeln, repräsentiert. Die letzteren sind bisher nur aus dem s. Teil des behandelten Gebietes (Kr. Krotoschin [poln. Krotoszyn], Adelnau [poln. Odolanów] und Ostrowo [poln. Ostrów] in der Wojew. Posen, Kr. Sieradz, Wojew. Łódź) sowie aus Mittel- und Niederschlesien bekannt. Neben flachen Hügeln von geringerem Dm (5—10 m), die aus einem einheitlichen Steinpflaster bestehen, kommen höhere Hügel (bis 2,50 m) mit einer zentralen Steinpackung und einem diese gewöhnlich umgebenden äußeren Steinkranz vor (Tf. 72 a), die der größeren Höhe entsprechend im Dm oft 20—25 m messen. Außer einer noch ungenügend bekannten Tonware, die sich immer deutlicher als Vorstufe der Lausitzer Keramik erweist, sind vor allem gewisse



Polen C. Bronzezeit

Schmucksachen der Vorlausitzer Kultur aus der Umgegend von Posen.



Polen C. Bronzezeit

Metallformen für diese „Vorlausitzer Kultur" kennzeichnend (Tf. 73). Es sind dies vor allem Schmucknadeln, z. B. die schles. Ösennadeln (s. Ostdeutsche Ösennadel), die Zapfen- oder Spundkopfnadeln, Nadeln mit hochumrandetem Scheibenkopf sowie Nadeln mit halbkugligem bzw. konischem Kopf, der mit strahlenförmig vom Mittelpunkte ausgehenden schraffierten Dreiecken verziert ist. Außerdem wären noch offene Armbänder mit Stollenenden und Strichgruppenverzierung sowie Gürtelbleche als typische Formen dieser Kultur zu nennen. Ebenso wie in Schlesien (Massel) kommen auch in Südposen vereinzelt bereits in der II. Per. Brandgräber vor (Kleszczewo, Kr. Lissa [poln. Leszno]), die zu der Bestattungsart der nächsten Per. überleiten.

§ 3. Aus den übrigen Teilen P. fehlen Grabfunde der II. Per. der BZ so gut wie vollständig. Nur aus Beremiany, Kr. Zaleszczyki, Wojew. Tarnopol, ist ein Monolith-Grab mit zwei Hockern bekannt, das u. a. eine ungar. Nadel mit tordiertem Hals und durchlochtem Scheibenkopf mit Mittelspitze aus dieser Per. enthalten hat. Vermutlich stammen auch zwei weitere ungar. Nadeln mit halbkugligem, schräg durchbohrten Kopf und 4 knopfartigen Vorsprüngen auf dem Halse (aus Ulaszkowce Jezierzany sowie unbekanntem FO, beide aus dem fr. Ostgalizien) aus Gräbern dieses Zeitabschnitts. Doch sind diese Funde noch zu gering, um daraus weitere Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Depotfunde der II. Per. lassen sich bisher kaum von denen der III. Per. unterscheiden (s. Depotfund B III). Ebenso wie wir im SO P. ungar. Einflüsse wahrnehmen, machen sich im nw. P. Einwirkungen aus Ostpreussen (s. d. B) bemerkbar (Einfuhr von Randäxten vom ostbalt. Typus; vgl. Band IX Tf. 217h).

§ 4. III. Per. Montelius (Lausitzer Kultur; Tf. 74 oben). Aus der oben beschriebenen Vorstufe (der Vorlausitzer Kultur) entsteht im zweiten Abschnitt der mittleren BZ (III. Per. Mont.) die Lausitzer Kultur (s. Lausitzische Kultur), die sich im Verhältnis zu ihrer Vorgängerin noch weiter nach O (und zugleich auch nach N) vorschiebt. Bereits in dieser Per. weist sie keinen ganz einheitlichen Charakter mehr auf, sondern zerfällt in mehrere Lokalgruppen. Die typische Buckelkeramik mit ihren eckigen Gefäßformen ist bisher nur aus dem w. Teil der Wojew. Posen zahlreich bekannt und kommt weiter ö. nur vereinzelt vor (Tf. 75). Eine zweite ö. Lokalgruppe dieser Kultur finden wir zwischen der oberen Warthe, Pilica und Weichsel. Ebenso wie in der w. Gruppe kommen auch hier neben Hügelgräbern (Bąków Dolny, Kr. Łowicz, und Tkaczew, Kr. Łęczyca) Flachgräber unter ausgedehnten, gemeinsamen Steinpflastern vor. Der Leichenbrand wird hier öfters neben den Beigefäßen frei in der Erde beigesetzt. Die Tonware dieser Gruppe weist — im Gegensatz zur westpoln. Gruppe der Lausitzer Kultur — schräge (seltener wagerechte) Kannelierungen als Hauptverzierung auf (Tf. 76). Eine besondere (n.) Gruppe bilden die spärlichen pommerellischen Hügelgräber (Warschenko, Kr. Karthaus [poln. Kartuzy]), die mit ähnlichen Gräbern einerseits im ö. Hinterpommern, anderseits im Samland in Zusammenhang stehen (s. Ostpreussische Hügelgräber). Eine vierte Gruppe der Lausitzer Kultur der mittl. BZ ist aus Südpolen bekannt und bisher nur durch ein Gräberfeld vertreten (Iwanowice, Kr. Miechów, Feldmark Wysyłek). Da die hier vertretenen Gefäßformen ihre nächsten Analogien in Mähren finden (z. B. in Mostkovice), möchte man hier an eine Einwanderung aus SW denken (Tf. 74 oben).

§ 5. Von Metallformen, die für die älteste „Lausitzer Kultur" P. (III. Per. Mont.) typisch sind, wären vor allem einige Nadelformen (Tf. 77) zu nennen, z. B. späte Formen der schles. Ösennadel (s. Ostdeutsche Ösennadel) mit rechtwinkliggeknicktem Stiel und scheibenförmiger Öse; Tüllenkopfnadeln (s. d.), Hirtenstabnadeln (s. d.) und Nadeln mit spindelförmig verdicktem, quer geriefelten Kopf; ferner offene Armbänder mit aneinanderstoßenden, gerade abgeschnittenen Enden und einer Verzierung aus Gruppen von Längs- und Querfurchen (Tf. 78b—e).

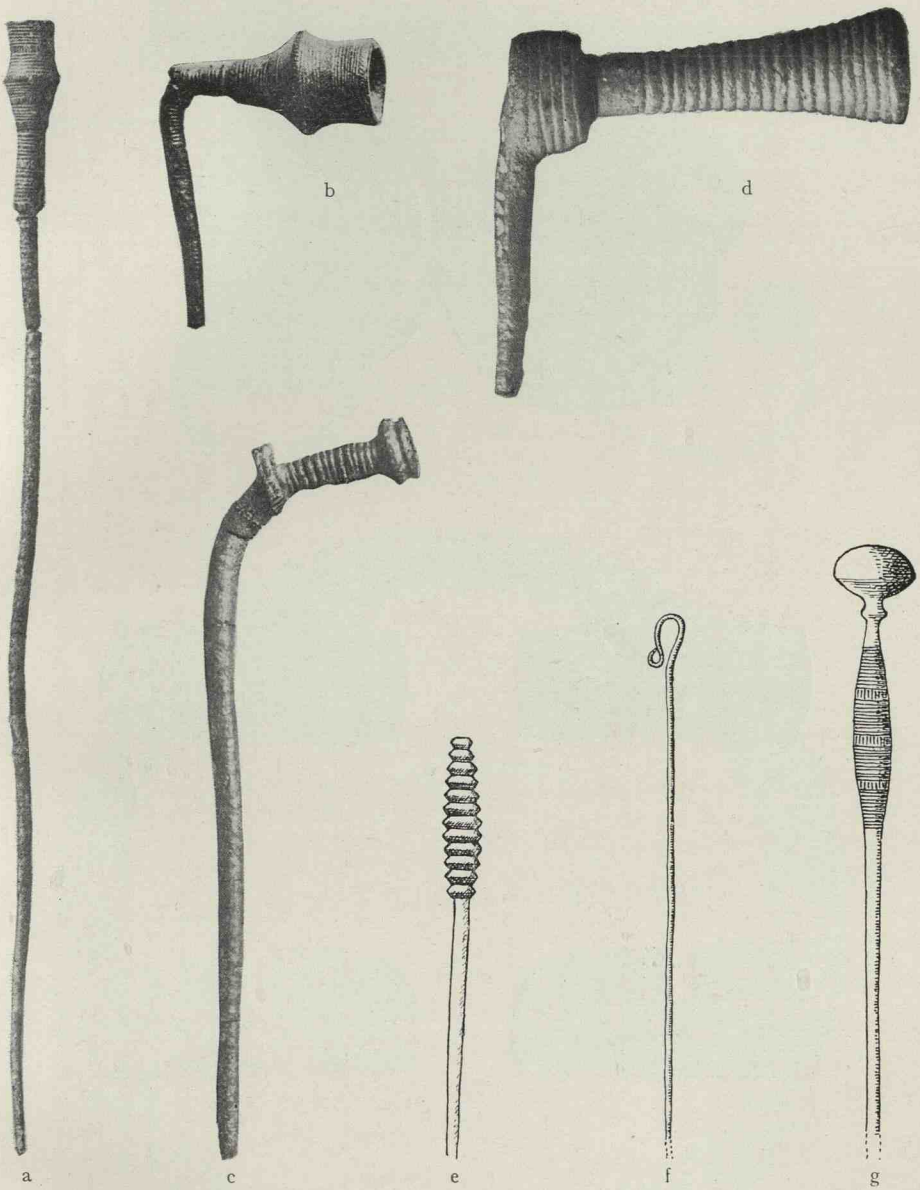
§ 6. Andere Kulturgruppen. Ungeklärt ist bisher das Verhältnis der „Lausitzer Kultur" zu einigen südpoln. Funden von früher Buckelkeramik von ungar. Typus, die aus Samborzec, Kr. Złota, Wojew. Kielce, und Trzciniec, Kr. Puławy, Wojew.

Polen C. Bronzezeit

Lausitzer Kultur: Westpolnische Buckelkeramik (III. Per.). Nach Photographien.

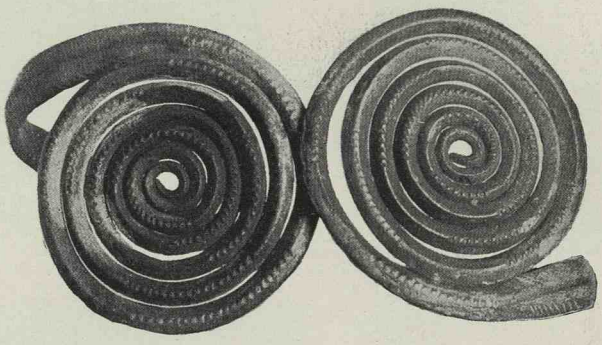
Polen C. Bronzezeit

Zentralpolnische kannelierte Keramik von Smolice und Nagórki, Kr. Łęczyca. — Nach *Wiadom. Arch.* 5.

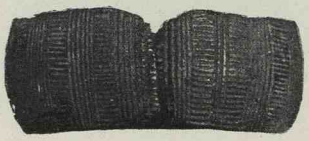


Polen C. Bronzezeit

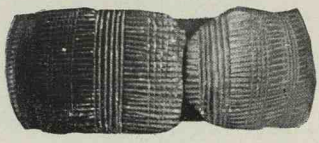
Nadeln der Lausitzer Kultur der III. Per. der BZ. Nach Kostrzewski *Wielkopolska*[2] und *Posener Album* III.



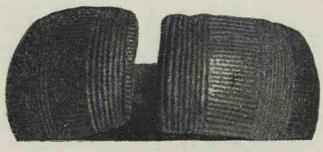
a



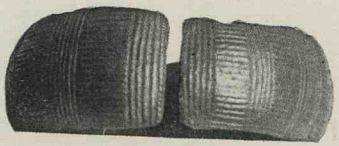
b



c



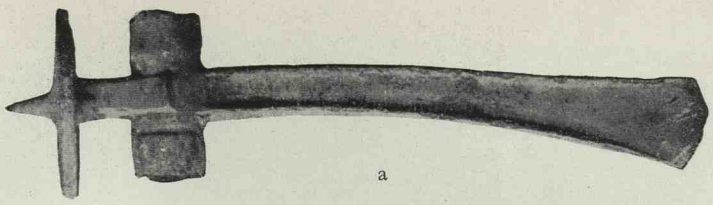
d



e

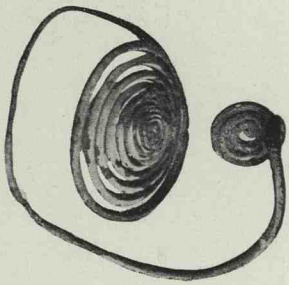
Polen C. Bronzezeit

Depotfund der mittleren BZ (Per. III Mont.) von Cieszewko, Kr. Płock, Wojew. Warschau.

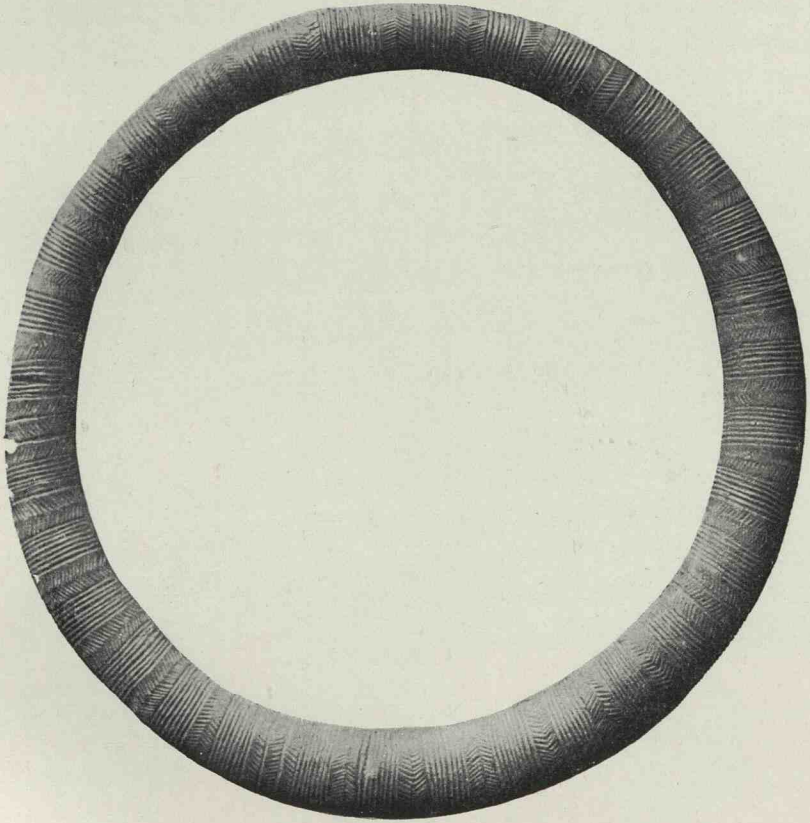


a

b



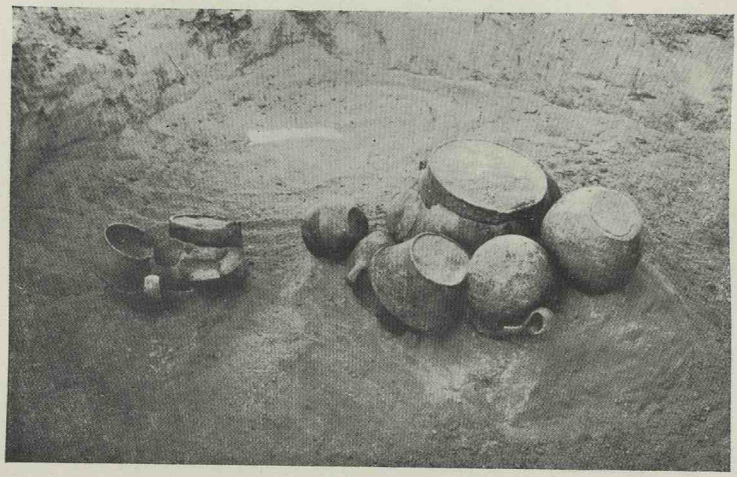
e



d

Polen C. Bronzezeit

a—c. Stefkowa, Kr. Lisko, Wojew. Lwów. Teil eines Depotfundes der III. Per. Mont. — d. Halsring von Wójcza, Kr. Stopnica, Wojew. Kielce. Nach Präh. Z. 10 und Przegląd 2.



a

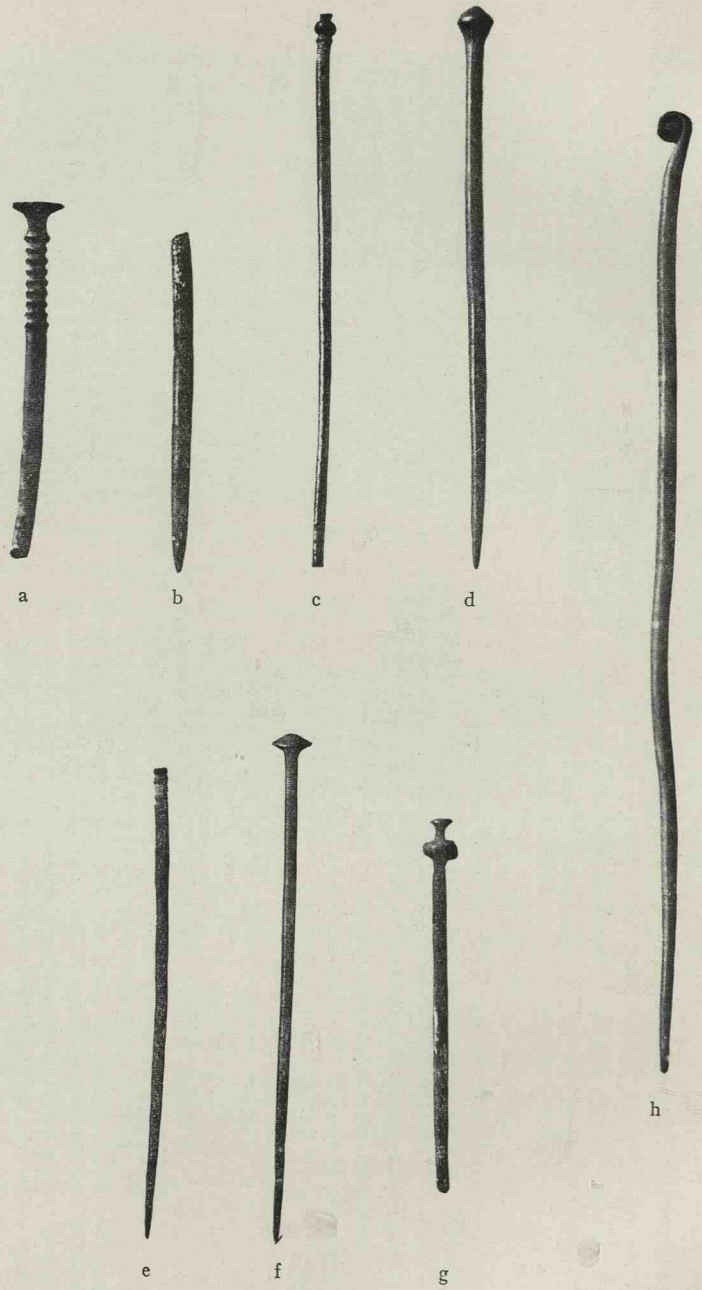
b

Polen C. Bronzezeit

Urnengräber der westpolnischen Gruppe der „Lausitzer" Keramik (j. BZ): a. Chojno, Kr. Samter (poln. Szamotuły). — b. Kaliska, Kr. Wongrowitz (poln. Wągrówiec).

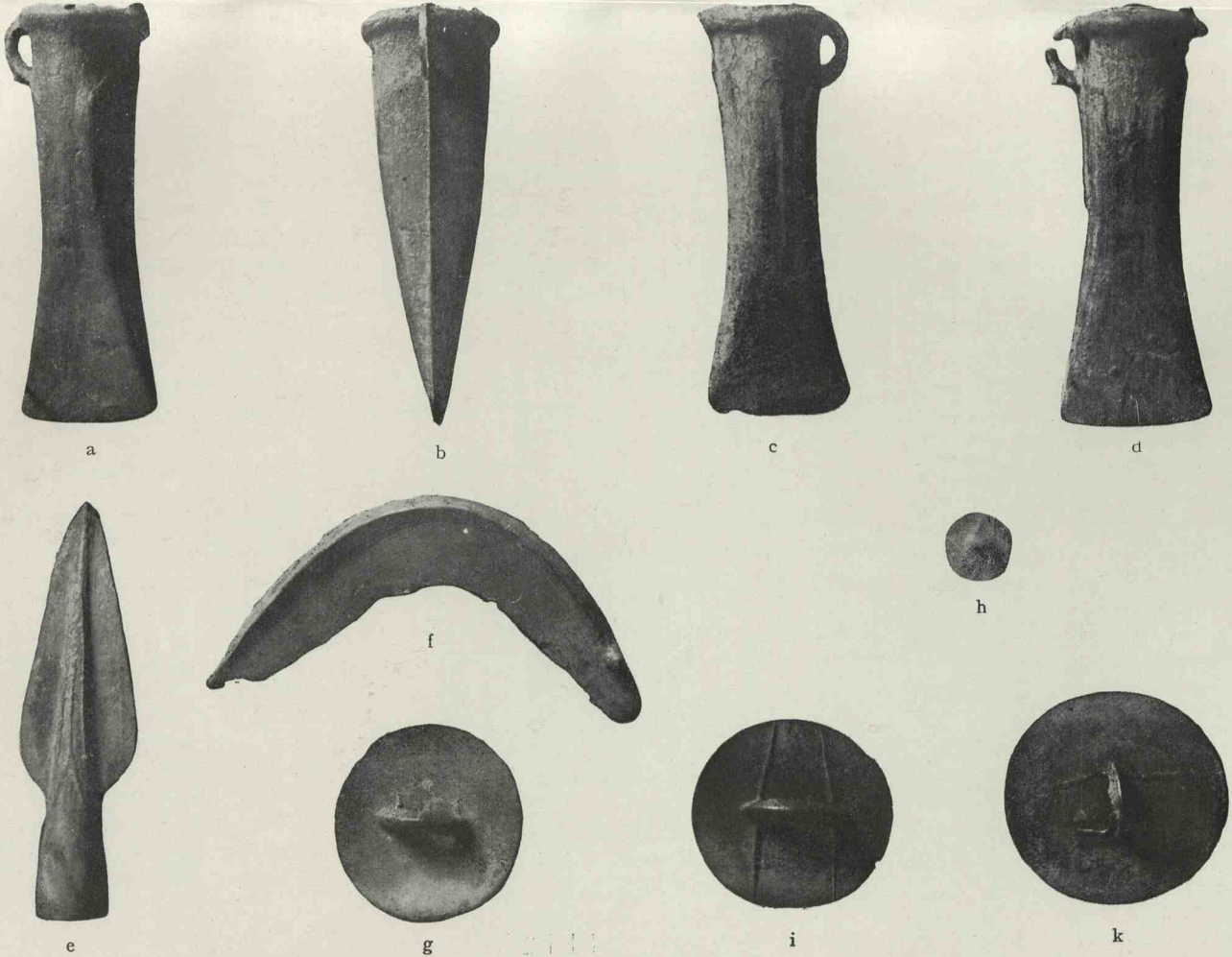
Polen C. Bronzezeit

Lausitzer Keramik der jüngeren BZ aus dem Nord- und Mittelteil der Wojew. Posen: a—e, i, q. Wrzeszczyna, Kr. Czarnikau (poln. Czarnków). — f, h. Kowalewko, Kr. Obornik. — g, p. Wilamowiec, Kr. Kolmar (poln. Chodzierz). — k—o. Rosko, Kr. Czarnikau (poln. Czarnków). Nach Photographien.



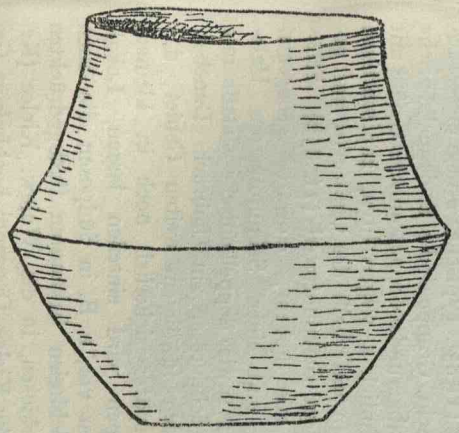
Polen C. Bronzezeit

Westpolnische Gruppe der Lausitzer Kultur: Bronzenadeln aus dem Gräberfeld der j. BZ von Wrzeszczyna, Kr. Czarnikau (poln. Czarnków).

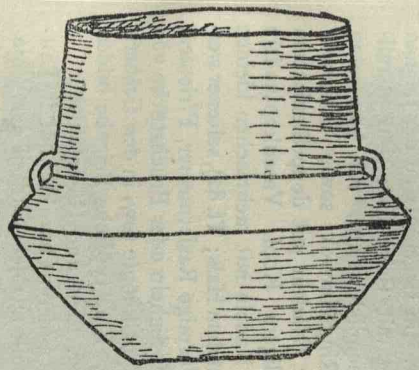


Polen C. Bronzezeit

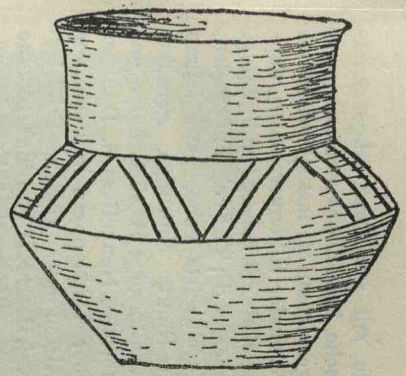
Depotfund der j. BZ von Kowalewko, Kr. Obornik.



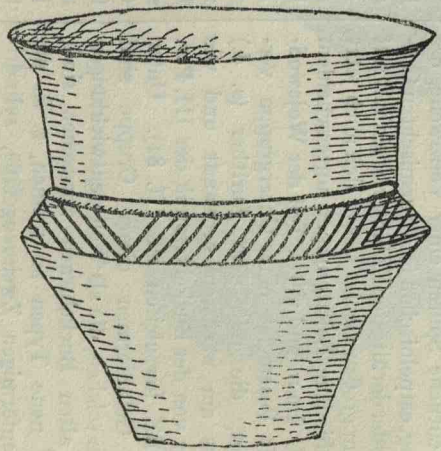
a



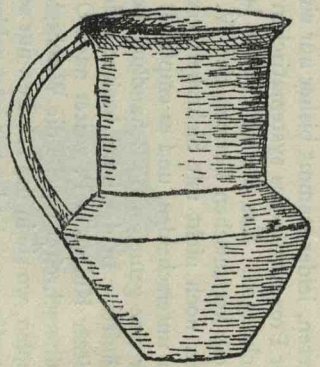
b



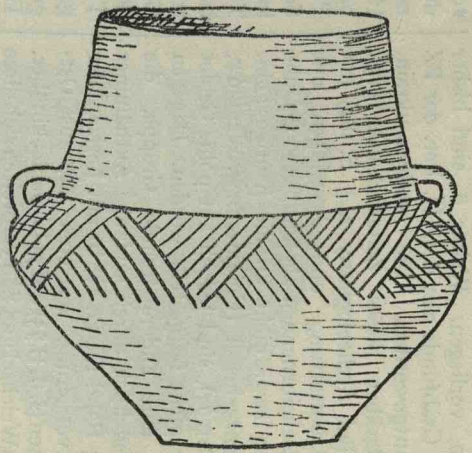
c



d



e



f

Polen C. Bronzezeit

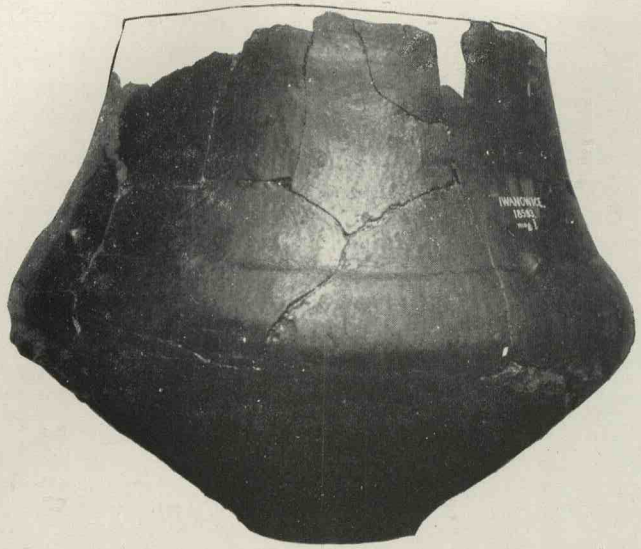
Lausitzer Kultur: Zentralpolnische, eckig profilierte Keramik der j. BZ.

Lublin, vorliegen. Weiter ö. sind bisher keine Grabfunde aus der III. Per. der BZ bekanntgeworden. Die wolhyn.-ukrain. Hügelgräber dieses Zeitabschnitts (vgl. Przegląd Archeologiczny 2, 5 S. 182) mit Skelettbestattung und Armringen mit Spiralscheibenenden als häufigster Beigabe reichen zwar dicht an die heutige poln. Ostgrenze heran (Uniejów bzw. Weników, Kr. Ostróg), sind jedoch auf poln. Gebiet bisher nicht festgestellt worden. Dagegen greift eine andere fremde Gruppe, die hauptsächlich durch schlanke Axthämmer (s. d.; Band IX Tf. 218b) mit horizontaler Rillenverzierung vertreten ist, aus Ostpreussen (s. d. B §5) auf poln. Gebiet hinüber. Längs Weichsel und San verbreiten sich diese Axthämmer bis nach Przemyśl. S. a. Tf. 79, 80.

§7. Jüngere Bronzezeit (IV.—V. Per. Mont.; Tf. 74 unten). Die j. BZ ist in P. durch eine bedeutende Anzahl von Funden vertreten, leider stammt bisher nur ein geringer Prozentsatz aus systematischen Untersuchungen. Aus diesem Grunde lassen sich die keramischen Formen der IV. und V. Per. noch nicht mit Sicherheit voneinander unterscheiden, und es empfiehlt sich daher eine gemeinsame Behandlung beider Abschnitte. In der j. BZ breitet sich die Lausitzer Kultur in P. weiter nach O aus und überschreitet bereits die Weichsel. In Südpolen, wo sie in der III. Per. nur selten anzutreffen war, finden wir jetzt zahlreiche Gräberfelder zu beiden Seiten der oberen Weichsel bis zum San, und auch ö. dieses Flusses erscheinen gegen Ende dieser Per. die ersten Funde von Lausitzer Keramik als deutliche Spuren einer Volkswelle, die die sog. ostpolnischen (s. d.) gemischten Gräberfelder der ältesten EZ hinterlassen hat. Auf diesem großen Gebiet lassen sich auch jetzt verschiedene Lokalgruppen unterscheiden.

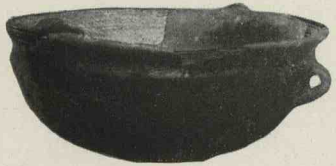
§8. Im n. und mittl. Teil der Wojewodschaft Posen ist eine Untergruppe verbreitet, die mit dem Aurither (s. d.) Typus am nächsten verwandt und wie dieser von der Buckelkeramik der III. Per. der BZ herzuleiten ist (Tf. 81). Unter den Gefäßformen dieser Gruppe sind neben solchen, die als Weiterentwicklungen der alten Buckelurnen anzusehen sind, viele neue Typen zu nennen, z. B. die tonnenförmigen Zweiösengefäße, zylindrische Gefäße mit zwei Ösen, abgerundet-doppelkonische, henkellose Vasen mit etwas nach innen geneigtem, oft fast zylindrischen Hals und vertikaler Rillenverzierung, doppelkonische Pokale mit hohem Hohlfuß (sog. Posener Becher; s. d.; Tf. 81o), Fußschalen, Schalen mit einwärts gebogenem, schräg kannelierten Rand, eiförmige, gerauhte Töpfe, kalottenförmige Henkelschalen und halbtonnenförmige Henkeltassen. Daneben treten seltener Tonklappern in Form von Gefäßen, Kissen oder Vögeln, Stiefelgefäße (s. d.; vgl. Band XII Tf. 108e), tönerne Trinkhörner, Miniaturtischchen, Fußgefäße mit dreifacher Mündung, Etagengefäße (s. d.) und andere Spielereien auf. Die Gräber dieser Gruppe sind durchweg Flachgräber. Im Gegensatz zu der reichen Ausstattung mit Beigefäßen sind Metallbeigaben ziemlich selten. Am häufigsten kommen Ringschmuck sowie Schmucknadeln vor (Nadeln mit doppelkonischem oder kugeligem Kopf, Vasenkopfnadeln [s. d.] und Nadeln mit mehrfachen kleinen Wulsten auf dem Hals; Tf. 82), seltener werden trapezförmige Rasiermesser, Pfriemen, Angelhaken, Sicheln oder Bruchstücke von solchen, Doppelknöpfe usw. in den Gräbern angetroffen. Eine typische Beigabe bilden auch die sog. Eier- und Käsesteine.

§9. Einen anderen Charakter hat die Lausitzer Keramik aus dem Südteil der Wojewodschaft Posen, die sich eng an die benachbarte „schlesische" Gruppe anschließt und in sö. Richtung ihre Fortsetzung in den Wojewodschaften Łódź, Kielce und Krakau findet (Tf. 85). Typische Formen dieser südwestpoln. Gruppe sind z. B. doppelkonische bzw. abgerundet doppelkonische Gefäße mit gewöhnlich 4 wagerechten, zapfenartigen Leisten unterhalb des Umbruchs und gerauhtem Gefäßunterteil (Tf. 85b), Schalen mit hohem, einwärts gebogenen Hals und einer Schnuröse am Halsansatz sowie doppelkonische Gefäße mit zwei Schnurösen am Umbruch. Daneben kommen in diesem weiten Gebiet, das sich später sicherlich noch in kleinere Gruppen wird einteilen lassen, Lokalformen vor, z. B. in Südposen die auch aus Schlesien bekannten flachgedrückten Deckeldosen, in der Wojew. Kielce (Kr. Opatów, Kielce, Opoczno) hochhalsige Ge-



a

b



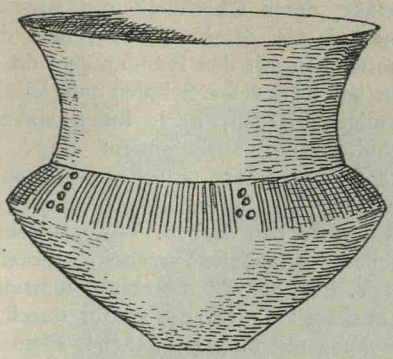
d

c

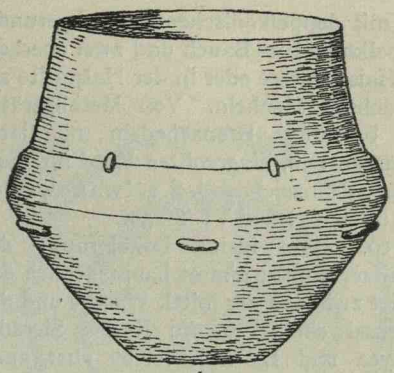
e

Polen C. Bronzezeit

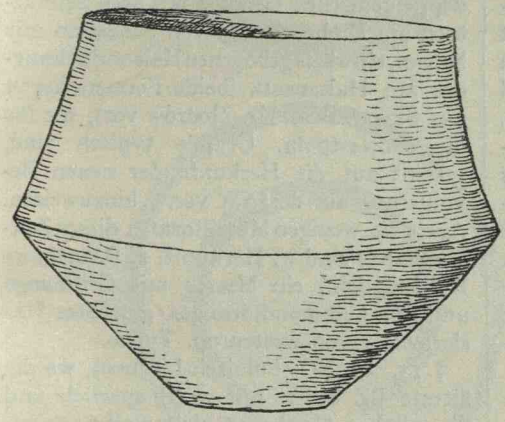
Lausitzer Keramik d. j. BZ (Schlesische Gruppe). Nach Światowit 10 und *Posener Album* III.



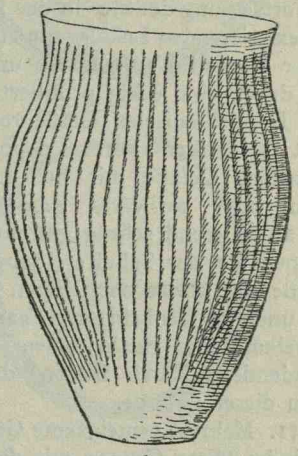
a



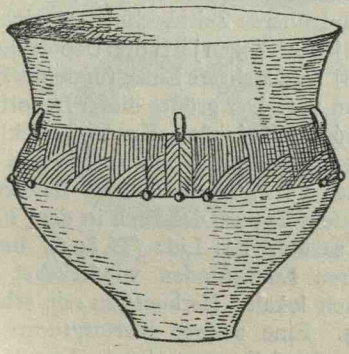
b



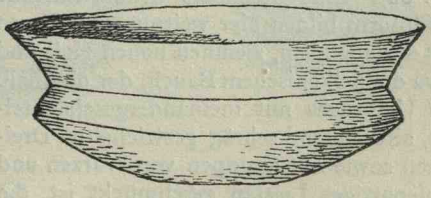
c



d



e



f

Polen C. Bronzezeit

Lausitzer Kultur der j. BZ: Sandomierzer Gruppe. $^1/_3$ n. Gr.

fäße mit doppelkonischem oder abgerundet doppelkonischem Bauch und zwei oberhalb des Halsansatzes oder in der Halsmitte angebrachten Henkeln. Von Metallgeräten sind besonders Bronzenadeln mit flachgehämmertem, eingerollten Kopf für diese Gruppe kennzeichnend. S. a. Iwanowitzer Typus und Band VI Tf. 39.

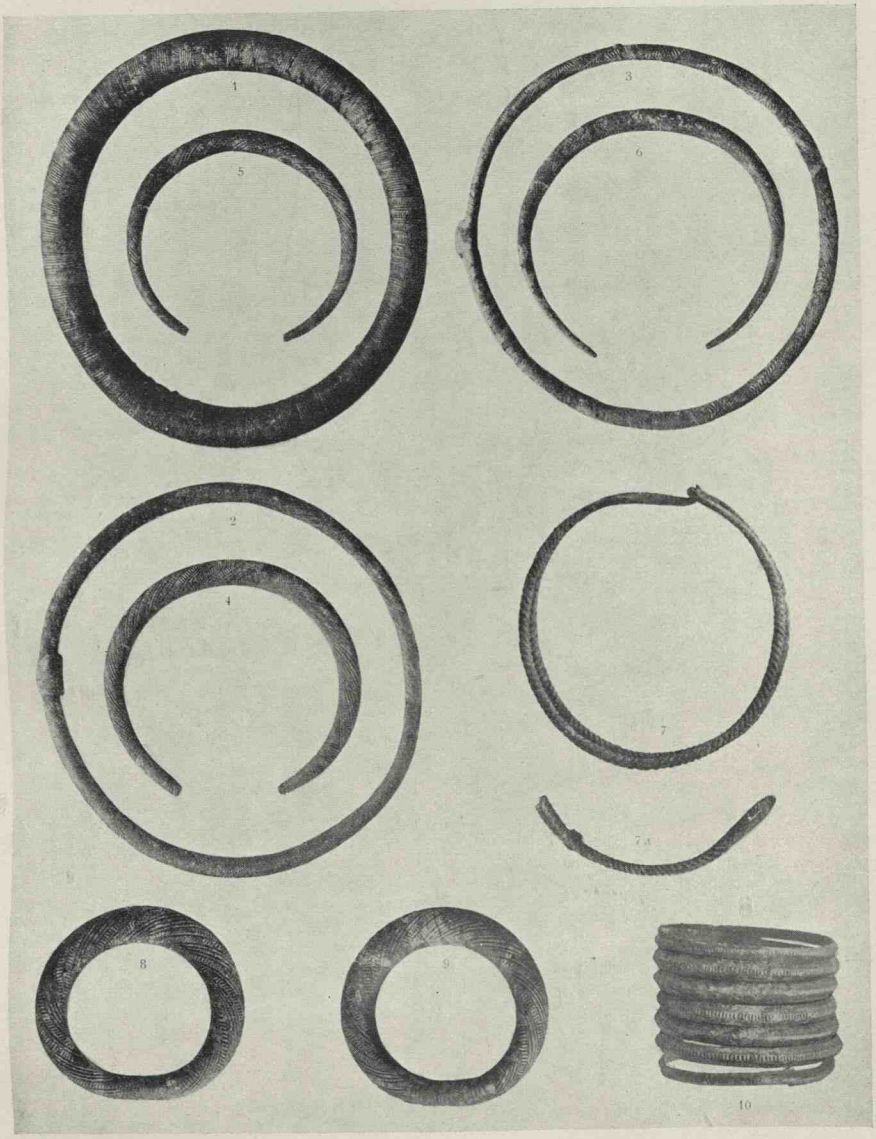
§ 10. Eine kleine Lokalgruppe der Lausitzer Kultur nimmt hauptsächlich das Gebiet zwischen der mittl. Warthe und der Weichsel ein (etwa die Kreise Sieradz, Łęczyca und Łowicz), reicht aber auch noch über die Weichsel in die Kreise Płock und Sierpc hinein (Tf. 84). Sie ist als Fortsetzung der hier in der III. Per. der BZ existierenden Lokalgruppe (mit kannelierter Keramik) aufzufassen und zeichnet sich durch eine eckig profilierte Keramik aus. Doppelkonische Gefäße von zum Teil recht schlanker Form, doppelkonische, henkellose Gefäße mit hohem, zylindrischen oder auswärts gebogenen Hals und alternierend schräg gestellten Strichgruppen auf der Schulter, doppelkonische Gefäße mit etwas nach innen sinkendem Hals und zwei Henkeln am Halsansatz sowie doppelkonische Henkeltassen mit stark ausladendem Rand bilden die Haupttypen dieser Gruppe.

§ 11. Mehrere gemeinsame Gefäßformen verbinden diese Gruppe mit der südpoln. Gruppe der jüngeren Lausitzer Kultur, die in dem Winkel zwischen Weichsel und San (in den Kreisen Tarnobrzeg, Kolbuszowa und Łańcut) sowie auf dem gegenüberliegenden n. Weichselufer (in den Kreisen Sandomierz und Opatów) beheimatet ist (Tf. 86). Eine besonders kennzeichnende Gefäßform bilden hier weitmündige Vasen mit ausladendem, ziemlich hohen Hals und etwa doppelkonischem Bauch, der oberhalb des Umbruchs mit ineinandergeschachtelten, alternierend schräg gestrichelten Dreiecken sowie mit Gruppen von Warzen und zapfenartigen Leisten geschmückt ist, die gewöhnlich zu Dreiecken geordnet sind. Seltenere Formen sind doppelkonische, unverzierte Gefäße, Vasen mit abgerundet doppelkonischem Bauch und hohem Trichterhals, deren Schulter abwechselnd mit Gruppen senkrechter Furchen und kleinen Buckeln verziert ist, hohe, eiförmige Gefäße, deren Oberfläche mit Ausnahme eines glatten Streifens am Boden durch Bestreichen mit den Händen gerauht worden ist, henkellose Schalen mit kalottenförmigem Boden, nach innen sinkender Schulter und ausladendem Rand usw. Die Gräber dieser Gruppe enthalten nur wenige Beigefäße (meistens nur eins).

§ 12. In den drei sö. Wojewodschaften (früheres Ostgalizien) erscheinen bereits in der V. Per. der BZ die ersten Spuren der „Lausitzer" Kultur, die später durch Vermischung mit ö. (skythischen!) Elementen ein besonderes Gepräge erhält (s. Ostpolnische gemischte Gräberfelder; Band IX Tf. 203 A—203 C). Das Vorkommen von doppelkonischen Gefäßen mit zwei Schnurösen am Umbruch und von Schüsseln mit hohem, einwärts gebogenen Hals und Schnuröse am Halsansatz (beide Formen liegen aus Skwarzawa, Kr. Złoczów vor), die für die südwestpoln. Gruppe typisch sind, scheint auf die Herkunft der neuen Bevölkerung aus dem SW von P. hinzuweisen. Auch die wenigen Metallformen dieses Zeitabschnitts sind w. Herkunft, z. B. mehrere Rollennadeln, ein Messer mit Griffzunge und ein halbmondförmiges, gestieltes Rasiermesser von westeurop. Typus.

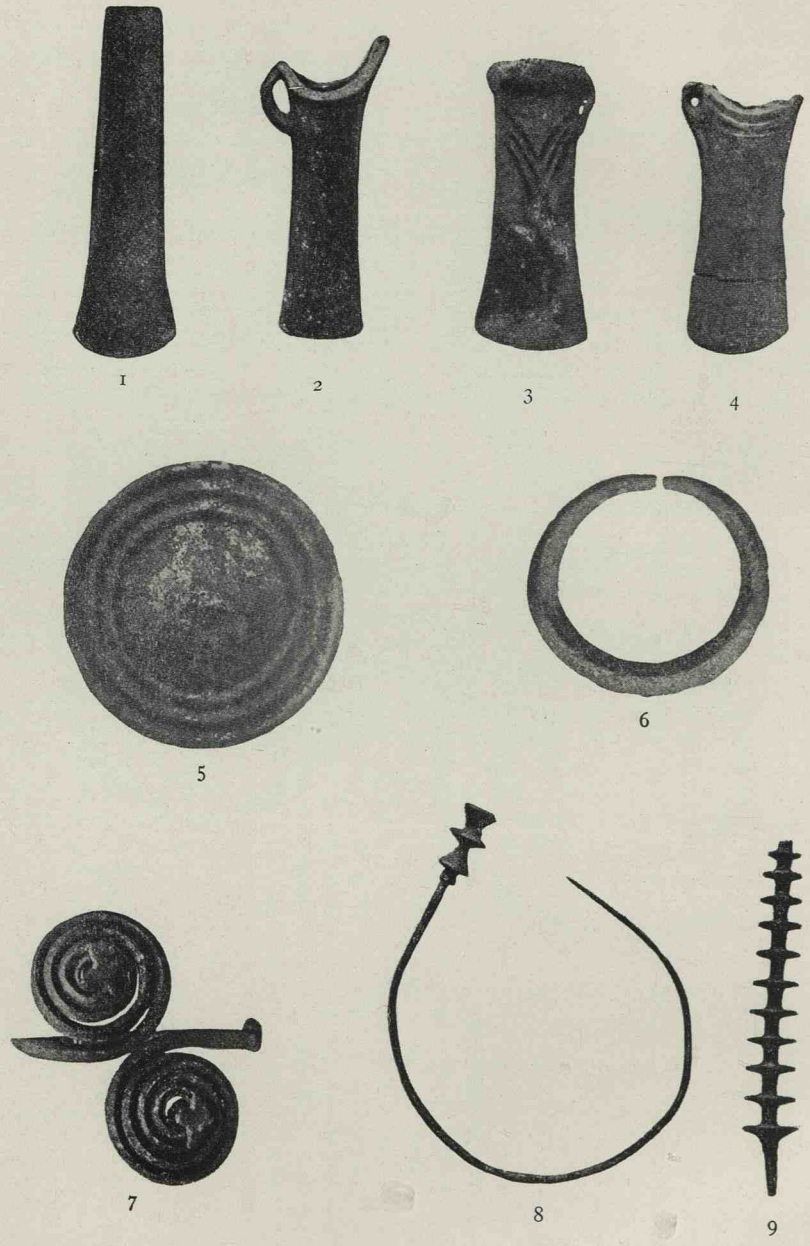
§ 13. Im NO (Polnisch-Litauen), wo die älteste BZ bisher nur recht spärlich und die mittlere überhaupt nicht vertreten ist, fließen die Funde jetzt reichlicher (Tf. 89, 90). Zwar sind Gräber aus der j. BZ, ebenso wie aus den früheren Zeitabschnitten, nicht bekannt, jedoch liegen jetzt drei Depotfunde (s. d. B III) und mehrere Einzelfunde aus Poln.-Litauen vor. Der größte dieser Depotfunde (Kalinówka Kościelna, Kr. Białystok) enthielt 52 Gegenstände, darunter einen Axthammer, 2 Armbänder und 46 Tüllenbeile von einem Typus, der auch in dem Funde von Czasuki, Kr. Lida (Tf. 89 a), und in mehreren Einzelfunden wiederkehrt und demnach lokaler Herkunft zu sein scheint.

§ 14. Eine andere Kulturgruppe, die bisher ebenfalls nur durch Depotfunde charakterisiert wird, treffen wir im NW Polens: in Pommerellen und im nw. Posen an. Sie setzt sich in Hinterpommern fort und weist eine Reihe von Lokalformen auf, die sich mehr oder weniger eng an jenseits der Oder ausgebildete Vorbilder anschließen



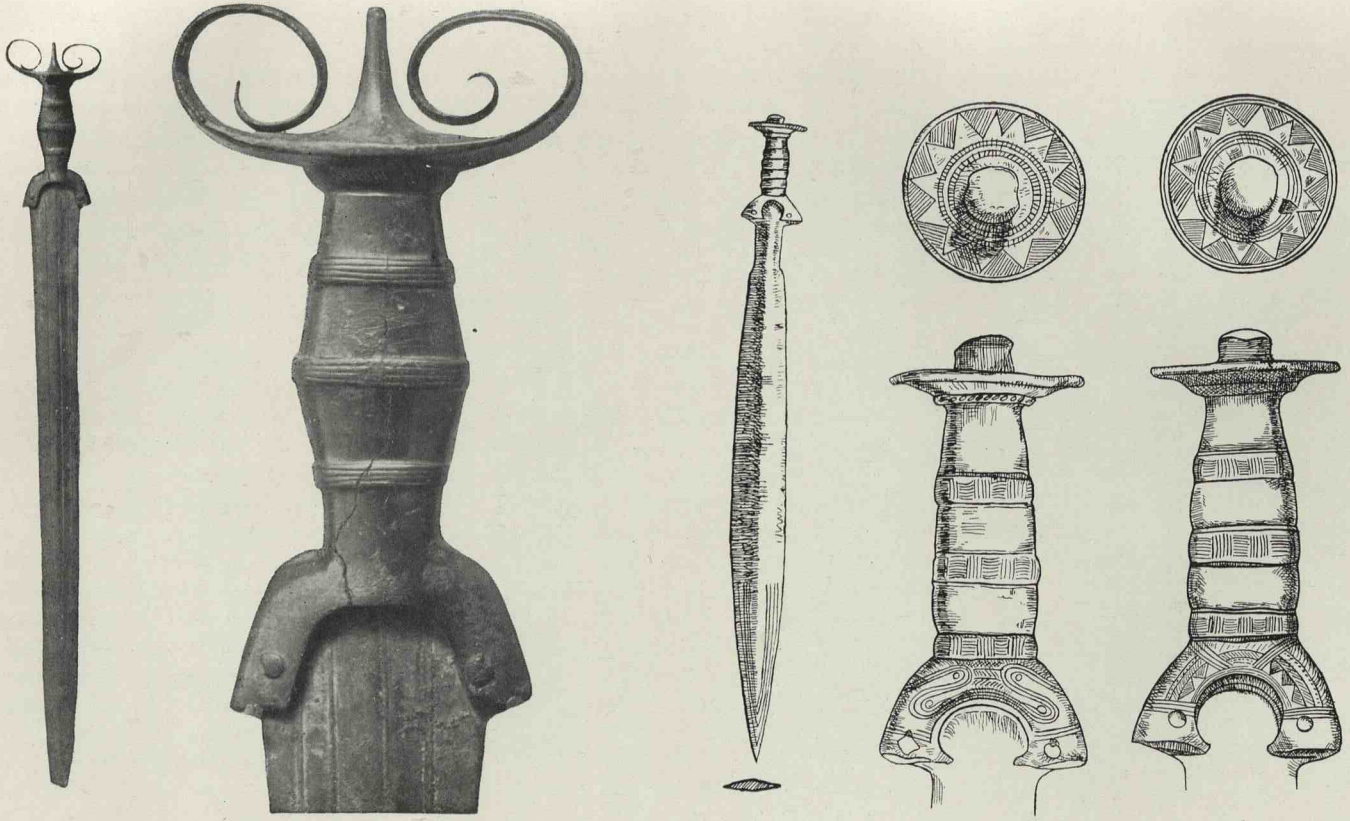
Polen C. Bronzezeit

Depotfund von Maćkówka, Kr. Przeworsk, Wojew. Lwów. Nach Hadaczek in Jahrbuch der K. K. Zentralkommission 4.



Polen C. Bronzezeit

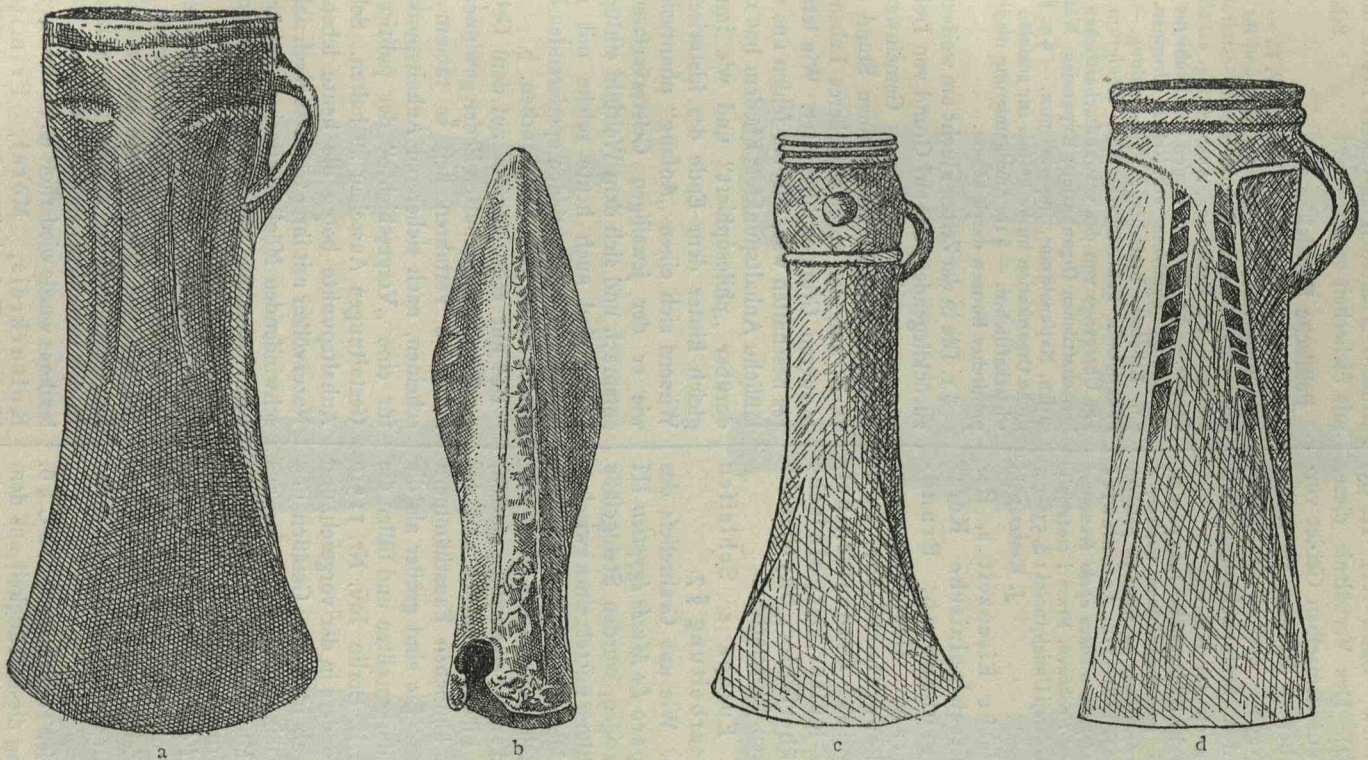
Depotfund von Maćkówka, Kr. Przeworsk, Wojew. Lwów. Nach Hadaczek in Jahrbuch der K. K. Zentralkommission 4.



a b c d

Polen C. Bronzezeit

a. Antennenschwert von Nieczajna, Kr. Dąbrowa, Wojew. Krakau. — b—d. Bronzeschwerter vom ungar. Typus von Komarniki, Kr. Turka. Nach Przegląd Archeologiczny.



Polen C. Bronzezeit

Bronzefunde der j. BZ aus Polnisch-Litauen: a, b. Czasuki, Kr. Lida. — c, d. Kalinówka Kościelna, Kr. Białystok. Nach Światowit und den Originalen.

(s. Nordischer Kreis B § 12b, Stargard, Wurchow; Band XII Tf. 93, XIV Tf. 63, 64). Das Verhältnis dieser Kultur zu der auf demselben Gebiet vorkommenden, aber — Blumes zu früher Datierung entgegen — erst in der frühen EZ anzusetzenden Steinpackungsgräber-Kultur bedarf noch der Klärung.

J. Kostrzewski *Wielkopolska*[2] 1923 passim; ders. *Z badań nad osadnictwem wczesnej i środkowej epoki bronzowej na ziemiach polskich* Przegląd 2, 5 (1923) S. 161—218; Antoniewicz *Cmentarzysko ciałopalne z końca epoki bronzowej w Skotnikach pod Krakowem* Prace i materjały Kom. Antrop. Akademji Umiejętności 1 S. 53—94.

J. Kostrzewski

D. Vorrömische Eisenzeit s. Bemalte ostdeutsch-polnische Keramik, Brandgrubengrab, Brandschüttungsgrab, Gesichtsurnenkultur, Glockengräberkultur, Iwanowitzer Typus, Ostdeutsch-polnische Latène-Kultur, Ostpolnische gemischte Gräberfelder, Skythen A 2 und die kleineren Einzelartikel.

Polieren. A. Europa s. Schleifen A § 8, Steinbearbeitung § 7.

B. Ägypten. Wie uns Grabreliefs des AR (z. B. Maspero *Le Musée égyptien* III [1915] Tf. 22) zeigen, wurden Steingefäße nach der Aushöhlung mittels eines zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen Steines an der Außenfläche poliert. Die erhaltenen Poliersteine sind an der einen völlig glatten, abgeschliffenen Fläche kenntlich und dadurch von den ähnlichen Fausthämmern zu unterscheiden. Sie sind größer als die auf den Reliefs dargestellten und füllen die ganze Faust (z. B. Berlin Inv. Nr. 11516 unveröff.). Besonders in der vorgesch. und frühdyn. Zeit gab man den Gefäßen und auch Schmucksteinen (z. B. Armring aus Achat im Berl. Museum Inv. Nr. 18048, aus den Königsgräbern von Abydos [s. d.]; Amélineau *Nouv. Fouilles* Tf. 2, Mitte oben) eine sehr gute, oft glänzende Politur, die in den hist. Zeiten erst wieder in der Hochglanzpolitur der Spätzeitstatuen ihresgleichen hat.

Über das P. der Tonkrüge s. Vase C § 6. Eine Darstellung dieser Tätigkeit aus dem AR findet sich bei G. Steindorff *Grab des Ti* 1913 Tf. 84 oben. — Inwieweit auch Holzpolitur schon für die Vorgeschichte in Frage kommt, läßt sich an Hand des zumeist schlecht erhaltenen Materials heute nicht mit Sicherheit sagen.

Scharff

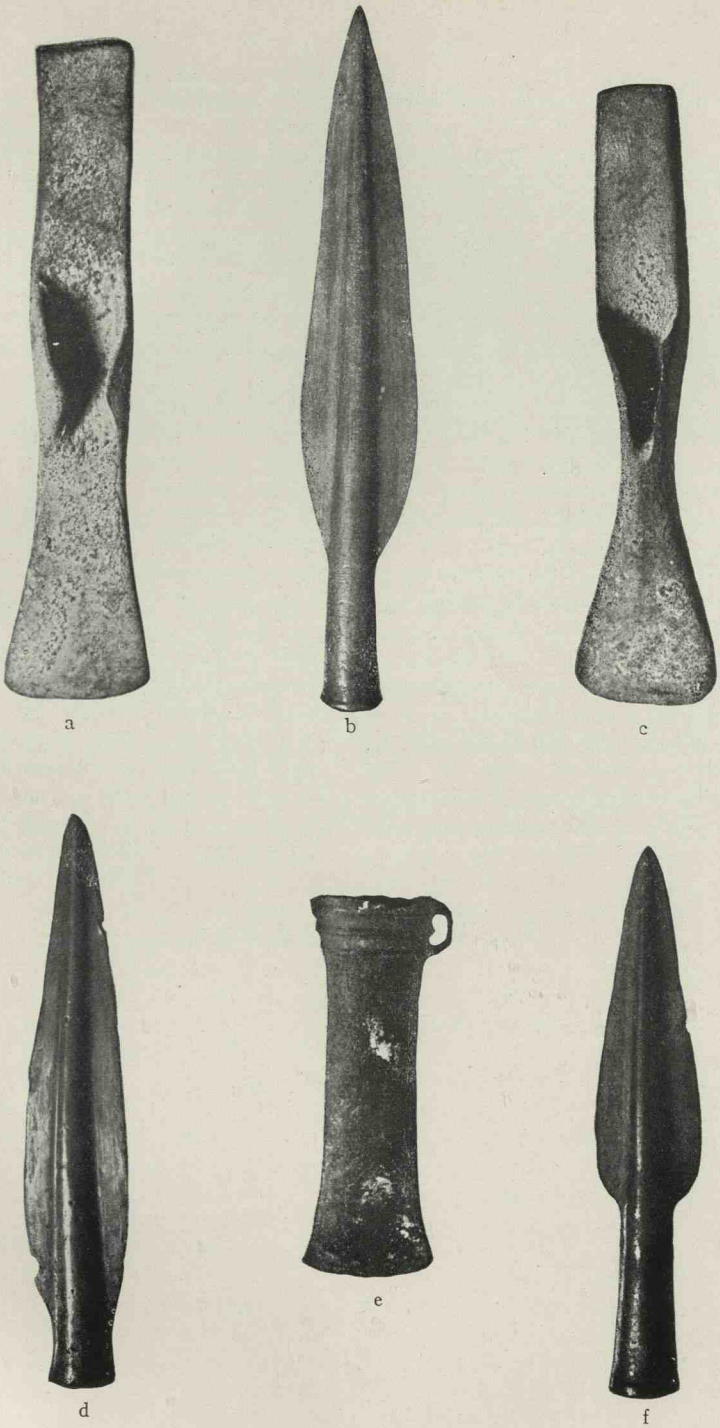
Politische Entwicklung.

§ 1. Problem und Bedingtheit der P. E. — § 2. Gestaltungstypen, ihre Bedingtheiten und ihr Ablauf. — § 3. Erscheinungsformen und Gestaltungskräfte. — § 4. Besiedlung, Ausbreitung, ethnische Gruppe. — § 5. Formen, Stufen und Probleme von Berührung; Symbiose ethnischer Gruppen. — § 6. Ethnische Staffelung; Verdoppelung. — § 7. Funktionelle Führerschaft, Rat, Königtum. — § 8. Übergänge von der verwandtschaftlichen zur herrschaftlichen Organisation; Expansion, Kolonisation, Nationalismus, Imperialismus. — § 9. Politische Organisation im Verhältnis zur sozialen und wirtschaftlichen. — § 10. Amalgamierung niedriger politischer Formen durch höhere.

§ 1. Die in der Zeiten Flucht am weitesten zurückliegenden, uns auf Grund von Dokumenten noch erfaßbaren Gemeinwesen des alten Orients weisen einen Stand der P. E. auf, der auf ein früheres Leben in kleineren Gruppen hindeutet. Wie letzteres beschaffen war, darüber fehlen uns verläßliche Anhaltspunkte. Ehedem hat man darüber „philosophiert" und wie immer gleich hinter dem Ende des historischen Wissens sich einen „Anfang" phantasiert, wie er der jeweiligen Geistesverfassung entsprach und sich dem Weltbild einfügte. Leider sind auch heute solche mit nur logischen Konstruktionen operierenden Methoden nicht ganz ausgestorben.

Das nur sehr langsam auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften Boden gewinnende induktive Verfahren ließ es ratsam erscheinen, nach sichereren Anhaltspunkten für eine „Vorgeschichte" der politischen Gestaltungen Ausschau zu halten. Solche Anhaltspunkte boten die heute lebenden Naturvölker mit ihrer teilweise rasch dahinschwindenden Möglichkeit eines Lebens in verhältnismäßig abgeschlossenen, kleinen, politischen Gemeinwesen.

Ganz im allg. muß die Frage zunächst angeschnitten werden, ob und wieweit die Zustände bei Naturvölkern eine entwicklungsgeschichtliche Auswertung zulassen. In den verschiedenen Artikeln dieses Reallexikons wurde wiederholt (s. Fortschritt, Kulturkreis, Moral, Primitive Kultur, Primitives Denken, Recht Wirtschaft D) diesem Problem Beachtung geschenkt.



Polen C. Bronzezeit

Bronzen aus dem nö. Polen: a, b. Szydlówsk-Zgrzebsk, Kr. Mława. — c.—f. Von unbekannten FO im Kr. Mława. b 30 cm; c 14,5 cm; d 18 cm; e 10,8 cm; f 18 cm Länge. Sämtlich im Museum Kowno. — Nach Aufnahmen von E. Sturm.

Besteht z. B. die Wahrscheinlichkeit oder die Möglichkeit, daß die politischen Zustände der vorgeschichtlichen Zeit höhere, kompliziertere Formen aufwiesen? Kaum ein vorurteilsfreier, mit der Kombination der verschiedenen Gegebenheiten rechnender Forscher dürfte das heute zu beweisen versuchen. Wie schon in den Artikeln „Fortschritt" und „Kulturkreis" nachgewiesen wurde, kann man zwar nicht von einem geradlinigen Zug der Entwicklung reden, indessen läßt sich eine akkumulative Tendenz in der historischen Abfolge der Kulturen nachweisen, die, kurz gesagt, darin besteht, daß technische Fertigkeiten und Erfindungen sich anhäufen, daß hier eine unzweifelhafte und eindeutige Mehrung stattfindet, indem die eine Geschicklichkeit außerdem die andere vielfach zur Voraussetzung hat (s. Technik A). Dies bedeutet eine erhöhte Meisterung der Umwelt und im Zusammenhang damit auch eine in einer bestimmten Richtung sich verändernde Stellung des Menschen zu seinen äußeren Lebensbedingungen, und zwar eine fortschreitende Emanzipation von Fesseln der Umgebung sowie eine zunehmende Möglichkeit, die Existenz des Einzelnen zu erhalten und zu sichern, den Bestand seiner Nachkommenschaft zu vervielfachen. Diese Auswirkung läßt sich nicht in Abrede stellen: die Zahl der Menschen hat sich auf der Erde im Laufe der Geschichte außerordentlich vergrößert, die Gemeinden, in denen der Mensch lebt, wurden, von gelegentlichen Rückschlägen abgesehen, volkreicher, die Zusammenhänge unter diesen vielseitiger und komplizierter. Mehr und mehr machte sich der Mensch Tier, Pflanze und Gestein, Wasser, Luft und die verschiedenen anderen Naturkräfte untertan.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Hand in Hand mit der Steigerung der Technik eine Mehrung des Wissens, eine Erweiterung seines geistigen Horizontes, sich vollzog, die zu einer Mehrung und Vertiefung seiner Kenntnisse um kausale Zusammenhänge, um festere und sichere Bedingtheiten und Abhängigkeiten seines Lebens führte. Mit der wachsenden Technik der „Hand" war auch eine solche des „Kopfes", des Denkens, verbunden.

Dies alles wirkte sich auch in der Veränderung der politischen Gestaltung auf verschiedene Weise aus, wie noch erläutert werden soll.

Allerdings ist es richtig, daß der Ablauf der menschlichen Kultur nicht allein durch die angeführten Faktoren der technischen und intellektuellen Akkumulation bestimmt wird. Wir haben noch andere Elementarkräfte in Rechnung zu stellen, die vielleicht am besten unter dem Gesichtspunkt der arteigenen beschränkten Reaktionsmöglichkeiten sowohl des Menschen als auch der Dinge seiner Umgebung zusammengefaßt werden können. Ob und wieweit diese arteigenen beschränkten Reaktionsmöglichkeiten z. T. auch noch einer akkumulativen Tendenz in einem vielleicht unendlich langsameren Tempo ausgesetzt sind oder nicht, soll hier nicht weiter untersucht werden. Für uns kommt dabei in Betracht, daß sie überwiegend keiner greifbaren Akkumulation unmittelbar ausgesetzt sind. Es sei daran erinnert, daß z. B. die Eigenart der Menschheit nur zwei Möglichkeiten zuläßt: entweder Vaterfolge oder Mutterfolge. Der Übergang von der einen Institution zur anderen kann nicht als „Fortschritt", als Ergebnis erhöhter Technik oder vertiefter Einsicht in die Kausalbedingungen, gedeutet werden. Dabei ist allerdings die Einschränkung zu machen, daß die Auswirkung von Fertigkeiten oder Wissen auf gewissen Umwegen das Pendel für eine Zeit lang nach der einen oder anderen Seite stoßen kann. Das subjektive Empfinden einer Zeit wird eine derartige Veränderung vielleicht als „Fortschritt" buchen, andere mögen bei solchen Veränderungen von „Rückschritt" sprechen, — jedenfalls bleibt die Wertung derartiger Wandlungen eine Beute subjektiver Auffassung. Auf den der Akkumulation ausgesetzten Gebieten bleibt jedoch jede Wertung beiseite, es handelt sich dort um objektive Vorgänge (ausführlicher darüber in Thurnwalds Vortrag bei der VI. Tagung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg 1926).

Uns interessiert hier vor allem, wieweit die akkumulativen Vorgänge die Verände-

rungen im Bau der politischen Gemeinwesen beeinflussen.

Bereits erwähnt wurde die Tatsache, daß die führenden politischen Gemeinwesen von Jh. zu Jh. einen größeren Umfang aufweisen: Babylonien oder Ä. vergleiche man mit Alexanders Reich, mit dem röm. Imperium, mit der schon die neue Welt umspannenden Herrschaft der Spanier zu Beginn der Neuzeit oder gar mit der heutigen brit. Weltmacht! Daneben zeigt sich aber, daß auch die übrigen politischen Gebilde eine Tendenz zur Ausdehnung aufweisen: von dem selbständigen Dorf zur Stadt, und weiterhin zum territorialen Staat, und daß darin die Auswirkung vor allem neuer technischer Verkehrs- und Mitteilungsmöglichkeiten vorliegt. Aber auch eine Intensivierung der Vergesellschaftung ist zu verzeichnen, die auf indirektem Wege über gewisse Umwege von der Technik zustande kommt. Denn die vervielfältigten Fertigkeiten vervielfältigten auch die Zweige spezialisierter Tätigkeit (s. Familienformen, Handwerk A, Wirtschaft D). Dadurch aber wurde die Verflechtung der Wirtschaft, nämlich der organisierten technischen Tätigkeit, komplizierter. Die politische Macht, die Führung der Gemeinwesen, mußte sich damit auseinandersetzen. Die jeweilige Einsicht in die Kausalzusammenhänge oder in das, was eben als solche galt, bildete die Basis, von der aus eine Stellungnahme erfolgte (s. z. B. Mana B). Dazu gehört vor allem die Schichtung (s. d.) verschiedener miteinander in Symbiose geratener ethnischer Gruppen, die teils zu einer Heraushebung der einen (s. Adel, Kaste A), teils zu einer Abhängigkeit der anderen (s. Höriger A, Sklave A) führte.

Der gesamte Gesellungsvorgang spielt sich als zeitliche Veränderungsreihe ab, die immer neuen Bedingungen unterworfen wird. Auch die Konsolidierungen in Gewohnheiten, Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen sind gewissermaßen nur provisorische Lösungen, Ausbalancierungen von Kräften, die in einer Gemeinschaft zur Geltung gekommen sind. Keine neue Fertigkeit bricht sich Bahn, kein neuer Gedanke faßt Wurzel in einer Gruppe, keine Berührung mit Fremden findet statt, ohne daß daraus nicht neue Kräfte quellen, welche auch die Organisation des Ganzen früher oder später in Mitleidenschaft ziehen.

So stellt sich das, was man „Politische Entwicklung" nennt, als eine Veränderungsreihe dar, die vor allem von den akkumulativen Faktoren getragen wird.

Indessen sind diese Veränderungsreihen nicht kontinuierlich, sondern sie führen über gewisse „Verknotungen", über einmalige und einzigartige historische Gebilde. Was wir in der Wirklichkeit vorfinden, sind politische Gestaltungen, für die wir die zu ihnen führenden Kräfte gedanklich wohl herauslösen können, die aber dennoch immer nur in ihrer komplexen Originalität allein verstanden werden können.

Der Gang der Ereignisse ist keineswegs überall gleich. Sehr verschieden ist die Art der Lebensführung, wie sie durch Klima und Ernährungsbedingungen gestaltet wird, sowie durch die Notwendigkeit, sich mit einer gegebenen Umwelt (Küste, Gebirge, Wald, Wüste, Flußufer) nach dem jeweiligen Stand der Technik (Jäger, Sammler, Hirten, Hackbauer, Ackerbauer, Handwerker, Händler) auseinanderzusetzen.

Vielfach führen verschiedene Wege zu ähnlichen Gestaltungen. Das Zusammentreffen von Viehhaltern mit Gärtnern oder Jägern führt zu einem neuen politischen Gebilde: das eine Mal stellt sich uns der Gang der Ereignisse jedoch vom Gesichtswinkel des Jägers aus vor, das andere Mal von dem des Hirten oder endlich von dem des Gärtners. Die Schicksale der Einzelnen sind verschieden, sie münden indessen zusammen in einem neuen politischen Gemeinwesen, das schließlich häufig als ganz neues „Volk" in die Geschichte tritt.

Diese Erscheinung erheischt noch unsere Aufmerksamkeit, weil man vielfach die Frage aufwerfen hört, was etwa aus den alten Iberern oder Ligurern geworden ist. Die politische Organisation dieser Stämme war zweifellos nicht anders als die heutiger Naturvölker, bei denen wir ebenfalls ein „Verschwinden" vermöge verschiedener Faktoren beobachten können: durch Vermischung oder durch Angliederung an einen bestehenden politischen Verband

oder durch Verschmelzung mehrerer zu einer neuen Einheit. Damit vollzieht sich häufig auch ein Wechsel der Bezeichnungen. Alte Namen verschwinden, neue tauchen auf. Andererseits garantiert das Weiterbestehen alter Namen, wie der Perser, Ägypter oder Griechen, weder den früheren Gehalt an Rassebestandteilen noch die politische Tradition von ehedem (s. a. § 8).

§ 2. Versuchen wir nun, auf Grund des ethnologischen Materials eine Staffelung der bunten politischen Gebilde der Naturvölker vorzunehmen und diese mit dem akkumulativen Ablauf in Beziehung zu setzen, so fällt uns zunächst einmal auf, daß die Bedeutung der Machtorganisation selbst sehr verschieden ist.

Man vermag mitunter sehr wenig von einer politischen Führung zu merken, wogegen z. B. die Zauberer, Schamanen, Regenmacher oder Wirtschaftsleiter tatsächlich einen großen Einfluß ausüben (s. Häuptling, Klan, Mana B, Schichtung). Die aus dem besonderen Schicksal einer Gruppe ableitbare Bewertung der einen oder anderen Seite des Lebens läßt also bald das religiöse Moment, bald das wirtschaftliche Leben, bald eine besondere Regelung der sexuellen Angelegenheiten, bald Kampf oder Raub, bald aber auch eine geschickte Ausübung der politischen Macht in den Vordergrund treten. Hierbei wird man kaum einen entwicklungsgeschichtlichen Faden finden können: es ist vielmehr ein Pendeln zwischen verschiedenen Aufmerksamkeitsgebieten, das durch die Situationen herbeigeführt wird, in welche die jeweilig technisch gegebene Auseinandersetzung mit der Umwelt die Menschen drängt.

Früher wurde die Ansicht vertreten, der „Staat" sei aus der „Familie" hervorgegangen. Diese Auffassung, die heute in ethnologischen Kreisen wohl kaum mehr geteilt wird, gehört zur gleichen Kategorie von Ansichten, wie die, Religion stamme aus der Zauberei, u. dgl. m. Ihr liegt der oberflächliche Eindruck zugrunde, daß die kleinen, souveränen Verbände der Jäger und Sammler auf verwandtschaftlicher Basis aufgebaut sind. Schon in dem Artikel „Familie A" wurde darauf hingewiesen, daß die familialen Beziehungen von Stämmen, in denen die Männer Jäger und Fänger sind, die Frauen Sammler oder Gärtnerinnen, hauptsächlich sich in der Sippe erschöpfen. Mitunter treten nun diese Sippen oder ein Konglomerat von Sippen als Träger der politischen Macht auf (s. Klan). Jedoch muß diese Äußerung der politischen Macht völlig von dem Einfluß der Führerpersönlichkeiten, von denen im vorhergehenden Abschnitt geredet wurde, unterschieden werden. So schemenhaft diese Macht mitunter sein mag, nie wird gesagt werden, daß eine bestimmte Gruppe nicht einen entscheidenden Anspruch auf ein Gebiet für die Gewinnung ihres Unterhalts erheben würde (s. Gau A). In diesem hoheitsrechtlichen Anspruch, auf einem Territorium das Leben ohne Duldung anerkannter, fremder Einmischung zu führen, beruht aber die politische Souveränität, die Unabhängigkeit der Gruppe. Ob diese Funktion von Verwandten ausgeübt wird oder nicht, ist durchaus irrelevant. Darum unterscheidet sich der familiale Verband funktionell vom politischen. Daß manchmal die politische Gruppe nicht mehr Leute umfaßt als eine Großfamilie, kann nicht in dem Sinne gedeutet werden, daß der „Staat" aus der „Familie" hervorgegangen sei (zumal man gewöhnlich an die Kleinfamilie denkt). Denn weder „Staat" (s. d.) noch „Familie" (s. d. A) in unserem Sinne kennen niedrige Naturvölker.

Das wichtigste Ereignis für die politische Entwicklung ist das Zusammentreffen verschiedener ethnischer Gruppen (s. Schichtung). Die Vorgänge hierbei sind sehr unterschiedlicher Natur, und einige Beispiele werden hier (§ 6 und 8) in ausführlicher Weise geschildert. Sie können natürlich die typischen Möglichkeiten nicht erschöpfen. Insbesondere aber muß die Erwägung in den Vordergrund gerückt werden, daß die vorgeschichtlichen Zustände wegen der im allg. geringeren Dichte der Bevölkerung und wahrscheinlich auch wegen der verhältnismäßig geringeren Unterschiede an Technik und Kenntnissen zwischen den Gruppen, die miteinander in Kontakt traten, etwas andere Bedingungen aufwiesen als die der modernen Naturvölker, die etwa mit Europäern sich auseinanderzusetzen haben.

Sicher steht wohl fest, daß die Berührung zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen schließlich zu Überschichtungen und letztere häufig zu Mischungen von Kultur und Rasse führten. Indessen ging der Weg, der dazu eingeschlagen wurde, in der Regel über vielverschlungene Pfade.

Als Ausgangspunkt kann man die kleine, selbständige Gruppe betrachten, wie sie etwa die Bergdama-Jäger oder gewisse papuan. Stämme heute aufweisen. Allein auch diese zeigt keine völlige Isoliertheit, sondern freundschaftliche oder Heiratsbeziehungen mit Nachbarn oder selbst entfernt hausenden Gruppen beleben ihre Unabhängigkeit: die selbständigen Gruppen sind untereinander vergesellschaftet. Die naturrechtlich-logische Konstruktion muß diesen Tatsachen gegenüber sehr viel von ihren Phantasien abstreichen. Diese „außenpolitischen" Beziehungen können, wie z. B. in Australien, sogar geregelt sein (vgl. Wheeler, Knabenhans) und durch die Heiratsordnung (s. d.) oder durch Feste (s. Jünglingsweihe), welche die einen für die anderen veranstalten, ihren Niederschlag als „Institutionen" gefunden haben.

Wenn auch die Verwandtschaftsgruppen in erster Linie territorial gebunden erscheinen, wird man doch sagen können, daß die Lebensgemeinschaft als solche der vergesellschaftende Faktor dabei ist. Über die verwandte Siedlungsgemeinschaft der mehr oder minder unsteten Horden reicht die niedrige politische Einheit niemals hinaus. Daß gelegentlich entferntere Verwandte oder ausnahmsweise Fremde in dem Verband Aufnahme finden, berührt das Wesen dieser Verwandtschaftsverbände um so weniger, als die Einordnung dieser „outsider" sich in der Form einer verwandtschaftlichen Adoption (s. d. A) vollzieht. Die Bedeutung der Verwandtschaftsnamen in der primitiven Gesellschaft beleuchtet am grellsten die verwandtschaftliche Grundlage derselben.

Dieser Zustand verändert sich erst allmählich. Ja, man kann sagen, daß er in Wirklichkeit nie ganz verschwindet, sondern nur durch andere Faktoren in den Hintergrund gedrängt wird. Der bedeutendste später aufkommende politische Faktor ist die Herrschaft (s. a. Demokratie, Despotie). Eine Darstellung, die mit um so mehr Befangenheit arbeitet, je weniger ihr Kenntnis der Tatsachen bei Naturvölkern zugrunde liegt, schildert das Aufkommen der Herrschaft oft wie eine boshafte Erfindung von gewalttätigen Kriegern. In Wirklichkeit liegen die Dinge ganz anders. Herrschaft kann sich auf die Dauer nie ohne eine entsprechende geistige Fundierung halten. Letztere spielt aber in den primitiven Verbänden eine überragende Rolle, — was leider von den kolonisierenden Europäern zu oft verkannt wurde.

Die Herrschaft nahm ihren Ausgangspunkt von einem Nebeneinandersiedeln. Wir werden zu der Annahme gedrängt, daß, wie wir aus Vorgängen bei den Naturvölkern zurückschließen dürfen, benachbarte und auf dem Wege der Heirat, manchmal in der Form des Frauentausches, miteinander in Beziehung tretende Gruppen in Rivalität gerieten, die mit dem Zurücktreten der einen vor der anderen zu einer „Ruhelage" gelangten, welche dann in der Anerkennung einer Überlegenheit durch eine Seite ihren Niederschlag fand (s. Mana B).

Das Zusammentreffen zweier ethnischer Gruppen mit anknüpfendem traditionellen Frauentausch dürfte namentlich da stattgefunden haben, wo wir ein Verdoppelungssystem antreffen, bei dem der eine Teil, wie z. B. auf Fiji (Hocart 1919) oder bei den Natchez-Indianern (§ 6 und Mac Leod), eine gewisse Überlegenheit zur Schau trägt (vgl. a. Webster bezüglich Australiens). Die Verdoppelung, die den ganzen Stamm umfaßt, muß übrigens von der „Halbierung" des Klans in Sippen unterschieden werden (s. Heiratsordnung). Während die erstere auf ethnische Beziehungen und Mischungen zurückzuführen sein dürfte, ist das bei der letzteren kaum der Fall, sondern sie ist nur aus dem Austausch von Frauen unter nahen Nachbarn hervorgegangen und gehört zweifellos einer viel älteren Ordnung sozialer Gestaltung an, wohl einer Zeit, in der die Frauen durch Anlegen von Gärten zu mehr Seßhaftigkeit und damit überhaupt zu einer weitergehenden Stabilisierung des Lebens Anlaß gaben (s. Heiratsordnung,

Soziale Entwicklung). Der sog. Klantotemismus, bei dem verschiedene Gruppen, wie z. B. in Australien (A. R. Brown 1918, Knabenhans, Spencer und Gillen), durch Heiratsordnung und Jünglingsweihe (s. d.) vergesellschaftet erscheinen, stellt einen freien Zusammenschluß souveräner Klans vor und ist wohl aus einer Erweiterung des Frauenaustausches bei dichter werdender Bevölkerung, insbesondere bei Abspaltung von Tochtergruppen, zu erklären. Dem sind gewisse Gedanken und Vorstellungen über das Wesen der Sexualbeziehungen und die Herkunft der Menschen neu hinzugetreten — wobei die Frage der Ausbreitung solcher Vorstellungen von einem Brennpunkt aus offengelassen werden kann (s. Primitives Denken) — und haben eine „Ideologie" für die politische Vergesellschaftung geliefert (s. a. Klan, Totemismus B).

Das Verdoppelungssystem enthält erst den Ansatz zu einer Schichtenbildung. Denn die dort herrschende Heiratsordnung führt zu einer raschen Vermischung der ethnischen Schichten und so auch zu einer Vermischung der ethnischen Besonderheiten.

Dies hindert indessen nicht, daß schon mit dem Verdoppelungssystem verbunden häufig ein sakrales und autoritäres Häuptlingstum (s. Häuptling) auftritt. Nicht selten schließt sich die betreffende Sippe teilweise von der Vermischung dadurch aus, daß sie Endogamie, ja Inzucht im engsten Rahmen, Bruder-Schwesterehe, zuläßt (s. Verwandtenheirat). Damit hebt sich eine Minderheit vor den übrigen heraus, die sowohl durch rassliche Eigenart als auch durch Pflege kultureller Überlieferungen — beides geht gewöhnlich Hand in Hand — als etwas Besonderes erscheint. Man wird sich nicht vorstellen dürfen, daß ein solches Verhalten in rationalistischer Weise geplant wurde. Viel eher wird man die Spannung zwischen den ethnischen Gruppen dafür in Rechnung zu stellen haben. War der Unterschied an Kultur und Rasse sehr groß, so bestand Abneigung, die eigenen Frauen der niedrigeren und ärmeren Gruppe zu überlassen. In diesem Fall wirkte der Besitz überlegener Technik auf die inferiore Gruppe wie die Ausübung transzendenter und unbegreiflicher Macht, sie mündete in der Anerkennung eines persönlichen Mana (s. d. B). Solches kann man etwa bei der Berührung von wandernden indo-polines. Stämmen mit papuan. Gruppen annehmen (vgl. Brewster, Hocart 1913, ders. *The Common Sense of Myth* Amer. Anthr. 18 [1916], Percy Smith).

In derartigen Absonderungen und Auszeichnungen (s. d.) liegt die Voraussetzung zur Schichtenbildung und zur politischen Herrschaft. Dabei brauchen wir das eben angeführte polynes. Beispiel keineswegs als eine ganz ursprüngliche Gestaltung aufzufassen. Es wäre z. B. durchaus möglich, daß die wandernden Gruppen eine Abschließungs- und Überlegenheitsideologie schon mitbrachten, und daß diese etwa von asiat. Hirten ihren Ausgangspunkt nahm. Trotzdem illustrieren die bei ihnen in der Südsee auffindbaren konkreten Zustände Vorgänge sozialpsychologischer Art, deren wir auf anderem Wege nicht gut habhaft werden.

Während also das Verdoppelungssystem allein ausgleichend wirkt, liegt das eben skizzierte andere endogame Verhalten auf dem Wege zur Kastenbildung (s. Adel, Kaste A) und zur Herrschaft. Damit weiterhin zur Staatsbildung.

Dabei eröffnet sich beim Vorhandensein einer größeren Zahl von ausgezeichneten Familien die Bahn zur Bildung einer Aristokratie (s. Adel), bei einer geringeren Zahl zu der einer „Despotie" (s. d.). Doch führt auch die adlige Überschichtung durch Rivalitätskämpfe zur Despotie einzelner Dynastien (s. Staat).

Mit dieser Abschließung sind auch Ansprüche verbunden, die Angehörigen unterer Schichten auszuschließen. Sie hängen, wie schon oben dargelegt, mit dem Besitz besonderer Fertigkeiten (z. B. Viehzucht, Zauberei) zusammen (vgl. z. B. die Zustände bei den Bakitara und Banyankole Afrikas; Roscoe 1923). Auf diese Weise wirkt die an gewisse Techniken geknüpfte Wirtschaft (s. d. D) ethnischer Gruppen weiter. Wir finden ferner eine oft weitgehende Spezialisierung einzelner Familien (s. d. A und Handwerk A) und damit im Zusammenhang schon früh ausgedehnten Handel

(s. d. F). Dadurch wirken der Schichtung, Kastenbildung und abschließenden Tendenz andere, und zwar widerstrebende Kräfte der Vergesellung entgegen. Zu diesen gehört auch der Anspruch von Männern der bevorzugten Schichten auf Frauen der anderen. Neben solchen patriarchalischen und polygynen Tendenzen, die besonders auf die Dynasten konzentriert sind, können mutterrechtliche Einrichtungen noch weiter bestehen (s. Mutterrecht A).

Wenn man die Schicksale und Wanderungen von Gemeinwesen der Naturvölker in verschiedenen Stadien ihrer Ausgestaltung betrachtet, so wird man finden, daß der expansive Faktor im Leben dieser Gemeinwesen keineswegs fehlt. Es gehört die leider sehr verbreitete, tiefe Unkenntnis von ethnologischen Tatsachen dazu, um das Vorkommen dessen, was wir als Kolonisation und Imperialismus bezeichnen, bei den Naturvölkern nicht zu sehen. Nicht ein besonderer „Kapitalismus" oder ein „mittelalterliches Lehenssystem" ist dazu nötig. Weiß man nicht von der griech. Kolonisation, vom röm. Imperialismus und weiter zurück vom pers., assyr., babyl., äg., finden wir nicht ähnliche Phänomene im alten Indien, in China, Mexiko und Peru? Die Geschichte besonders der ost- und west-mittelafrikan. Staatswesen zeigt dasselbe Bild (vgl. Avon, Barton, Dempwolff, Ellis, Lenoir, Pechuël-Lösche, Richter, Max Schmidt). Aber auch bei noch einfacheren Gemeinwesen fehlt diese Tendenz nicht (s. § 8).

Diesen „imperialistischen" Tendenzen, die ja überhaupt die Voraussetzung der Staatsbildung abgeben, kommt die Bedeutung zu, große Friedensgebiete zu schaffen. Erst durch die Unterordnung mehrerer Verbände und vieler Menschen unter einzelne Familien, wodurch die älteren Klanverbände zerbrachen, war es möglich, die vielen kleinen Souveränitäten zu zerstören und an ihre Stelle statt Blutrache (s. d.) und Fehde (s. d.) Recht (s. d. § 7ff.) zu setzen.

Hier soll die P. E. nur bis zu den Anfängen der Staatsbildung im engeren Sinn hin verfolgt werden. Weiteres s. unter Staat.

§ 3. In welcher Weise manchmal gleiche Faktoren, wie z. B. die natürliche Altersstaffelung innerhalb verschiedener Gesellschaften, gemäß den historischen Voraussetzungen eigenartige Gestaltungen auslösen, zeigt folgender Überblick.

Nach eingehendem Studium der Altersgesellschaften (s. Altersstufen, Geheime Gesellschaft) der Indianer der großen nordamerikan. Ebene kommt Lowie (S. 938f.) zu dem Ergebnis, daß Altersklassen bei verschiedenen Völkern, wie z. B. bei den afrik. Masai und in Melanesien (z. B. Neue Hebriden), durch verschiedene soziale Umstände herbeigeführt worden sind. In der Tat ist die Übereinstimmung vielfach mehr eine äußerliche. Während bei den Masai verschiedene Grade fehlen, tritt die Ähnlichkeit zwischen den indian. Tanzgesellschaften und den *Sukwe* der Eingeborenen der Neuen Hebriden als formale Parallele stärker hervor. Jedoch sind die psychologischen Motive, die dem Staffelungssystem der Indianer zugrunde liegen, ganz verschieden von denen der *Sukwe*. Lowie faßt die Altersgesellschaften der Indianer als eine spezialisierte und spätere Entwicklung der altersstaffelungslosen militärischen Organisationen dieses Gebietes auf. Dieser Gestaltung liegen wieder drei Faktoren zugrunde: 1. die natürliche Altersstaffelung; 2. der Tanz, der überhaupt mit einem gesellschaftlichen Komplex auch nicht gestaffelter Bünde zusammenhängt; und 3. der Gedanke, daß Tänze gewissermaßen käufliche Güter sind. Die natürliche Altersstaffelung kann in sehr verschiedener Weise organisatorischen Ausdruck in einer Gesellschaft finden: unter den Indianern der großen Ebene gibt es z. B. keine Schichtung der ganzen Gemeinschaft nach drei großen Altersgruppen, in Kinder, Erwachsene und Greise, sondern eine engere Gruppe von gleichaltrigen bleibt das Leben lang zusammen, so daß unter den einzelnen Altersgesellschaften immer ein Abstand von ungefähr je vier bis fünf J. herrscht. Hierbei handelt es sich also darum, daß eine Gruppe von Menschen, die vermöge ihrer Altersentwicklung auf ihre Mitmenschen in ähnlicher Weise reagieren, immer zusammen-

bleibt und sich auch äußerlich von den anderen durch symbolische Handlungen unterscheidet. Diese Art der Altersschichtung ist z. B. ganz verschieden von der Einteilung des ganzen Stammes in drei große Altersgruppen nach Kindheit, Reife und Greisenalter, wie bei den Omaha-Indianern oder in den drei-geteilten Schichten der Krähen-Fuchs-Gesellschaft. Die Tänze selbst unterscheiden sich prinzipiell nicht von denen der ungestaffelten Stämme, und die Käuflichkeit tritt besonders bei den Kriegsgesellschaften auf.

§ 4. In bezug auf den wahrscheinlichen Vorgang bei der Besiedlung des Innlandes des zentralen holländ. Neu-Guinea kommt Wirz auf Grund seiner Studien bei den Marind-Anim zu dem Schluß, daß diese jedenfalls durch einzelne oder nur wenige Individuen erfolgte, und daß dann die am frühesten eingewanderte Sippe die vorherrschende war. Vielfach wurde der Name des ersten Siedlers von den Nachkommen auf die ganze Siedlung oder Landschaft übertragen. Ein wichtiger Gesichtspunkt für die Auswahl der Plätze bildete das Vorkommen von Sandboden, der geeignet für Kokos-Anpflanzungen ist. Außerdem kam noch die Nähe eines Flusses als geeignete Verkehrsader in Betracht, sowie das Vorkommen von Trinkwasser. Erst später dürfte man sich mit schlechterem Boden und mit abgelegeneren Orten begnügt haben. Die soziale Einheit bildet die Sippe (*boan*). Das Dorf besteht aus einer Gruppe von Einzelsiedlungen, die sich aus je einem Männerhaus und mehreren Weiberhütten zusammensetzen (s. Siedlung A). Dies ist die eigentliche Klansiedlung. Der Name des Dorfes wird vielfach von der ältesten dort angesiedelten Sippe oder dem Klan entlehnt, oder er ist eine Bezeichnung, die als Flurnamen dem betreffenden Platz überhaupt zukommt. Das ganze Dorf setzt sich aus verschiedenen Klans zusammen, deren jeder aus zwei bis vier Sippen besteht. Die Klanorganisation beherrscht auch die wirtschaftlichen Verhältnisse: nicht nur die Anlagen der Siedlungen sondern auch die Verteilung der Kokos- und Sago-Bestände finden klanweise statt. Hinzugewanderte, spätere Siedler haben sich wahrscheinlich manchmal an der Grenze des alten Dorfplatzes niedergelassen, so daß er ursprünglich nur von einem Klan bewohnt wurde, nach und nach aber noch andere Klans aufnahm. Die nebeneinander siedelnden Klans beanspruchen jeder ein fest umgrenztes Wohn- und Wirtschaftsgebiet. Die Lokalgruppe, nämlich das Dorf, bildet jedoch die politische Einheit. Es besitzt feste Grenzen gegenüber den Nachbardörfern und übt in seinem Territorium, dem Gau, Jagd- und Fischrecht aus. Außerhalb dieses Gaues dürfen nur mit der ausdrücklichen Zustimmung der anderen Lokalgruppe etwa Bäume für die Herstellung der Kanus geschlagen oder Fallen für Krokodile und Wildschweine aufgestellt werden. Eine Lokalgruppe erweist sich nach außen hin als eine völlig autonome und solidarische Gemeinschaft, was sich sowohl bei der Kopfjägerei (s. Kopfjagd) als auch in den freundschaftlichen Beziehungen zu den anderen zeigt. Zwischen einzelnen benachbarten Lokalgruppen kann ein reger, freundschaftlicher Verkehr gepflegt werden, der durch Heiratsbeziehungen unterstützt wird (s. Heiratsordnung). Auch bei festlichen Anlässen und beim Abhalten von Geheimkult-Zeremonien pflegen befreundete Siedlungen sich zusammenzufinden, vor allem auch zu den Kopfjagden. Eine Zusammenfassung der Klans über diese freundschaftlichen Beziehungen der souveränen Lokalgruppen hinaus gibt es jedoch nicht. So wie auf der einen Seite Feindschaft innerhalb naher Siedlungen des gleichen Stammes bestehen kann, gibt es andererseits Freundschaftsbeziehungen mit verhältnismäßig weit entfernten Klans. Diese werden sowohl durch Heiratsbeziehungen getragen als auch durch Adoption (s. d. A) von Kindern und dadurch, daß die flüchtigen und von Feinden verfolgten Angehörigen bei den anderen ein Asyl (s. d.) finden und vor der Blutrache (s. d.) geschützt sind. Solche Freundschaften entfernter Klans mögen sich aus Abwanderungen der einen oder der anderen herleiten. Im allg. kann man sagen, daß die Wohngebiete der Lokalgruppen an der Küste kleiner, und je mehr man landeinwärts kommt, um so größer sind. Nicht

selten sind die Siedlungen im Innern jedoch gewissen Veränderungen ausgesetzt, derart, daß sie zur Regen- oder Trockenzeit verlegt werden, und daß man Nebensiedlungen bezieht. Letztere liegen jedoch immer innerhalb des Gebietes der Lokalgruppe (Wirz S. 150ff., 159ff.).

§ 5. Die Verhältnisse bei den Bergdama Südwestafrikas sind außerordentlich lehrreich dafür, wie schon bei niedrigen Jägern eine soziale Schichtung dadurch entstehen kann, daß eine Gruppe von ihnen zu einer anderen Fertigkeit in dem Nahrungserwerb übergeht. Auf der anderen Seite geht jedoch daraus hervor, wie außerordentlich schwierig es für die Menschen selber ist, z. B. für diese nomadischen Jäger, vermöge der Annahme einer neuen Art der Nahrungsversorgung auch zu einer entsprechenden Wirtschaftsform überzugehen. Bei den Bergdama unterscheidet Vedder (S. 6) eine obere und eine untere Volksschicht. Die obere Schicht, welche die Täler der Gebirge bewohnt, ist in den Besitz von Ziegen gekommen und errichtet dauernde Werften (Lagerplätze). Die untere Schicht wird als die Bergspitzenbewohner bezeichnet, die keine Ziegen besitzen und in dem hoch gelegenen Gebiet durch Jagd- und Sammeltätigkeit ein kümmerliches Leben fristen. Letztere sind geschickt im Aufsuchen von wildem Honig, den sie als Tauschartikel bei den reicheren Nachbarn in den Tälern verwenden. Aus beiden Schichten rekrutieren sich Leute, die sich aus irgendeinem Grunde aus den festgefügten Familien- oder Sippenverbänden losgelöst haben oder von den Volksgenossen als friedlos betrachtet werden. Lassen sie sich in einem fremden Stammesgebiet mit der Erlaubnis des Werftältesten (Sippenhaupt) nieder, so sind sie verpflichtet, obwohl sie als nicht zur Sippe gehörig angesehen werden und auch dort keinen Wohnsitz erhalten, alles Großwild, dessen sie mit Netz oder Pfeil habhaft werden, abzuliefern. Täten sie das nicht, so würden sie, die ohne Hilfe von Anverwandten in der Welt dastehen, schwerlich der Todesstrafe entrinnen. — Die Bergdama unterscheiden sich voneinander nach verschiedenen Stammesgebieten, die Vedder (S. 9f.) anführt. — Der Besitz von Ziegen hat auf die in den Tälern wohnende Oberschicht wahrscheinlich schon dadurch günstig eingewirkt, daß die Kinder in den ersten Jahren besser ernährt wurden. Allerdings unterlagen gerade diese Ziegenbesitzer eher den Überfällen der Nama und Herero. Die Räuber machten indessen die, welche mit dem Leben davonkamen und mitgeschleppt wurden, in der Regel zu Hirten, die sich nicht selten durch jahrelangen Dienst einige Ziegen erwarben. Auf diese Weise gelangte wohl überhaupt die Ziegenzucht zu den Dama. Andererseits wirkte dieser Kontakt durchaus im Sinne einer Auslese (s. d.). In der Tat zeigen die Ziegendama eine bessere körperliche und geistige Entwicklung als die Bergspitzen-Bewohner (Vedder S. 3). — Die politische Einheit der Bergdama bildete eine Sippe von 10—30 Köpfen, die in einer gemeinsamen Werft (Lager) zusammenwohnten. Die Angehörigen waren untereinander verwandt. An der Spitze stand ein Ältester mit nur geringem Einfluß; ihm zur Seite stand der Speisemeister und der Rat der Alten. Das Volk war in Hunderte solcher souveräner Verbände aufgeteilt, die weiter keinen Zusammenhang untereinander besaßen. Ein gemeinsames Oberhaupt des Volkes oder eines Stammes fehlte. Jede Sippe besaß ein angestammtes Gebiet, in dem sie allein das Wild jagen und die Feldkost einsammeln durfte. Grenzüberschreitungen führten zu Streit, Kampf und Totschlag. Ähnlich war das Leben der Buschmänner gestaltet, die jedoch geistig gewandter sind und für die Bergdama ein gefährlicher Gegner wurden. Der Bergdama wurde vom Buschmann entweder aus seinem Gebiet verdrängt, erschlagen oder geknechtet. Da ferner der Bergdama-Jäger und -Sammler mit lüsternen Blicken den Viehreichtum der Herero-Hirten sah und das Rauben, das Jagen auf das gehaltene Vieh, nicht lassen konnte, da er außerdem das dürre Gras der Rinderweide anzuzünden liebte, um seine Jagd ergiebiger zu gestalten und die Knollenfrüchte der Erde vom überwuchernden Gras zu befreien, wurde auch der Herero-Hirt sein Feind, der ihn verjagte, erschlug oder knechtete. Zu diesen beiden Feinden gesellte sich der Nama, der zuerst in den Besitz der Feuerwaffe gelangt war. Durch

diese drei Feinde wurde ein großer Teil des Volkes aufgerieben, aus den alten Wohnsitzen verdrängt oder in lebenslängliche Knechtschaft geführt (Vedder S. 171f.). Hervorstechend ist jedoch an dem Schicksal der Bergdama, daß auch dieses Jägervolk nur schwer seßhaft zu machen ist, ja, daß ihm auch der Übergang zur Viehzucht außerordentlich schwer fällt. Der Gartenbau dagegen scheint bei ihm größerem Verständnis zu begegnen (S. 173, 189f.). — Müssen, durch die Verhältnisse gezwungen, heute mehrere nicht verwandte Familien gemeinsam in einer Werft zusammenwohnen, so verschwindet der Einfluß des einzelnen Familienhauptes, untergraben durch unzählige Zufälle. Im gleichen Maße aber wächst die Möglichkeit für Streber, sich eine Würde anzueignen, die das Volk nie kannte. Unterstützt von dem guten Namen etwa des Vaters oder Großvaters oder heute irgendeinem Einflusse, etwa der Mission oder der europ. Verwaltung, suchen sich die betreffenden eine autoritative Häuptlingsstellung beizulegen (ebd. S. 18).

Haben wir es bei dem Beispiel der Bergdama mit der Spaltung eines Volkes in verschiedene Schichten zu tun, so lehrt der folgende Fall den Kontakt zweier verschiedener, jedoch ähnlicher Gruppen.

Bei den Ojibway oder Büngi der großen nordamerik. Ebene wurde festgestellt, daß sie mit den Cree, Assiniboine und vor einigen Generationen mit den Ottawa sich verheiratet haben, späterhin auch mit ihren früheren Feinden, den Sisseton und Santee-Sioux. Offenbar handelte es sich hier um einen früher in den Wäldern heimischen Algonkin-Stamm mit typischer Waldkultur, der bei der Verfolgung der Büffel die Grenzen der Ebene überschritt (Skinner S. 477f.).

§ 6. In ähnlicher Weise haben wir es mit dem Zusammentreffen verschiedener Stämme im folgenden Fall zu tun.

Einen eigenartigen Weg hat nämlich die politische Entwicklung bei den Natchez-Indianern der sö. Küste von Nordamerika genommen. Die wichtigsten Ämter in dem Staat der Natchez befanden sich in den Händen der Mitglieder einer mutterrechtlichen Königsfamilie, welche als die „Angehörigen der Sonne" bezeichnet wurden. Der König galt als die „große Sonne", seine Mutter oder, wenn diese nicht mehr am Leben war, seine Schwester als die „weise Frau" oder als die „Sonnenfrau". Der älteste Sohn der letzteren wurde König und ihr zweiter Sohn großer Kriegshäuptling, die älteste Tochter ihre Erbin. Die übrigen Angehörigen der „Sonnensippe" wurden mehr oder minder in dem Grade geachtet, wie sie dem König nahestanden. Der König scheint über seine große Siedlung oder Hauptstadt unmittelbar regiert zu haben. Die anderen Dörfer der Natchez-Bevölkerung wurden durch andere Mitglieder der königlichen Familie nach einem bestimmten Rangsystem verwaltet. Der König ernannte die Beamten seines Staates wenigstens so weit, als sie nicht nahe Verwandte des Königs waren. Die acht Hüter des ewigen Feuers des Tempels wechselten zu je zweien während der vier Mondphasen ab. Über ihnen stand das „Haupt der Feuerwächter". Zwei andere Beamte waren da für die Friedens- und Kriegsverträge; ferner einer für die öffentlichen Arbeiten und vier für die Volks-Festlichkeiten. Auch soll es noch ein Oberhaupt gegeben haben für die Überwachung von Aussaat und Ernte. — Dieser Oberschicht stand eine Unterschicht gegenüber, die „Stinker" (*Puants*) genannt wurden. Die beiden Gruppen waren exogam, und die eine suchte ihre Ehepartner unter der anderen (s. Heiratsordnung). Nach dem herrschenden Mutterrecht (s. d. A) erbten die Kinder der „Sonnen" nicht den Rang ihrer Väter, sondern den ihrer Mütter, erhielten hier jedoch eine Art zweitklassigen Adel. — Diese Verhältnisse erinnern einigermaßen an die altjapanischen. In diesen war der Sohn des Himmels, der Mikado, die Quelle für königliches und adliges Blut. Die oberen Schichten der Adligen, die Shinno (*Shin-Wo*), waren Fürsten von Blut. Dieser Rang wurde vom ältesten Sohn eines Shinno geerbt, während die jüngeren Söhne *Wo* wurden und eine zweite Schicht des Adels bildeten. Der Shinno-Rang konnte nicht unbegrenzt fortgesetzt werden. Nach der sechsten Generation fiel auch der älteste Sohn eines Shinno in den *Wo*-Rang. Die Shinno-

Klasse wurde immer wieder durch Kinder der nachfolgenden Herrscher aufgefüllt (*Encyclopaedia Britannica* 1910, Japan). — Die militärische Organisation der Natchez-Indianer war in einer anderen Weise gestaffelt: man unterschied Lehrlinge, gewöhnliche und echte Krieger. Unter oder über den letzteren standen die Kriegshäuptlinge. Auch ein „Stinker" konnte den Rang eines „ehrenwerten Mannes" dadurch erlangen, daß er einen Skalp oder einen Pferdeschwanz erbeutete. Diese Auszeichnung erstreckte sich auf seine Frau, und beide durften dann entsprechende Tätowierungszeichen tragen, sowie auch einen Namen für seine Tat. Derartige Kriegsauszeichnungen hatten also ihre Auswirkung in der allg. Rangstellung, insbesondere der militärischen Organisation. Es scheint, daß ein jeder Kriegshäuptling in der Lage war, Freiwillige zu sammeln und Kriegszüge gegen Stämme zu unternehmen, mit denen nicht ein besonderer Friedensvertrag bestand. Außer durch solche Kriegsverdienste konnte ein „Stinker" auch durch religiös-rituelle Verrichtungen in die Klasse der „Ehrenwerten" aufgenommen werden. Wenn nämlich eine „Stinker"-Frau zur Zeit, als ein König starb, ein Kind gebar und sie und ihr Gatte dieses Kind an der Bahre des großen Königs erwürgten (s. Menschenopfer C), so wurden sie in die Klasse der „Ehrenwerten" aufgenommen. Ferner, wenn ein „Stinker" dem verstorbenen König in das Jenseits folgte, indem er sich von acht seiner „Stinker"-Verwandten erwürgen ließ, so traten diese acht Verwandten zu den „Ehrenwerten" über. Die „ehrenwerten Männer" der Natchez setzten sich also aus drei Elementen zusammen: den Kindern von männlichen Adligen und wahrscheinlich Kindern von weiblichen Adligen, die bis zum sechsten Grad von einer „weisen Frau" abstammten; „Stinkern" und ihren Frauen, die durch einen religiösen Akt in diesen Rang aufgenommen wurden; endlich „Stinkern", die durch kriegerische Verdienste zu diesem Rang gelangten; die „Ehrenwerten" waren also teils degradierte Abkömmlinge der Adligen, teils gehobene „Stinker". Da die Mitglieder dieser Klasse in der Regel schon verheiratet waren, fand auf sie die Exogamie keine Anwendung. Wenn man erwägt, daß die Natchez-Sprache aus einer Verschmelzung von *Tunican-* und *Muskogean*-Elementen zusammengesetzt ist, und daß vielleicht die eigenartige Halbierung des Stammes damit zusammenhängt, so muß man die zuletzt betrachtete Gruppe der „Ehrenwerten" als das Ergebnis einer Mischung, als die eigentlichen Natchez-Leute, betrachten. Möglicherweise war die „Sonnen"-Gruppe eine an Zahl arme Muttersippe, die aus diesem Grunde das exogamische Prinzip vertrat (MacLeod *Nachtez* S. 201ff.).

In Westafrika gibt es einen Einrichtungskomplex, der sowohl unter Bantu- wie unter Nicht-Bantu-Kulturen sich findet und besonders durch die Einrichtung der Königsschwester und Königsmutter getragen wird und sich mit der Gewohnheit der Verheiratung der Königsfamilie mit Gemeinen verbindet. Bei den Ashanti kann z. B. der König seiner Schwester, deren Kind ihm im Amte nachfolgt, erlauben, einen ihr passenden Gemeinen zu heiraten. Dieser Mann muß dann beim Tode seiner Frau aus königlichem Geblüt, aber auch beim Tode eines männlichen Kindes Selbstmord begehen (Bowditch *Mission to Ashanti* 1820; Rattray *Ashanti* 1923 S. 78 Anm.). Die oben erwähnten Natchez-Frauen adliger Herkunft konnten ihre gemeinen Männer aus der „Stinker"-Schicht entlassen und andere nehmen; waren diese ihnen untreu geworden, so konnten sie sie auf den Kopf schlagen lassen, ohne selbst aber in der Wahl ihrer Verehrer eingeschränkt zu sein. Ähnliche Sitten berichtet Pechuël-Lösche auch von Loango (S. 187f.; — s. a. Frau A, Mutterrecht A).

§ 7. Die charakteristische Vergesellschaftung von Klans, wobei sich jedoch bereits eine funktionelle Führerschaft *inter pares* zeigt, finden wir bei den nordamerik. Omaha-Indianern.

Bei diesen hing der Rang und die Bedeutung des Klans im Lagerkreis des Stammes vom Besitz des Klans an bestimmten heiligen Gegenständen ab. Dasselbe galt auch im großen Maße für die Ponka, Kansa, Osage und Iowa. Dem-

entsprechend war auch die Macht unter den Klans dieser Stämme verteilt. Die Macht war von verschiedener Art und erstreckte sich manchmal auf Einzelheiten in der Handhabung heiliger Gegenstände, wie z. B. bei den Omaha, oder sie war mit der Führerschaft in gewissen Kulthandlungen verknüpft, mit der Pflicht, anderen Klans in bestimmten Dingen zu dienen, mit der Regelung der Jagd, mit der Weihe der mystischen Feuerplätze, mit Krieg und Frieden oder mit gewisser Disziplinargewalt (s. a. Familienformen, Handwerk A). — Bei den Winnebago hatten nur zwei Klans unterschiedliche Funktionen: der Donnervogel- und der Bären-Klan (s. a. Klan). Doch ist es wahrscheinlich, daß auch der Krieger- oder Habicht-Klan und der Wassergeist-Klan mit besonderen Rechten und Pflichten ausgestattet waren. Der Donnervogel-Klan zeichnete sich durch besonderes Ansehen aus, und der Häuptling des Stammes wurde immer aus diesem gewählt. Immer vertrat er die Friedenspartei und konnte keinen Kriegszug leiten, obgleich er an einem solchen teilnehmen durfte. Seine Hütte stand stets im Mittelpunkt des Dorfes und enthielt den Platz mit dem heiligen Feuer, um den nur die Angehörigen des Donnervogel-Klans sitzen durften. Diese Hütte war auch ein Asyl (s. d.) für alle Übeltäter. Der Donnervogel-Häuptling trat dazwischen, wenn Übeltäter von ihren Rächern verfolgt wurden, selbst im Falle eines Mordes an einem Klan-Angehörigen. — Dem Bären-Klan dagegen fiel die Regelung der Jagd zu; er hatte allg. disziplinarische Rechte und die Pflicht, die Befehle des Donnervogel-Häuptlings zu vollstrecken. Bei einer Jagd des Stammes trat die Macht des Klans in charakteristischer Weise hervor: wer die Vorschriften in bezug auf zu frühes Schießen oder dadurch, daß er das gefangene Tier außer der Reihe aufschnitt, mißachtete, dem konnten Bogen und Pfeile konfisziert werden, und er durfte sie erst dann zurückerhalten, wenn er sich mit einer Bestrafung abgefunden hatte. Wiederholte er jedoch seinen Verstoß, so wurden Bogen und Pfeil ihm zerbrochen (s. Strafe). Die allg. disziplinarische Gewalt bestand darin, daß das Dorf abpatroulliert wurde, um Unordnung vorzubeugen. Der Ehebruch wurde durch Züchtigung bestraft. Als symbolisches Emblem seiner Macht trug der Führer des Klans einen Stock, der „Brummholz" hieß und dem „Einladungsstock" der Menomini-Indianer glich. Beim Abpatrouillieren des Dorfes trug ihn immer der Führer des Bären-Klans; dabei sangen sie, und bei ihrem Nahen hörte sofort aller Lärm auf (Radin S. 215ff.).

Wie sehr die primitive Herrschaft auf das Geistige eingestellt ist, auf die besondere Macht, die Einzelnen oder Gruppen der Tradition gemäß zugeschrieben wird, geht aus einer Art Theokratie im nö. Afrika hervor.

Die politische Organisation der nordostafrikan. Lotuko besteht aus einer Anzahl von unabhängigen Dörfern, die in Klans geteilt sind, und an deren Spitze ein Regenmacher (*kobu*) steht, der in arab. Sprache als „Sultan" bezeichnet wird. Diese Klans sind vaterrechtlich, exogam, und nach dem Tode wird ein jeder das Tier, das mit dem Klan in Verbindung steht (s. Totemismus B). Das Essen des betreffenden Tieres ist verboten. Die Häuptlinge sind sowohl die religiösen als auch die politischen Führer der Gemeinde. Männer wie Frauen können dieses Amt versehen. Die Regenmacher gehören keinem besonderen Klan an, aber in jedem Dorf soll der Regenmacher aus einem Klan kommen, der stark an Zahl ist und außerdem Ansehen besitzt. Umgekehrt wird der Sitz des Regenmachers als das Hauptquartier des Klans angesehen, dem er zugehört, so daß dadurch eine gewisse Tendenz zu einer territorialen Gruppierung der Klans entsteht, in der Weise, daß z. B. die Igago-Regenmacher Häuptlinge in dem Tarangole- und Torit-Bezirk sind, der Lomia-Regenmacher-Häuptling Iboni am Lafit-Berge, Lewudo in Losito und Lomini in Lorongo. Diese Häuptlinge üben eine territoriale Gewalt aus ohne Unterschied auf die Klan-Angehörigkeit. Die Angehörigen eines Klans, der irgendwo anders einen Regenmacher besitzt, sind nichtsdestoweniger von ihrem territorialen Häuptling abhängig. Diese *kobu* sollen womöglich von väterlicher wie mütterlicher

Seite wieder von Regenmachern abstammen (sind also dynastisch-aristokratisch ausgezeichnet). Ein Mädchen, das von beiden Seiten von Regenmachern abstammt, heißt *mongoti*, erhält jedoch erst eine Macht als solche, wenn sie einen Regenmacher heiratet. Daraus geht hervor, daß die Häuptlingschaft innerhalb gewisser Familien, die besondere Kräfte für sich in Anspruch nehmen, gewahrt bleibt. Der Regenmacher erfreut sich gewisser Rechte in bezug auf das erbeutete Jagdwild: alle Felle von Löwen und Leoparden sowie Elfenbein werden ihm gebracht. Besonders kommen Leopardenfelle in Betracht, die der Regenmacher gelegentlich wieder verschenkt (s. Reichtum). Außerdem erhält er vom Fleisch der Tiere und den gefangenen Fischen einen bestimmten Anteil, desgleichen Durra zu zu seinem Unterhalt. Ebenso die Erstlinge der Früchte. Der Speichel des Regenmachers soll angeblich die Ernte davor bewahren, von Krankheiten befallen zu werden. Der Regenmacher nimmt auch tätigen Anteil an Kriegen. Ihm stehen Gehilfen (*abalok*) hauptsächlich als Boten zur Verfügung. Die größeren Lotuko-Dörfer zerfallen in Weiler (*nangatit*) zu je 50—100 Häusern. Jeder Weiler führt einen Namen und enthält Treffort der Männer (*namangat*), ein Trommelhaus (*nadupa*) und einen Tanzplatz (*napwerá*). — Der Regenmacher soll im eigenen Dorfe sterben, womöglich im Hause seiner Mutter, vorausgesetzt, daß seine Mutter noch am Leben und selbst Regenmacher ist; sonst im Hause seiner Hauptfrau, die theoretisch Regenmacher ist. Mit ihm zusammen wird entweder ein lebender Mann seines Klans oder eine Frau, die auch Regenmacher ist, begraben, indem man dem Opfer Hände und Füße zusammenschnürt und es an die Seite des toten Regenmachers auf ein Lager von Blättern legt, das mit einer Ochsenhaut verdeckt wird. Diesen beiden wird eine Art Zelle errichtet und gesagt: „Sie schlafen zusammen" (s. Menschenopfer C; Seligmann S. 3ff., 12, 26ff.).

§ 8. Besonders aufschlußreich ist der Ablauf der politischen Gestaltung, wie ihn die Verfassungsgeschichte der Mandschu zeigt. Darin tritt vor allem auch die Expansion und Kolonisation dieses Stammes zutage, und damit die innere Umgestaltung der Organisation, jedoch unter starkem Festhalten an den überkommenen Formen.

Die Mandschus unterscheiden einander nach der Zugehörigkeit zu drei Hauptgruppen: den alten Mandschus (*fè mandu*); den modernen oder neuen Mandschus (*iče mandu*); und den mongol. Mandschus (*monqo mandu*). Die ersten zeichnen sich von den anderen dadurch aus, daß sie den ursprünglichen Stamm der militärischen Organisation des großen *Apkaj han* bildeten, während die anderen zunächst in den Bergen verblieben und sich erst nachher diesem Heer anschlossen. Die später unterworfenen mongol. Stämme, welche der militärischen Organisation der Mandschus einverleibt wurden, bildeten die mongol. Mandschus. Wahrscheinlich befinden sich aber unter den modernen Mandschus sowie unter den mongol. auch Abkömmlinge vieler Chinesen und nomadischer Tungusen der Waldgegend, Bahuren usw. So bezieht sich die Bezeichnung *mandu* auf verschiedene ethnische Gruppen, die durch Organisation und Kultur miteinander verschmolzen wurden. Es ist also die Bezeichnung für einen politischen und kulturellen Komplex, der durch einige s. Tungusen-Gruppen begründet und beherrscht wurde und mit diesen auch sprachlich zusammenhängt. Sie sollen früher das gleiche nomadische Leben wie die Tungusen geführt haben. Die militärische Organisation der Mandschus bestand während der Mandschu-Dynastie in acht „Bannern" (Korps) von Kavallerie, Artillerie und Infanterie und vereinigte sämtliche Mandschus als ethnische Einheit. Jeder Mandschu ist Soldat sein Leben lang und steht beständig unter militärischen Autoritäten. Diese militärische Organisation hängt nicht direkt mit ihrer Klan-Verfassung zusammen. Letztere bildet aber die Grundlage für alle Lebensbeziehungen. Eine Existenz außerhalb des Klans (s. d.) war nicht möglich. Diese Klan-Verfassung, die heute noch besteht, gilt als uralt und ursprünglich. Tatsächlich lassen sich einige der heutigen Klan-Namen bis auf das 12. und 13. Jh. unserer Zeit-

rechnung zurückverfolgen. Gegenwärtig bildet den Klan eine Gruppe von Leuten, die durch das Bewußtsein gemeinsamer Abkunft von einem Ahnherrn und durch weitere männliche Ahnen gekennzeichnet ist. Dazu führt der Klan heute Bücher und Listen. Vor allem beaufsichtigt er die Heirat, die Familie, die Angelegenheiten des öffentlichen und persönlichen Verhaltens und schließlich alle Eigentumsfragen. Deshalb ist die Voraussetzung für die Mitglieder des Klans, daß sie innerhalb eines bestimmten Landstriches wohnen, so daß der Mangel an Verbindung nicht den Ablauf der Klan-Angelegenheiten stört. Der Name für Klan ist *hala*, außerdem auch noch *mokun*. Gegenwärtig hat jeder *hala* seinen Eigennamen. Da die Klans aber jetzt sehr groß geworden sind, können die religiösen Übungen und sozialen Funktionen von ihm nicht mehr vollständig ausgeübt werden. Wahrscheinlich kolonisierten die Mandschus während ihrer endlosen Kriege das gegenwärtige Wohngebiet nicht mit den Klans, sondern mit militärischen Gruppen aus verschiedenen Klans, ohne Rücksicht auf die soziale Organisation dieser Klans. Durch die Ausbreitung derselben auf die ungeheuren Landstrecken Asiens von der Mandschurei bis zu den w. Grenzen Chinas verloren die Mandschu-Klans allmählich ihre innere Organisation. An Stelle des alten *hala*-Systems rissen neue Unterabteilungen der Klans, die *mokun*, die Funktionen der *hala* einschließlich der territorialen an sich. Die Eigennamen beziehen sich jedoch nur auf die *hala*, nicht auf die *mokun*. Die *hala* können Abzweigungen haben, *gargan* genannt, die häufig mit den neuen Einheiten, den *mokun*, zusammenfallen. Diese *gargan* hatten früher wahrscheinlich die gleichen Funktionen wie die heutigen *mokun*. Der *Gjoro-hala*, dem die kaiserliche Familie der Mandschu-Dynastie angehört, und der heute im allg. in Mukden lebt, schließt vier Zweige, *gargan*, ein, die nach verschiedenen Farben benannt sind, und die sich wahrscheinlich erhielten, während sich die Mandschus mit ihrer militärischen Organisation, die acht, mit bestimmten Gebieten zusammenhängende Korps bilden, über das Gebiet von China ausbreiteten. In der Gegend von Aigun gibt es zwei oder drei *gargan* von diesem *hala*; gewöhnlich übergehen die Mandschus jedoch die *gargan*-Namen. Das Wesentliche dieser Gruppierung besteht in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit der Personen gleicher Abstammung, die sich auf einem bestimmten Territorium festgesetzt haben. Sie bilden gleichzeitig die exogamen und religiösen Verbände. Das exogame Tabu hängt jedoch in erster Linie von der Zugehörigkeit zum Gebiet ab. Aus diesem Grunde wirkt dieser geographische Gesichtspunkt vielfach fördernd auf die Zerteilung der Klans, manchmal allerdings auch auf ihre Vereinigung. Ein *hala* kann also drei, vier oder mehr exogame Einheiten innerhalb eines Landstriches und weitere wieder irgendwo anders besitzen. Es ist somit wahrscheinlich, daß ursprünglich ein mit einem Eigennamen ausgestatteter *hala* ein bestimmtes Gebiet besetzt hielt. Bei der Ausdehnung über die weiten Räume bildeten die Mandschus neue exogame Einheiten, die zwar nicht mit besonderen Namen bezeichnet wurden, sondern den alten *hala*-Namen bewahrten, jedoch noch die Farbe der Flagge ihres militärischen Korps, des Distriktes, in dem sie beheimatet waren, ihm hinzufügten. So zerbrach ein *hala* zu neuen exogamen Einheiten, zu Zweigen, *gargan*. Nachdem sich dieser neue Unterscheidungs-Gesichtspunkt verloren hatte, wurden die Einheiten noch einmal gemischt, und so entstanden die *mokun*. Da die Zweige keine Eigennamen führten, gerieten sie teilweise bald in Vergessenheit, und selbst dort, wo sie erhalten blieben, verloren sie ihre soziale Bedeutung. Auch für die neue exogame Einheit *mokun* wurden keine Eigennamen angewendet. — Gegenwärtig kann eine *hala* sehr viele *mokun* haben, mitunter aber auch nur einen; letzteres nämlich dann, wenn die Angehörigen des Klans nicht über sehr weite Gebiete verstreut sind. Der größte Teil der Klans, nämlich 27, rechnet sich heute zu den sog. alten Mandschus, 6 Klans zu den modernen, 3 Klans zu den amalgamierten Fremden und 6, genauer 5, zu den mongol. Mandschus. Außerdem gibt es noch eine Zahl ausgestorbener Klans. Einige Mandschu-Klans sind chines. geworden, während umgekehrt chines. mandschur.

wurden. Vor etwa 100 J. mag wohl dieselbe Zahl von 45 Klans bestanden haben, sie war jedoch, wie aus den angedeuteten Verschiebungen hervorgeht, aus anderen ethnischen Elementen zusammengesetzt. Bemerkt muß werden, daß nicht alle Mandschu-Klans ihre Äquivalente in dem chines. Buch ihrer Familiennamen (*i-baj-sin*) besitzen. Ein Teil dieser Klan-Namen stellt geographische Bezeichnungen von Örtlichkeiten dar, ein anderer Tiernamen und ein dritter Bezeichnungen verschiedener Gegenstände, wie Bogen, Fischhaken usw. Die Klans sind heute von sehr verschiedener Mitgliederzahl und haben manchmal in weit entfernten Gegenden Gruppen von Angehörigen. Die Mandschus des Aigun-Gebietes umfassen ungefähr 20—25000 Seelen. In diese teilen sich 30 Klans mit einer ungefähren Mitgliederzahl von je 700—800 Personen (Shirokogoroff S. 11ff.). — Wächst ein *mokun* rasch, so kann sich von diesem ein neuer *mokun* abspalten. Dann nimmt dieser neue „Geister" an und beginnt eine eigene Klan-Liste. Jedoch darf ein neuer *mokun* sich nicht verselbständigen, wenn der Vater *mokun* nicht länger als wenigstens fünf Generationen lang selbständig bestanden hat. Der *mokun* erstreckt sich auf Heiratsangelegenheiten, die Gerichtsbarkeit, auf häusliche Dinge, Verwaltungs- und Wirtschaftsfragen sowie auf die Beziehungen unter den *mokun*. Während der Mandschu-Dynastie war auch Militärisches mit eingeschlossen. Gewöhnlich einmal im J., aber nicht seltener als alle drei J., versammeln sich alle *mokun*-Angehörigen zu einer gemeinsamen Versammlung. Abwesenheit von dieser kann nicht entschuldigt werden außer im Falle von Krankheit oder besonders weiter Entfernung. Hält man den Grund für die Abwesenheit eines Mitgliedes für nicht genügend, so wird der Schuldige von dem *mokun*-Haupt dazu verurteilt, mit Stöcken geschlagen zu werden. Anwesend sind bei den Versammlungen alte Leute von 60—70 J. bis herunter zu Knaben von 5—6 J. Die Männer treten getrennt von den Frauen zusammen, die gleichzeitig ihre eigene Klan-Versammlung abhalten. Eine Abstimmung wird nicht vorgenommen, sondern die Fragen werden durch Akklamation erledigt. Man bedient sich der Mandschu-Sprache, jedoch ohne irgendwelche schriftlichen Dokumente. Die Versammlung beginnt mit einem Opfer, das am ersten Tage den Ahnen und den Klan-Geistern dargebracht wird und in Tieren besteht, die gemäß dem Klan-Ritus geschlachtet werden. Eine besondere Persönlichkeit wacht über die richtige Ausführung der Zeremonien. Am zweiten Tage findet die Wahl des Klan-Hauptes, *mokunda* = großes Haupt, statt. Der *mokunda* wird aus den Leuten gewählt, die in der öffentlichen Meinung als weise, wohlerzogen, ehrenhaft, taktvoll und geschickt für dieses schwierige soziale Amt gehalten werden. Die soziale Stellung und der persönliche Besitz des Kandidaten ist von verhältnismäßig geringer Bedeutung; es kommt also nur auf die persönlichen Qualitäten an. Gewöhnlich ist der *mokunda* ein junger Mann, jedoch von nicht weniger als 25 J.; er wird für eine unbegrenzte Zeitdauer gewählt. Seine Macht ist, wie die Mandschus sagen, gleich der eines Generalgouverneurs der Mandschurei, einschließlich des Rechtes zur Verhängung der Todesstrafe, und seine Befehle können nicht durch irgendeine andere Autorität annulliert oder revidiert werden. Nach dem Sturz der Mandschu-Dynastie ist heute die Macht dieser Klan-Häupter geringer geworden. Der *mokunda* ist Vorsitzender der Klan-Versammlung, oberster Richter und entscheidet alle Angelegenheiten, die den Klan betreffen, er nimmt die Klan-Riten, insbesondere bei Heirat und Tod, vor, achtet auf die Moralität im Leben des Klans und der Privatleute, erteilt Erlaubnis für Heiraten, Erbgang, Teilung von Familien, führt die Klan-Liste und erteilt geschäftliche Ratschläge an die Mitglieder des Klans, ist überhaupt der bevollmächtigte Vertreter der Klan-Versammlung. Während der Mandschu-Dynastie führte er auch die Rekrutierungslisten. — Manchmal bleibt ein *mokunda* 20 und mehr J. in seiner Stellung, und sein Sohn folgt ihm darin. Verstößt seine Tätigkeit gegen die Gesetze, und wird sie von der Klan-Versammlung nicht gebilligt, so kann er Entlassung von dieser fordern. Diese braucht sie nicht zu genehmigen, sondern kann sich mit dem

Ausspruch eines Tadels gegen ihn begnügen. Der *mokunda* bezieht keinerlei Gehalt, sondern hilft, wenn er ein bemittelter Mann ist, häufig armen Klan-Mitgliedern. Gewöhnlich muß der vorgeschlagene Kandidat gebeten werden, das sehr anstrengende Amt anzunehmen. Doch ist es eine Ehre für den, den die Wahl trifft. Erhebt jemand gegen den Gewählten Widerspruch, oder wird dem Erkürten nicht einstimmig zugejubelt, so nimmt der Kandidat in der Regel die Wahl nicht an. Die Macht des *mokunda* ist im Klan nahezu unbeschränkt, und alle Mitglieder des Klans werden ohne Ausnahme in bezug auf die Klan-Organisation gleichmäßig behandelt. — Die Organisation der Frauen ist ähnlich der der Männer. Wünschen sie etwas, so können sie sich an die Klan-Versammlung der Männer nur durch den *mokunda* wenden. An der Frauenversammlung nehmen alle unverheirateten Weiber teil, die in diesem Klan geboren wurden, und diejenigen, die durch diesen Klan als Gattinnen der Klan-Männer Aufnahme fanden. Die Frauen wählen ein weibliches Klan-Haupt, *hehe-mokunda*, das analoge Rechte wie der männliche *mokunda* besitzt. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Frauen nicht auf die Beine geschlagen werden, sondern auf die Handteller. Männer dürfen bei diesen Frauenversammlungen mit Ausnahme des männlichen *mokunda*, des *haha-mokunda*, nicht anwesend sein. Angelegenheiten, die sowohl Männer wie Frauen betreffen, werden in einer besonderen Versammlung beider Geschlechter erörtert. Hat ein Mann eine Beschwerde gegen eine Frau, so trägt er sie der *hehe-mokunda*, dem Frauenhaupt, vor. Indessen hat die weibliche Versammlung nicht die gleiche Bedeutung wie die männliche, der vor allem militärische und politische sowie Verwaltungsfragen zufallen. Auch Jagd und Feldbauangelegenheiten blieben Angelegenheiten der Männer. In den Frauenversammlungen handelt es sich hauptsächlich um Haushalt, Geburt und Erziehung der Kinder (Shirokogoroff S. 50ff.).

§ 9. Die Anhäufung verschiedener ethnologischer Gruppen führt dazu, daß unter ihnen auch verschiedene Prinzipien das soziale, wirtschaftliche und politische Gebiet beherrschen.

Bei den südafrik. Ba-ila gibt es drei nebeneinanderstehende soziale Gruppen: die patriarchalische Familie, den mutterrechtlichen Klan und die Häuptlingsgemeinde, die territorialen Charakter trägt. Das ganze Ila-Land besteht aus ungefähr 80 solcher Gemeinden, die an Größe und Volkszahl zwischen 100 und 3000 Seelen schwanken. Eine solche Gemeinde kann aus einem großen Dorf und mehreren kleinen oder aus einer Anzahl gleich großer Dörfer zusammengesetzt sein. Das Land ist unter den Gemeinden scharf abgetrennt. Die Bewohner einer solchen Gemeinde (*Chishi*) sind Freie und Sklaven; die ersteren sind die eigentlichen Ba-ila, die letzteren werden *bazhike* = die Begrabenen benannt. Doch gibt es keine ganz feste ethnische Grenzlinie zwischen diesen beiden Schichten (s. Schichtung), weil die Freien in Sklaverei verfallen können und die Sklaven (s. d. A) Freiheit erringen und sogar die Häuptlingschaft (s. Häuptling) erlangen können. Die Herrschaft in den Gemeinden befindet sich in den Händen der Häuptlinge (*bami*). Es gibt zweierlei Klassen unter diesen, die jedoch tatsächlich sich nur wenig voneinander unterscheiden. Der Häuptling ist der *primus inter pares*. Jede Gemeinde hat ihren Häuptling (Schulzen) und jeder Dorfteil wieder ein besonderes Oberhaupt. Der Schulze bildet mit diesen Oberhäuptern zusammen einen Rat, der die Streitigkeiten ordnet und Recht spricht. Früher scheint die Häuptlingschaft in den Gemeinden stärker entwickelt gewesen zu sein. Heute ist ihre Autorität jedoch gesunken. Jede Gemeinde ist völlig unabhängig. — Die Schulzen und Oberhäupter wählen nach dem Tode eines aus ihren Reihen Verstorbenen dessen Nachfolger aus der Zahl seiner Kinder und Neffen, und zwar denjenigen, der ihnen am geeignetsten erscheint. Ein Häuptling braucht nicht reich zu sein, wenn er gewählt wird, jedoch ist sein Besitz, wenn auch in zweiter Linie, nicht unwichtig (ähnlich wie bei den Mandschus; s. § 8). Durch die Strafen, die er über den Klan und die Gemeinde verhängt, durch Geschenke und Abgaben, insbesondere von Fremden, ist er jedoch in

der Lage, gewisse Reichtümer zu erwerben (Smith und Dale I 298ff.).

Munzinger (S. 316) betont den Unterschied in der Art der politischen Abhängigkeit bei verschiedenen abessin. Stämmen, namentlich auch im Vergleich mit der wirtschaftlichen. Bei den Bogos unterwirft sich der Schwache dem Starken, auf daß er ihn beschütze; bei den Beni-amer dagegen ist der Unterworfene Lehensmann (s. Lehen). Der Herr überläßt sein in Vieh bestehendes Vermögen dem Hirten, von dem er einen bestimmten Unterhalt als „Leibrente" bezieht. Zusammen mit dem Vermögen wird auch die Unterhaltungspflicht des Viehpächters weitervererbt. Der Adlige ist nur insofern Herr seines Untertanen, als er ihn zu seinem Pächter gemacht hat. Bei den Marea besteht andeutungsweise ein ähnliches Verhältnis. Mit den größeren Rechten sind jedoch auch größere Pflichten verbunden, die sich namentlich auf ein bestimmtes Verhalten der Herren beziehen. Jedem Herrn ist daran gelegen, guten Ruf zu besitzen, und er muß seine Untertanen schon deswegen schonen, weil er von ihnen lebt und sie sich seiner Botmäßigkeit entziehen können. So tief daher die Unterworfenen rangieren, so familiär stehen sie zu ihrem Herrn. Da sie Pächter auf ewige Zeiten sind und der Reichtum des Landes sich tatsächlich in ihren Händen befindet, so haben sie bei jeder öffentlichen Beratung die wichtigste Stimme. Sie setzen die Weiden fest und den Ort, wo das Lager aufgeschlagen werden soll. Man darf sich also nicht vorstellen, betont Munzinger (S. 317), daß die Unterworfenen sich unglücklich fühlen, solange ihre Stellung auf der alten Basis ruht. Anders, meinte Munzinger in den sechziger Jahren des vorigen Jh., könnte das Verhältnis werden, wenn die Türken, die damals ihre Macht in diesen Gegenden ausübten, sich mit dem Adel verbinden würden, um die Gemeinen mit roher Gewalt zu unterdrücken.

§ 10. Ein Zusammenprallen verschiedener, stark und schwach organisierter Gruppen führt zu einer Anpassung an die politische Organisation der Stärkeren.

Die Überschichtung eines älteren Klansystems durch ein heiliges Fürstentum tritt im ostafrikan. Ruanda besonders deutlich in Erscheinung. Die Klans stehen dort im Vordergrunde, wo der Batutsi-Staat (s. Staat) noch nicht genügend Fuß gefaßt hat, wie das z. B. in Bugoye und vor allem in Mulera der Fall ist. In der Nduga dagegen haben die Klans eine geringe politische Bedeutung. Im N besiedeln die Angehörigen der einzelnen Klans größere, geschlossene Gebiete. Diese autonomen territorialen Gemeinden können manchmal dank ihrer inneren Solidarität und der häufig recht bedeutenden Kopfstärke bei den nicht besonders stramm organisierten politischen Verhältnissen eine sehr bedeutende Rolle spielen. In der Nduga dagegen wurden die Klans durch die Staatsgewalt gesprengt, zerstreut und der Möglichkeit, sich in politische territoriale Klanverbände zusammenzuschließen, beraubt. Die Vertreter der verschiedenen, sich gegenseitig bekämpfenden Gruppen wurden hier in territoriale Gemeinden zusammengefaßt und den vom Staate eingesetzten Häuptlingen unterstellt. Wenn man von Mulera über Bugoye nach Nduga geht, so kann man nacheinander, wie Czekanowski (S. 246) sagt, die einzelnen Phasen der Staatsgewalt beobachten. Man sieht hier, wie die unabhängigen, undifferenzierten Klans zunächst in das Bereich der mannigfaltigen Abhängigkeitsverhältnisse hineingezogen und dann allmählich absorbiert werden. Die Angehörigen desselben Klan haben sich bei der Besitzergreifung von Bogoye in verschiedenen Stämmen festgesetzt. Infolgedessen stellt auch das ganze Land ein Mosaik von Gebieten dar, in dem verschiedene, räumlich voneinander getrennte Teile derselben Klans wohnen und sich immer noch ihres historischen Zusammenhangs bewußt sind. Das kommt am schärfsten in der Institution der Blutrache (s. d.) wie auch in den Eß- und Heiratsverboten zum Ausdruck. Dieses Bewußtsein reicht jedoch nicht aus zur Bildung von selbständigen, größeren, wohldisziplinierten Verbänden. Schon jede einzelne Niederlassung bildet eine ganz unabhängige Gemeinde mit ihrem Ältesten an der Spitze. Der Häuptling oder „Schulze" besitzt in den durch Eroberer unbeeinflußten Klan-

Gemeinden eine nur geringe Autorität (s. Häuptling). Er vertritt die Klan-Gemeinde nach außen und schlichtet die inneren Streitigkeiten. Diese bilden eine der wichtigsten Ursachen für die Lostrennung und Auswanderung von Klan-Genossen. Die Stellung dieses Häuptlings (*mugabo*) ist erblich und geht gewöhnlich auf den ältesten Sohn über. — Durch die Unterwerfung des Klan unter fremde Eroberer wird die Stellung des Häuptlings verschoben: er muß hauptsächlich Steuern einziehen, um diese den Beamten des Fürsten auszuliefern. Stellt er sich mit der neuen Macht gut, so kann er es zu einer Großhäuptlingschaft bringen, die auch wieder auf seinen Sohn vererbt wird. Die Häuptlingschaft der Baraschi unter *Lukara-lwa-Bishingwe* stellt einen Klan-Verband dar, dessen Ältester durch den Einfluß der Batutsi zu einem Häuptling nach den Begriffen der Eroberer erhoben wurde. Der alte *Bishingwe* war ein geschickter Jäger und hat verstanden, sich eine Batwa-Gruppe dienstbar zu machen. Für das viele Elfenbein, das er dem *Lwabugiri*, dem König von Ruanda, geliefert hatte, begünstigte ihn dieser derart, daß er ihn wie seinen unmittelbaren Vasallen (*mugaragu*) behandelte und ihm die Häuptlingschaft über seinen eigenen Klan überließ, in dem er angeblich auch früher die Stelle eines *mugabo* eingenommen hatte. — Diese Erhebung eines Klan-Ältesten zum Häuptling wurde durch die Klan-Genossen nicht anerkannt, und bei ihnen besaß *Lukara*, der Sohn des *Bishingwe*, zur Zeit von Czekanowskis Reise eine nur geringe Machtfülle. Um diesem Übelstande abzuhelfen, suchte *Lukara*, fremde Elemente aus zersprengten Klans und ausgestoßenes Gesindel anzulocken und diese auf dem freien Boden anzusiedeln. Aus dieser unorganisierten, als Fremde jedem preisgegebene Gruppe, die nur von *Lukara* Schutz erwarten durfte, bildete er seine Anhänger, und mit diesen hielt er seine Klan-Genossen im Zaume. Diese drängten wieder die Fremden durch ihren Haß zu ihm hin, und in dieser Weise entstand jenes geschlossene, straff organisierte Gebilde, das *Lukara* seinen Gegnern so gefährlich machte. So gut diszipliniertes Gefolge wie *Lukara* besaß sein Hauptgegner, der *Muttsi Luhanga*, nicht. (Bei der Schilderung von der Entstehung dieses Staatswesens könnte man an die des alten Rom mit seinen Patriziern und Plebejern erinnert werden.) Trotz der Reibungen zwischen dem Klan-Ältesten und den Klan-Genossen halten die Baraschi an *Lukara* fest. Sie wissen, daß sein Sturz ihre Unterwerfung durch Fremde bedeutet. Deshalb ist auch *Lukara* so stark seinen Gegnern gegenüber, obgleich er nicht soviel Leute in das Feld bringen kann. Seine Batutsi-Gegner müssen sich auf die Bahutu stützen, die durchaus kein so großes Interesse an ihren Erfolgen haben. Ja, *Lukara*, dessen Vater erst durch *Lwabugiri* zum *mugaragu* gemacht wurde, gibt sich jetzt stets für einen Mututsi, also für einen Angehörigen der Batutsi, aus. Das gleiche behaupten seine Gefolgsleute. Seine Klan-Genossen sagen allerdings nur, daß er seine Angehörigen wie ein Fremder, ein Mutitsi, durch zugezogene Ansiedler bei Gelegenheit zu drücken versucht. — Auf diese Weise verschmilzt der aus den Klan-Ältesten gebildete Bauernadel mit den Batutsi. Daran schließt sich weiter die Frage, ob diese allmählich durch das Vergessen der ursprünglichen Herkunft besiegelte Nobilitierung die Hauptursache des Vorkommens der Bahutu-Klannamen bei den Batutsi bildet. — Auch in den autonomen Klan-Gemeinden, die manchmal gegen 100 Köpfe, in einzelnen Fällen sogar mehrere 1000 betragen, finden sich Fremde, die sich als Klienten (*bagaragu*) bei den Klan-Genossen niederlassen (s. Höriger A), ihnen Dienste erweisen, wofür sie verpflegt und von Zeit zu Zeit mit einem Stück Kleinvieh belohnt werden. Diese Leute verschaffen sich so Mittel zum Ankauf einer Frau; in den stark besiedelten Gegenden, wo es an freiem Land fehlt, pachten sie Äcker und besitzen auf dem gepachteten Boden eigene Häuser. Andere pachten nur soviel Land, wie für die Hütte und den kleinen Hof nötig ist, und erwerben sich ihren Unterhalt als Tagelöhner. — Diese Niederlassungen auf dem Boden eines fremden Klans zeigen schon eine Pazifizierung und Stabilisierung der Verhältnisse an und wirken natürlich zersetzend auf die Klan-Gemeinde. In den primitiveren Zuständen

blühender Klan-Organisation kommen solche Verhältnisse selten vor. Das Wohnen unter den Fremden ist dort zu gefährlich. Es fehlt nämlich die Sicherheit, ob es nicht zur Fehde zwischen dem Klan der Gastgeber und dem der Ansiedler kommt, und dann fällt der Isolierte als das erste Opfer, das man am leichtesten erreichen kann (s. Blutrache, Fehde). — Diese Klienten (*bagaragu*), die aus der Ferne kommen und sich den Besitzenden anschließen, um ihnen Dienste zu leisten, für die sie verpflegt und versorgt werden, spielen für das Königtum von Ruanda eine wichtige Rolle. Den König umgeben als Klienten einflußreiche Leute, die ein zahlreiches Gefolge besitzen, und deren Klienten wieder Klienten unter sich haben (s. Lehen). In dieser Weise stellt der Ruanda-Staat eine Pyramide mit dem König an der Spitze und der freien Bauernbevölkerung ohne Bodenbesitz als Basis dar (s. a. Staat). Zwischen diese schieben sich die großen Häuptlinge mit ihren Unterhäuptlingen als organisierendes Element ein, das die Bevölkerung im Zaume hält. Es ist eine Organisation, die an die des altäg. Reiches wenigstens zu gewissen Zeiten seiner politischen Entwicklung erinnert (vgl. Thurnwald S. 702ff.). — Der König ist der Besitzer des ganzen Bodens und der sämtlichen Kühe des Landes (s. Reichtum). Durch das Verleihen und Zurückziehen dieser Güter übt er seine Macht aus. In dieser Weise setzt der König die Beamten ein, die in dieser Stellung als vorübergehende Großgrundbesitzer zu betrachten sind. In der Bevölkerung des Ruanda-Staates sind vier Stände zu unterscheiden. Den ersten bilden die königlichen Beamten; es sind die Lehenträger des Königs, ihre Unterhäuptlinge samt dem Gefolge wie auch die übrigen Würdenträger am Hofe des Königs. Dieser privilegierte Stand besteht ethnisch fast ausschließlich aus Batutsi. In der Zahl der niedrigsten Beamten, zu denen die Gemeindevorsteher gehören, gibt es vor allem in Bogoye recht viele Bahutu. In Mulera und in Bgisha treten Bahutu sogar als Hofherrn des Königs auf. Diese Beamten werden allgemein als *batware* bezeichnet. — Den zweiten Stand bilden die Krieger (*ngabo*). Sie sind besonderen Häuptlingen unterstellt und haben keine Arbeiten auf den Feldern der Häuptlinge zu leisten, sie sitzen auf eigenem Boden, der vor Generationen von ihren Ahnen in Besitz genommen und gerodet worden ist. Bei der Eroberung des Landes durch die Batutsi wurden sie nicht verjagt, und der König anerkennt ihre Freiheiten. Sie haben dafür nur die gewöhnlichen Steuern zu zahlen, müssen aber immer zum Kriege bereit sein. Die *ngabo* tragen als Abzeichen das *kigomero*, den hölzernen Ring zum Auffangen der beim Abschießen zurückschnellenden Bogensehne. Im Innern des Landes, z. B. in der Nduga, sind die *ngabo* weniger zahlreich und sitzen zwischen der übrigen Bevölkerung auf den Hügeln verstreut. In den Grenzmarken, wie z. B. in Mulera, bilden sie fast die ganze Bevölkerung. — Den dritten Stand bilden die *biletwa*, freie Bauern ohne Grundbesitz. Sie bebauen den Boden des Königs und entrichten dem Häuptling einen zwei- bis dreitägigen Frondienst während der fünf- bis sechstägigen Woche, außerdem müssen sie noch Steuern bezahlen. — Den vierten Stand bildet der Paria-Stamm der *batwa*. Es sind Jäger, Töpfer, Regenmacher. Aus ihnen besteht die Polizei. Sie geben auch die Henker ab. — Außerdem gibt es noch Sklaven (s. d. A) in Ruanda; jedoch spielt die Sklaverei keine große Rolle, obgleich die Zahl der Sklaven in Bugoye und bei den Batutsi von Nduga recht bedeutend sein soll. Sklaven sind hier vorwiegend Frauen, die als kleine Kinder während der nicht seltenen Hungerszeiten von ihren Eltern gegen Lebensmittel eingetauscht werden (Czekanowski S. 245ff., 252ff.).

S. a. Adel, Adoption A, Altenherrschaft, Altersstufen, Asyl, Auslese, Blutrache, Demokratie, Despotie, Familie A, Familienformen, Gau A, Geheime Gesellschaft, Handel F, Häuptling, Heirat, Heiratsordnung, Höriger A, Kaste A, Klan, Lehen, Mutterrecht A, Patriarchat A, Reichtum, Schichtung, Sippe, Sklave A, Staat, Technik A.

Avon *Vie sociale des Wabenda au Tanganika* Anthropos 10—11 (1915) S. 16ff.; Balkrishna *Economics in Ancient India* Indian Journal of Economics 2 (1919); Barbeaux *Iroquoian Clans*

and Phratries. Parallel between the N.W.Coast and Iroquoian Clans and Phratries Amer. Anthr. 19 (1917); Barton *Notes on the Kipsikis or Lumbwa Tribe of Kenya Colony* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Best *The Origin of the Maori* Journ. Polynes. Soc. 32 (1923); Bieber *Geschichte der Könige von Kaffa. Überlieferungen der Kaffitscho oder Gonga* Mitt. Seminar Orient. Sprachen 19 (1916); Brewster *The Hill Tribes of Fiji* Man 1923 Nr. 66; A. R. Brown *Notes on the Social Organization of Australian Tribes* Journ. anthr. inst. 48 (1918); ders. *The Andaman Islanders* 1922; J. Macmillan Brown *Raivavai and its Statues* Journ. Polynes. Soc. 27 (1918); Cohn *Spuren der Araber in der Südsee* Dtsch. Geogr. Blätter 39; Curtis *A History of Mediaeval Ireland* 1923; Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* 1917; Decamps *L'Agglomération de la Population chez les peuples chasseurs* Les Annales de Geographie 1923; Dempwolff *Beiträge zur Volksbeschreibung der Hehe* Baessler-Archiv 4 (1914); Dundas *The Organization and Laws of some Bantu Tribes* Journ. anthr. inst. 45 (1915); Durham *High Albania and its Custom* Journ. anthr. inst. 40 (1910); Ellis *The Tshi-Speaking Peoples* 1887; La Flesche *The Osaga Tribe* 36. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1921; G. Forster *Johann Reinhold Forsters Reise um die Welt* II (1780); Fox *Social Organization in San Cristoval (Salom. Islands)* Journ. anthr. inst. 49—50 (1919—20); ders. *The Threshold of the Pacific* 1924; Ghurye *Dual Organization in India* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Gibbs *Tribes of W. Washington and N. W. Oregon* Contributions to N. Americ. Ethnology 1877; Gutmann *Die Bindekräfte im Banturecht und ihre Bedeutung für die Erhaltung afrikanischen Volkstums* Zfvgl. RW. 40 (1923); Hahl *Mitteilungen über Sitten und rechtliche Verhältnisse auf Ponape* Ethnol. Notizbl. 2, 2 (1901); Ed. Hahn *Sitzende Könige und hockende Völker* ZfEthn. 1918; Haloun *Contributions to the History of Clan Settlements in Ancient China* Asia major 1 (1924); Hamilton *Land Tenure among the Bantu Wanyika of East Africa* Journ. Afric. Soc. 20 (1920—21); Heber *Familie und Klan, Stände und Regierung in der japanischen Vortaikawazeit* Zeitschr. f. Socialwiss. NF 7 (1916); Hewitt *A Constitutional League of Peace in the Stone Age: The League of the Iroquois and its Constitution* Ann. Rep. Smithson. Instit. for 1918 (1920); Hocart *On the Meaning of the Fijian Word Turunga* Man 13 (1913); ders. *Notes Fijian Totemism* Anthropos 9 (1914); ders. *Early Fijians* Journ. anthr. inst. 49 (1919); ders. *Fijian Chiefs a recantation* Man 1921 Nr. 50; Hodge *Handbook of American Indians* Bull. Bur. Am. Ethn. 30 (1907); Houghton *The traditional origin and the naming of the Seneca nation* Amer. Anthr. 24 (1922); Kaufmann *Die Auin. Ein Beitrag zur Buschmannforschung* Mitt. aus den dtsch. Schutzgebieten 23 (1910); Mc. Kern *Functional Families of the Patwin* Univ. Calif. Public. Americ. Arch. and Ethnol. 13 (1922); Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Krickeberg *Die Totonaken* Baessler-Archiv 7 (1918—22); Kroeber *Zuñi Kin and Clan* Anthr. Pap. Amer. Mus. Nat. Hist. 18 (1917); Krone *Kaleva und seine Sippe* Journ. Soc. Finno-Ougr. 39 (1913—18); Mac Leod *On the significance of matrilineal chiefship* Amer. Anthr. 25 (1923); ders. *The Origin of State* 1924; ders. *Natchez Political Evolution* Amer. Anthr. 26 (1924); Lenoir *Les Expéditions maritimes* etc. L'Anthrop. 34 (1924); Lowie *Plains Indian Age-Societies: Historical and comparative summary* Anthr. Papers Americ. Mus. Nat. History 11 (1916); Malcolm *The Social-Political Organisation of the E-Ĝap Tribe, Central Cameroon* Anthropos 21 (1926); Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Marquard *Die Benin-Sammlung des Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden* 1913; Mathew *The Origin of the Australian Phratries and Explanations of Some of the Phratry Names* Journ. anthr. inst. 40 (1910); Moritz *Die ältesten Reiseberichte über Dtsch-Südwestafrika* Mitt. aus den dtsch. Schutzgebieten 28 (1915); Müller-Wismar *Yap* 1917; Munzinger *Afrikanische Studien* 1883; Papafio *The Gã Homowa Festival* Journ. Afric. Soc. 19 (1919—20); Parker *The Constitution of the five nations Albany* The Univ. of the State of New York State Museum Bull. 184 (1916); Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1907; Parsons *Laguna Genealogies* Anthr. Papers Am. Mus. Nat. History 19 (1925); Peake *The English Village. The Origin and Decay of its Community* 1922; Pechuël-Lösche *Volkskunde von Loango* 1907; Pokorny *Eskimo-Mongolisches in der vorarischen Bevölkerung des Britischen Inselreiches* Zfcelt.Ph. 1917; Radin *The Clan Organization of the Winnebago* Amer. Anthrop. 12 (1910); Richter *Kultur und Reich der Marotse* Beitrag z. Kultur- und Universalgeschichte 8 (1908); Robley *Moko or the Maori Tattooing* 1896; Roscoe *The Banyankole* 1923; Roth *Study of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians* Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 38 (1924); Max Schmidt *Zur Rechtsgeschichte Afrikas aus altholländischen Berichten* Zfvgl. RW. 30 (1913); Schneider *Die Entstehung von Burg- und Landgemeinden in Italien* Abhandlungen zur mittleren und neuen Geschichte 68 (1924); Seiwert *Die Bagielli, ein Pygmäenstamm des Kameruner Urwaldes* Anthropos 21 (1926); Seligmann *Social Organization of the Lotuko* Sudan Notes and Records 8, 2 (1925); Shirokogoroff *Social Organization of the Manchus, a study of the Manchu clan organization* Journ. Asiat. Society (North China Branch) Extra vol. 3 (1924); Skinner *A Comparative Sketch of the Menomini* Amer. Anthr. 13 (1911); ders. *Political Organization* etc. *of the Plains-Ojibway and Plains-Cree Indians* Anthr. Papers Americ. Mus. Nat. History 11 (1916); Percy Smith *Aryan and Polynesian Points of Contact (The fatherland of the Polynesians)* Journ. Polynes. Soc. 28 (1919); Smith und Dale *The Ila-speaking Peoples of Northern Rhodesia* 1920; Senfft *Ethnographische Bei-*

träge über die Karolinen-Insel Yap Petermanns Mitteilungen 49 (1903); Spencer und Gillen *Across Australia* 1912; Sperber *Die Schreiben Mohammeds an die Stämme Arabiens* Mitt. Seminar Orient. Sprachen 19 (1916); Swanton *Social Condition, Beliefs and Linguistic Relationship of the Tlingit Indians* Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 26 (1908); Thomas *Who were the Manes?* Journ. Afric. Soc. 19 (1919—20); Im Thurn *Among the Indians of Guiana* 1883; Thurnwald *Staat und Wirtschaft im alten Ägypten* Zeitschr. f. Socialwissensch. 4 (1902); Vanoverbergh *Negritos of Northern Luzon* Anthropos 20 (1925); Vedder *Die Bergdama* 1923; Ching dao Wang *Die Staatsidee des Konfuzius und ihre Beziehung zur konstitutionellen Verfassung* Mitt. Seminar Orient. Sprachen 16 (1913); Webster *Secret Societies and Subversive movements* 1924; Wheeler *The tribe and intertribal relations in Australia* 1910; Wirz *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea* II (1925).

Thurnwald

Polledrara s. Vulci.

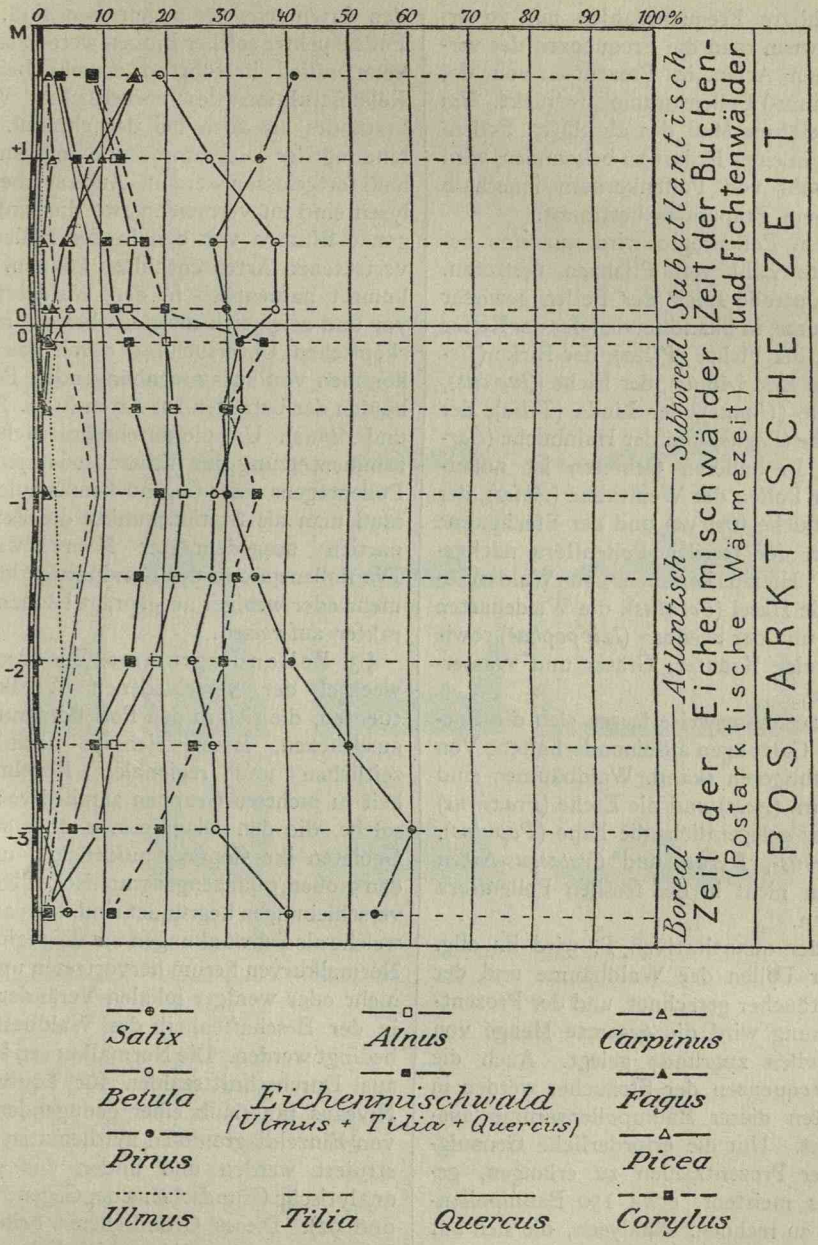
Pollenanalyse (Tf. 91—95).

§ 1. Allgemeines. — § 2. Das Pollenspektrum. — § 3. Pollendiagramme. — § 4. Pollenanalytische Zeitbestimmung. — § 5. Pollenkarten. — § 6. Die Pollenanalyse im Dienste der Archäologie.

§ 1. Die P. ist eine während der letzten 10 Jahre in Schweden erprobte Arbeitsmethode, die immer ausgedehntere Anwendung in der Quartärgeologie gefunden hat. Die Analyse bezweckt, die Zusammensetzung der in einer Erdschicht eingeschlossenen Pollenflora festzustellen. Diese Pollenflora — das Pollenspektrum der betreffenden Schicht — entspricht dem Pollenregen, der im Augenblick der Absetzung auf den Boden hinuntergefallen ist. Der Pollenregen besteht aus den in die Luft aufgewirbelten Blütenstaubmassen gewisser Pflanzen, namentlich denen der Waldbäume, und spiegelt seinerseits innerhalb gewisser Grenzen und mit gewissen Modifikationen die durchschnittliche Zusammensetzung des Pflanzenkleides der Umgebung ab. Deshalb bringt die quantitative P. die Beschaffenheit der vorzeitlichen Vegetation zum Ausdruck, nicht nur in ihrer Artenkombination, sondern auch in den relativen Frequenzen der in der Analyse vertretenen Arten. Für diese Frequenzen kommen vergleichbare Zahlen zustande, und durch Feststellung dieser Zahlen, Schicht für Schicht, innerhalb der pollenführenden Lagerfolgen wird es ermöglicht, die pflanzengeographischen Veränderungen von Gegend zu Gegend und von Zeitstufe zu Zeitstufe zu verfolgen. Zu diesem Zwecke stellt man Pollendiagramme für die Lagerfolgen her, indem man an jedem analysierten Niveau die Frequenzzahlen der verschiedenen Blütenstaubarten als Abszissen abträgt und zu Kurven verbindet. Die Variationen in der Pollenflora, welche sich an den Pollendiagrammen ablesen lassen, sind manchmal von Diagramm zu Diagramm wiederzufinden, und durch Verbindung der Diagramme kann man, unabhängig von der stratigraphischen Ausgestaltung der Lagerfolgen, die gleichzeitigen Niveaus regional feststellen. Die einer gewissen Zeitstufe angehörigen Pollenspektra können zu Pollenkarten zusammengestellt werden, welche die regionalen Verschiedenartigkeiten des Pollenregens, und somit auch die der Vegetation, veranschaulichen. Anderseits bietet die Verbindung der Diagramme eine Möglichkeit, Zeitbestimmungen, die man auf irgendwelchem Wege in einer Lagerfolge gewonnen hat, auf andere, zeitlich unbestimmte Lagerfolgen zu übertragen. Namentlich hierdurch erhält die P. ihre Bedeutung als eine auch in der vorgesch. Forschung verwendbare Arbeitsmethode.

§ 2. Das Pollenspektrum. Um das Pollenspektrum einer Schicht herzustellen, zählt man unter dem Mikroskop die Blütenstaubkörner in einer kleinen Probe der Erdart. An minerogenen Bestandteilen arme Erdarten (Torf, Dy, Gyttja u. dgl.) werden ohne Anreicherung mittels Aufkochen in 10%iger Kalilauge aufgelockert. In Erdarten, die mehr oder weniger überwiegend aus Kalkschlamm oder Mineralkörnern bestehen, muß oft eine Anreicherung des organogenen Materials stattfinden: bei kalkreichen Erdarten, z. B. Seekreide, Wiesenkalk und Kalktuff, durch Auflösung des Kalziumkarbonats in verdünnter Salzsäure, bei Sand, Lehm und Ton durch Entfernung der Quarz- und Silikatkörner mittels Schlämmung oder Auflösung in Flußsäure. Bei derartiger Anreicherung der organogenen Substanz müssen die Proben gewöhnlich wieder durch Zentrifugieren verdichtet werden.

Der absolute Pollengehalt der Erdarten wechselt sehr unregelmäßig. Deswegen sind



Pollenanalyse

Das pollenanalytische Grundschema für Südschweden: Die postarktische Wärmezeit wird von kulminierenden Gehalten an Pollen von den Eichenmischwaldformen, der Erle und der Hasel gekennzeichnet. Pollen von der Fichte, der Rotbuche und der Hainbuche kommt zwar schon während der Wärmezeit dann und wann vor, namentlich in den subborealen Schichten. Erst im Subatlantikum beginnen aber diese Formen eine charakterisierende Rolle zu spielen.

vergleichbare Frequenzzahlen nur zu erhalten, wenn man die Frequenzen der verschiedenen Arten in Prozenten von der (Waldbaum-) Pollensumme ausdrückt. Um ein ungefähres Maß des absoluten Pollengehaltes in einer Erdart zu bekommen, wird die Anzahl von Pollenkörnern innerhalb eines cbcm Präparates bestimmt.

In dem Pollenregen wird nur eine beschränkte Zahl von Pflanzen vertreten. Die Hauptrolle spielt der Pollen gewisser Waldbäume, in Skandinavien der der Kiefer (*Pinus*), der Fichte (*Picea*), der Birke (*Betula*), der Erle (*Alnus*), der Eiche (*Quercus*), der Ulme (*Ulmus*), der Linde (*Tilia*), der Rotbuche (*Fagus*) und der Hainbuche (*Carpinus*). In anderen Gebieten ist außerdem der Pollen der Weißtanne (*Abies*), der Hopfenbuche (*Ostrya*) und der Stechpalme (*Ilex*) in der fossilen Pollenflora nachgewiesen. Hierzu kommen von Waldsträuchern die Hasel (*Corylus*), die Weidenarten (*Salix*) und der Seedorn (*Hippophaë*) sowie auch einige Kräuter, Gräser und Wasserpflanzen.

Nur ausnahmsweise lassen sich die Spezies der Gattungen auseinanderhalten. Von den wichtigeren skand. Waldbäumen sind der Ahorn (*Acer*) und die Esche (*Fraxinus*) nur ganz gelegentlich, die Espe (*Populus*), die *Sorbus-*, *Pyrus-* und *Crataegus*-Arten usw. gar nicht in der fossilen Pollenflora gefunden.

Bei der quantitativen P. wird im allg. nur der Pollen der Waldbäume und der Waldsträucher gerechnet, und der Prozentberechnung wird die gesamte Menge von Baumpollen zugrunde gelegt. Auch die Pollenfrequenzen der Sträucher werden in Prozenten dieser Baumpollensumme ausgedrückt. Um die erforderliche Genauigkeit der Prozentzahlen zu erlangen, genügt es meistens, etwa 150 Baumpollenkörner zu rechnen. Analysen, die sich auf weniger als 100 Pollenkörner begründen, sind unbefriedigend.

Der Blütenstaub der oben genannten Pflanzen wird in den meisten Fällen sehr gut aufbewahrt. Es gibt aber Erdarten, wo besonders der Pollen gewisser Laubbäume mehr oder weniger vollständig zerstört wird. Dies kommt darin zum Ausdruck, daß die Pollenkörner der betreffenden Arten teilweise angefressen sind. Die Pollenspektra solcher Proben werden selbstverständlich irreführend sowohl bei der Rekonstruktion des vorzeitlichen Waldbestandes als auch bei der chronol. Verbindung der Diagramme und müssen deshalb fortgelassen werden. Auch solche Analysen sind zu vermeiden, wo die Erdarten ganze Blumen von den in der Pollenflora vertretenen Arten enthalten können. Dies kommt namentlich in den Waldtorfarten vor und zeigt sich meistens bei der mikroskopischen Untersuchung durch das Vorkommen von zusammenhängenden Pollenhaufen der betreffenden Arten (u. a. *Betula* und *Alnus*). Um die durchschnittliche Zusammensetzung des früheren oder jetzigen Pollenregens einer Gegend kennenzulernen, muß man als Stationspunkte die Zentralpartien ausgedehnterer Moore wählen. Die Pollenspektra der Randpartien können mehr oder weniger ausgeprägt lokalen Charakter aufweisen.

§ 3. Pollendiagramme. Der Frequenzwechsel der verschiedenen Waldkonstituenten, die sich in den Pollendiagrammen ausdrücken, lassen sich je nach ihrer zeitlichen und regionalen Regelmäßigkeit in mehrere Gruppen zergliedern: teils solche, die den Diagrammen über weiten Gebieten ihr Gepräge aufdrücken und in den großen, pflanzengeographischen Regionverschiebungen begründet sind, teils andere, welche als Schwankungen um die regionalen Normalkurven herum hervortreten und von mehr oder weniger lokalen Veränderungen in der Beschaffenheit des Waldbestandes bedingt werden. Die Normalkurven können aus Durchschnittszahlen für äquivalente Niveaus innerhalb einer genügenden Zahl von Einzeldiagrammen mathematisch konstruiert werden und bilden das pollenanalytische Grundschema der Gegend (Tf. 91 und 92). Dieses Grundschema bringt die Hauptzüge der waldgeschichtlichen Entwicklung zum Ausdruck.

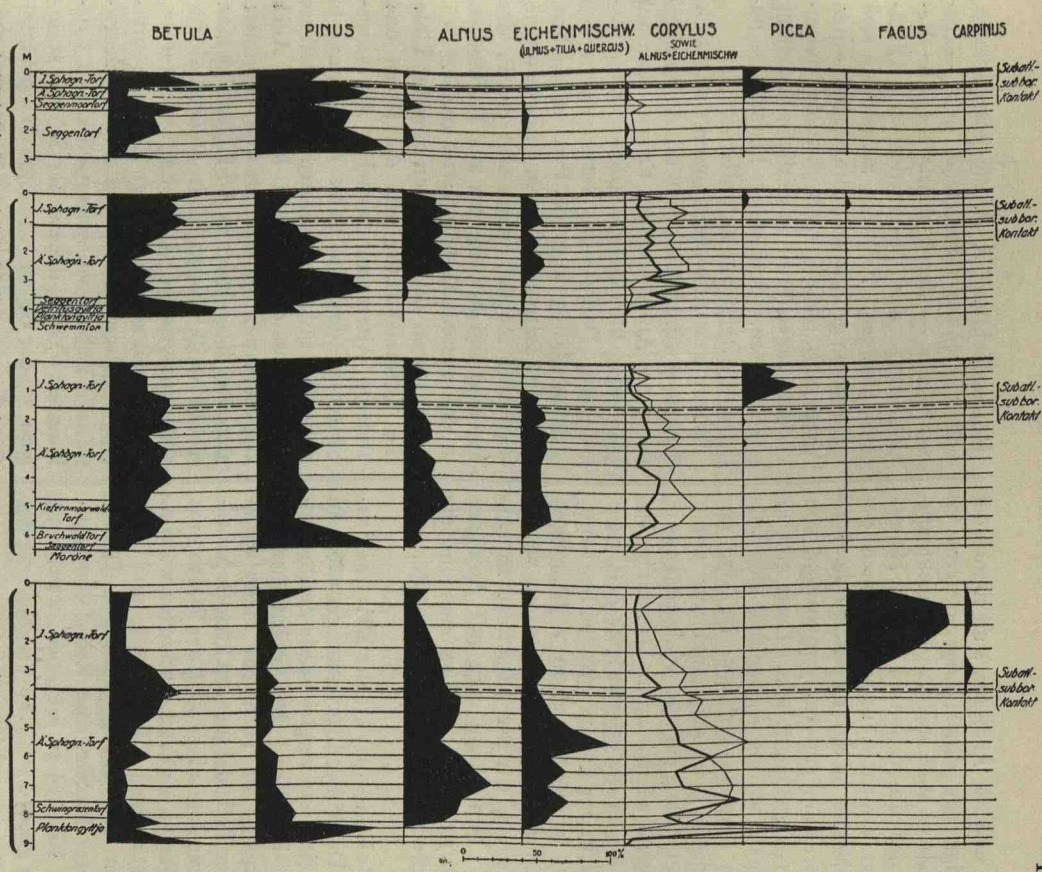
Je nach dem Zweck der zu erledigenden Untersuchung muß die Dichte der analysierten Niveaus innerhalb einer Lagerfolge wechseln. Wenn es gilt, Pollendiagramme in Details zu verbinden (Tf. 93), müssen auch die kleineren Frequenzschwankungen zur Erscheinung gebracht

I. Der nördliche Typus gehört der heutigen Nadelwaldregion Nordschwedens an und wird dadurch gekennzeichnet, daß die Fichte teils im Subboreal, teils in der Jetztzeit Maxima aufweist, welche von einem subatlantischen Minimum unterschieden werden. Diesem entspricht ein markiertes Birkenmaximum. Die weiter nach Süden für die Wärmezeit besonders charakteristischen Pollenarten (Eichenmischwald und Erle) kommen zwar noch regelmäßig vor, aber nur ganz untergeordnet, und die kulminierende Birke gibt den wärmezeitlichen Pollenspektra ihr Gepräge.

II. Der Westküstentypus weicht von dem Grundschema in zwei Hinsichten ab: erstens beginnen die Fichte und die Rotbuche nicht im Subboreal, sondern oberhalb des subboreal-subatlantischen Kontaktes, und die unteren Teile des Subatlantikums schließen stattdessen ein Eichenmaximum (Quercus sessiliflora) ein; zweitens hat die Haselkurve in borealer Zeit ein von den Eichenmischwald- und Erlenfrequenzen unabhängiges Maximum, das das damalige Auftreten reiner Haselbüsche registriert.

III. Der südliche Inlandtypus herrscht innerhalb der inneren und östlichen Teile von Götaland und dem südlichen Svealand. Der Typus unterscheidet sich von dem Grundschema hauptsächlich durch das nur ganz untergeordnete Vorkommen der Rotbuche in den jüngeren Schichten. Diese werden durch ihren Gehalt an Fichten-Pollen gekennzeichnet, und die Fichten-Kurve hat ihr Maximum in dem mittleren Teil der subatlantischen Zeit.

IV. Der Schonentypus weist eine Rotbuchen-Kurve auf, deren Verlauf dem der Fichten-Kurve im Inlandtypus völlig entspricht. Die Kurven des Eichenmischwaldes und der Erle erreichen in den Wärmezeitschichten sehr starke Maxima, die ein boreales, ebenso sehr markiertes Haselmaximum ablösen.



Pollenanalyse

Schwedische Pollendiagrammtypen

Tafel 92

werden, und die Analysen sind manchmal nur einige cm voneinander entfernt zu legen. Gilt es aber, nur den Entwicklungsverlauf der Vegetation in seinen Hauptzügen zu ermitteln und die Zonen des Grundschemas in der Lagerfolge zu identifizieren, kann ein Analysenabstand von 20—50 cm genügend sein. Doch gibt es Lagerfolgen, wo die Anlagerung der Erdarten so langsam verlaufen ist, daß ein vollständiges Pollendiagramm nur durch Proben aus jedem cm oder wenigstens aus je 5 cm erreicht werden kann. Da man in den meisten Fällen die erforderliche Analysendichte nicht im voraus entscheiden kann, ist es zu empfehlen, einen vollständigen Probepfeiler oder Einzelproben aus wenigsten jedem 5. cm der Lagerfolge zu entnehmen. Dann kann man mit Analysen bei z. B. jedem 20. cm beginnen und die Analysenreihe je nach Bedarf weiter verdichten.

§ 4. Pollenanalytische Zeitbestimmung. Die Pollendiagramme gestatten an und für sich nur vergleichende Zeitbestimmungen innerhalb der pollenführenden Lagerfolgen. Mit Hilfe der Hauptvariationen der Pollenfrequenzen können pollenanalytische Zonen innerhalb der Diagramme eines größeren Gebietes geschieden werden. An vollständigen Diagrammen sind aber außerdem an dem gegenseitigen Detailverlauf der Kurven eine Reihe von äquivalenten Niveaus zu erkennen, welche oft eine sehr genaue zeitliche Verknüpfung der Diagramme ermöglichen (Tf. 93).

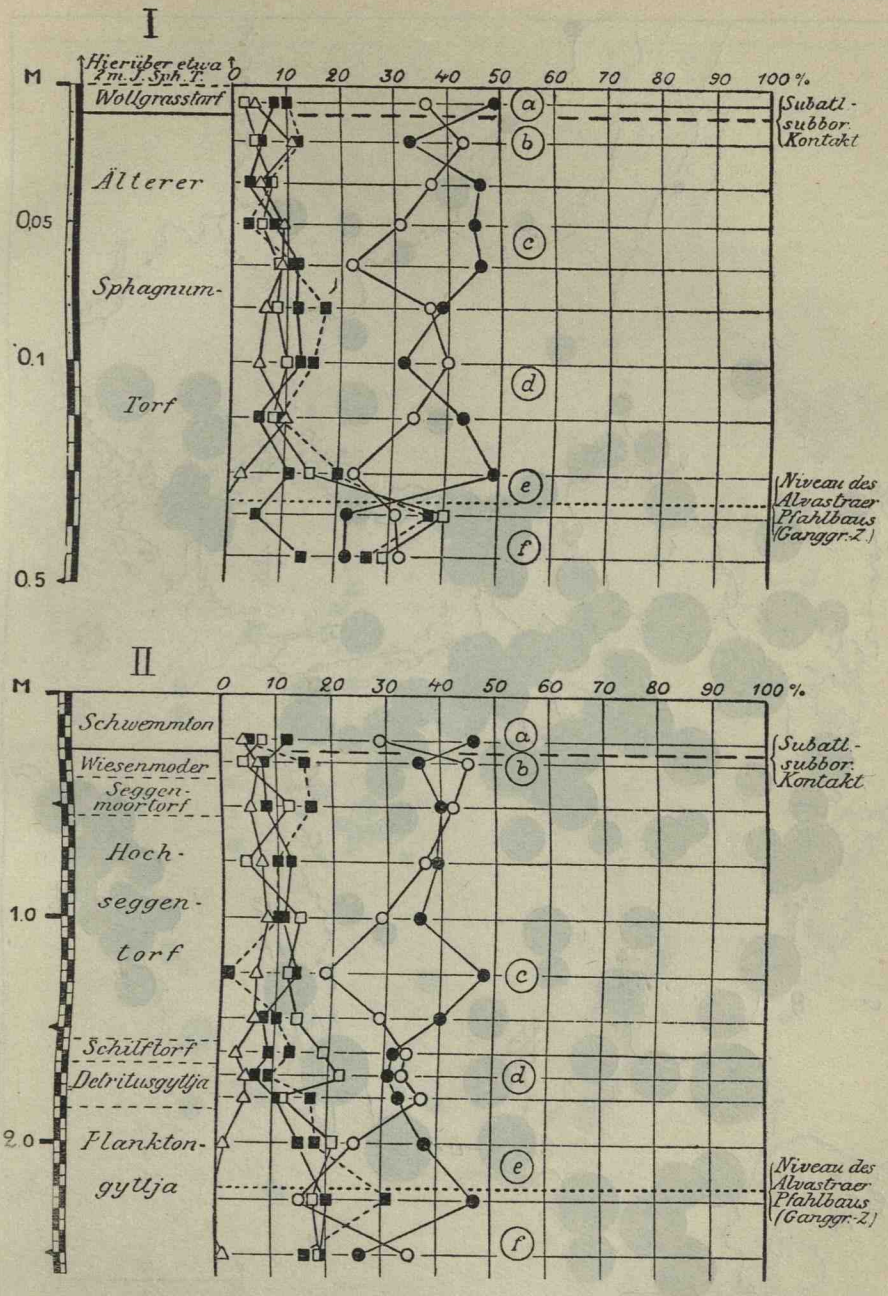
Durch derartige Verbindung einer Mehrzahl von Diagrammen wird ein festes, obschon nur relatives chronol. System zustande gebracht. In einer Gegend, für welche ein solches Diagrammensystem vorliegt, dienen die Pollendiagramme als chronol. Schlüssel der Lagerfolgen, dank welchen die verschiedenen Entwicklungsabläufe sich zeitlich fest zusammenknüpfen lassen. Diese relative Chronologie kann aber durch die Einführung zeitbestimmender Daten in eine absolute verwandelt werden.

Die Anhaltspunkte für die absolute Zeitbestimmung sind verschiedenartig. Erstens können die Lagerfolgen selbst solche Anhaltspunkte bieten, entweder infolge Jahresschichtung, z. B. die postglazialen, pollenführenden Bändertone, oder — gewöhnlicher — durch stratigraphische Registrierung der postarktischen Klimaschwankungen. Zweitens können sie sich mit anderen geol. Erscheinungen bekannten Alters, z. B. mit den spätquartären Niveauveränderungen (s. d.), in zeitliche Beziehung setzen lassen. Schließlich können sie datierbare Altertümer enthalten.

Wenn eine Altersbestimmung mit arch. Schärfe erwünscht ist, muß die Archäologie selbst die Anhaltspunkte liefern. Die auf geol. oder klimageschichtliche Daten begründeten Datierungen vermögen in den meisten Fällen nur die Per. anzugeben, nicht den Zeitpunkt. Diesen zu bestimmen, wird aber möglich, wenn sich die P. das Material von Altertümern aus Torfmooren u. dgl. systematisch zunutze macht.

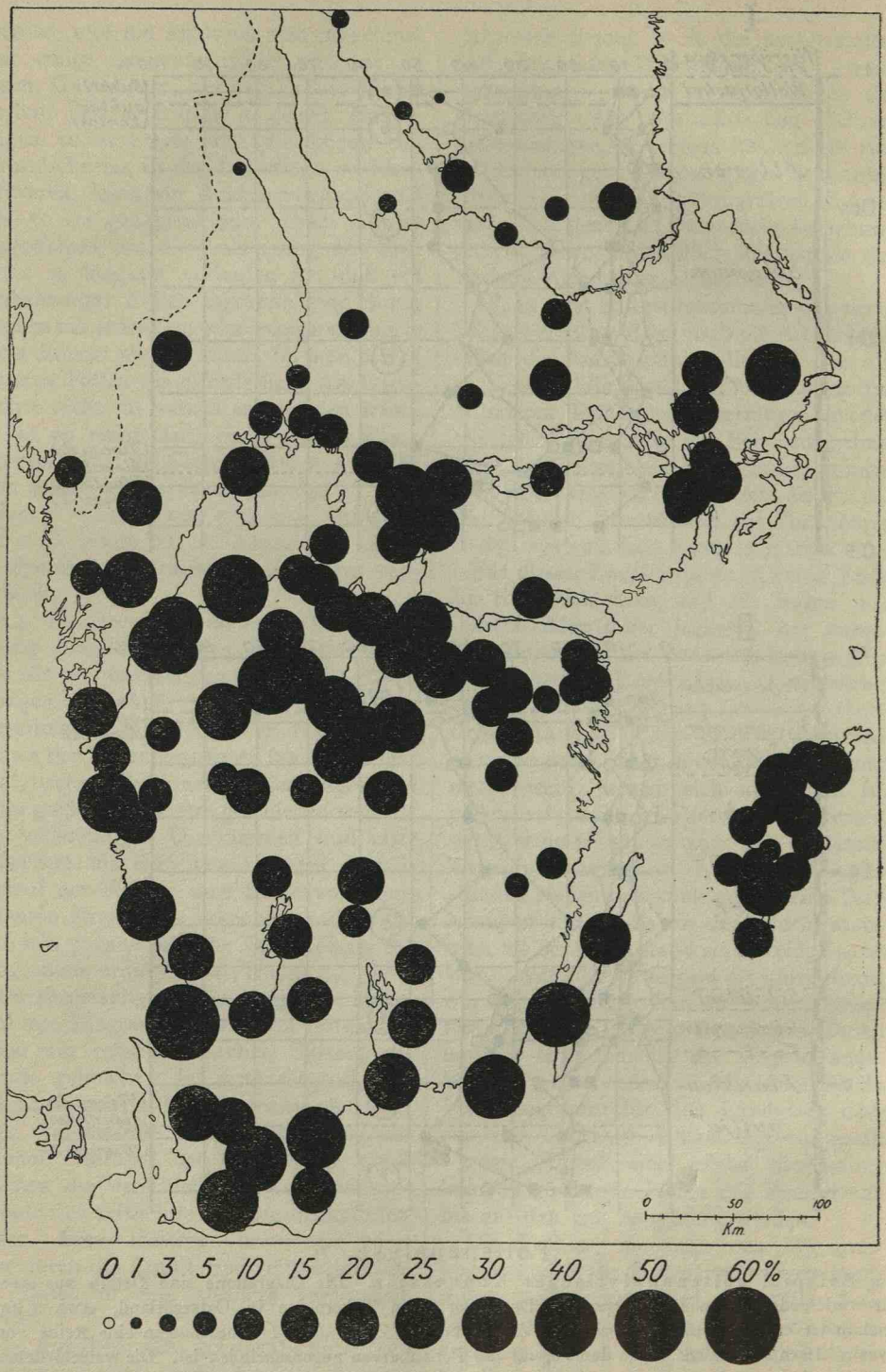
Für diesen Zweck müssen in erster Linie die Kulturschichten und die festen und anderen Altertümer jeglicher Art ausgebeutet werden, die dank Einlagerung in pollenführende Lagerfolgen unmittelbare Zeitbestimmungen geben können. Auch Gegenstände, die aus Mooren stammen, aber von deren Platz in der Lagerfolge man nichts weiß, lassen sich manchmal für pollenanalytische Datierung verwerten, selbst wenn sie schon lange Zeit in Sammlungen gelegen haben. An solchen Gegenständen kleben mehrmals noch kleine Torfklumpen u. dgl., die aus der Schicht stammen, wo der Gegenstand einmal eingebettet war. Solche Erdreste sind oft hinreichend, um ein Pollenspektrum zu geben. Dieses kann sich ohne weiteres als einer der Zonen in dem Grundschema der Gegend angehörig erweisen oder in ein detailliertes Pollendiagramm für den Fundplatz oder aus der nächsten Umgebung eingepaßt werden. Durch eine solche Einpassung kann in günstigen Fällen das Fundniveau bis auf den cm festgestellt werden.

Die Proben, die man den Museumsgegenständen für Pollenanalyse entnimmt, müssen selbstverständlich mit größter Kritik benutzt werden und die erhaltenen Pollenspektra nur in solchen Fällen als befriedigend betrachtet werden, wo Verunreinigungen jeglicher Art (rezente Pollen aus dem Staub oder fremde, angeklebte

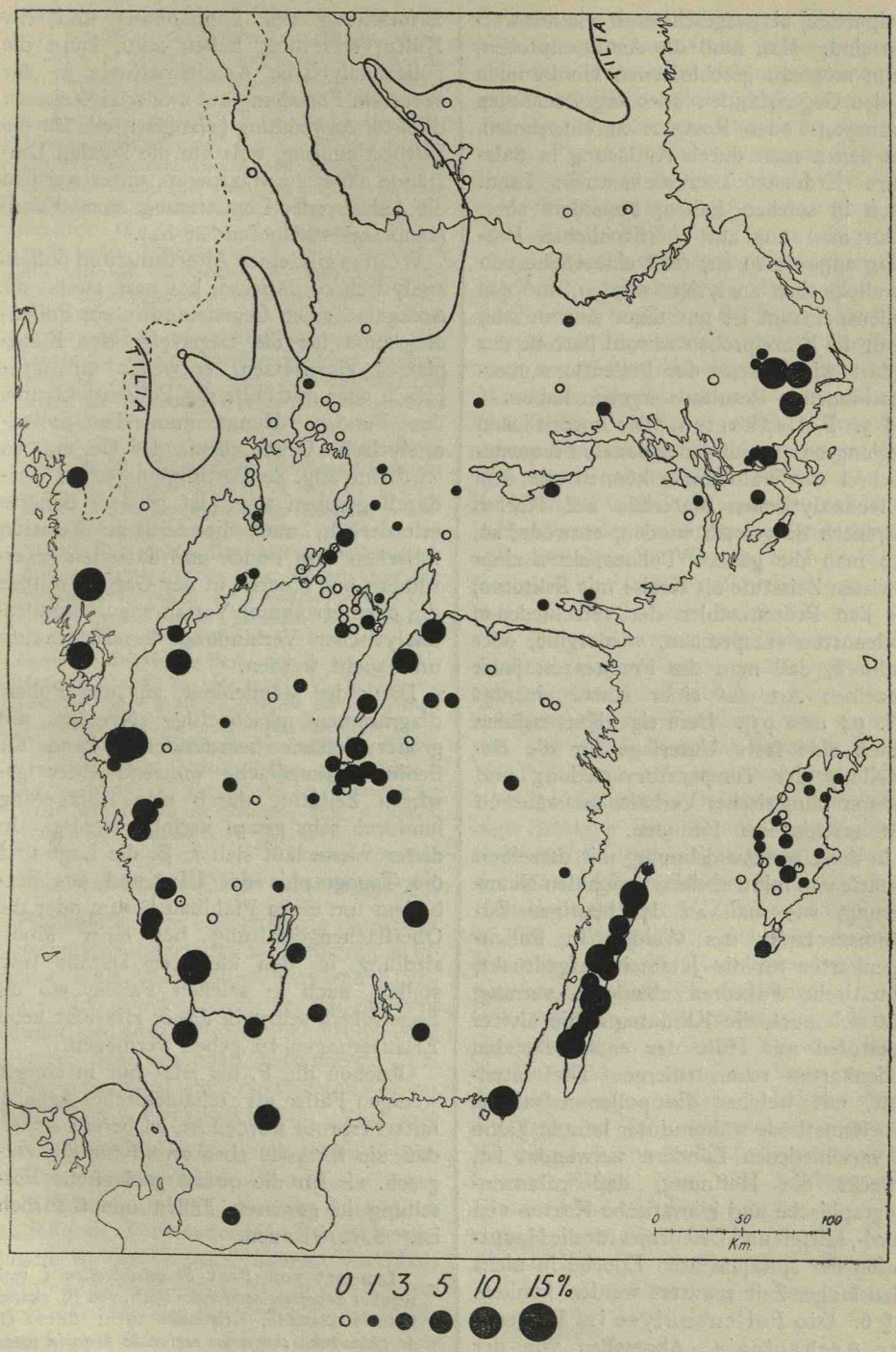


Pollenanalyse

Ein Beispiel pollenanalytischer Konnektion. Die Diagramme sind Details aus zwei sehr verschiedenartigen Lagerfolgen im Dagsmoor beim Täkern-See in Östergötland, etwa 2 km voneinander entfernt, und repräsentieren die subboreale Zeit. (a)—(f) bezeichnen eine Reihe von Niveaus, deren Äquivalenz durch den Verlauf der Pollenkurven augenscheinlich ist. Die verschiedenen Maßstäbe sind zu beachten: dem obersten Dezimeter des älteren Sphagnumtorfes im Diagramm I entspricht einer Schichtenreihe von beinahe $1\frac{1}{2}$ m Mächtigkeit des Diagramm II. (Bezeichnungen siehe Tafel 91; die Kurven für Salix, Fagus und Carpinus sowie die Spezialkurven für die Eichenmischwaldkonstituenten sind zwecks größerer Deutlichkeit ausgelassen.)



Pollenanalytische Frequenzkarte: Der Eichenmischwald (Ulme + Linde + Eiche) in Südschweden in atlantischer Zeit, d. h. bei der wärmezeitlichen Kulmination dieses Waldelementes. Vgl. die Karte über das heutige Auftreten dieser Pollengruppe (Tf. 95).



Pollenanalyse

Pollenanalytische Frequenzkarte: Der Eichenmischwald (Ulme + Linde + Eiche) im heutigen Pollenregen Südschwedens. Die Pollenfrequenzen spiegeln das Vorkommen der Eichenmischwälder gut wieder. Die in die Karte eingetragene Tilia-Grenze markiert das nördlichste Auftreten von vereinzelten Linden. Die Analysen geben auch südlicher meistens keine Lindenpollenkörner. Die Eiche ist noch südlicher aus der Pollenflora verschwunden. Der Pollen der Ulme kommt im größeren Teile des Gebietes nur gelegentlich vor. Vgl. die Karte über die wärmezeitliche Kulmination dieser Pollengruppe (Tf. 94).

Erdpartien) als ausgeschlossen erkannt worden sind. Man muß die Analysenproben, wenn möglich, geschlossenen Hohlräumen in den Gegenständen oder angewachsenen Grünspan- oder Rostpartien entnehmen, aus denen man durch Auflösung in Salzsäure Erdreste herausbekommen kann. Auch in solchen Fällen, besonders aber, wenn man nur auf oberflächlichen Erdbelag angewiesen ist, muß eine Reihe von Parallelproben analysiert werden, und das Pollenspektrum ist nur dann einwandfrei, wenn die Einzelproben sowohl betreffs der Erdart wie betreffs der Pollenflora übereinstimmende Resultate ergeben haben.

§ 5. Pollenkarten. Die vorzeitlichen Regiongrenzen und der regionale Frequenzwechsel der Waldbäume können aus dem pollenanalytischen Materiale auf Karten graphisch dargestellt werden, entweder so, daß man die ganzen Pollenspektra einer gewissen Zeitstufe als Kreise mit Sektoren, die den Prozentzahlen der verschiedenen Pollenarten entsprechen, wiedergibt, oder dadurch, daß man die Frequenzen jeder einzelnen Art auf einer Karte einträgt (Tf. 94 und 95). Derartige Kartenserien bieten eine feste Unterlage für die Beurteilung der Temperaturverteilung und anderer klimatischer Verhältnisse während der verschiedenen Perioden.

In derselben Ausdehnung, mit derselben Schärfe und mit derselben regionalen Nüanzierung, wie man an der heutigen Zusammensetzung des Waldes, in Pollenregenkarten für die Jetztzeit ausgedrückt, klimatische Faktoren abzulesen vermag, läßt sich auch die Klimatographie älterer Zeitstufen mit Hilfe der entsprechenden Pollenkarten rekonstruieren. Die Intensität, mit welcher die pollenanalytische Arbeitsmethode während der letzten Jahre in verschiedenen Ländern verwendet ist, erweckt die Hoffnung, daß pflanzengeographische und klimatische Karten von Nord-, Mittel- und Osteuropa für die Hauptstufen der spätquartären Epoche in nicht allzu langer Zeit erwartet werden können.

§ 6. Die Pollenanalyse im Dienste der Archäologie. Abgesehen von der Bedeutung, die eine detaillierte waldgeographische und klimatographische Kenntnis der vorgesch. Per. für die Erforschung des Landanbaus und der Kulturverbreitung haben muß, kann die pollenanalytische Arbeitsmethode in der vorgesch. Forschung auf zweierlei Weise zu direkter Anwendung gelangen: teils für die Zeitbestimmung, teils um die lokalen Umstände näher zu präzisieren, unter welchen die Anlage oder Deponierung eines Fundkomplexes stattgefunden hat.

Wenn es gilt, einen Altertumsfund pollenanalytisch zu datieren, hat man zuerst die Anlage oder den Gegenstand in ein Pollendiagramm für die Lagerfolge des Fundplatzes einzusetzen, entweder stratigraphisch oder mit Hilfe des Pollenspektrums des Fundes. Kennt man das pollenanalytische Grundschema der Gegend, so wird eine allg. Zeitbestimmung schon hierdurch gegeben sein. Ist größere Schärfe erforderlich, muß die zeitliche Relation zwischen dem Funde und datierten Altertümern aus Mooren in der Gegend mittels des oben erwähnten Verfahrens und pollenanalytischer Verbindung der Diagramme untersucht werden.

Dank der Möglichkeit, aus den Pollendiagrammen gleichzeitige Niveaus mit großer Schärfe herauszulesen, kann die Sedimentationsfläche während einer gewissen Zeitstufe durch eine Ablagerung hindurch sehr genau verfolgt werden. In dieser Weise läßt sich z. B. die Lage und die Topographie der Ufer und des Seebodens um einen Pfahlbau herum oder die Oberflächengestaltung bei einer Moorsiedlung in den kleinsten Details feststellen, auch in solchen Fällen, wo die Lagerfolgen selbst in dieser Hinsicht keine Erläuterungen zu geben vermögen.

Obschon die P. bis jetzt nur in einigen wenigen Fällen als archäologisches Arbeitsmittel erprobt worden ist, ist bereits sicher, daß die Methode ebensowohl für die vorgesch. als für die quartärgeologische Forschung in gewissen Fällen unentbehrlich ist. S. a. Gerum.

Lennart von Post *Skogsträdpollen i sydsvenska torvmosselagerföljder* Forh. ved 16. skand. naturforskermöte, Kristiania 1916; ders. *Ur de sydsvenska skogarnas regionala historia under postarktisk tid* (mit englischem Auszug) Geol. Fören. i Stockholm Förh. 1924; Lennart von Post, Emilie von Walterstorff und Sune Lindqvist *Der bronzezeitl. Mantel vom Gerums-*

berge in Västergötland K. Vitterhets-, Historie- och Antikvitetsakademien i Stockholm, Monographie 15 (1925). In dieser Arbeit wird eine pollenanalytische Altersbestimmung eingehend ausgeführt; Gösta Lundqvist *Utvecklingshistoriska insjöstudier i Sydsverige* Sveriges Geologiska Undersökning, Ser. C, Nr. 330 (1925). Die Pollenanalyse wird hier zur Zeitbestimmung in einer Reihe von stratigraphisch undifferenzierten, diskontinuierlichen Lagerfolgen verwendet; O. Gunnar E. Erdtman *Pollenanalytische Untersuchungen von Torfmooren und marinen Sedimenten in Südwest-Schweden* K. Vetenskapsakademien i Stockholm: Arkiv för botanik Bd. 7 Nr. 10 (1921). Das von G. Lagerheim und L. von Post erprobte Verfahren bei der Pollenanalyse wird hier beschrieben; G. Assarsson und E. Granlund *En metod för pollenanalys av minerogena jordarter* (deutsche Zusammenfassung) Geol. Fören. i Stockholm Förh. 1924; Knud Jessen *Mosundersøgelse i det nordstlige Sjaelland* Danmarks geol. undersøgelse Raekke II Nr. 34 (1920); Peter Stark *Der gegenwärtige Stand der pollenanalytischen Forschung* Zeitschr. f. Botanik 17 (1925). Vollständige Übersicht der pollenanalytischen Literatur 1922—1924; Väinö Auer *Die postglaziale Geschichte des Vanajavesisees* Comm. ex inst. quaest. forest. Finlandiae. Ed. 8 (1924); Karl Rudolph und Franz Firbas *Die Hochmoore des Erzgebirges* Beih. zum Botan. Centralblatt 41 Abt. II H. 1/2 (1925); W. S. Docturowsky *Über die Stratigraphie der russischen Torfmoore* Geol. Fören. i Stockholm Förh. 1925; Peter Stark *Die Moore des badischen Bodenseegebiets* I Ber. d. Naturf. Ges. zu Freiburg i. Br. 24 (1925); H. Gams *Aus der Geschichte der Flora und Fauna am Bodensee* Schr. d. Ver. f. Gesch. des Bodensees H. 53 (1925)

Lennart von Post

Polnische Stufe s. Diluvialgeologie § 7.

Polyandrie. Die Unterhaltung dauernder Beziehungen einer Frau zu mehreren Männern wird als P. bezeichnet. Tatsächlich handelt es sich gewöhnlich darum, daß mehrere Männer, und zwar hauptsächlich Brüder oder Vettern, oder besonders befreundete Personen, gemeinsam eine Frau besitzen. — Ausführlicheres s. Polygamie § 4. Thurnwald

Polychromie. S. a. Kunst A. — Im Gegensatz zu der darstellenden Kunst, aber auch zum Körperschmuck, die von Anfang an auffallende, kontrastierende Farben bevorzugen, ist das Geräte-Ornament von Haus aus monochrom, weil es sich in und an dem Stoff der von ihm verzierten Gegenstände betätigt, d. h. deren Farbe aufweist. Die primär-ornamentale Ritztechnik ist naturgemäß eine monochrome Verzierung. Mehrfarbigkeit setzt die Heranziehung fremder Substanzen durch Auftragen (Bemalung) oder Einlegen voraus und ist somit immer als ein sekundäres Entwicklungsmerkmal zu verstehen; wiederholt zeigt sich denn auch der rein ornamentale Charakter der alteurop. Kunst in der Übersetzung fremder, farbiger Muster in die monochrome Ritztechnik (s. Gravierung A). Auch wenn das Bestreben nach stärkerer Hervorhebung des eingeritzten Musters zu andersfarbigen Einlagen führt (Bichromie), stehen diese zunächst noch im Dienst der Form. Darüber hinaus hat aber schon das Neol. zweifellos den rein farbigen Reiz des weißinkrustierten Musters im Gegensatz zum schwarzpolierten Grund der Tongefäße gesucht. Trotzdem unsere Beurteilung sich nur auf unvergängliche, zumeist anorganische Substanzen stützen kann, läßt sich doch feststellen, daß Hand in Hand mit der zunehmenden Tendenz nach optisch-malerischer Wirkung auch die Mehrfarbigkeit eine immer größere Rolle gespielt hat. In der früheren nord. BZ wird ein ausgiebiger Gebrauch von Bernstein- oder dunklen Harzeinlagen in die glänzende Bronze gemacht. Trotz ihres fremden Ursprungs zeigt die Buntbemalung namentlich der südd. Hallstatt-Keramik in der III. Per. Reinecke einen durchaus bodenständigen Charakter, daneben gewinnen farbige Einlagen (s. d. A) aus Koralle, Bernstein und anderen organischen Stoffen in der späten BZ an Bedeutung. In der kelt. Kunstindustrie der LTZ hat sich diese Entwicklung fortgesetzt: das sehr beliebte, erst als Ersatz für Koralleneinlagen verwendete, rote Email (s. d. A) wird in späten brit. Arbeiten selber mehrfarbig. Höchst bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung des Glasschmuckes, von den seltenen, importierten, blauen Perlen der früheren BZ, den mehrfarbigen der HZ bis zu den in der LTZ allg. verbreiteten bunten Kugel-, Ring- und Maskenperlen, Glasarmbändern, Fingerringen mit Glaseinlagen usw. (Band IV Tf. 136; Píč *Starožitnosti* II 2 Tf. 5—7). S. Einlage A, Malerei A 1, Stoff. F. A. v. Scheltema

Polygamie.

§ 1. Arten und Abgrenzung der P. — § 2. Niedrige gerontokratische Polygynie. — § 3. Sukzessive Polygamie. — § 4. Polyandrie. — § 5. Archaische patriarchalische Polygynie. — § 6. Monogamie.

§ 1. Unter Polygamie, Mehrehe, versteht man die eheliche Verbindung eines Mannes oder einer Frau mit einer Mehrzahl von Partnern des anderen Geschlechts (s. a. Ehe A, Familie A). Besitzt ein Mann mehrere Frauen, so spricht man von Polygynie, Vielweiberei; unterhält eine Frau regelmäßige und dauernde Geschlechtsbeziehung zu mehreren Männern, so nennt man ein solches Verhältnis Polyandrie, Vielmännerei. Monogamie ist die Dauerehe eines Vertreters des einen Geschlechts mit einem solchen des anderen.

Diese Art von Verbindung eines Einzelnen mit einer Mehrheit von Partnern des anderen Geschlechts muß von Verhältnissen unterschieden werden, bei denen eine Mehrheit von Personen des einen Geschlechts einer Mehrheit von solchen des anderen Geschlechts gegenübertritt. Ist die Zahl dieser Personen unbegrenzt, und sind die Beziehungen ungeregelt, so wird ein solches ungeordnetes Geschlechtsleben als Promiskuität (s. d.) bezeichnet. Wird indessen nur eine bestimmt umgrenzte und in der Regel durch Verwandtschaft in herkömmlicher Weise umschriebene und individualisierte Anzahl von Angehörigen des einen Geschlechts mit einer entsprechenden Anzahl des anderen zum Geschlechtsverkehr zugelassen, so liegt Gruppenehe (s. d.) vor. Es kommt vor, daß solche gruppenehelichen Beziehungen nur gelegentlich von Festen oder in außerordentlichen Fällen, dann aber regelmäßig unter denselben bestimmten Personen, zugelassen werden. Dann hat man es mit Nebenehe (s. d.) zu tun. Verlieren solche nebenehelichen Beziehungen ihre verwandtschaftliche oder sonstige Regelung, werden sie auf nur kurze, vorübergehende Zeit eingeschränkt, durch Geld belohnt und moralisch entwertet, so heißt man ein derartiges Verhältnis Prostitution (s. d.).

Eine jede dieser verschiedenen Gestaltungen der Sexualbeziehungen hängt mit bestimmten politischen und sozialen Bedingungen zusammen und wird von je einer bestimmten, der gesamten Geistesverfassung der jeweiligen Kultur entquellenden Ideologie getragen.

Wie liegen diese Dinge nun bei der P.? (vgl. a. Descamps). Wie schon angedeutet, müssen wir zwischen den zwei Erscheinungsformen: der Vielweiberei und Vielmännerei, unterscheiden. Da insbesondere die Polygynie durch verschiedene politische und soziale Voraussetzungen bedingt sein kann, dürfte es angezeigt sein, eine niedrigere gerontokratische (s. Altenherrschaft) von einer patriarchalisch-vaterrechtlich-archaischen (s. Patriarchat A) zu unterscheiden.

§ 2. Die niedrige gerontokratische Polygynie ist eine bei den meisten Naturvölkern vorkommende Erscheinung. Wer es sich leisten kann, nimmt sich noch eine zweite oder dritte Frau, und zwar aus wirtschaftlichen Gründen. Denn die Frau stellt eine Bereicherung der Wirtschaft dar. Der gewöhnliche Mann muß allerdings in der Regel auf diesen Luxus verzichten. So tritt häufig eine tatsächliche, jedoch keineswegs, wie von gewisser Seite behauptet wird, eine prinzipielle Monogamie auf, während die angeseheneren Leute zwei oder drei, selten mehr, Frauen besitzen. So liegen die Verhältnisse z. B. bei den Jägern und Sammlern in Australien, auf den Andamanen-Inseln (Brown S. 70ff., 75, 80), bei den Bergdama-Jägern Südwestafrikas usw. So ist es auch bei Völkern, bei denen die Männer zwar Jäger, die Frauen jedoch bereits zum Grabstockbau übergegangen sind, wie etwa auf Neu-Guinea (Keysser S. 85ff., 90, 92) und dem Bismarck-Archipel (Parkinson S. 61, 66, 267).

Bei den Australiern wirkt sich die gerontokratische Tendenz der dortigen Stämme sowohl in Vorrechten bei der Ernährung als auch in den Beziehungen unter den beiden Geschlechtern aus. Alte und besonders einflußreiche Männer sichern sich in der Regel mehrere Ehegenossen. Die jüngeren Männer bleiben daher häufig noch lange Zeit nach ihrer Reife unbeweibt oder leben mit viel älteren Frauen zusammen, die ihnen von verstorbenen Verwandten vererbt worden sind (s. Levirat), oder die ihnen ältere Gruppengenossen freiwillig überlassen haben (s. hier § 3 „sukzessive Polygamie"). Umgekehrt besitzen die Senioren der Gruppe neben einer alten häufig auch noch eine oder mehrere junge Gattinnen, da es ihnen vermöge ihres Ansehens oder durch die Möglichkeit des

Austausches von Töchtern stets ein leichtes ist, sich weitere und dann meist ganz junge Frauen zu sichern. Ja, mit dieser Vorzugsstellung begnügen sich die Alten nicht, sondern sie üben gleichzeitig die Kontrolle über das gesamte vor- und nebeneheliche Leben der Gemeinschaft aus und verstehen es, dabei ihren Vorteil zu wahren. Nach Howitt (S. 182) werden die *Pirrauru*-Weiber der Dieri vom Rate der Alten den Männern zugeteilt, und dieser sorgt auch für einen gewissen Ausgleich, indem er gelegentlich einen Besitzer von mehreren *Pirraurus* dazu anhält, einige davon abzugeben (s. Nebenehe). Einflußreichere Gruppen-Mitglieder verfügen über mehr Nebenfrauen als andere, und es soll eine große Ehre für einen jüngeren Mann sein, wenn ihm ein angesehener Alter eine seiner *Pirraurus* überläßt (Howitt S. 50). Auch die verschiedenen nebenehelichen Beziehungen bei den *Corroborries* und anderen festlichen Orgien, sowie der Frauentausch zur Abwehr drohender Übel unterstehen ausschließlich der Kontrolle der Alten (Malinowski 1913 S. 106). Bei einigen Stämmen Zentralaustraliens und Queenslands steht den alten Männern eine Art *jus primae noctis* zu, das an den in das Pubertätsalter tretenden Mädchen (s. Mädchenweihe) gelegentlich der Weihefeiern ausgeübt wird (Spencer und Gillen S. 92ff.; Knabenhans S. 68).

Da bei den Bergdama Südwestafrikas die Frauen die wichtigsten wirtschaftlichen Arbeitskräfte darstellen, bedeutet ihr Besitz Reichtum. Das Weib als Sammlerin sorgt nicht nur für sich selbst, sondern gibt dem Manne noch von ihrem Vorrat ab, wofür ihr wieder bestimmte Stücke der Jagdbeute des Mannes zufallen. Das Halten mehrerer Frauen bringt also eher eine wirtschaftliche Erleichterung mit sich als eine Erschwerung. Allerdings fehlt es auch nicht an Eifersüchteleien unter mehreren Frauen, die zu Schlägereien führen können oder dazu, daß die eine der anderen aus Rache den Finger abbeißt. Der Besitz von mehreren Frauen kommt jedoch in der Regel nur für den Sippenältesten in Betracht, der zugleich das Haupt der souveränen politischen Gemeinde darstellt (s. Politische Entwicklung). Wer von diesen Alten zu einigem Wohlstand gekommen ist, begnügt sich nicht mit einem Weibe; drei oder mehr sind beim Sippenhaupt keine Seltenheit; doch bleibt die erste Frau die Hauptfrau. Die Nebenfrauen werden verschieden bezeichnet, je nachdem, ob sie der Sippe des Mannes oder einer anderen entstammen. Der Hausvater muß, dem Brauch entsprechend, der Reihe nach, nicht nach Willkür, abends Einkehr in den verschiedenen Hütten halten. Bei einer säugenden Mutter kehrt der Vater aber nur des Tages ein (Vedder S. 39f., 55). Doch führt die partielle Vielweiberei auch bei den Bergdama dazu, daß viele Männer auf den Besitz von Frauen verzichten müssen, da für den Armen keine Frau übrigbleibt. Insbesondere verhilft der Ziegenbesitz zu Frauen (ebd. S. 179).

Von der eigentlichen Vielweiberei muß prinzipiell die sehr häufige Levirats-Polygamie unterschieden werden, die darin besteht, daß ein Mann die Witwe seines Bruders, Vetters, ja auch seines Vaters usw. (s. Ehe A, Heirat, Levirat) zu sich nimmt. Diese Frau arbeitet in der Pflanzung, und der Mann erfreut sich wirtschaftlicher Vorteile (s. Frau A, Wirtschaft D).

§ 3. Hier und da begegnen wir in stark mutterrechtlich betonten Gesellschaften einer sukzessiven Polygamie, die darin besteht, daß nach einer hergebrachten Weise die jüngeren Personen des einen Geschlechts zunächst mit alten des anderen in Verbindung treten, hierauf mit gleichaltrigen und schließlich, wenn sie alt geworden, mit jungen (s. Ehe A, Heirat). Dabei wird z. B. angegeben, daß es sich vor allem darum handelt, daß die jüngeren durch die älteren des anderen Geschlechts belehrt und erzogen werden sollen.

Eine derartige sukzessive P. ergibt sich schon dort überall, wo der Bestand der Ehebündnisse, namentlich in den mutterrechtlich orientierten Gemeinwesen, oft sehr lose ist und Trennungen an der Tagesordnung sind. So sagt z. B. Russell (S. 183ff.) von den Pima-Indianern, daß sie „früh und oft" heiraten. Die Ehen wurden leicht gelöst, und zwar in der Regel durch die Initiative der Frau (s. a. Ehescheidung).

Die leichte Lösbarkeit der Ehe führt namentlich auch bei den Grönländern zu

einem häufigen Wechsel. Ist der Mann seiner Frau überdrüssig, so braucht er sich nur von ihr zurückzuziehen, ohne ein Wort zu sprechen, wenn er sich schlafen legt. Sie merkt dann sogleich die Absicht, sammelt am nächsten Morgen ihre Kleider und kehrt in ihr Elternhaus zurück. So kommt es, daß Frauen manchmal mit zehn Männern hintereinander verheiratet waren. Hat die Frau ein Kind, und ist dieses gar ein Knabe, so gewinnt das Eheverhältnis dadurch an Bestand. Wenn eine Frau keine Kinder bekommt oder keine Kinder mehr haben mag, so wendet sie nichts gegen eine zweite Frau ein, wenn der Mann mehr als eine Frau ernähren kann. Die erste Frau erscheint jedoch immer als die Vornehmste (Nansen S. 119ff.).

Über die Tupi in Brasilien erfahren wir aus einem Reisebericht des 16. Jh., daß bei ihnen die alten Männer junge Frauen und die jüngeren Männer alte Frauen besaßen. Als Begründung wird für diese Sitte angeführt, daß die Tupi sagen, das ältere Geschlecht habe immer mehr Erfahrung, und so sei es angebracht, daß zur Erziehung eine ältere Person sich mit einer jüngeren zu einer Gemeinschaft zusammenschließe (Quevedo S. 422; vgl. a. Thomas S. 117).

Noch stärker systematisiert erscheint diese sukzessive P. in der Heiratsordnung (s. d.) der Bánaro von Neu-Guinea, bei der zunächst eine Verbindung zwischen einem bestimmten, verwandtschaftlich festgesetzten Sippenalten mit dem zur Weihe gebrachten Mädchen stattfindet (*„jus primarum noctium"*), bis dann ein durch Nebenehe unterbrochenes, eheliches Zusammenleben dieser Frau mit einem angeheirateten, gleichaltrigen Mann stattfindet; während die Jünglinge nach der Weihe zunächst mit alten Frauen in Verbindung treten (s. a. Nebenehe).

Auch andernorts, wie z. B. auf der Insel Nauru, sind die Altersunterschiede so bedeutend, daß ein Jüngling von 18 J. sich mit einer vierzigjährigen und noch älteren Frau verbindet (Hambruch I 253). Senfft (S. 106), der auch von diesem Brauch berichtet, meint, daß der junge Ehemann dabei von der Ansicht ausgehe, daß eine ältere Frau für ihn besser sorge als eine jüngere. Diese Umstände führen natürlich dazu, daß die Ehe bald von männlicher Seite, bald von weiblicher Seite aufgelöst wird, was zu einem sukzessiven Wechsel der Paare führt (Kayser S. 328).

Auch bei einigen älteren Stämmen in Europa wird von einer solchen ungleichaltrigen Heirat berichtet, und zwar bei den alten Preußen, in Litauen, bei den Russen und ferner in Transkaukasien (Hermann S. 382).

§ 4. Der Erscheinung der Vielmännerei der Frauen begegnen wir hauptsächlich in mutterrechtlichen Gebieten. Sicher fehlt ihr das Besitzgefühl des Mannes gegenüber der Frau. Denn von den mehr patriarchalisch eingestellten austral. Aranda und Loritja hören wir durch Strehlow, daß Mangel an Frauen dazu führt, daß die Männer erst dann zur Heirat zugelassen werden, wenn ihnen die ersten grauen Haare sprießen. Der Mangel an Frauen führt also in diesem Fall zum Hinausschieben des Heiratsalters (s. oben § 2). Allerdings fehlt es nicht an illegitimen Beziehungen. In der mutterrechtlichen Gesellschaft (s. Mutterrecht A) bestehen solche Hemmungen nicht: statt das Heiratsalter hinauszuschieben, beteiligen sich mehrere, gewöhnlich Brüder oder Vettern, an dem Besitz einer Frau — eine Sitte, die ja aus gruppenehelichen Beziehungen bekannt ist. Man ersieht jedoch daraus, daß ein zahlenmäßiges Mißverhältnis allein eine Institution nicht bedingen kann, sondern daß es darauf ankommt, auf was für eine Geistesverfassung dieser „soziologische Reiz" einwirkt.

Bei den nordsibir. Gilyaken nehmen die Männer ihre Frauen aus derselben Gruppe, wie es ihre Väter taten. Auf diese Weise sind sie mit ihnen stets verwandt. Aber auch die Brüder des Mannes besitzen Frauen der gleichen Gruppe. Jedoch nicht allein das, sondern es scheinen sehr weitgehende Freiheiten unter den Brüdern und Schwestern gegenseitig zu bestehen, so daß die Frauen und Kinder eines Mannes auch gleichzeitig die seines Bruders sind (Czaplicka S. 44). Hat nun ein Bruder nur eine Tochter und die Schwester mehrere Söhne, so kann nach der Heiratsordnung nicht jeder Mann eine individuelle Frau haben; jedoch alle, die in einem bestimmten Verwandtschaftsverhältnis stehen, be-

sitzen das Recht auf sexuellen Verkehr mit einer bestimmten, durch die Heiratsordnung vorweg festgesetzten Person. Ebenso kann eine Frau während der Abwesenheit ihres Mannes mit einem jeden Mann, der in dem erlaubten potentiellen Sexualverhältnis (*pu*) zu ihr steht, auch sexuellen Verkehr pflegen. Gewöhnlich sind das die Brüder des Gatten oder wenigstens diejenigen *pu*, die in demselben Dorfe leben. Sie machen auch tatsächlich von diesem Vorrecht Gebrauch. Manchmal kommt auch ein Mann von einem entfernten Ort, der hört, daß eine *angy* (potentielle Gattin) in einem bestimmten Dorfe lebt, dorthin und beansprucht sein Recht. Bei einer ungünstigen Verteilung der Geschlechter ergibt sich daraus Polyandrie. Jedoch ist zu beachten, daß diese Rechte immer nur während der Abwesenheit des eigentlichen Ehegatten ausgeübt werden, also nebenehelichen Charakter tragen. Insbesondere bleibt der eigentliche Gatte nicht indifferent, wenn er einen potentiellen Gatten *in flagranti* mit seiner Frau antrifft, obgleich er zu keinerlei Eifersuchtshandlung schreiten wird (Czaplicka S. 99ff.).

Über derartige gemeinsame Beziehungen einer Frau mit den männlichen Familienangehörigen ihres Gatten wird z. B. auch von den Sakai der Halbinsel Malakka berichtet (Skeat und Blagden II 56, 68).

Vor allem sind polyandrische Verhältnisse in verschiedenen ind. Gegenden (vgl. Zfvgl. RW. 8 S. 92, 240; ebd. 10 S. 68 Kohler), insbesondere bei den Todas (Rivers), heimisch, sowie in Tibet (für Sumatra vgl. Collet S. 174ff., für Arabien Wellhausen S. 206 Anm. 3).

Polyandrie herrschte bei den vorkelt. Bewohnern Irlands, bei denen übrigens auch von Männerkindbett (s. d.) berichtet wird. Als das monogamische Verhältnis aufkam, wurde es im Gegensatz zum polyandrischen und bretonischen als „*pried*" (privatus) bezeichnet (Meyer S. 100f.).

§ 5. Die Polygynie der vaterrechtlich-patriarchalischen Völker trägt deshalb andere Züge, weil sie mit einem Herabdrücken der Stellung der Frau verknüpft ist und das wirtschaftliche Moment der Vielweiberei zugleich eine wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau kennzeichnet. Der niedrigen Polygynie fehlt diese fast völlig. Indessen verbessern mutterrechtliche Züge auch hier oft die weibliche Position viel mehr, als es nach den äußerlichen Formen den Anschein hat.

Bei den Wahenga des Nyassa-Landes baut der Mann besondere Häuser für eine jede seiner Frauen. Die Kinder unterscheiden sich im Rang nicht gemäß ihrem Alter, sondern nach dem Alter ihrer Mutter. Der Sohn der ersten Frau muß verlobt werden, bevor für einen anderen der Preis seiner Verlobten bezahlt wird. Der Gatte muß auch zuerst den Garten der Hauptfrau bestellen und darf den anderen Gattinnen kein Geschenk geben, bevor er nicht der Hauptfrau eines von gleichem Wert gebracht hat. Oft heiratet der Mann die jüngere Schwester einer seiner Frauen hinzu. Das lieben die Frauen deshalb, weil die jüngere Schwester dann in ein Abhängigkeitsverhältnis von der älteren gerät. Für eine solche jüngere Schwester braucht auch der Mann nur eine geringere Summe zu zahlen (Sanderson S. 137). Diesem polygamischen Verhältnis liegen zweifellos Auffassungen zugrunde, wie wir sie so häufig in der Anteilnahme der Geschwister an den sexualen Beziehungen finden. Jedoch wird entsprechend dem sonst herrschenden Rangsystem auch unter die Frauen eines Mannes dieser Staffelungsgedanke gebracht, indessen mit einer Betonung des mutterrechtlichen Gesichtspunktes. Letzterer kommt auch darin zum Ausdruck, daß der Mann nicht als unumschränkter Gebieter seiner Frauen auftritt, sondern der Hauptfrau gegenüber besondere Verpflichtungen hat.

Die Ehe der Diakite-Sarrakolesen im frz. Sudan (w. Afrika) ist polygamisch: jeder Mann darf vier legitime Frauen haben. Wenn diese Frauen in Harmonie leben, können sie zusammen wohnen; aber jede von ihnen muß eine eigene Hütte oder ein eigenes Zimmer haben; können sie sich nicht verständigen, so ist der Mann verpflichtet, sie auf ihr Verlangen abzusondern und ihnen nicht nur eigene Hütten zu geben, sondern Hütten, die vollständig, z. B. durch eine Mauer, getrennt sind. Bisweilen können die Wohnungen sogar weit voneinander entfernt sein: in dem einen

wie im anderen Falle gibt es ebensoviele selbständige Haushaltungen als Gattinnen. Eine der Frauen erfreut sich einer bevorzugten Stellung, die jedoch nicht von ihrer Familie oder ihrer Verwandtschaft abhängt, sondern nur von der größeren Zuneigung des Mannes, ihr also den Charakter einer „Favoritin" gibt. Sie kann daher durch eine neue Gattin oder durch irgendeine andere aus ihrer Stellung verdrängt werden. Die Oberfrau hat keine Gewalt über ihre Genossinnen oder deren Kinder; sie erhält nur ihre Wünsche leichter erfüllt und mehr Geschenke als die anderen. Ihre Kinder nehmen eine bevorzugte Stellung ein, aber nur solange der Vater lebt (Nicole bei Steinmetz S. 97f.). — Dieser Fall zeigt die Einwirkung islamitischer Auffassung.

§ 6. Wir müssen zwischen einer tatsächlich geübten, einer „Not-Monogamie", und einer prinzipiellen Monogamie, die von einer moralischen Ideologie getragen wird, unterscheiden. Die erstere ist gerade bei niedrigen Stämmen von Jägern sehr verbreitet und fehlt auch sonst keineswegs. Gerade in diesem Punkt begegnen in der wissenschaftlichen Auswertung nach jedem Extrem zu bizarrer Übertreibung strebende Richtungen: die eine, welche eine ungebundene Promiskuität gelten lassen möchte, und die andere, die ideale Monogamie zu finden vorgibt. Die Wirklichkeit liegt in der Mitte. Das sexuelle Leben der Naturvölker ist viel mehr geordnet (s. Heiratsordnung), als man früher bei uns glauben mochte. Kein ehrlicher Kenner dürfte aber die niedrigen und noch weniger die höheren Naturvölker, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, als Verfechter der prinzipiellen Monogamie zu bezeichnen wagen. Die Monogamie kommt in der Regel bei diesen Völkern so zustande, daß das Verhältnis der Geschlechter das Halten von mehr als einer Frau nicht gestattet. Allerdings ist in Rücksicht zu ziehen, daß die Tendenz zur Monogamie durch verschiedene Faktoren im Laufe der Kulturgestaltungen Hemmungen erfährt. Am bedeutendsten ist die, daß es für ein Zeichen der Geltung, und später der wirtschaftlichen und auch politischen Macht, angesehen wird, wenn einer mehrere oder viele Frauen besitzt. Waren die mehreren Frauen tatsächlich Helferinnen eines Mannes, so werden sie später zu bloßen Geltungs- und Machtsymbolen. Daraus folgte, daß die heiligen Fürsten (s. Häuptling) vielfach das Recht auf alle Frauen ihres Landes beanspruchten, daß weiterhin die politische Oberschicht in dem Geltendmachen ihres Rechtes auf die Frauen der anderen Schichten einen Bestandteil der Betätigung ihrer politischen Macht erblickte. Aus dieser Auffassung entsprang auch die Einstellung der Despotien des alten Orients mit ihren oft Hunderten von Frauen des königlichen Harems. Es ist keine Frage, daß in dieser Gestaltung der Dinge eine starke Verzerrung der biologischen Voraussetzungen lag. Indessen dürfen wir nicht vergessen, daß auch diese biologischen Voraussetzungen für verschiedene Rassen und Völker sicher nicht ganz gleich sind, wie etwa das Beispiel verschiedener Stämme, die Arabien bewohnen, lehrt.

Eine starke Tendenz zur Monogamie ist z. B. bei den Beduinen vorhanden, die im Gegensatz zu den anderen Arabern P. nicht pflegen, und bei denen selbst Konkubinat (s. d.) mit Sklavinnen selten ist. Nimmt ein Mann im Hadramaut dennoch eine zweite Frau, so verläßt die erste sofort das Haus des Gatten und begibt sich zu ihren Eltern. Nur diejenigen Leute, die woanders ihr Glück suchen, nehmen die fremden Sitten an und werden polygamisch. Daher weigern sich die Frauen, ihren Gatten außer Landes zu folgen. Die Folge war, daß die Bewohner von Hadramaut, die nach dem ind. Archipel auswanderten, dort sich mit Malaiinnen und Chinesinnen vermischten (van den Berg S. 96f.).

S. a. Ehe A, Familie A, Frau A, Gruppenehe, Heirat, Heiratsordnung, Konkubinat, Levirat, Mädchenweihe, Männerkindbett, Moral, Mutterrecht A, Nebenehe, Promiskuität, Prostitution, Sororat, Verwandtenheirat.

Van den Berg *Le Hadramaut et les colonies arabes dans l'Archipel Indien* 1886; Brown *The Andaman Islanders* 1922; Collet *Le régime des clans et le matriarchat à Sumatra* Revue de l'Institut de Sociologie 3 (1922—23); Czaplicka *Aborginal Siberia* 1914; Hambruch *Nauru* 1914; Descamps *Les diverses formes du mariage chez les sauvages* Revue de l'Institut de Sociologie 6

(1925—26); Hermann *Beiträge zu den idg. Hochzeitsgebräuchen* IF 17 (1905); Howard *A History of Matrimonial Institutions* 1914; Howitt *The Native Tribes of South-East Australia* 1904; Kayser *Die Eingeborenen von Nauru* Anthropos 12—13 (1917—1918); Keysser *Aus dem Leben der Kai-Leute* in Neuhauss *Deutsch-Neu-Guinea* 1911; Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Malinowski *The Family among the Australian Aborigines* 1913; ders. *The Argonauts of the Western Pacific* 1922; Kuno Meyer *Aus dem Nachlaß Heinrich Zimmers* ZfceltPh. 9 (1920); Nansen *Eskimoleben* 1891; Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1907; Quevedo *Guarani Kinship Terms* Amer. Anthr. 21 (1919); Rivers *The Todas* 1906; Russell *The Pima Indians* 26. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethn. 1908; Sanderson *Some Marriage Customs of the Wahenga, Nyassaland* Journ. Afric. Soc. 22 (1922—23); Mitteil. aus den dtsch. Schutzgebieten 9 (1896) Senfft; Skeat und Blagden *Pagan Races of the Malay Peninsula* 1906; Spencer und Gillen *The Native Tribes of Central-Australia* 1899; Steinmetz *Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien* 1903; Strehlow *Die Aranda- und Loritja-Stämme Zentral-Australiens* 1907—11; Thomas *Kinship Organisations and Group Marriage in Australia* 1906; Thurnwald *Die Gemeinde der Bánaro* 1921; Vedder *Die Bergdama* 1923; Wellhausen *Reste arab. Heidentums* 1897.

Thurnwald

Polyglazialismus s. Diluvialgeologie § 6.

Polygynie s. Polygamie.

Pommern s. Norddeutschland, Nordischer Kreis und die Einzelartikel.

Pommersche Fibel. Fibel in Bronzeblech oder Bronzeguß mit kurzem, breiten Bügel, verbreiterter Fußplatte (kann fehlen), langer Spirale (auch in Guß); auf den beiden Enden der Spirale und an der Verbindungsstelle von Bügel und Platte Schalen, miteinander durch Spiralen oder Stege verbunden. Die seltsame Form (Band III Tf. 107i) geht offenbar auf die Späthallstatt-Fibel mit Fuß- bzw. Bügelzier zurück (ZfEthn. 1913 Abb. 48, 50), gehört aber erst der Mittellatènezeit an. Häufig in Rügen (8 Stück), sonst in Vorpommern, Mecklenburg (12 Stück), Altmark. S. a. Fibel A § 34.

Lemcke-Festschrift 1898 S. 15 H. Schumann; Beltz *VAM* S. 292.

R. Beltz

Pommerscher Hohlwulstring s. Hohlwulstring (Pommerscher).

Pompeji. § 1. P., in der gesch. Überlieferung zuerst im J. 310 v. C. anläßlich der unüberlegten Landung eines röm. Geschwaders genannt und in seinem ausgegrabenen Bilde durchaus hellen, keineswegs mehr vorgesch. Zeiten angehörig, verdient auch im Rahmen dieses Werkes eine Erwähnung. Auf dem Ende eines Lavastromes, unmittelbar oberhalb der Mündung des Flusses der kleineren südcampan. Ebene, des Sarnus, emporgewachsen, war die Stadt der natürliche Hafen jener Ebene, wie denn auch Strabon (247) sie als Hafen für Nuceria und Acerra bezeichnet: letztere Beziehung überraschend, da Acerra die Verbindung zum Meere sehr viel näher und bequemer nach Neapel gehabt hätte. Aber Neapel war Griechenstadt, noch in der RKZ griech. Freistadt. Nur hierin kann der Grund gesucht werden, der die Bewohner Acerras veranlaßte, sich dem Hafen der Stammesgenossen zuzuwenden. Ps.-Skylax (§ 11) schiebt zwischen Campanien und Lukanien, d. h. hier zwischen Sarnus und Silarus, die Samniten als Anwohner der Meeresküste ein, die also zur Zeit jenes Periplus (4. Jh.) zwischen Griechen im N (Kyme-Neapolis; s. Kyme) und Griechen im S (Poseidonia-Paestum) in P. ihren einzigen wirklich brauchbaren Hafen am Tyrrhener Meer hatten, da der Salernitaner Golf in seinem n. Teil wegen der schlechten Verbindungen zum Hinterland kaum ernstlich in Betracht kommen konnte.

§ 2. Im oberen Teil der Sarnus-Ebene, etwa zwei Stunden von P., sind an drei Orten, bei Striano, S. Valentino und Marzano, frühe Gräber ausgehoben, durchaus einheimisch-sabell. Charakters (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 554f.) und mit den vorgriech. und der ältesten griech. Zeit noch gleichzeitigen sabell. Gräbern Kymes (s. d.) zusammengehend, den ältesten Gräbern von Capua (s. d.) und Suessula (s. d.) so gleichartig, daß sie demselben sabell. Stamm angehört haben müssen. Da sich nun in jenen Sarno-Gruppen, die einer etwas jüngeren Zeit anzugehören scheinen als die nordcampan. Nekropolen — vielleicht spätere Besiedlung durch die von N eingerückten Sabeller —, neben viel einheimischer Keramik auch manche griech. Stücke der hellgrundigen, auch für Kyme bezeichnenden Art und Protokorinthisches gefunden hat, spricht alle Wahrscheinlich-

keit dafür, daß Kyme über den Hafenort P. diese Sarno-Orte beliefert hat, auch mit Bronzesachen, Fibeln, Schmuck und anderen Produkten griech. Herstellung und Handels, die sich dort fanden. Und eine wichtige kleine Scherbe verwandter Art aus gutem, feinen Ton, mit rotbrauner, teils linearer, teils flächiger Zeichnung auf hellgelblichem Grund hat Orsi in Füllerde der Stadtmauer von P. am Herkulaner Tor gehoben, jetzt im Museum von Neapel zusammen mit dem Material aus den Sarno-Gräbern (v. Duhn a. a. O. I 556). Bei Tiefgrabungen in P. würde sich gewiß noch mehr ähnliches Beweismaterial für die Existenz einer frühen Siedlung in P. ergeben.

§ 3. War diese Siedlung schon eine sabell. — und nichts spricht dagegen, alles dafür —, dann ist der Kern der Stadt, die noch unregelmäßige Altstadt (v. Duhn *Pompeji*[3] 1918 S. 25—31; v. Gerkan *Griech. Städteanlagen* 1924 S. 119—120 Abb. 15; Ippel *Pompeji* 1925 S. 184), eine Anlage dieser ersten Bewohner. Gern möchten wir über ihre Wohnstätten mehr erfahren, doch müßte die hellenistische Decke vielfach zerstört werden, um zu den nötigen Tiefen hinabzudringen. Wo das bis jetzt versucht ist, wie in dem großräumigen zweiten Peristyl der Casa del Fauno, ist das erwünschte Ergebnis, wenigstens in dieser Richtung, ausgeblieben. Und die ältesten, bis jetzt aufgefundenen Gräber vor dem Herkulaner und dem Stabianer Tor (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 621—624) bringen uns auch nicht über das 4. Jh. hinauf. Sie sind ebenfalls sicher sabell. und sprechen für die Kontinuität gleichstammiger Bevölkerung. Der weiche, gegen Fremdes so ungemein aufnahmefähige osk. Stamm, auf kurzer Strecke eingekeilt zwischen griech. oder doch mehr oder minder hellenisierten Städten, hat selbstverständlich den starken Anregungen, welche ihm Kyme und später das noch nähere Neapel brachten, die Arme weit geöffnet, schon früh griech. Götter bei sich zugelassen, einem oder zweien von ihnen auch auf der Burg, dem sog. dreieckigem Forum, einen dor. Tempel geweiht, dessen bescheidene Reste (v. Duhn und Jacobi *Der griech. Tempel von Pompeji* 1890; Weichardt *Pompeji vor der Zerstörung* 1897 S. 25—34; Koldewey und Puchstein *Die griech. Tempel Unteritaliens und Siziliens* Tf. 5) noch vor uns stehen, ein beredtes Zeichen, mit welcher Bewunderung die Sabeller P. zu den Tempeln der Griechen in Kyme oder Poseidonia im 6. Jh. aufschauen mochten, ähnlich wie im 5. Jh. die ebenfalls völlig ungriech. Egestäer im W Siziliens, als sie ihren schönen, unvollendet gebliebenen Tempel errichteten. Einige unwesentliche Abweichungen von der griech. Norm, wie die größere Erhebung des Tempels über die umgebende Bodenfläche, die Kleinheit der Cella bei größerer Breite der Umgänge u. a., mögen einheimischer Neigung ihren Ursprung verdanken. Nichts berechtigt uns jedoch, aus der Erscheinung dieses Tempels die Existenz einer uns weder durch geschriebene noch durch monumentale Überlieferung irgendwie bezeugten griech. Kolonie zu folgern (so Ippel *Pompeji* S. 54 und 184) und daraus schon für die alte Zeit ein ganzes griech. Stadtviertel zu erschließen (Ippel a. a. O. S. 57).

§ 4. Auch die für einen großen Teil des 5. Jh. nunmehr wohl feststehende Anwesenheit der Etrusker (s. d. A) in einem Teil des n. campan. Binnenlandes gibt nicht das leiseste Recht, mit Patroni und Sogliano, sie auch nur für kurze Zeit als Herren der Südebene und damit von P. anzusehen und dadurch (so Ippel a. a. O. S. 86) das dortige Auftreten des ital. Atrium-Hauses in jener für beträchtliche Teile des w. Mittelitalien typisch gewordenen Verbindung mit dem griech. Peristyl-Hause zu erklären. Denn so gut wie die Umbrosabeller und andere ital. Stämme von den Etruskern z. B. das Alphabet übernommen haben (s. Altitalische Alphabete), auch ohne ihnen unterworfen zu sein, könnten sie ja auch das Atrium-Haus sich zu eigen gemacht haben, falls dasselbe wirklich etrusk. Erfindung sein sollte. Da sich sonst nichts Etrusk. in P. finden will — denn die eine alte Säule (zuletzt abg. bei Ippel a. a. O. S. 87 Abb. 79; vgl. v. Duhn *Pompeji*[3] S. 33) durchaus für etrusk. zu erklären, fehlt jeder zureichende Grund —, muß Ippel (a. a. O. S. 186) zu der Behauptung seine Zuflucht nehmen, was die „verhaßten" Etrusker gebaut hätten, hätten die Osker nach 420 gründlich zerstört.

P. wird sonach gewiß noch einmal seinen Platz in der Frühgeschichte Italiens einnehmen; einen solchen näher zu bestimmen, reicht unser Wissen bis jetzt nicht aus.

v. Duhn

Pont de Molins (Spanien). Ortschaft bei Figueras (Prov. Gerona), wo im J. 1868 ein Depot von Münzen zusammen mit Fragmenten von Silberbarren gefunden wurde. Man hat vermutet (Botet), daß diese Silberbarren, welche dieselbe Silberlegierung wie die Münzen aufweisen, ebenfalls als Geld von den Einheimischen benutzt wurden. Die Münzen sind alle fremdländischen Ursprungs, wenn auch einige vielleicht in den griech. Kolonien Spaniens geprägt sein könnten. Viele sind unbestimmbar, die anderen aber weisen folgende Gruppen auf: 1. eine Drachme aus Kyme mit der Legende (von rechts nach links) ΝΩΙΑΜΥΧ; 2. Fragmente von athen. Tetradrachmen mit der Legende ΑΘΕ; 3. ein Fragment eines Staters aus Metapont, aus dessen I. Per.; 4. Münzen, deren genauer Ursprung schwer zu bestimmen ist, welche aber alle als griech. anzusehen sind. Von dieser Gruppe darf man zuerst einige, welche wohl die ältesten sind, mit einem archaischen Kopf auf der Vorderseite und undeutlichen Zeichen auf der Rückseite, hervorheben; dann eine Untergruppe mit verschiedenen Symbolen auch in archaischem Stil auf der Vorderseite und Stempeln mit Ornamenten oder Symbolen auf dem Grunde des Stempels auf der Rückseite; eine andere Untergruppe mit Reliefs auf beiden Seiten, aber anepigraphisch; und endlich ähnliche Münzen wie in der vorigen Untergruppe, aber mit dem ersten Buchstaben des Prägungsortes: Ε, ΕΜ und ΕΜΠ, teilweise von rechts nach links.

Die Münzen der 4. Gruppe gehören nicht alle in dieselbe Zeit. Die ältesten sind diejenigen der 1. und 2. Untergruppe, die mit solchen aus Schatzfunden der südfrz. Küste (Saint-Rémy, Cavaillon, Le Baou-Roux [s. Baou-Roux], Auriol), Volterra (s. d.) und Velia übereinstimmen und in die letzte Hälfte des 6. oder in die erste des 5. Jh. zu datieren sind; nach Lenormant wären sie in Ionien geprägt, andere denken an Marseille (s. d.) oder Emporion (s. d.) als Prägungsort. Die anderen Untergruppen gehören in die letzte Hälfte des 5., in das 4. und sogar in das 3. Jh.; auch wenn sie meistens keine Beischrift haben, sind sie leicht durch ihre Bilder zu bestimmen und stammen aus Süditalien, Marseille oder Emporion.

Botet und Sisó *Les monedes catalanes* I (1908) S. 35 ff.; Memorial numismático español 1866—1880 S. 16 Pujol und Camps; ders. *Estudio de las monedas de Empurias y Rhode* in Delgado *Nuevo método de clasificación de las medallas autónomas de España* Sevilla 1876; Memorial numismático español 1866—80 Zobel de Zangróniz.

J. de C. Serra-Ràfols

Ponte-à-Lesse-Stufe s. Belgien A.

Popovka s. Südrußland D.

Populonia (Italien; Tf. 96). § 1. Auf einem nw. ins Meer vorspringenden Ausläufer des Monte Massoncello gelegene Etruskerstadt, emporgekommen durch die günstige Nähe Elbas (s. Toskanische Inseln), dessen Eisenschätze nach Erschöpfung der zur Kohlengewinnung notwendigen Waldbestände der Insel aufs benachbarte Festland gebracht wurden, um dort in der geräumigen, heute noch mit großen Schlackenmassen bedeckten Ebene n. der Höhe P. verhüttet und von der gegen die Scirocco-Stürme gut geschützten Baratti-Bucht verfrachtet zu werden. Richtig, allerdings nur für seine späte Zeit, bemerkt Strabon (223), daß P. eine Ausnahme darstelle gegenüber allen anderen Etrusker-Städten, von denen keine unmittelbar am Meere läge, weil es keine Hafenbildungen gäbe. Sie ist eben, um dem dringenden Bedürfnis zu genügen, auf der gut zu verteidigenden Höhe später angelegt als andere Städte der Etrusker, oder richtiger schon der voretrusk. verbrennenden „Italiker", daher auch nicht eingerechnet in die Zahl der alten etrusk. Zwölfstädte.

Die Vorgängerin von P. war das auf ungemein fester Höhe unfern gelegene Vetulonia (s. d.), dessen durch einen früh verlandeten Lagunen-See gebildeter Hafen später, als die Größe der Schiffe zunahm und das Wasser zu seicht wurde, seine Bedeutung verlor und damit Vetulonia mit herabriß (Minto *Populonia* 1922 S. 3—9; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 282—284, 289, auch über ihr Verhältnis zu Volterra [s. d.]).

§ 2. Sporadische Einzelfunde, aber bis jetzt ohne nachweisbare Wohnstätten oder Gräber, zeigen, daß schon Urbewohner

hier siedelten, freilich nicht auf der späteren Stadthöhe (Bull. Paletn. Ital. 39 [1913] S. 85—91 Minto). Auf derselben haben sich auch keine Zeichen ansässiger verbrennender „Italiker" gefunden, während lose Gruppen derselben auf den ö. Höhen, besonders s. und n. der Baratti-Bucht, namentlich auf oder am Poggio delle Granate gewohnt haben müssen, nach Maßgabe ihrer sich langsam mehrenden Pozzo-Gräber (Bull. Paletn. Ital. 42 S.105ff. Pigorini; Minto *Populonia* S. 17—21, 92—94; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 285—287; Notizie 1923 S. 137—138), welche hier, wo die Etrusker erst später zuzogen, und längere Zeit, wie der Inhalt ihrer älteren Fossa-Gräber, demjenigen der Pozzo-Gräber aufs engste verwandt, beweist, bis in das 6. Jh. hinab, festgehalten wurden.

§ 3. Während die älteren Etrusker-Gräber noch ärmlich sind und durch ihre Lage nicht auf frühe Konzentrierung auf die spätere Stadthöhe Schlüsse erlauben, wird das vom 6. Jh. ab anders. Funde ostgriech. Münzen bis tief ins Hinterland hinein (Milani *Museo topografico dell' Etruria* 1898 S.44) und Beginn auch etrusk. Prägung mit starker Rücksichtnahme auf phokäische und massaliot. Währung (Neue Heidelb. Jahrb. 2 [1892] S. 61, 83 v. Duhn) sprechen für das rasche Aufblühen der Handelsbeziehungen besonders zum griech. Kleinasien, dem dann, wie die Vasenfunde und andere Kunstwerke beweisen, auch solche, wenn auch wohl indirekt, mit Athen folgen. Daraus erklärt sich dann, wie um jene Zeit die etrusk. Herren beginnen, stärker in den Vordergrund zu treten. Ihre stattlichen, besonders der Etruria maritima eigenen, mit Steinkreisen umgebenen Rundgräber (s. Steinkreisgrab) fangen an, auch hier sich zu zeigen. Nur noch eines derselben (Notizie 1923 S. 134) birgt ein einfaches, mit Steinplatten in alter Weise umstelltes Fossa-Grab (s. d.); in den anderen sind bereits geräumigere, dem Hausgedanken mehr oder weniger angepaßte Kammern mit Dromos und häufig fein ausgeführten Ruhebetten eingebaut, groß genug, um reichen Herren und Frauen würdige Unterkunft und wertvollen Beigaben bequemen und sicheren Raum zu gewähren. Zahlreiche Grundrisse und Ansichten der Gräber sowie der Fundstücke bei Minto *Populonia* und Notizie 1923 S. 127—160 Tf. 1 und 2; ebd. 1924 S. 13—29.

§ 4. Im 4. Jh. scheint, wenigstens nach dem bis jetzt festgestellten Gräberbefund, ein ziemlich jäher Rückgang einzusetzen, wohl im Zusammenhang mit dem Rückgang der etrusk. Seemacht. Man möchte glauben, daß die von Strabon bezeugte Verhüttung des Elba-Eisens schon damals weiter südwärts erfolgt sei, bei Dikaiarcheia-Pozzuoli — wie heute wieder —, unter Mitwirkung der sizil. Seemacht, deren Auswirkungen auf Elba uns literarisch bezeugt werden. Zu Strabons Zeit war kaum mehr Leben dort. Im Mittelalter trat Piombino an die Stelle.

Minto *Populonia. La necropoli arcaica* Florenz 1922 (Hier auch gute Karten, Pläne und Aufnahmen sowie Ansichten aller Art); v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 282—287; Notizie 1923 und 1924 a.a.O.; CIE II (1923) S.105—107 Danielsson.

v. Duhn

Portel (Le)-Höhle (Frankreich). Bei Baulau (Dép. Ariège). Die schwer zugängliche Grotte wurde im J. 1908 von R. Jeannel und L. Jammes entdeckt; 1909 fand H. Breuil ebenda neue Teile mit Wandmalereien. Letztere setzen sich aus vielfach sehr guten Darstellungen des Rentiers, Wildpferds, Bison usw. zusammen, ferner aus „tektiformen" Zeichen, aus einer menschlichen Figur, die rings um einen Penis-ähnlichen Stalaktitzapfen gezeichnet ist, u. a. m. Auffallend ist die stilistische Übereinstimmung verschiedener Malereien mit solchen Ost-Spaniens (s. Kunst A II).

Vorläufige Notiz von H. Breuil, L. Jammes und R. Jeannel in CR Académie des Sciences, 1. Juni 1908.

H. Obermaier

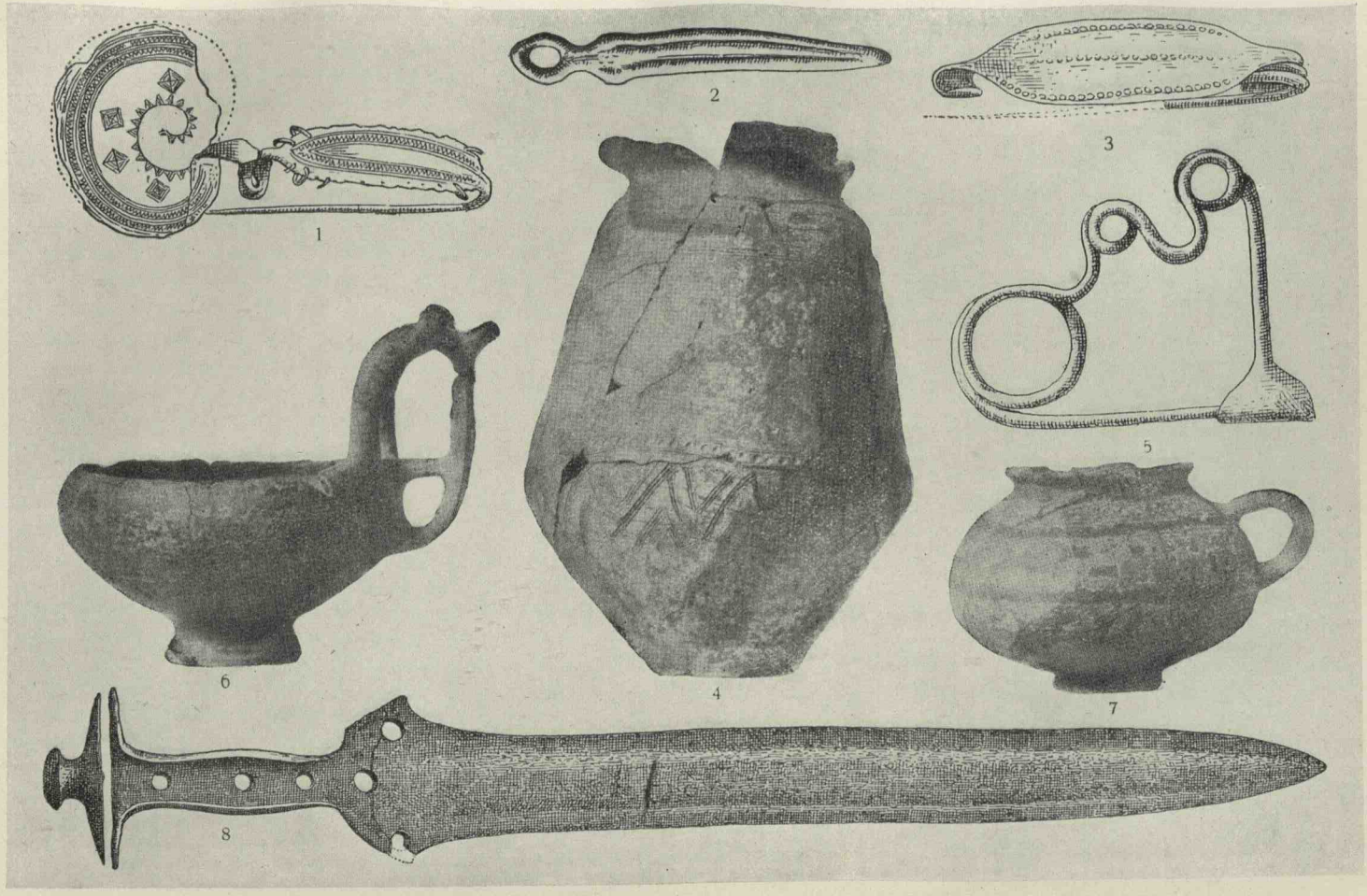
Portugal s. Pyrenäenhalbinsel.

Porzellan (Vorderasien). P. war in Mesopotamien unbekannt, aber man verarbeitete eine porzellanartige Paste zu Gefäßen und ähnlichen Gegenständen (MDOG 26 S. 32, 41; ebd. 28 S. 37; ebd. 36 S. 14, 22, 33; ebd. 38 S.13; ebd. 40 S.23, 37; ebd. 42 S.10, 31f.). S. a. Fayence D, Kunstgewerbe D § 11.

B. Meissner

Posamenterie-Fibel s. Fibel A § 17.

Posener Becher. Als „Posener Becher" bezeichnet man becher- oder pokalförmige Tongefäße der „Lausitzer" Kultur der spä-



Populonia

Funde von Populonia. 1—7 ca. $^1/_6$, 8 ca. $^1/_2$ n. Gr. Nach Bull. Paletn. Ital. 42 (1916/17).

ten BZ, die einen oft ziemlich hohen, hohlen Fuß besitzen (Tf. 81 o). Gewöhnlich ist bei diesen Gefäßen der Fuß von außen ausgehöhlt, und der Gefäßboden befindet sich an der Ansatzstelle des Fußes; daneben kommen aber Becher vor, bei denen die Fußhöhlung in das Gefäß hineinbezogen ist und daher der Boden völlig oder fast völlig mit der Stehfläche des Gefäßes zusammenfällt. Der Fuß ist meist konisch gebildet und nach oben zu mehr oder weniger verjüngt, doch sind — vor allem in Posen — auch Becher mit zylindrischem Fuß recht häufig. Der auf den Hohlfuß aufgesetzte Gefäßkörper ist fast durchweg annähernd scharf doppelkonisch, seltener mehr abgerundet, gebildet, wobei der Unterteil meist etwas kürzer und gewöhnlich stärker verjüngt ist. Der Oberteil hat bisweilen eine nach der Mitte zu etwas eingezogene Wandung und trägt oberhalb des Umbruchs eine Verzierung. Am häufigsten werden 1—4 horizontale Linien, die auf oder über dem Umbruch ab und zu von Punkten oder kurzen Schrägstrichen begleitet sind, als Ornament verwendet. Seltener kommt ein Band von alternierend schräg gestrichelten Dreiecken (in Nordposen), Horizontallinien mit konzentrischen, nach unten offenen Halbkreisen darüber (Gielsdorf, Kr. Ober-Barnim) bzw. noch anderen Mustern vor. Auch der Fuß ist gewöhnlich verziert, und zwar mit horizontalen Kehlstreifen bzw. Liniengruppen.

Die P. B. finden sich außer im n. Posen (in den Kreisen Birnbaum, Samter, Obornik, Wongrowitz, Schubin, Czarnikau und Kolmar) recht häufig im ö. und s. Brandenburg, und zwar besonders in der Neumark und der Niederlausitz, westwärts reichen sie bis nach Thüringen, wo in Schweinert bei Klein-Rössen ein typisches Gefäß dieser Art gefunden wurde. Von den Fußbechern sind die Fußschalen wohl zu unterscheiden, die auf demselben Gebiet vorkommen, aber einen flachen, etwa halbkugel- bzw. kalottenförmigen Oberteil mit bisweilen nach außen umgebogenem, breiten Rand besitzen (Band VII Tf. 196 g).

Was die Zeitstellung dieser Gefäßform betrifft, so scheint sie fast ausschließlich der IV. Per. der BZ (Mont.) anzugehören. Sie ist aus den doppelkonischen Gefäßen durch Hinzufügung eines Fußes entstanden.

Mannus 4 S. 79 Tf. 9, 17 Blume; ebd. 5 S. 258—260 Tf. 18, 6—7. 13 Busse.

Kostrzewski

Positive Muster s. Negative Muster.

Postglazialzeit s. Diluvialchronologie § 5, Diluvialgeologie § 6, Klima-Optimum.

Pottschach (Niederösterreich). Etwa 500 Schritte ö. vom Orte P. wurde beim Bau der Südbahn ein Brandgräberfeld aufgedeckt, das an charakteristischen Bronzen geflammte Messer, Rasiermesser, Knopfnadeln, Ringe mit umgerollten Enden und aus Eisen einen kantigen Ring enthielt. Es gehört in die älteste HZ.

Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen 12 (1854) S. 143 A. v. Frank; M. Hoernes *Prähistorische Miscellen* Wiener Präh. Z. 1917 S. 44—46.

G. Kyrle

Pozzo-Grab. Zu Anfang der 70er Jahre des vorigen Jh. bei Chiusi (s. d.) aufgekommene Ausgräberbezeichnung für Schachtgräber der verbrennenden „Italiker", die sich dann nach Corneto (s. d.), Vetulonia (s. d.), Latium und sonst verbreitete, auch *a pozzetto*; mit *a buco* oder *a buca* häufig gleichwertig gebraucht, wenn auch z. B. in Corneto die beiden letzteren Benennungen oft kleineren und flacheren Aufnahmevertiefungen für die Aschenurnen gelten. Es sind runde oder viereckige Schächte, in welche die Brandurnen versenkt wurden, sei es unmittelbar, sei es in sie nochmals schützenden Behältern aus Ton („Dolien"; s. Doliengrab) oder Stein (*Custodie di tufo* o. ä.). Für Übergangsformen vom P.-G. zum Fossa-Grab s. Fossagrab.

v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Reg.

v. Duhn

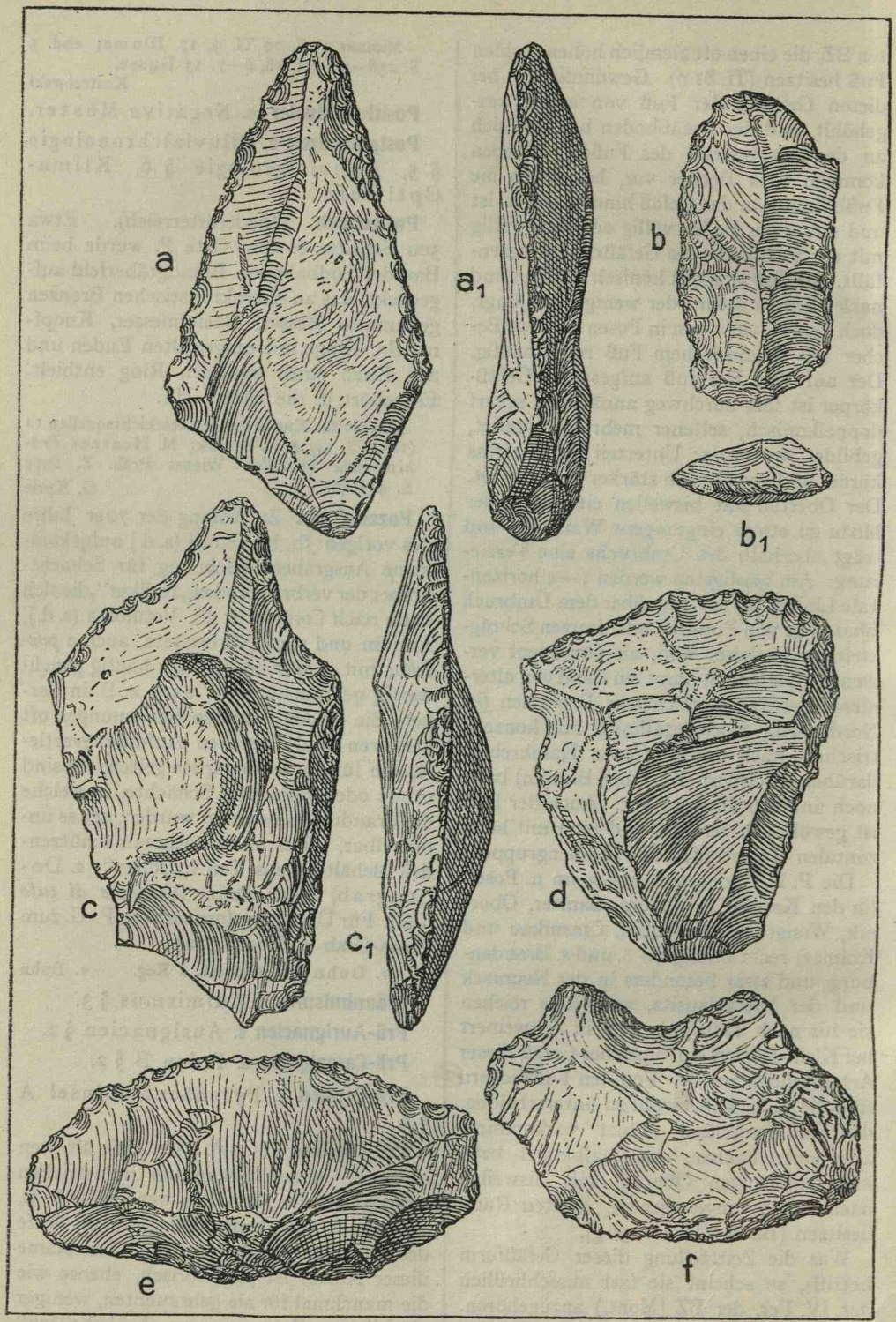
Präanimismus s. Animismus § 3.

Prä-Aurignacien s. Aurignacien § 2.

Prä-Campignien s. Polen B § 2.

Prä-Capsien s. Pyrenäenhalbinsel A § 3.

Prä-Chelléen (Tf. 97). § 1. Die ältesten sicheren, derzeit bekannten industriellen Erzeugnisse des Menschen werden als P.-C. bezeichnet, das demgemäß die erste Stufe des Alt-Paläol. (s. d.) darstellt. Der Name dieser Kultur ist provisorisch, ebenso wie die manchmal für sie gebrauchten, weniger glücklichen Benennungen „Frühchelléen" oder „Early Chellean", die zu Verwechs-



Prächelléen

Gerätformen: a. Rohe Spitze. — b. Dicke Klinge. — c. Spitzbohrer. — d. Roher Kratzer. — e. Roher Schaber. — f. Abschlag mit Hohlkerbe („Hohlschaber"). — $^2/_3$ n. Gr.

lungen mit den Frühphasen des eigentlichen Chelléen Anlaß zu geben vermögen.

§ 2. In der Tat ist das P. einstweilen mit wünschenswerter Klarheit erst in Nordwest-Frankreich nachgewiesen, wo es von V. Commont, teils isoliert, teils in Kontakt mit dem älteren Chelléen, in den Flußschottern der zweiten und, noch reicher, in jenen der dritten Somme-Terrasse entdeckt wurde. Sein erstes genaues typol. Studium geht auf H. Obermaier (1908) zurück; seitdem ist der genannte frz. Forscher desgleichen wiederholt darauf zurückgekommen.

Die besten Prä-Chelléen-Serien stammen aus Saint-Acheul (s. d.) bei Amiens (Rue de Cagny u. a.), wo vielfach auch das Chelléen und Acheuléen in deutlich voneinander getrennten Niveaus zutage treten, wennschon ohne Begleitfauna. Dafür lieferten die desgleichen prächelléenzeitlichen, bei Abbeville, an der Somme-Mündung, erschlossenen Fundstraten eine um so reichere Tierwelt, nämlich *Elephas antiquus*, *E. trogontherii*, *Hippopotamus major*, *Rhinoceros etruscus*, *R. Merckii*, *Machairodus*, *Cervus*, *Equus* (von archaischer Form) usw. Dieses Faunenbild charakterisiert, im Gegensatz zu jenem des Chelléen, eine augenscheinlich ältere Interglazial-Periode, und zwar m. E. die zweite Zwischeneiszeit (s. Diluvialchronologie § 3 und Saint-Acheul).

§ 3. Die Steinindustrie unserer Stufe umfaßt eine Reihe von Silexbruchstücken und Absplissen, die sich ihrer ganzen Gestalt nach deutlich von bloß an den Kanten abgestoßenen oder teilweise zertrümmerten und an den Rändern abgescharteten Knollen abheben, und die überdies eine Reihe von Nachbesserungen (Retuschen) aufweisen, deren Platz und zweckmäßige Anordnung auf Gebrauch durch Menschenhand deuten. So elend und roh diese Stücke auch vielfach aussehen, so verkörpern sie doch echte „Werkzeuge", denen nicht der Zufall, sondern bewußter Wille bestimmte Form gegeben hat.

§ 4. Es sind dies primitive Vorläufer der „Faustkeile", vielleicht überhaupt nur vielseitig angehauene Kernblöcke, fernerhin zahlreiche mehr oder minder formlose („amorphe"), mit partiellen Schärfungs- oder Schutz-Retuschen versehene Abschlagstücke, welche — ein automatisches Ergebnis der Zertrümmerung größerer Steinknollen oder Platten — teils langspitz, teils klingenförmig, teils unregelmäßig polyedrisch sind und zum Schneiden, Schaben, Kratzen, Stechen, Bohren o. ä. dienen konnten. Der Steinschläger stand augenscheinlich noch in größter Abhängigkeit von der Zufallsgestalt des rohen Abschlages, welchem er zunächst noch keine bestimmte Grundform zu geben vermochte. Eben deshalb sind alle Formen nahezu ausnahmslos an massiv-plumpe, bald mehr breite, bald mehr längliche Splitterstücke gebunden, die einen unregelmäßigen, dicken Querschnitt aufweisen. Die nähere Bearbeitung der Stücke beschränkte sich im wesentlichen auf die Entfernung störender Höcker oder Kanten und auf die Zurichtung brauchbarer Schneiden oder Spitzen, wahrscheinlich zum Zerschneiden und Zerlegen der Jagdbeute, zur Bearbeitung von Fellen, Holzspeeren u. ä. m. So entstanden „Spitzen", „Klingen" und „Bohrer" (Tf. 97 a, b, c); rohe „Kratzer", mit deren Schneide (nach der konventionellen Annahme) in pektofugalem Sinne, nach Art unseres „Hobelns", gearbeitet wurde (Tf. 97 d); primitive „Schaber" mit leicht bogenförmig geschweifter Schneide, zum „Schaben" sowohl in pektofugalem wie pektopetalem Sinne (Tf. 97 e); „Hohlschaber" mit ausgesplitterter Hohlkerbe (Tf. 97 f) u. a.

Eine von V. Commont untersuchte „Arbeitsstätte" dieser Stufe ergab 15 grobe Spitzen, 55 diverse „Werkzeuge" (Klingen, Spitzformen, Kratzer, Schaber von unregelmäßiger Gestalt), 20 Schlagsteine (zur Zurichtung der Artefakte), 92 Ambosse (Unterlage-Steine) oder Kernblöcke („Nuklei"), 968 einfache Absplisse und Splitter.

Daß die Mehrzahl dieser Kleinformen ungeschäftet oder ungefaßt, also mit der bloßen Hand, gebraucht wurden, liegt angesichts der vielfach unverkennbaren „Schutzretuschen" nahe.

§ 5. Das P. (Prächelles-Stufe, frz. *Préchelléen*; engl. *Pre-Chellean age*; span. *Prechelense*) ist jedenfalls auch im Seine-Gebiet vertreten. Es ist sehr wahrschein-

lich, daß sich mit ihm die Urstufe des mitteleurop. Prä-Moustérien (s. Moustérien § 2) im wesentlichen deckt, ebenso wie das Fundmaterial gewisser Plätze oder Straten des belg. und engl. Endeolithikums (s. Eolithenproblem § 7 und 14). Hierher könnten schließlich vielleicht auch einzelne „Eolithvorkommnisse" des n. Afrika gehören.

Die Prä-Chelléen-Bevölkerung ist somat. vorläufig einzig durch den in Mauer bei Heidelberg gefundenen *Homo heidelbergensis* (s. d.; Band V Tf. 114) vertreten, wie dessen Begleitfauna (*Elephas antiquus, Rhinoceros etruscus, Elephas trogontherii*) erhärtet.

H. Obermaier *Die Steingeräte des frz. Altpaläolithikums. Eine kritische Studie über ihre Stratigraphie und Evolution* Mitt. präh. Kom. 2 (1908) Nr. 1 S. 41—125; V. Commont *Les industries de l'ancien Saint-Acheul* L'Anthrop. 19 (1908) S. 527—572; ders. *Les gisements paléolithiques d'Abbeville* Annales de la Soc. Géol. du Nord 39 (1910) S. 249—292. H. Obermaier

Pradières-Höhle (Frankreich). Im Bergstocke des Soudour, n. von Tarascon (Dép. Ariège) gelegen. Enthält eine Gruppe roter Punkte, wohl diluv. Alters; entdeckt von H. Breuil, E. Cartailhac und H. Obermaier im J. 1907 (vgl. L'Anthrop. 21 [1910] S. 150; s. a. Bédeilhac-Höhle, Kunst A II). H. Obermaier

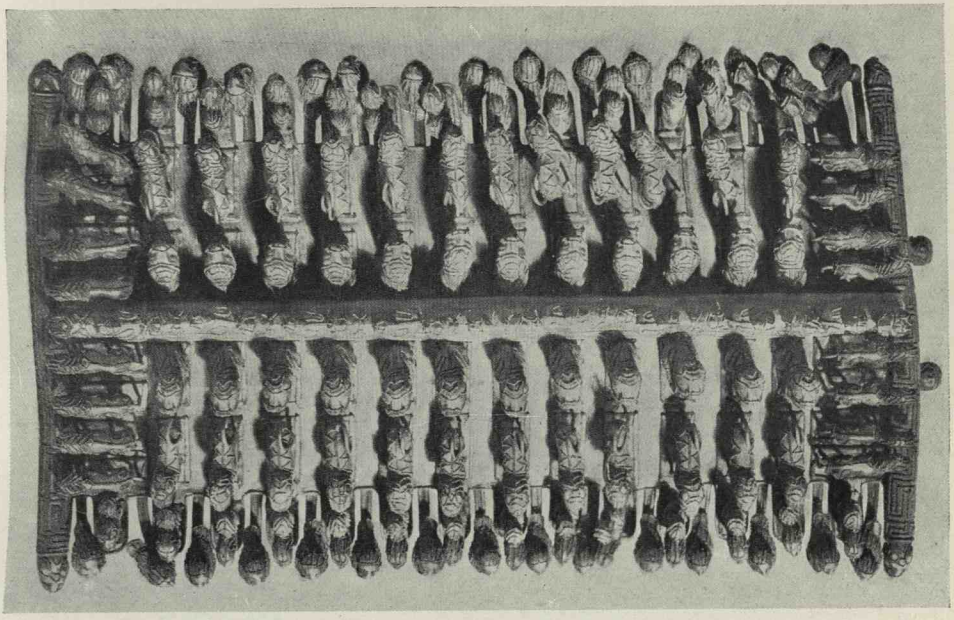
Prado del Azogue. Am Arroyo de los Arcos, unfern Aldeaquemada (span. Prov. Jaén). Vier Felsnischen, von denen nur eine mehrere schlecht gemalte Ziegen birgt, die wahrscheinlich in den Kreis der paläol. Kunst (s. d. A III) gehören.

J. Cabré *Las Pinturas rupestres de Aldeaquemada* Memor. Comisión Nr. 14 Madrid 1917. H. Obermaier

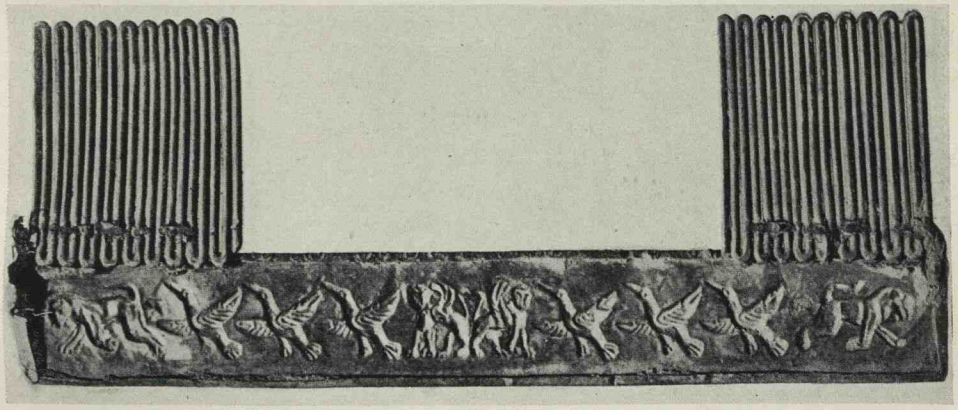
Praeneste (Italien; Tf. 98—101). S. a. Italiker B. — § 1. Ursprünglich wohl sabin. Stadt am Fuße des hohen, durch das Castel S. Pietro, im Altertum durch die Burg der Stadt gekrönten sw. Ausläufers der Sabiner Berge, oberhalb der Senke, durch welche zwischen dem mittelital. Kalkgebirge und den vulkanischen Albaner Bergen die spätere Via Latina sowie heute die Eisenbahn die natürlichste Verbindung zwischen Latium und Campanien darstellt. Diese Lage erklärt die Rolle, welche der Stadt in der Frühzeit zugewiesen war, ehe Rom die politische und damit auch kommerzielle Hauptstadt Latiums wurde. Eine direkte Verbindung, durch Spuren einer alten Straße bezeugt, mit Veji (s. d.) und dadurch mit dem südetrusk. Küstengebiet von Caere (s. d.; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 491) ermöglichte P. die Ausnutzung seiner günstigen Lage, auch ehe für sie der Weg nach Caere über den Brückenkopf von Rom ging oder zu gehen brauchte.

Schon verbrennende „Italiker" scheinen von ihren Sitzen am Albaner Gebirge aus bis nahe an P. vorgestoßen zu sein, wie freilich spärliche Siedlungs- und Grabreste w. unterhalb der Stadt dartun (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 409). Doch gehört der Aufschwung P. durchaus in die Zeit, als die Sabiner, immer weiter aus ihren Bergen nach der Ebene und dem Tiber-Tal vordringend, sich dieses naturfesten Punktes bemächtigt hatten. Bald hernach muß es ein bedeutender Umschlagplatz geworden sein, so daß sich in einzelnen Händen Reichtümer sammelten, von denen uns einige Gräber besonders greifbare Vorstellungen geben. Das geschah vom Ende des 8. Jh. ab, dauerte jedoch nicht lange, denn schon etwa vom 6. Jh. ab liegt Schweigen über der vermutlich von dem aufsteigenden Rom niedergedrückten Stadt. Sie tritt erst im 4. Jh. wieder in die Geschichte ein, als Roms Herrschaft sowohl über Latium wie über Südetrurien genügend gefestigt erscheint, um keinen unbequemen kommerziellen oder gar politischen Wettbewerb von P. mehr befürchten zu lassen. Wie berechtigt vom Standpunkt Roms solche Besorgnisse sein mochten, zeigen bekannte Ereignisse aus dem Anfang des 1. Jh. v. C., die zur Auflösung des vom J. 338, in dem die Unterwerfung unter Rom erfolgte, nach 45jähriger Fehde, ab gültig gewesenen Bundesgenossenverhältnisses führten.

§ 2. Daß P. Namen in der Frühgeschichte Mittelitaliens so hellen Klang hat, verdankt es einigen Gräbern mit sehr reichem Inhalt, die 1855, 1876 und später unterhalb der Stadt ausgegraben wurden. Wenn auch bei der Aufdeckung ungenügend beobachtet, steht doch fest, daß sie nach umbrosabell. Art die Toten unverbrannt auf-



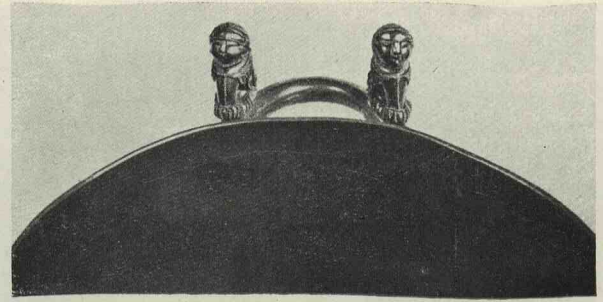
a



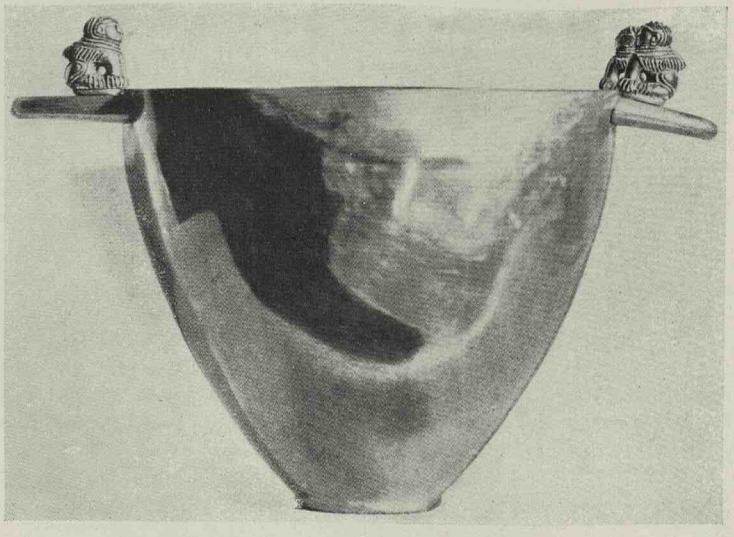
b

Praeneste

Tomba Bernardini: a. Rechteckige Goldplatte mit aufgesetztem, figürlichen Schmuck. L. 17 cm. — b. Kammförmiges Schmuckstück aus Gold. L. 15,5 cm. Nach Memoirs of the American Academy in Rome 3 (1919) Tf. 1 und 4.



a1



a2

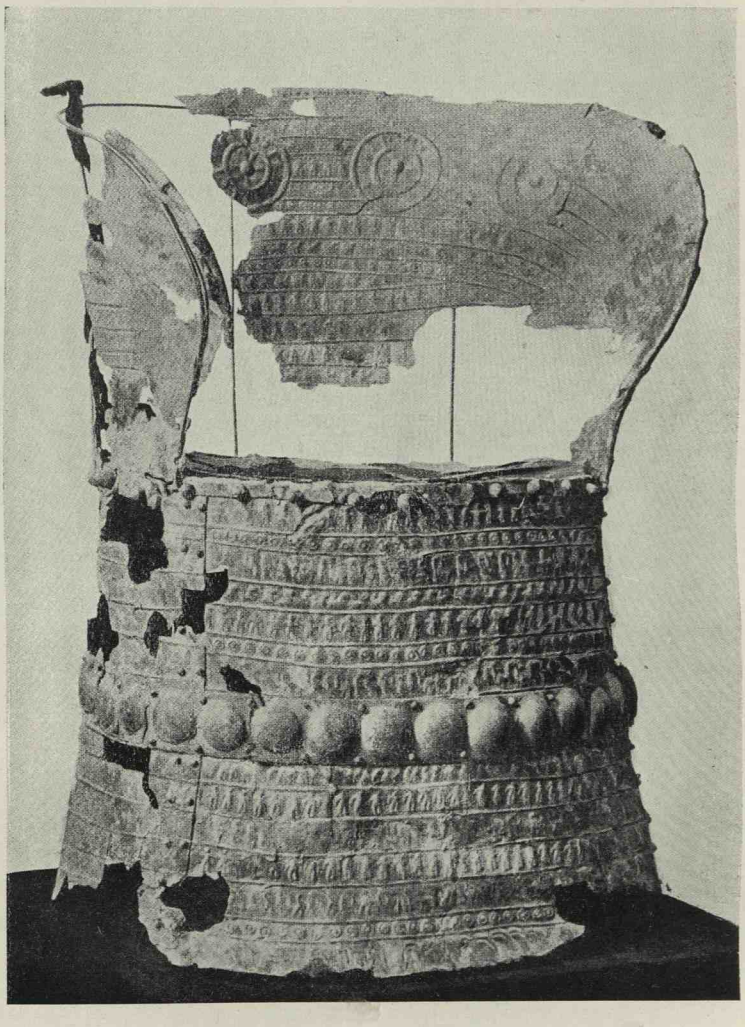
b

Praeneste

Tomba Bernardini: a. Goldener Skyphos. H. 7,9 cm. — b. Bronze-Untersatz. H. 91 cm. Nach Memoirs of the American Academy in Rome 3 (1919) Tf. 10 und 58.

Praeneste

Untersatz mit Kessel. $^{1}/_{10}$ n. Gr. Tomba Barberini. Nach Memoirs of the American Academy in Rome 5 Tf. 29.



Praeneste

Sessel. $^1/_8$ n. Gr. Tomba Barberini. Nach Memoirs of the American Academy in Rome 5 Tf. 32.

genommen hatten, förmliche Kammern, wenn auch einfacher, mehr nur vergrößerte Fossa-Gräber, nicht so geräumige und hohe, der Hausform sich nähernde Bauten wie im benachbarten Etrurien in Caere oder Veji, die *Tombe a corridoio* oder *a camera*. Daß jedoch von dort her den durch die Handelsvermittlung reich und vornehm gewordenen Praenestinern die Freude an prunkvollem exotischen Besitz gekommen ist, sie es im Leben den etrusk. Handelsherren, Fabrikanten und Großgrundbesitzern nachzutun bestrebt waren, kann keinem Zweifel unterliegen. Als in der Bauernstadt am Tiber man nur staunend aufschauen mochte zu der im benachbarten Caere oder Veji oder von ihren eigenen, damals etrusk. Fürsten entfalteten Pracht, fühlten die praenest. Herren das Bedürfnis, selbst ihre Toten so auszustatten, daß auch im Jenseit ihr Rang offenbar blieb. Was Wunder, daß noch im 2. Jh. der Praenestiner an seiner Ruhmredigkeit erkannt (Plaut. Bacch. 24), daß der in amtlichem Auftrag P. passierende Konsul L. Postumius von den Praenestinern wie Luft behandelt wird (Liv. 42, 1).

Der einigermaßen genau festgehaltene und gut aufgenommene Inhalt des im J. 1876 entdeckten Grabes Bernardini, jetzt im Museo preistorico in Rom, eröffnete und ermöglichte die wissenschaftliche Behandlung auch der übrigen, früher oder später mehr oder weniger unkontrolliert gehobenen Schätze der Gräber Barberini und Castellani, jetzt alles im Museo Villa Giulia in Rom. Die wichtige Feststellung der auf einer Silberschale mit ägyptisierenden Darstellungen und Pseudohieroglyphen gravierten phön. Inschrift, welche wohl den Fabrikantennamen angab, und der Fund einer anderen Schale gleicher Art, mit Darstellungen, die ihr genaues Gegenstück auf einer in Kurion auf Cypern gefundenen Schale in New York haben, schieben der ganzen Betrachtung der orientalisierenden Kunstprodukte im w. Mittelitalien festen Boden unter (s. Italien und der Orient § 2 und Band VI Tf. 37, 38b); der Fund einer goldenen Schlangenfibel sehr charakteristischer Form ermöglicht die Datierung des ältesten Schriftdenkmals in lat. Sprache, der ihr genau entsprechenden, vielleicht sogar im selben Grab gefundenen Manios-Fibel (Band III Tf. 110d, 111a, 113 Abb. 164; s. a. Wiener Präh. Z. 12 [1925] S. 147 Karo, wozu jedoch v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 498) in die 1. Hälfte des 7. Jh., noch hinauf über den Forum-Cippus von Rom (s. Altitalische Alphabete), da der übrige Inhalt des überreichen Grabes sich so eng berührt mit demjenigen der südetrusk. Gräber, die durch das Grab mit dem Boken-renf-Gefäß (reg. 734—728) von Corneto festgelegt werden (s. Corneto § 3; Italien und der Orient § 2 und Band II Tf. 166, III Tf. 27, 28), daß weiteres Herabgehen unmöglich ist. Um so interessanter, daß sich oberhalb des Grabes, wohl bei Spenden benutzt, die Scherben zweier protokorinthischer Gefäßchen gefunden haben, chronol. ebenfalls beachtlich.

Weiter hier einzugehen auf den Reichtum dieser Gräber und verwandter Einzelfunde an Edelmetall- und Bronzearbeiten, Reste von Wagen und Thronen, Elfenbein (Band VI Tf. 38a), Bernstein usw. würde zu weit führen. Der Inhalt der Tomba Bernardini (vgl. Tf. 98, 99) ist neuerdings trefflich neu veröffentlicht von C. Densmore Curtis (Memoirs of the Americ. Acad. in Rome 3 [1919] S. 71ff.), eine ähnliche Wiedergabe der Tomba Barberini (vgl. Tf. 100, 101) steht dem Vernehmen nach bevor.

§ 3. Die zweite durch reiche und eigenartige, ebenfalls vornehmlich an Südetrurien anknüpfende Kultur- und Kunstperiode P., diejenige der Zisten (s. d.) und Spiegel mit altlat. Aufschriften, beginnt mit dem oben berührten Neuaufschwung der Stadt etwa vom zu Ende gehenden 4. Jh. ab. Sie gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Werkes.

Nissen *Ital.Landesk.* II 620—24; Montelius *Civ. prim.* II Tf. 364—370; della Seta *Museo Villa Giulia* I (1918) S. 358—363; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I (1924) S. 491—516; MacIver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 209—230, 261—269, Tf. 37—42. v. Duhn

Prägen. A. Europa. Das Einstempeln eines Zeichens auf ein Metallstück zur Kennzeichnung von dessen Wert erfolgte zuerst auf Barren wahrscheinlich um 700 v. C. in Lydien. Später erhielt der Barren eine bestimmte Größe und Form (Schrötling). Das P. erfolgte so, daß der

Avers der Münze in einer Unterlage, der Revers in einem Stempel als Negativ angebracht wurde. Dann wurde der Schrötling zwischen beide eingelegt und ein kräftiger Schlag darauf geführt. Die Münzprägung wurde in den Kulturländern des Mittelmeeres durch das ganze Altertum neben dem Münzguß geübt. Von den nordalpinen Völkern führten in vorchristl. Zeit nur die Kelten die Münzprägung aus. S. Geld, Iberisches Münzwesen, Keltisches Münzwesen.

Forrer *Reall.* S. 78, 505. Alfred Götze

B. Ägypten. § 1. Die Äg. haben schon in älterer Zeit den Sklaven und den Haustieren, besonders den Rindern, eine Marke eingebrannt, durch die sie eine bestimmte Verwaltung als Eigentümer bezeichneten. Man bediente sich dabei heißer Metallstempel, die in der Haut des Menschen oder im Fell des Tieres einen dauernd erkennbaren Abdruck hinterließen. In ähnlicher Weise sind Holzstempel benutzt worden, um auf Broten eine Angabe über ihre Herkunft einzudrücken, die auch nach dem Backen noch deutlich war. Ebenso preßte man mit geschnittenen Stempeln bestimmte Muster in Leder ein, die bei geeigneter Behandlung in ihm unvergänglich blieben.

§ 2. In ähnlicher Weise haben die Äg. mit Benutzung fertiger Stempel oder fester Unterlagen auch in Metall Arbeiten hergestellt, die man geprägt oder gepreßt oder gedrückt nennen kann. Man nahm einen Model aus Metall, Stein oder Holz, dessen Oberfläche in Relief das Bild eines Gottes, Tieres oder Symbols zeigte; auf diese Unterlage legte man ein dünnes Metallblech und drückte und hämmerte es vorsichtig gleichmäßig an, so daß es ihre Form annahm und beibehielt. So sind viele Amulette oder Teile von billigem Schmuck in Goldblech hergestellt (Holzform: Berlin, Äg. Museum Nr. 14627). Den ältesten Beleg bilden zwei Figuren aus einem Grabe der 1. Dyn. in Naga ed-Dêr. Die geprägten Stücke wurden, um ihre Form zu sichern, an der Rückseite durch eine Platte verschlossen, oft auch im Innern mit Gips oder Harz ausgegossen.

§ 3. Eine besondere Art der Prägung geschieht durch eine Metallstange, in deren Ende das kleine Bild einer Gottheit, eines heiligen Tieres oder eines Symbols eingegraben ist. Legt man unter das Bild ein Stück dünnen Gold- oder Silberblechs und schlägt mit einem Hammer von oben auf die Stange, so lassen sich auf diese Weise zahlreiche Exemplare von gleichen Teilen eines Schmuckes, von Auflagen als Zierat usw. herstellen. Belege für den Gebrauch einer solchen Stanze sind die Rosetten an Armbändern der meroitischen Königin in Berlin (Schäfer *Ägyptische Goldschmiedearbeiten* 1910 S. 43). Das Verfahren ist aber erst durch die Griechen nach Ä. gebracht und erlangte eine große Bedeutung, als man begann, auf diese Weise Münzen zu prägen. Die äg. Münzprägung gehört erst der ptolemäischen Zeit an. Aus der Zeit unmittelbar vor ihr kennen wir einen Goldstater mit der hieroglyphischen Aufschrift „Gutes Gold" (Bull. Inst. Franç. Le Caire 1 [1901] S. 78 und ebd. 7 [1910] S. 165 Chassinat).

H. Blümner *Technol.* IV (1887) S. 257; Georg Möller *Metallkunst* 1925. Roeder

C. Palästina-Syrien s. Goldschmiedekunst C.

D. Vorderasien s. Goldschmiedekunst D.

Prä-Moustérien s. Moustérien § 2, Norddeutschland A § 2.

Prämykenische Kultur Südrußlands s. Südrußland B.

Prä-Neolithikum s. Asturias-Stufe, Mesolithikum.

Prä-Saharien s. Capsien § 1.

Prä-Solutréen s. Aurignacien § 1.

Prä-Tardenoisien s. Tardenoisien § 2.

Prätuttier s. Italiker B § 2 (Sabeller).

Praunheim s. Wetterau.

Prausterkrug (Kr. Danziger Höhe). Von hier stammt ein der jüngsten BZ (Per. V Mont.) angehöriger Bronzedepotfund, welcher enthält: einen gegossenen, langovalen Zaumbeschlag mit Buckeln, die in 4 Längsreihen angeordnet sind; 12 Scheibenbuckel verschiedener Größe, zwei Klapperblechgruppen und ein Trinkhorn (vgl. den ganz ähnlichen Fund von Klein-Budzig; Mannus 8 [1916] S. 99, Abb. 55).

Das wichtigste Stück aus diesem Funde ist das aus einem Stück gegossene Trink-

horn, das durch Rippengurte verziert ist und am Mündungsrande Dreieckmotive zeigt. Die einzigen Parallelen zu diesem Horn bilden drei ähnliche in Prenzlawitz (s. d.), Kr. Graudenz, gefundene Trinkhörner. S. a. Wurchow.

Mannus 8 (1916) S. 98 Anm. 1 Kossinna; Präh. Z. 7 (1915) S. 162, 163 Abb. 38 Hub. Schmidt. W. La Baume

Predeal (Rumänien). Depotfund, bestehend aus 5 Halsreifen, einer kleinen Tüllenaxt von spätbronzezeitl. Charakter, einem einfachen Bronzemesser von dem in Per. II, III üblichen Typus und einem Schwert von einem älteren ungar. Typus, der dem von Undset mit A bezeichneten Typus der ungar. Schwerter der BZ noch vorausgeht (Band XI Tf. 36b—e). Da das Kupfer silberfrei ist, stammt das Material jedenfalls wie das des Depotfundes von Sinaia (s. d.) von Baia de aramă.

Joan Andrieşescu *Asupra epocei de bronz în România* Bul. Com. Mon. Ist. 1915.

G. Wilke

Předmost (Mähren). A. Archäologie s. Böhmen-Mähren A II § 1, Diluvialfauna § 4, Jagd A § 1, Kunst A § 4, 6.

B. Anthropologie. Bei P., nahe Prerau, im mittl. Mähren wurden am rechten Ufer der hier in die March mündenden Bečva schon seit Jahrhunderten riesige Lager diluv. Tierknochen gefunden. Hier gruben systematisch seit 1882 Maška und 1895—1896 Kříž und bauten die 8—9 m h. Lößwände ab. Man fand drei untereinanderliegende Kulturschichten aus Asche, Holzkohlen, Steingeräten und Tierknochen, die fast alle von Menschenhand gespalten waren; besonders häufig war das Mammut vertreten, von dem man etwa 1000 Exemplare nachweisen konnte; seltener sind Wildpferd, wollh. Nashorn, Wisent, Höhlenhyäne, Hirsch, Höhlenbär usw. Das geol. Alter entspricht der letzten Vereisung. Vereinzelte menschliche Reste waren schon vorher gefunden worden (Teile von Unter- und Oberkiefer), den Hauptfund machte Maška aber erst am 5. August 1894: „Unter der ungestörten Kulturschicht auf einer Fläche von 4 m Länge, 2,5 m Breite und 2,6 m Tiefe erschien ein Grab von elliptischer Form, das mit einer 40 cm starken Lage von Steinen bedeckt war, flankiert an beiden Seiten von Mammutschulterblättern, außerdem an einer Seite noch von Mammutkiefern, ausgefüllt mit zerfallenen Menschenskeletten, größtenteils in Hockerstellung, die, wie sich später erwies, 20 Individuen vom kindlichen bis zum Greisenalter angehörten" (Klaatsch). Es handelt sich um 8 erwachsene und 12 kindliche Skelette, von denen sich etwa 10 Schädel und Skelette leidlich wiederherstellen ließen; ein erwachsener Mann und ein erwachsenes Weib sind ganz besonders gut erhalten und stellen „die besterhaltenen und vollständigsten fossilen Menschenskelette überhaupt dar" (Klaatsch). Leider steht die wissenschaftliche Bearbeitung des hochwichtigen Fundes noch aus, veröffentlicht sind bisher außer einem Unterkiefer nur die Abb. der beiden besterhaltenen Schädel (Band V Tf. 124a, b), und zwar bei Klaatsch-Heilborn. — Auffallend an den beiden Schädeln ist zunächst, daß Männer- und Weiberschädel erhebliche Formunterschiede aufweisen: während der erstere kräftig entwickelte Oberaugenwülste hat, sind diese beim Weib nur eben angedeutet; aber auch bei einigen Männern — wie ich aus eigener Anschauung der Originale weiß (offenbar jüngeren Individuen) — sind sie ziemlich schwach; diese Wülste sind also offenbar eine nur für den erwachsenen Mann typische Bildung, ganz ähnlich wie beim *Homo europaeus* (s. d.) und ganz besonders auch beim *Homo primigenius* (s. d.), dessen kindlichen Individuen sie gänzlich fehlen. Die starken „Anklänge an den Neandertaler", von denen Klaatsch spricht, stellen sich im übrigen bei genauerer Untersuchung als gar nicht so groß heraus: die männlichen Oberaugenwülste sind sehr viel schwächer als bei jenem und bilden keinen einheitlichen Torus; die Stirn ist sehr viel höher gewölbt als beim *Homo primigenius*, ganz besonders beim Weibe, wo sie sich nur wenig von jungsteinzeitl. europ. Formen unterscheidet. Die Schädelkapsel ist (nach der Abb., Maße sind leider noch nicht veröffentlicht) sehr lang, dabei aber nicht übermäßig schmal, so daß der Längenbreiten-Index ziemlich hoch sein dürfte. Beim abgebildeten Manne wird er schätzungsweise 74, bei der Frau noch einige Einheiten höher sein; ich möchte deshalb den Menschen von P. auch nicht — wie dies

heute fast allg. geschieht (E. Werth a. a. O. 1921 ff.) — zum *Homo Aurignaciensis* (s. d.) rechnen; dessen Schädel sind viel schmaler und haben auch eine weniger breite Stirn; noch viel weniger kann ich aber einen irgendwie gearteten Zusammenhang mit *Homo primigenius* (s. d.) anerkennen: außer den etwas an diesen erinnernden Oberaugenwülsten scheint auch nicht eine einzige Eigenschaft diesen beiden Rassen gemeinsam zu sein. Auch an ein Kreuzungsprodukt darf man deshalb nicht denken. — Die meiste Verwandtschaft scheint der Mensch von P. vielmehr mit dem *Homo europaeus* zu haben, von dem er eine Vorstufe sein könnte; dafür spricht auch das offenbar ziemlich hohe und nicht allzu schmale Gesicht, die gut entwickelte Nase, die geringe Prognathie und das vortrefflich ausgebildete Kinn. Recht groß scheint mir auch die Ähnlichkeit der weiblichen Schädel mit der Frau von Obercassel (s. d. und *Homo priscus*). — Über die Körpergröße der Menschen von P., die für die Entscheidung mit in die Wagschale fallen könnte, ist in den bisherigen Veröffentlichungen leider nichts gesagt.

Wankel *Die Lößstation von Prerau* Anthr. Korr.-Bl. 17 (1886) S. 146; K. Maška *Der diluviale Mensch in Mähren* 1886 S. 90 ff.; H. Klaatsch und A. Heilborn *Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur* 1920 S. 357; E. Werth *Der diluviale Mensch* 1921 ff. S. 216 ff.; Die Eiszeit 2 (1925) S. 35 ff. J. Bayer; Sudeta 1 (1925) S. 19 ff. ders.; Niederlův sbornik (= Obzor praeh.) 1925 S. 89 ff. Knies; [H. Obermaier in J. Schránil *Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens* 1927 S. 10 ff.]. Reche

Prenzlawitz (Kr. Graudenz; Tf. 102). Unweit dieses Ortes wurde im J. 1896 am hohen Ufer der Ossa beim Pflügen ein sehr bemerkenswerter Depotfund gehoben, der aus einem Bronzegefäß und drei Bronze-Trinkhörnern bestand. Eins der Trinkhörner ist abhanden gekommen, die übrigen Stücke gelangten in das Westpr. Prov.-Museum in Danzig.

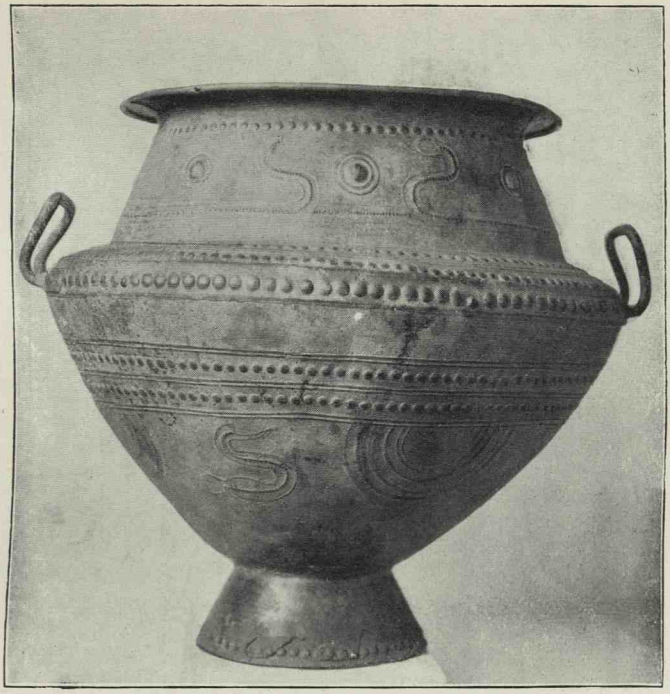
Das Bronzegefäß (Tf. 102 a) von 33 cm H. ist eine in 3 Teilen aus Bronzeblech zusammengenietete Amphora mit Fuß, festen Handhaben und hohem Hals; es ist verziert durch gruppenweise angeordnete, ganz schmale, getriebene Doppelwülste, die horizontal um das ganze Gefäß herumlaufen, sowie durch horizontale Reihen aus getriebenen Buckeln verschiedener Größe, am Unterteil ferner durch Vogelfiguren und Gruppen konzentrischer Halbkreise, am Halse durch Vogelköpfe, die, wie die ganzen Figuren und Halbkreise, aus kleinen und kleinsten getriebenen Buckelchen bestehen. Zwischen den Vogelköpfen am Gefäßhalse stehen größere Buckel, die von Ringwülsten umgeben sind.

Von den beiden Trinkhörnern, die aus Bronze gegossen sind, ist das größere vollständig erhalten; es gleicht in Form, Größe und Biegung einem großen Rinderhorn, ist durch gegossene Querwülste und eingepunzte Ornamente verziert (Tf. 102 b) und geht in eine verzierte, lanzenspitzenähnliche Spitze aus. An der äußeren Krümmung sind 4 kettenartige Hängezierate angebracht. Das kleinere Trinkhorn, dessen Spitze abgebrochen ist, ist nur in einer Ebene gekrümmt und nur durch Querwülste verziert. Dieses Horn zeigt am Mündungsteil eine durch Umguß hergestellte Ausbesserung.

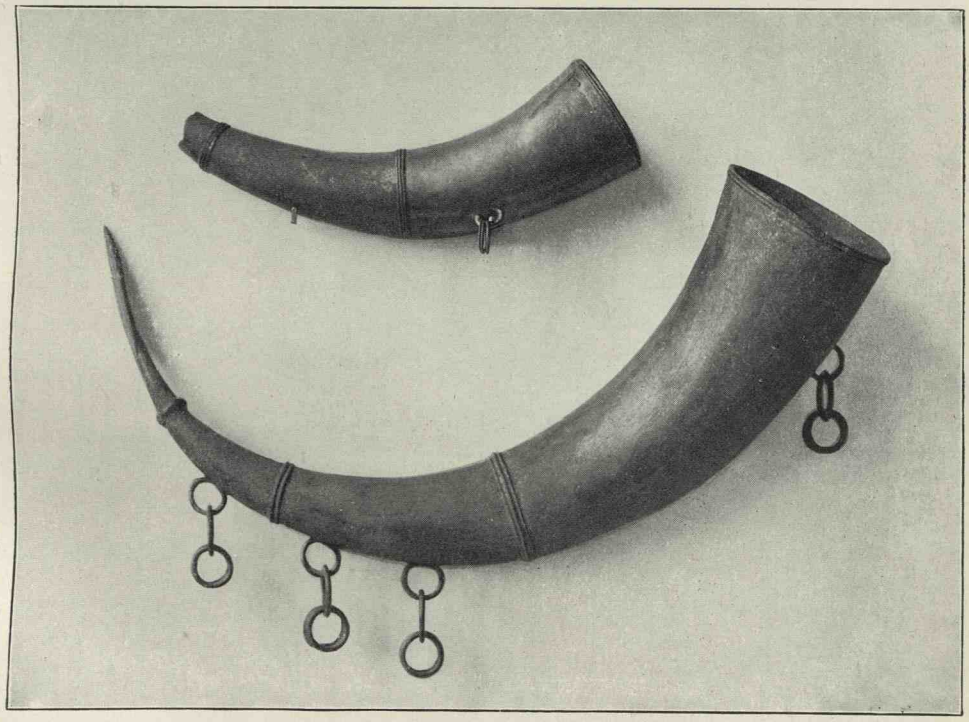
Der Fund von P. gehört der jüngsten BZ (Per. V Mont.) an. Das Bronzegefäß ist ein Einfuhrstück aus dem S, während die Trinkhörner als einheimische Arbeit anzusehen sind; außer einem ähnlichen Trinkhorn, das in Prausterkrug (s. d.), Kr. Danziger Höhe, gefunden wurde, sind die beiden Stücke aus P. die einzigen, die bis jetzt bekannt sind. S. a. Wurchow.

Amtl. Ber. WPM 17 (1896) S. 38—42 Abb. 13—17 Conwentz; ders. *Das Westpr. Prov.-Museum* 1880-1905 Tf. 52; Anthrop. Korr.-Bl. 1897 S. 34—36 mit 5 Abb. W. Schwandt. W. La Baume

Pressen. A. Europa. Im Gegensatz zum Prägen (s. d. A), Punzen, Stanzen und Stempeln, die mit einem starken Schlag erfolgen, geschieht das P. durch ruhigen Druck. Gewiß hat die vorgesch. Hausfrau wie heute den Fruchtsaft in einem Tuch ausgepreßt, wozu man im alten Ä. Hebel zu Hilfe nahm. In der Töpferei kommt das Einpressen des Tons in Formen schon in der j. StZ vor (s. Töpferei A § 6). Die Metallurgie verwendet das P. beim Drücken und Plattieren (s. Bronzetechnik A § 12). Apparate zum P. kannte die Antike: Hebelpressen zur Ölbereitung und Schraubenpressen zum Weinkeltern (s. Mühle A § 8 und Band VIII Tf. 109 f; vgl. a. IX Tf. 186). Auch die Keilpresse



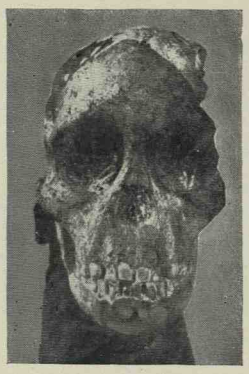
a



b

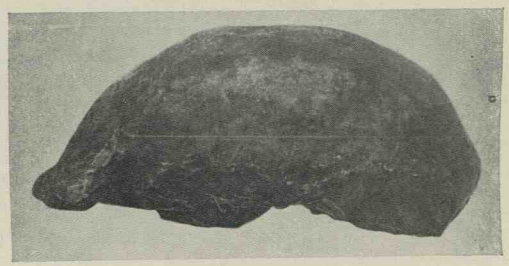
Prenzlawitz

a. Bronzegefäß. — b. Trinkhörner. $^1/_1$ n. Gr. Nach Aufnahme des Danziger Museums.

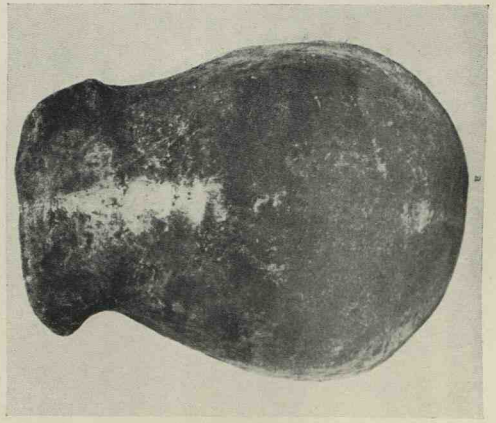


a_1

a_2



b



c

Primaten

a. Australopithecus africanus. ca. $^1/_3$ n. Gr. Nach Dart. —
b, c. Pithecanthropus erectus. $^1/_3$ n. Gr. Nach Dubois.

(auf einem pompejan. Wandgemälde) war bekannt. Nach dem N kamen die Pressen mit der Ausbreitung der röm. Kultur.

F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 819ff. Alfred Götze

B. Ägypten. § 1. P. von Metall kommt für das alte Ä. nur in Frage bei Gold und Silber. Es geschah auf kaltem Wege über Modellen aus Stein oder aus Bronze, in denen alle Feinheiten ausgearbeitet waren. Das dünne Goldblech wurde auf die Unterlage aufgehämmert, bis es sich völlig anschmiegte. Dann verwendete man es entweder als Überzug für die Unterlage, auf der es gearbeitet war, oder man brachte es als selbständige Auflage an anderer Stelle an, nachdem man es mit Gips hintergossen hatte. Steinplatten zum Prägen sind in Museen mehrfach erhalten. Die Herstellung von Münzen durch Stanzen ist in Ä. erst unter griech. Einfluß geschehen.

§ 2. Das Auspressen des Saftes aus Früchten ist in verschiedener Weise erfolgt, wie es der Art der Frucht angemessen war. Beim Keltern des Weins (s. Wein B und Band XIV Tf. 60a) wurden die Trauben in einen großen, gemauerten Bottich getan und von Männern mit den Füßen ausgetreten, indem diese sich an einer Stange oder an Stricken, die über ihnen hingen, festhielten. Der Rückstand wurde nach Abfließen des Saftes in ein Tuch geschüttet und durch Auswringen weiter gepreßt. Für das Ausquetschen der Oliven ist uns das antike Verfahren nicht überliefert, doch scheint man ähnlich wie bei den Weintrauben vorgegangen zu sein. Allerdings werden für die festeren Früchte wohl schwere Steinpressen auch in älterer Zeit angewendet worden sein, wie sie aus koptischer Zeit erhalten sind. Jedenfalls ist aber Öl (s. d. B) seit der ältesten Zeit in Ä. bekannt, und es kann doch wohl nur durch P. gewonnen worden sein. Roeder

C. Palästina-Syriens. Öl C, Wein C.

Prestien (Saint-Prestien) s. Eolithenproblem § 6, 7.

Pretina-Höhle. Bei Casas Viejas-Medina Sidonia (span. Provinz Cádiz). Mit dem Bild einer Hirschkuh; von J. Cabré übertrieben naturalistisch gezeichnet und vielleicht überhaupt nicht paläol. Alters (s. Kunst A III).

J. Cabré *El Arte rupestre en España* Memor. Comisión 1 (1915) S. 223. H. Obermaier

Preussen s. Baltische Völker, Ostpreussen C.

Prevosta, La (Italien). Im J. 1884 von Brizio auf Grund eines Henkels in Form einer Ansa cornuta (s. d.), die seit 20 Jahren im Museum von Imola lag, gesuchte und gefundene Hüttenwohnstätte 9 km n. von Imola. Auf etwa 160 Hütten veranschlagtes Dorf. Die Hütten halb in den Boden gesenkt, rund oder elliptisch, in ihrer Mitte der etwa 1,60 m im Dm messende Herd, öfter in dessen Nähe eine Abfallgrube, in seltenen Fällen zwei Hütten in Gestalt einer 8 verbunden, oftmals mehrere zu einer Gruppe vereinigt. Keine Umhegung des Ganzen gefunden, ebensowenig Gräber. Also eine Niederlassung, wie sie in den als Fondi (s. d.) di capanne bezeichneten Siedlungen der Urbewohner in der mittl. Po-Ebene, zahlreich beobachtet in der Romagna, die typische Form bleiben sowohl für die Urbewohner als für die nachrückenden verbrennenden „Italiker". Auch hier wie in manchen verwandten Ortschaften noch ganz wenig Steinwerkzeug, einige kleine Bronzegeräte sowie bis in die sog. Villanova-(Eisen-) Zeit hinabreichende Dinge. Die Keramik durchaus vom Terramaren-Typus, nach Form, Farbe, Verzierung. Auch hier die Ansa cornuta, zahlreicher noch die Ansa a cilindro retto mit ihren Abarten *ad orecchio* usw. (s. Ansa cornuta § 6). Alles wie auch in Toscanella (s. d.), La Bertarina (s. Bertarina [La]), Castellaccio (s. d.) d' Imola usw. Als einer der ersten Funde dieser Art vom Entdecker sehr ausführlich behandelt und oft genannt.

Notizie 1884 S. 22—33 Brizio; Atti e mem. d. Dep. di stor. patria p. l. Romagna Ser. III 2 (1884) S. 93—150 Tf. 3 Brizio; Montelius *Civ. prim.* I 138 Tf. 21 S. 17—23 (kleine Auswahl aus der reichen Abbildungsreihe Brizios). v. Duhn

Priester A. Allgemein s. Kultus A, Religion A.

B. Ägypten s. Kultus B, Religion C.

C. Palästina-Syrien s. Religion D.

D. Vorderasien. S. a. Kultus D, Opfer B, Religion E. — In ältester Zeit ist die Priesterschaft eng mit der Person des Königs verknüpft. Die Fürsten führen in ihren Inschriften gern den Titel Patesi (*išakku*) des

Gottes N., was soviel wie „Priesterfürst" bedeutet. Neben dieser „allerhöchsten" Persönlichkeit findet sich ein ausgedehnter Priesterstand, der in viele Klassen zerfällt, je nach den Aufgaben, die der einzelnen obliegen. Hier werden nur die Hauptarten aufgeführt. Der *kalû*-Priester (sum. *gala*) ist dem Range nach wohl der höchste. Seine Domäne ist das Ritual bei der Totenbestattung und das Sühne-Zeremoniell. Häufig werden uns *kalû*-Priester als Musiker auf der Lyra und Flöte vorgeführt. Der *barû*-Priester (= Seher, Schauer) beschäftigt sich mit Lekanomantie und Haruspicin, die *ramku*-Priester verwalten die Riten des *bît rimki*, des Hauses der heiligen Waschungen (s.a. Reinheit C). Eine sehr große Rolle spielt in den Texten der *ašipu*-Priester (= der Beschwörer), auch *mašmašu* genannt, dessen Aufgabe es ist, die bösen Dämonen (s.d.C) zu beschwören (s. Beschwörung A, B) und Kranke zu heilen. Als Musiker werden neben den schon genannten *kalû*-Priestern besondere Sängerpriester (*zammaru, nâru*) genannt. Die *lallaru* (Klagemänner) dürften wohl ausschließlich beim Klagelied beschäftigt worden sein. Als Hohepriesterklassen werden im Gilgameš-Epos der *enu, lagaru, ešippu, maḫḫû, pašiš apsî* vorgeführt. Ihre Rolle im Kultus ist im einzelnen nicht gut bekannt. Hohen Rang haben auch die *urigallu*-Priester, in deren Reihen sich gelegentlich königliche Prinzen befinden. Auch von ihnen wissen wir nicht viel. Allg. Bezeichnungen für P. scheinen *šangû, abâni* (Väter), *ummânu* (Weiser) gewesen zu sein. Für den Eintritt in den Priesterstand war die Erfüllung gewisser Bedingungen notwendig, wenigstens wissen wir von den *barû*-Priestern, daß nur körperlich tadellose Männer zugelassen wurden, die ihre Zugehörigkeit zu einer Priesterfamilie nachweisen konnten und des Rituals vollständig mächtig waren. Weiteres s. Religion E § 11.

Neben den P. hat es natürlich auch Priesterinnen gegeben. Es sei auf die Hierodulen (s.d.), Klagefrauen (s.d.) und Sängerinnen hingewiesen.

K. Frank *Studien zur babylonischen Religion* 1911 S. 1ff.; *KAT*³ S. 586ff. Zimmern.

Ebeling

Priestermedizin. § 1. Die P. ist für die Vorderasiaten und Äg. die eigentliche wissenschaftliche Form der Heilkunst, und nicht nur für diese, aber sie ist bei ihnen bis heute aus der Frühzeit am ausgiebigsten bekannt. Ist die Krankheit etwas übernatürlich Beeinflußtes, von üblen Gewalten aus dem Geisterreiche Veranlaßtes, dämonischer Zwang und Vergewaltigung, so ist der Priester der zuverlässige und allein zuständige Verwalter der dagegen aufzubietenden Heilkräfte. Er beherrscht das Gebet (s. d. C) in Wort, Rezitationsweise und wirkungstärkender Ritenbegleitung, das den Gott (in Babylonien z. B. Marduk [s. d.] als Mittler und Menschenfreund) geneigt macht, die Schutzgötter und Schutzgeister weckt und bereithält. Er beherrscht den Geisterbann, die Beschwörungsworte und -riten, die den schlimmen Krankheitsdämonen direkt zu Leibe gehen, er beherrscht aber auch die mantischen Mittel, die die Krankheit in ihrem Wesen erkennen und ihren Sitz finden lehren. Er weiß aus den Gestirnen, aus dem Opfer, aus dem Ölritus usw. die Prognose für die Krankheit zu stellen. Er beherrscht das ganze Weltanschauungssystem, kennt alle Zusammenhänge, alle Vorzeichen und sonstigen Omina (s. d. C), den Sinn aller Träume und vermag aus all diesem Wissen die Schlüsse zu ziehen, die für die Volksseuchen wie für den Einzelkrankheitsfall maßgebend sind und über dies alles die so nötige Klarheit vermitteln. Er kennt aber auch den gesamten übrigen Heilschatz jeglicher Form und Art, den die Generationen zusammengetragen haben, den natürlichen, auf schlichter Erfahrung beruhenden in Tränken, Räucherungen, Umschlägen, Einreibungen usw. wie in mechanischen und manuellen Eingriffen jeder Art. Er kennt die rituellen Handlungen ebensogut, welche, im einzelnen Krankheitsfall angewendet, den Erfolg sichern, er kennt auch alle Zauberformeln und Sprüche, die Gewalt geben über die dämonischen Krankheitsschädlinge.

§ 2. Nicht daß der Priester in Hochkulturen der einzige wäre, der der Krankheitsbehandlung sich befliß; er ist aber der oberste Kenner des ganzen Heilwissens und dessen gewissenhafter pfleglicher und kontrollierender Verwalter. Es gibt neben dem Heilpriester auch Laienärzte, ausübende Praktiker, vor allem auch Wundärzte, die die Handgriffe und die übrigen

Hilfsmittel beherrschen, die bei Verletzungen aller Art anzuwenden sind, desgleichen die Maßnahmen, die als Aderlaß, Massage, Einreibung, Räucherung bei den verschiedensten Krankheiten Anwendung zu finden haben. Doch diese Laienärzte und Wundpfleger sind vielfach nur die ausführenden Organe, ohne damit das Wesen der P. in seinen höchsten Formen bei den Babyloniern und Äg. wesentlich zu modifizieren. Ist doch in den Händen der Priester dauernd das gesamte schriftlich fixierte Wissensmaterial. Der Priesterarzt ist überhaupt im Vorhellenentum der Verwalter sämtlichen kurativen wie präventiven Heilwesens; er ist es auch im frühesten Griechentum und nimmt auch im nordalpinen Heilwesen als Kenner des Heilzaubers, der Heilrunen usw. eine hohe Stellung ein; der Heilpriester und die Heilpriesterin sind, wie sie auch im Schamanentum schon den wichtigsten Faktor bilden, jedenfalls das Endglied dieser Entwicklung. Der Medizinmann ist selbst Priester und Prophet zugleich, schon als Beherrscher der geheimnisvollen Kräuternarkotik, die den Menschen zum visionären Schauen befähigt und damit auch einen Teil der priesterlichen Krankheitsdiagnostik in sich schließt.

S. a. Arzt, Beschwörung B, Medizinmann, Narkotikum, Prognostik, Zauberarzt.

W. Wundt *Völkerpsychologie* II (1905—1909).

Sudhoff

Primaten („Herrentiere"; Tf. 103). § 1. In dieser „Ordnung" der zoologischen Systematik werden Menschen, Menschenaffen, Affen und von den meisten Systematikern auch die Halbaffen (*Prosimiae*) zusammengefaßt. Diese Ordnung zerfällt demnach in 1. Halbaffen (*Prosimiae* oder *Lemuroidae*); 2. Affen (*Simiae*; mit den Unterabteilungen der *Platyrrhinae* = Plattnasen, *Catarrhinae* = Schmalnasen und *Anthropomorphae* = Menschenaffen); 3. Menschen (*Hominidae*).

§ 2. Die entwicklungsgeschichtlich am tiefsten stehende Gruppe sind die *Prosimiae*; sie unterscheiden sich unter den Primaten am meisten vom Menschen (nach der Schläfengrube offene Augenhöhlen; Fehlen der *fovea centralis* im Auge; Halbplazenta usw.).

§ 3. Von den *Simiae*, die dem Menschen schon näher stehen, sind die Platyrrhinen auf Amerika beschränkt, die Catarrhinen auf Afrika, Asien und Europa. Die Catarrhinen zerfallen in zwei Gruppen: die *Cercopithecidae* = niedere Ostaffen und die *Hylobatidae* = Gibbons, welch letztere von manchen bereits zu den Menschenaffen gerechnet werden.

§ 4. *Anthropomorphen* = Menschenaffen leben heute nur noch in drei Arten, die allerdings in verschiedene Varietäten zerfallen: in Mittel-Afrika sind zu Hause der Schimpanse und der Gorilla, auf Borneo und Sumatra der Orang. Die Menschenaffen zeigen so zahlreiche Übereinstimmungen mit dem Menschen (anatomische, physiologische und psychologische), daß manche Forscher sie zu einer „Familie" mit den Menschen vereinigten.

§ 5. Den Grad der Verwandtschaft des Menschen mit den verschiedenen Affenfamilien hat man mit Hilfe der biologischen Differenzierung des Bluteiweiß mit ziemlicher Sicherheit feststellen können; danach steht dem Menschen der Schimpanse verwandtschaftlich am nächsten; dann folgen der Reihe nach Gorilla, Orang, Gibbon, die Catarrhinen, die Platyrrhinen und endlich die Prosimier. Auch innerhalb der Menschheit hat die Eiweißdifferenzierung Unterschiede ergeben: die sog. niederen Menschenrassen stehen dem Eiweiß nach den Menschenaffen näher als die höheren; am höchsten steht nach den bisherigen Untersuchungen der Europäer. Die erst in den letzten Jahren entwickelte Methode der Hämagglutination (Hämotest-Verfahren) hat außerdem ergeben, daß eine der 4 bisher festgestellten Blutgruppen, die Gruppe 2, im Bereiche der nord. Rasse ihr (oder mindestens ein) Verbreitungszentrum zu haben scheint.

§ 6. Fossile P. sind schon eine ganze Reihe gefunden worden, meist aber nur kümmerliche Reste, besonders Zähne; sie stammen alle aus tertiären oder diluv. Schichten, und man wird annehmen müssen, daß die P. sich erst zu Beginn des Tertiärs von primitiveren Formen abgespalten haben.

Dementsprechend gehören die ältesten, aus dem Eozän stammenden Funde zur

Gruppe der Prosimier; es sind das Angehörige der Familien der *Adapidae* (auch *Pseudolemuroidini* genannt; in Europa und Nordamerika gefunden), der *Anaptomorphidae* (= *Palaeopithecini*; Nordamerika) und der *Lemuridae* und *Archaeolemuridae*, von denen die *Lemuridae* die heute noch lebenden Halbaffen mit umfassen. In die Vorfahrenreihe (oder mindestens ganz in ihre Nähe) der höheren Affen und damit auch des Menschen ist nach Schlosser nur *Anaptomorphus* zu stellen, Loomis dagegen hält den europ. Zweig von *Adapis* für die Stammform.

Die fossilen Platyrrhinen gehören zweifellos nicht in die Vorfahrenreihe der höheren Affen, sondern stellen eine Sonderentwicklung dar.

Von den fossilen Ostaffen, den Catarrhinen, sind die wichtigsten und stehen vermutlich dem Stammbaum des Menschen nahe: *Parapithecus* (aus dem Oligozän der äg. Fajjum-Schichten); *Oreopithecus* (aus dem Oligozän des Monte Bamboli in Toskana; ihn hält besonders Schwalbe für eine phylogenetisch wichtige Form; von ihm sind aber bisher nur ein Ober- und ein Unterkiefer bekannt); *Propliopithecus* (im Oligozän Fajjums gefunden); *Pliopithecus* (vermutlich der Nachkomme des letztgenannten, im Miozän weit verbreitet, in Frankreich, Süddeutschland, Steiermark, Schweiz gefunden). Der im Miozän und unteren Pliozän vorkommende *Dryopithecus*, schon ein echter Menschenaffe, ist ein naher Verwandter des Gorilla. Von *Paidopithecus rhenanus* aus dem Pliozän von Eppelsheim ist bisher nur ein ganz auffallend menschenähnlicher Oberschenkelknochen gefunden.

Eine außerordentlich wichtige Rolle dürfte in Zukunft bei der Erörterung der Menschwerdung ein Fund spielen, der 1924 bei dem Orte Taungs (bei Kimberley in Betschuana-Land, Südafrika) gemacht wurde, der *Australopithecus africanus* Dart (Tf. 103a). In dem dort anstehenden Kalkstein fand sich ein auffallend gut erhaltener Schädel; vorhanden sind fast das ganze Gesicht, der größte Teil des Unterkiefers und der natürliche Ausguß des größten Teiles der Hirnkapsel, so daß sich auch deren Form gut rekonstruieren läßt. Die Hirnkapsel ist lang und schmal (dolichokephal), die Stirn verhältnismäßig steil und gut gewölbt und zeigt keine Oberaugenwülste; deren Fehlen hängt aber sicher mit der Jugend des Exemplares zusammen, dessen Milchgebiß ungefähr dem eines 6jährigen menschlichen Kindes entspricht; der erwachsene *Australopithecus* dürfte, ebenso wie die Menschenaffen, derartige Wülste besessen haben. Die Hirnkapsel ist ziemlich gut gewölbt und hat ein recht weit ausladendes Hinterhaupt. Das Gesicht ist verhältnismäßig hoch und schmal, die Augenhöhlen sind kreisrund; die Nasenbeine sind schmal und flach und reichen weit hinab; die Nasenöffnung (*apertura piriformis*) ist fast ebenso hoch wie breit, der untere Naseneingang zeigt deutlichen *Sulcus praenasalis* (wie beim Schimpansen und bei den niederen Menschenrassen); die Prognathie der Kiefer ist groß, überschreitet aber nicht die bei manchen Menschenrassen vorkommenden Werte. In mancher Beziehung zeigt das Fossil große Ähnlichkeit mit menschlichen Formen, was aber z. T. mit dem jugendlichen Lebensalter des Fossils zusammenhängt; die Schädel von Menschenaffenkindern ähneln dem Schädel des Menschen sehr viel mehr als die erwachsener Tiere. Jedenfalls handelt es sich um eine Menschenaffenform, die dem Stammbaum des Menschen, aber auch dem Schimpansen verhältnismäßig nahesteht. Auffallend ist z. B. die Ähnlichkeit mit den jugendlichen Individuen der Neandertal-Rasse (*Homo primigenius*; s. d.; Band V Tf. 121). Recht ähnlich wie der *Australopithecus* müssen die Vorfahren des Menschen einmal ausgesehen haben. Unmittelbar in die Vorfahrenreihe des Menschen kann dies Fossil aber nicht gehören, denn die Menschwerdung hat sicher nicht in Südafrika stattgefunden; Südafrika ist seit Millionen Jahren ein ausgesprochenes „Rand- und Rückzugs-Gebiet", in dem sich zwar dank seiner Abgeschlossenheit sehr lange altertümliche Formen (s. Homo rhodesiensis) gut halten konnten, in dem aber, da in derartigen Gebieten der Kampf ums Dasein sehr viel milder ist, sicher keine wichtige Weiterentwicklung stattfand, besonders nicht die schwierige Menschwerdung.

Schon seit Jahrzehnten bekannt und viel umstritten ist der Menschenaffe von Java, der *Pithecanthropus erectus* Dubois (Tf. 103 b, c), gefunden in vermutlich altdiluv. Schichten beim Orte Trinil. Erhalten sind von ihm ein Schädeldach, zwei Zähne, ein Unterkiefer-Bruchstück und ein Oberschenkel; nur der Unterkiefer ist bisher nicht veröffentlicht. Das Schädeldach erinnert mit seiner „fliehenden", niedrigen und mit starken Oberaugenwülsten versehenen Stirn, den eingezogenen Schläfen, den betonten Scheitelhöckern und seiner Dolichokephalie auffallend an die Neandertal-Rasse (*Homo primigenius*; s. d.), nur daß bei ihm alles noch primitiver ist. Die Zähne vereinigen menschliche und äffische Charaktere; der Oberschenkelknochen unterscheidet sich kaum von dem des Menschen. Man hat ihn bisher meist in die Nähe des Gibbon (*Hylobates*) gestellt, neuere Bearbeiter neigen aber mehr dazu, ihn zur nächsten Verwandtschaft des Schimpansen zu rechnen. In die unmittelbare Vorfahrenreihe des Menschen gehört er sicher auch nicht, stellt vielmehr ebenfalls einen ausgestorbenen Seitenzweig am Stammbaum der Menschenaffen dar. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er dem *Australopithecus* recht nahe verwandt war, trotzdem die Ähnlichkeit der beiden Fossile infolge des großen Unterschiedes im Lebensalter nicht bedeutend ist.

E. Dubois *Pithecanthropus erectus* Batavia 1894; ders. *Pithecanthropus erectus, eine Stammform d. Menschen* Anat. Anz. 12 (1896) S. 1; Bluntschli *Die fossilen Affen Patagoniens u. d. Ursprung der platyrrhinen Affen* Anat. Anz. 44 (1913) Erg.-H. S. 33ff.; H. Klaatsch *Der gegenwärt. Stand d. Pithecanthropus-Frage* Zool. Zentr.-Bl. 6 (1899) S. 217ff.; Schlosser *Die fossil. Affen* Archiv f. Anthr. 17 (1888) S. 279ff.; ders. *Die neueste Literatur über die ausgestorbenen Anthropomorphen* Zool. Anz. 23 (1900) S. 289ff.; ders. *Beiträge zur Kenntnis der oligocänen Landsäugetiere aus dem Fayum* Beitr. Paläont. Geol. Österr.-Ungarns 24 (1911) S. 51ff.; G. Schwalbe *Studien über Pithecanthropus erectus Dubois* Ztschr. f. Morph. u. Anthrop. 1 (1899) S. 16ff.; ders. *Über fossile Primaten u. ihre Bedeutung für die Vorgeschichte des Menschen* Mitt. Philomath. Ges. Elsaß-Lothr. 4 H. 1 Jahrg. 16 (1909) S. 45ff.; ders. *Studien zur Morphologie der südamerikanischen Primatenformen* Ztschr. f. Morph. u. Anthrop. 13 (1911) S. 209 und 533; ders. *Die Abstammung der Menschen und die ältesten Menschenformen* in *Anthropologie (Kultur der Gegenwart)* 1923 S. 223—338; Volz *Das geol. Alter der Pithecanthropus-Schichten bei Trinil* Neue Jahrb. Min., Geol., Pal. Festband 1907 S. 1ff.; A. Gaudry *Le Dryopithèque* Mém. Soc. géol. France Paris 3 (1890) S. 11ff.; Th. Mollison *Neuere Funde u. Untersuchungen fossiler Menschenaffen u. Menschen* Erg. d. Anat. u. Entwickl.-Gesch. 1924/25 S. 696ff.; ders. *Zur systematischen Stellung des Parapithecus Fraasi Schlosser* Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. 24 (1924) S. 205—210; R. A. Dart *Die Taungs-Skedel* Die Huisgenoot, geillustreerde Weekblad Nr. 153 Febr. 1925 Kapstadt; ders. *Australopithecus africanus. The Man-Ape of South Africa* The Nature, Febr. 7 London 1925 S. 1; O. Reche *Ein neuer Fund eines fossilen Menschenaffen* MAGW 51 (1926). — Über Blutuntersuchungen: H. Friedenthal *Über einen experimentellen Nachweis von Blutsverwandtschaft* Arch. Anat. Phys. Abt. 1900 S. 494, ebd. 1905 S. 1; ders. *Neue Versuche zur Frage nach der Stellung des Menschen im zoologischen System* SB. Preuß. Akad. 1902 S. 830; C. Bruck *Die biologische Differenzierung von Affenarten und menschlichen Rassen durch spezifische Blutreaktion* Berl. klin. Wochenschr. Nr. 26 (1907) S. 1—13; G. Nuttal *Blood Immunity and Blood Relationship* Cambridge Univ. Press 1904; H. Mühsam *Die Bedeutung der neueren Methoden der Blutdifferenzierung für die Anthropologie* ZfEthn. 40 (1908) S. 575; Th. Mollison *Die Präzipitin-Reaktion als Zeugnis für die Anthropomorphenverwandtschaft des Menschen* Anthrop. Korr.-Bl. 43 (1912) S. 132; L. und H. Hirschfeld *Lancet* 1919 S. 675; Münch. Med. Woch. 1905 K. Landsteiner; Zeitschr. Immunitätsf. 8 (1911) S. 526 v. Dungern und Hirschfeld; K. Landsteiner und C. Ph. Miller *Serological observations on the relationship of the bloods of man and the anthropoid apes* Science May 8, 61 (1925) Nr. 1584 S. 492—493; P. Steffan *Die Bedeutung der Blutuntersuchung für die Bluttransfusion und die Rassenforschung* Arch fRGBiologie 1924 S. 137—150.

Reche

Primitive Kultur.

§ 1. Das Phänomen der Kultur. — § 2. Die „Primitivität". — § 3. Die soziologische Seite der P. K. — § 4. Der Kulturprozeß. — § 5. Stufen und Arten der P. K.: I. Der niedrige Primitive. — § 6. II. Der mittlere Primitive und das Problem des Übergangs zu einer anderen Lebensführung. — § 7. III. Der höhere Primitive. — § 8. IV. Der archaische Typus. — § 9. Das Problem der Abfolge der Typen und der Volkseinheit. — § 10. Volksschicksal und Kulturprozeß. — § 11. Kulturfortschritt und politischer Verband. — § 12. Pendeln zwischen beschränkten Möglichkeiten. — § 13. Die Ausbalancierung der Kultur. — § 14. Das Schicksal der Kultur.

§ 1. Kultur ist eine Erscheinung, die wir vergebens zu erklären trachten. Sie ist da als ein Niederschlag menschlicher Betätigung. Dieser Niederschlag kommt auf dreierlei Weise zustande: 1. dadurch, daß das menschliche Leben sich gesellig

abspielt, daß ununterbrochen Wechselbeziehungen vor sich gehen, die zu Wechselwirkungen führen; 2. daß die zu Gruppen gesellten Individuen stets in einer parallelen, ähnlichen Weise sich mit der Umwelt, der „Natur", auseinandersetzen; 3. daß als Ergebnis aller Handlungen und Tätigkeit sich zeigen: nicht nur Gedächtniseindrücke, nicht nur eine Erinnerung, sondern auch der Antrieb zur Wiederholung, der in geselliger Beziehung als geistige und soziale Tradition zutage tritt, und weiterhin das die Natur gestaltende Ergebnis in Form bepflanzten Bodens, gezähmter Tiere, errichteter Bauwerke, aber auch als Werkzeuge, Geräte, Waffen und Vorrichtungen aller Art.

Die häufig angewandte Unterscheidung zwischen Kultur und Zivilisation wird hier nicht vorgenommen, weil noch keine feste Trennungslinie sich eingebürgert hat. Oft versteht man unter Zivilisation nur die technische Ausrüstung, unter Kultur seelische und geistige Vervollkommnung. In der Vorgeschichte wie in der Ethnographie hat man sich aber daran gewöhnt, von „Kultur" namentlich in bezug auf den „Besitz" materieller Dinge zu reden. Anderseits wurde eine Auffassung von Zivilisation im Sinne einer Erstarrung des kulturellen Lebens in jüngster Zeit verbreitet. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wird darum hier nur von „Kultur" gesprochen.

Während auf geistigem und sozialem Gebiet die Kultur nichts Greifbares darstellt, sondern nur aus einer Unzahl von Äußerungen der Einzelnen erschlossen werden kann und höchstens im Verhalten der Menschen untereinander sinnlich zu fassen ist, drängt sich die „materielle" Kultur allenthalben sofort unseren Sinnen auf. Aber die geistige und soziale Seite bleibt mit der materiellen unlösbar verknüpft in den psychischen Wechselwirkungen unter den Mitgliedern einer Gruppe. Wegen dieses komplexen, aber individuellen Charakters der Kultur eines jeden Volkes können wir nur mit Vorsicht von den kulturellen Äußerungen in einem Gebiet auf ein anderes Schlüsse ziehen.

Der Vorgeschichte stehen im allgemeinen materielle Reste zur Verfügung. Um die geistige und soziale Kultur vorgesch. Zeit zu erfassen, ist nur ein Umweg über das möglich, was wir von heutigen Völkern in Erfahrung gebracht haben, deren materieller Kulturbesitz vergleichsweise eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der vorgesch. Völker aufweist.

Das Gemeinsame an dem materiellen Kulturbesitz der Naturvölker von heute und dem der vorgesch. Menschen ist die „Primitivität". Sie besteht im wesentlichen in einer geringeren Naturbeherrschung, einer ärmeren Technik, einer größeren Unmittelbarkeit der Lebensführung. Diese beschränktere Naturbeherrschung wirkt sich auch auf geistigem und sozialem Gebiet aus (s. Fortschritt). Von dieser Seite also besteht unzweifelhaft in den Lebensvoraussetzungen der „Naturvölker" ein starker Anklang an die vorgesch. „Primitiven".

Allein wir dürfen nicht vergessen, daß Kultur nicht an sich besteht, sondern nur als Lebenserguß bestimmter Menschen in der Wirklichkeit auftritt. Sie ist von der Artung dieser Menschen abhängig, von der Eigenart ihrer Psyche. Auch die Beherrschung der äußeren, umgebenden Natur ist ein Ergebnis dessen, wie sich die besonderen Fähigkeiten eines Menschenschlages mit den konkreten Naturbedingungen auseinandergesetzt haben. Der Stand der materiellen Kultur ist also bis zu einem gewissen Grade ein Wertmesser für die Fähigkeiten derjenigen Menschen, die sie hervorgebracht haben. „Bis zu einem gewissen Grade" deshalb, weil durch die Gunst der Lage Berührungen mit anderen Menschengruppen und ein Lernen, Nachahmen und Anwenden für die eigene Kulturgemeinschaft ermöglicht wird (s. Kulturkreis). Das verhältnismäßig abgelegene Siedeln auf Inseln (Australien), Halbinseln (Kamtschatka), Kontinentzipfeln (Südamerika, Südafrika) oder die Abschließung durch Gebirge (das Innere der großen Sunda-Inseln) verhindert die Befruchtung durch Gedanken aus fremdem Erfahrungsbereich. Die Zurückgebliebenheit der heutigen Naturvölker hat also unstreitig zwei Wurzeln: mindere Anlage und isolierte Lage. Zweifellos hat die starke Abgeschlossenheit wieder eine Verkümmerung der geistigen Regsamkeit auch bei von

Natur höher begabten Völkern verschuldet (etwa in Tibet oder Korea), während eine mangelhafte Veranlagung sicher oft gerade zur Flucht nach schwer zugänglichen Orten: Wüsten (Buschmänner), Wäldern (Kongo-Zwerge), Bergen (Weddas) oder Inseln (Feuerländer) veranlaßte.

Anders lagen die Dinge bei den vorgesch. Vorfahren der heutigen Kulturvölker. Zweifellos waren auch bei diesen nicht überall gleiche Anlagen vorhanden. Aber auf dem großen europ.-asiat. Schauplatz herrschte ein scharfer Wettbewerb. Zurückbleiben bedeutete Untergang, wenn nicht entlegene Täler, Winkel oder Inseln Zuflucht versprachen. Zudem bot sich auf den weiten Flächen beständig Gelegenheit zu friedlichen und kriegerischen Anregungen, zum Austausch von Kenntnissen und Fertigkeiten, von Ansichten und Einrichtungen.

§ 2. Die „Primitivität" der vorgesch. Menschen trägt eine andere Schattierung als die der zeitgenössischen Naturvölker. Die Begabung der alten Völker Europas, Asiens und Nordafrikas war zweifellos im Durchschnitt höher und die Möglichkeit, sich der Belehrung und Anregung zur Nachahmung zu entziehen, geringer als bei den „Eingeborenen" in entlegenen Gegenden der Erde heutzutage.

Außerdem sind die Naturbedingungen vielfach bei den vorgesch. Menschen anders gewesen als bei den heute lebenden Naturvölkern, welche die Tropen und die Polarzonen bevölkern — abgesehen natürlich von den amerik. Indianern, den Australiern und Neu-Seeländern.

Indessen ist die Auswirkung der Naturbeherrschung auf das geistige und soziale Leben nicht zu unterschätzen. Die Technik (s. d. A) ist nicht nur der greifbarste Gradmesser, sondern auch die stärkste Triebkraft des „Fortschrittes", der „Weiterentwicklung". An die Fertigkeiten der Hand und des Kopfes (s. Primitives Denken) knüpfen sich so viele neue Möglichkeiten der wachsenden geselligen Organisation (Pflug — Ackerbau — Unterwerfung — Staatsbildung; s. Schichtung) und eines höheren Geisteslebens (auch Schaffung von Muße — Stände wie Priester, Zauberer), einer reicheren und ausdrucksvolleren Kunst (in Malerei, Plastik, Instrumentalmusik), der Festhaltung der geistigen Erzeugnisse durch die Schrift (s. d.), und schließlich neue ethisch-religiöse und seelische Auseinandersetzungen, daß von diesem Ausgangspunkt die Primitivität besonders leicht zu fassen ist. Doch müssen wir eingedenk bleiben, damit die Dinge nur von einer Seite her zu sehen. Dieses Vorgehen empfiehlt sich hier deshalb, weil dem Vorgeschichtler überhaupt kein anderer Weg offensteht.

Wenn wir die Primitivität einer Kultur kennzeichnen wollen, suchen wir zunächst am besten nach materiellen Marksteinen. An die Schwelle menschlicher Kultur stellen wir die Beherrschung des Feuers (s. d. A). Damit soll nicht gesagt sein, daß Stämme, die vielleicht vor nicht zu langer Zeit (möglicherweise die Dama; Vedder *Die Bergdama* 1920 S. 37 f.) zur festen Beherrschung der Feuerbereitung gelangt sind, vorher nicht als „Menschen" zu betrachten wären. Als Kriterium der Kulturhöhe kann aber die Macht des Menschen über seine Lebensbedingungen gelten. Der Mangel an Naturbeherrschung macht die Primitivität aus. In bezug auf die äußeren technischen Möglichkeiten des Dienstbarmachens der Gegebenheiten in der Umwelt spielt das Feuer die wichtigste Rolle. Es wirkt sich in der Ernährung und Sicherung der Lebensführung in höchstem Maße aus.

An das Ende der Primitivität soll der Erwerb einer Lautschrift gesetzt werden. Sie ist für das Festhalten der Erinnerung und die Aufhäufung des Wissens von der größten Bedeutung. Sie legt die Tradition fest und vermittelt die Erfahrungen entschwundener Geschlechter. Gleichzeitig treten Pflug und Ackerbau, Rad und Wagen in Erscheinung, in politischer Beziehung der aus Schichten zusammengesetzte Herrschaftsstaat, und auf seelischem Gebiet tauchen ethische Bestrebungen auf, die in philosophische, nicht mehr an den Stamm gebundene, sondern an die gesamte Menschheit sich richtende Religionen münden.

Nach oben verschwimmt die Grenze der Primitivität fast noch mehr als nach unten. Denn gewisse Seiten der Kultur können durch das Zusammentreffen von Anlage und Schicksal bei einem Volk zu kräftigerer

Entfaltung gelangen, während andere Seiten verkümmern. Nie kann der Stand etwa der Musik allein, oder nur der politischen Entwicklung, oder bloß der religiösen Ideen als Maßstab für den gesamten Kulturkomplex angenommen werden, sondern wir müssen in Betracht ziehen, auf wie vielen Gebieten etwas geleistet wurde, und, wenn möglich, noch die Überlegung hinzufügen, ob und inwieweit Übernommenes umgestaltet wurde, und ob darin eine Förderung oder ein Verlust an Kulturgut (Vergessen von Fertigkeiten, wie etwa des Kanu-Baues oder der Töpferei) sich äußert. Denn wir dürfen uns nicht der Einsicht verschließen, die uns so leicht entgleitet, daß auch die primitiven Kulturen ihre verzweigten Wurzeln und mannigfachen Schicksale haben, obgleich wir nur sehr wenig davon wissen (s. Kulturkreis). Dasselbe gilt auch von den in das Dunkel vieler Jahrtausende sich verlierenden vorgesch. Völkern.

§ 3. Der hervorstechende Zug aller primitiven Kulturen ist die geringe Zahl von Menschen, die ihre Träger sind. Primitive Gemeinschaften sind immer klein und leben ein verhältnismäßig isoliertes Leben. Die Sonderart der Menschen gelangt auf die Dauer bei den meistens im relativ engen Verwandtenkreis sich abspielenden Heiraten (s. Heiratsordnung) zu einseitiger Ausbildung. Die mangelhafte technische Beherrschung der Umwelt macht sie stärker abhängig von den Eigentümlichkeiten des Klimas und Bodens, der Pflanzen- und Tierwelt. Alle diese Faktoren bewirken zusammen, daß die primitiven Kulturen viel bunter sind, viel mannigfaltiger als die verhältnismäßig wenigen, aber viele Millionen Menschen umspannenden Hochkulturen.

Dazu kommt noch etwas: die primitiven Kulturen sind verhältnismäßig stabil, sie sind in langen Zeiträumen ausgebildet, mit der eigenartigen Anlage ihrer Träger zu einer Einheit verwachsen, weil eine vollständige Anpassung des Traditionsgutes an die Veranlagung der Menschengruppe vor sich gehen konnte, die seine Träger sind. Nur langsam setzen sich neue Erfindungen durch, die neue Bedürfnisse hervorrufen könnten und zu neuen Wegen ihrer Befriedigung anstacheln (s. Wirtschaft D). Es herrscht Gleichgewicht zwischen dem, was man kann, und dem, was einer möchte. Darum tragen unter den Naturvölkern die Menschen in bezug auf ihre Bedürfnisse jene Ausgeglichenheit zur Schau, die wir „Glück" nennen. Durch ihre innere gefühlsmäßige Verflechtung mit einer Kultur, die ihrem Wesen in Generationen angepaßt worden ist, sind sie — bei allen Schwierigkeiten der Lebensführung — harmonisch. Trotz Verschiedenheiten der persönlichen Veranlagung knetet die enge Schicksalsgemeinschaft des mitunter winzigen Verbandes von kaum 100 Menschen die Mitglieder so zusammen, daß sie merkwürdig ähnliche Charakterzüge zeigen, die teils auf Verwandten-Inzucht, teils auf die scharfe Prägung zurückzuführen sind, die durch ein alle Seiten der Betätigung umschlingendes Leben in einer einzigen engen Gemeinschaft einem jeden aufgedrückt wird. Für das Leben der vorgesch. Kulturen, die nur von verhältnismäßig kleinen Menschenmengen getragen wurden, gilt das alles zweifellos auch. In gleicher Weise haben wir da mit langen Zeiträumen zu rechnen, über die ein Wachsen und Reifen der Kenntnisse und Fertigkeiten verteilt war.

§ 4. Der Ausdruck „primitiv" birgt den Gedanken der Entwicklung. Er ist in der Vorgeschichte greifbarer als in der Völkerkunde der zeitgenössischen Eingeborenen. Bei letzteren überstrahlt die sich bietende Variation der Typen die oft mühevolle Projektion der Gestaltungen auf ein stufenförmiges Wachstum. Die heutigen Naturvölker stellen auch in der Tat Endergebnisse von weit in der Vergangenheit abgezweigten Ästen dar, die durch verschiedene Faktoren in eigenwillige Bahnen gedrängt wurden.

Dieser Faktoren sind dreierlei am Werk, die sich ineinander verflechten: 1. Die Eigenart des Menschenschlages in der Fülle der besonderen Veranlagungen, die Vererbung und Auslese (s. d.) in eine bestimmte Richtung drängte. Gerade bei Primitiven mit ihren Heiraten im Kreise weniger kleiner Gruppen (s. Ehe A, Gruppenehe), mit ihrer lange Zeiten hindurch einwirkenden Tradition, macht sich dieser rassegestaltende Faktor stärker geltend als in den die Ehe-

partner freier wählenden großen Gemeinschaften der Kulturvölker.

2. Die Umwelt. Sie wirkt auf die Mitglieder einer Gemeinschaft in gleicher Weise ein und ruft eine mehr oder minder parallele Art des Reagierens hervor auf die Bedingungen des Klimas und Bodens, des Charakters der Landschaft (Wald, Steppe, Küste, Flußufer, Berge, Polargegend usw.) und ihren Bestand an Tier- und Pflanzenwelt. Zweifellos haben die Anforderungen des Wechselklimas eine vielseitigere Anpassung in Erfindung und Auffindung neuen Lebensverhaltens bei den Rassen dieser Striche gefördert.

3. Das Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur ist seine Technik (s. d. A) im weitesten Sinne des Wortes: nämlich alle seine Fertigkeiten, nicht nur der Hand, sondern auch der sozialen Organisation (Größe und Art der Gemeinschaften) und des Geistes, der Einsicht und Deutung der Erscheinungen und Ereignisse des Lebens.

Diese Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur wird durch den zeitlichen Ablauf, in dem sich alles befindet, verschiedenen Konstellationen ausgesetzt. Die Erfahrungen einer Generation bauen auf denen ihrer Vorfahren weiter und fußen auf dem, was die Nachbarn nachahmen, oder wozu sie untereinander irgendwie angeregt werden. Die in der Natur wirksamen Kräfte sind unübersehbar und unentrinnbar verschlungen. Die Umwelt bleibt sich auf die Dauer ebenso wenig gleich wie die Menschen und ihre Technik. Das historische Schicksal ist jene unbekannte Größe, die als jeweilige Konstellation den Kulturprozeß beeinflußt.

§ 5. Wenn wir die Primitivität als Armut an Erfahrung und Mangel an Macht und Einsicht der Natur gegenüber bezeichnen, so drängen sich uns doch innerhalb der Primitivität erhebliche Unterschiede auf. Der Übersicht wegen empfiehlt sich eine Zusammenfassung zu einer Reihe von Typen, die hier kurz angedeutet werden sollen:

I. Der niedrige Primitive, etwa der frühen und mittleren Altsteinzeit (s. Altpaläolithikum). Von heute lebenden Naturvölkern mögen wir Anklänge bei einigen Buschmann-Stämmen, den Dama, den Waldzwergen am Kongo, den Akka, den Kubu von Sumatra, den Wedda von Ceylon, bei den Feuerländern, bei einigen wenigen Papua- und Australier-Stämmen finden. Gemeinsam ist allen ein schweifendes Jäger- und Sammlerleben. Die Männer lauern größerem oder kleinerem Wild auf, und das Fangen spielt eine größere Rolle bei den heute unserer Beobachtung zugänglichen Stämmen als das Jagen. Die Frauen sammeln mit genauer Kenntnis der Kräuter Früchte, Wurzeln, Beeren, alles, was eßbar ist. Nur wenig wird angepflanzt. Auch zur Viehhaltung besteht keine Neigung. Immer wird von solchen Stämmen, etwa von den Bergdama (Vedder a. a. O. S. 79—80), berichtet, wie wenig geschickt sie sich anstellen, wenn sie z. B. Ziegen halten, und daß, obgleich sie seit Jahrhunderten den wohltätigen Einfluß der Rinderhaltung auf Lebensführung und Ernährung bei ihren Nachbarn, den Herero, vor Augen haben, dies sie nicht veranlassen konnte, von ihrem entbehrungsreichen Jägerleben zu dem gesicherter und reicher Hirten überzugehen. Auch der Raub von Kühen bei den Hereros führt nicht zur Zusammenstellung von Herden oder zum Aussuchen von Weiden, sondern man schlachtet die erbeuteten Tiere allmählich und zehrt sie auf. In ähnlicher Weise fehlt auch den Jäger- und Hackbauer-Stämmen unter den Papuanern und Melanesiern jedes Geschick, mit den wenigen Tieren, den Hunden, Schweinen, Hühnern, die sie halten, umzugehen. Offenbar haben sie diese Haustiere von anderen Völkern übernommen.

Daraus ist vor allem zu ersehen, wie tief die Neigung zu Fang, Jagd und Sammeln in den Anlagen verankert ist. Sie ist offenbar durch eine ungezählte Generationen hin wirksame Auslese im Volkscharakter herrschend geworden. Denn trotz äußerer Verhältnisse, die eine Änderung der Lebensführung zu begünstigen scheinen, bricht sie durch und hält am Überkommenen fest. Dieser Umstand weist auf die Schwierigkeiten hin, die für den Übergang zu anderen höheren Formen der Lebensführung für den primitiven Menschen vorgesch. Zeiten zu überwinden waren.

In sozialer und politischer Hinsicht haben wir es mit homogenen, aber nicht führerlosen Gebilden zu tun (s. Häuptling, Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung).

Die Reste aus Stein und Knochen, in Gestalt von Schabern, Faustkeilen, Pfriemen, Dolchen u. dgl., kennzeichnen dem Archäologen die primitivste Technik. Allein die Kenntnis der Naturvölker lehrt uns die Bedeutung, die dem Holz und Bast, der Rinde und Pflanzenfaser, den tierischen Häuten und Sehnen zufällt. Die auf uns gekommenen sehr einfachen und wenigen harten Werkzeuge aus Stein, der verhältnismäßig schwer zu bearbeiten ist, schließen nicht aus, daß Vorrichtungen, Werkzeuge, Geräte, Waffen, Fanggestelle aus vergänglichem Stoff benutzt wurden. Ja, wir werden die Anfänge der Technik in diesen Stoffen ebenso wie im Stein zu suchen haben.

Bei den primitivsten Siedlungen (s. d. A, B) wird man an Standlager zu denken haben, wie wir sie etwa bei Buschmann-Stämmen oder den Australiern der Steppe finden: eine bleibende Stätte fehlt der Fänger-, Jäger- und Sammlerhorde der Frühzeit. Auch die Höhlen dürften wohl nur mehr oder minder vorübergehend als Zuflucht, etwa für die Überwinterung, aufgesucht worden sein.

Die bildende Kunst (s. d. A, Primitive Kunst) der ältesten Zeit kennen wir auch nur so weit, als sie sich an witterungsbeständigem Material betätigte. Die rationalistische Auffassung, als hätte sich selbständige Plastik erst von der Ornamentierung der Gebrauchsgegenstände abgezweigt, wird durch neue Funde nicht bestätigt. Die bildnerische Darstellung von Gedankenbildern gehört wohl zu den frühesten Beständen der Menschheit.

Die große Rolle, die der Tanz bei allen, und gerade auch bei den niedrigsten Naturvölkern spielt, werden wir auch für die vorgesch. Primitiven der untersten Stufe vorauszusetzen haben. Ritzzeichnungen auf Knochen sind vielleicht als Darstellung solcher Verkleidungstänze zu deuten. Die Musik, wie wir sie aus den Gesängen der Wedda kennengelernt haben, deren armer Tonvorrat sich in geringen Intervallen und endlosen Wiederholungen bewegt, kann uns einen Fingerzeig dafür geben, welcher Art die Tonkunst der ä. StZ gewesen sein mag.

In bezug auf religiöse und mythologische Vorstellungen gibt dem Archäologen fast nur die Art der Totenbehandlung und die Herrichtung der Grabstätten (s. Grab A) Aufschluß (vgl. Präh. Z. 13–14 [1921–22] S. 1 ff. Ebert). Aus dem Leben der Naturvölker ersehen wir, wie die religiösen Gefühle noch auf vielerlei andere Art in Erscheinung treten, und wie namentlich der Geist an die Wirkungen alles Beweglichen: etwa von Mond, Tieren, Wasser, Wind, anknüpft, wie er sich mit dem Eßbaren, Schädlichen, Furchteinflößenden beschäftigt, und wie der tote Mensch nur eine von vielen Erscheinungen ist, denen man bald mehr, bald weniger Bedeutung beimißt. Selbst Bestattungen kommen auf früher Stufe nicht immer vor (s. Primitives Denken, Totenkultus A).

Aus alledem können wir nur gewisse gemeinsame Grundzüge ableiten, die zweifellos innerhalb einer jeden der verschiedenen Kulturgemeinschaften in einer besonderen und charakteristischen Form auftraten, wie sie auch die verschiedenen Funde bestätigen. Einmal wurde das Künstlerische mehr betont, ein andermal die Technik oder das Religiöse. Jede Kultur hat ihr besonderes traditionelles Schema, ihre Wertungen, nach denen alles gestaltet und von Zeit zu Zeit einem mehr oder minder weitgehenden Wechsel der Mode unterworfen wird. Dieser Wechsel ist, wie schon angedeutet, bei Primitiven verhältnismäßig selten und vollzieht sich nur langsam. Der Grund dafür liegt in dem zögernden technischen Fortschritt (s. d. und Technik A) und der einfachen sozialen Organisation (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung).

§ 6. II. Der mittlere Primitive, den wir etwa in die spätere Altsteinzeit und das Neol. versetzen dürfen, findet heute seine Parallele in den Grabstock-, Garten- und Hackbau-Stämmen (s. Technik A, Wirtschaft D) der Südsee (Melanesier, viele Papua-Stämme), Nord- und Südamerikas und Afrikas (z. B. Bantu-Stämme).

Es sind Stämme, die gewöhnlich nicht mehr in ganz homogenen Verbänden leben, die aber auch keine ausgebauten Systeme von Kasten (s. d. A) besitzen, bei denen indes

schon einerseits einzelne Familien hervortreten, anderseits auch Sklaverei in geringem Umfang und mildem Maß besteht, sich also eine gewisse Schichtung (s. d.) geltend zu machen beginnt.

Die Frage drängt sich uns auf, worin der Anstoß zu solchen Änderungen zu suchen ist. Denn wenn wir uns etwa auf den Fortschritt der Technik berufen wollen, können wir nicht der Frage entgehen, worauf dieser zurückzuführen ist. Zweifellos zeigt sich eine nicht unerhebliche Vervollkommnung und Bereicherung der Geräte, Waffen und Werkzeuge, die ja auch schließlich zur Unterscheidung eines neuen Kulturzeitalters geführt hat.

An Stelle der mystischen Annahme von einem konstanten Anwachsen der Erfindungen, für das bei der geringen Spannung zwischen Bedarf und Befriedigung, bei dem Gleichgewicht zwischen Wollen und Können in der primitiven Welt der rechte innere Anreiz fehlt, sofern nicht Veränderung der Orts- und der Lebensbedingungen in Frage stehen, werden wir wohl die Ansicht setzen müssen, daß durch Berührung mit Fremden im Laufe der Stammesschicksale geistige Befruchtungen eingetreten sind.

Wie schon angedeutet, ist zweifellos mit einer ursprünglichen großen Buntheit, einem primären Polymorphismus der Kultur, zu rechnen. Wenn selbst die Reste der technischen Erzeugnisse niedriger Primitivität an verschiedenen Stellen der Erde in ihren Grundzügen einander ähnlich sind und als Faustkeile, Dolche, Pfriemen aus Stein und Knochen erscheinen, so können sie als Ergebnisse aufgefaßt werden, die aus den wenigen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten erzielt wurden. In der Auseinandersetzung mit der Natur müssen sich aber je nach den Existenzbedingungen, in welche die Menschengruppen versetzt werden, besondere Eigenarten der Reaktion und der Tradition herausbilden. Das kam nicht nur in Wohnung und Kleidung zum Ausdruck, sondern noch mehr in der konkreten mythischen Ausdeutung und religiösen Gefühlseinstellung. Hier tritt die Buntheit der Gestaltungen zutage.

Knüpfen wir an die oben entworfene Schilderung der Bergdama-Jäger an: das ingezüchtete Jägervolk will nicht seßhaft werden (Vedder a. a. O. S. 173). Das ist ein Umstand, der den mit den vielerlei Varianten des Kulturlebens vertrauten Ethnographen nicht weiter aufregt. Denken wir aber an vorgesch. Zustände und nehmen für die oben angedeutete Stufe der Altsteinzeit eine allgemein verbreitete Lebensführung als Jäger und Sammler an, ähnlich der der Bergdama, so türmt sich vor uns die Frage auf, wie die Menschen aus diesem ersten Kindheitsstadium herauskamen? Diese Frage bedrückt gerade den vergleichenden Ethnologen, wenn er sich vergegenwärtigt, wie nur äußerste Not und Zwang der Verhältnisse ein Jäger- und Sammlervolk seßhaft machen können. Vom Schreibtisch aus erscheint uns die Seßhaftigkeit als ein bequemes Ideal. Verlassen wir aber diesen egozentrischen Standpunkt, versetzen wir uns in die Lage der Primitiven, so sehen die Dinge ganz anders aus. Wenn wir das Verhalten der gutstudierten Bergdama uns vor Augen rücken, so sehen wir, wie es den benachbarten Herero-Hirten nicht gelang, weder durch Beispiel noch durch Gewalt, aus den kämpfenden Jägern und unsteten Sammlern behäbige Hirten zu machen. Erst der Zwang der Weißen, der sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorholte und auf den Farmen zur Arbeit nötigte, konnte eine gewisse Änderung herbeiführen. Dabei ging es nicht ohne Versklavung und Unterwerfung ab. Sie sind die Mittel der Domestikation des Menschen. Damit hängt aber ein völliger Umschwung in der Bewertung der Lebensgüter zusammen.

Versuchen wir diese Beobachtungen für die vorgesch. Vorgänge zu nützen, so können wir uns keine geradlinige Entwicklung aus einem niedrigen Zustand zu einem höheren vorstellen, wie das üblich ist, sondern wir müssen uns die Prozesse anders denken und vor allem die in ihnen wirkenden Kräfte zu erfassen trachten.

Ein verändertes Klima als Folge von Wanderungen kann wohl zu einer Anpassung der Lebensweise an die neuen Hilfsquellen der Natur führen, auch zu technischen Erfindungen, aber für die politische Organisation und den sozialen Aufbau ist zweifellos das Zusammentreffen unterschiedlich begabter Träger verschiedener

Kulturtraditionen das Entscheidende. Die ethnischen Gruppen, die in friedliche oder feindliche Berührung treten, befruchten einander, und zwar körperlich wie geistig (s. Kulturkreis). Vor allem haben wir an den Weiberraub und Weibertausch zu denken, der seit jeher eine Hauptrolle gespielt hat. Damit treten raßliche Vermischungen der zweifellos schon wegen ihrer Kleinheit stark ingezüchteten homogenen Gruppen der niedrigen Primitiven ein. Aber derartige raßliche Mischungen sind niemals ohne gleichzeitig damit Hand in Hand gehende geistige Übertragungen, Mitteilungen, Nachahmungen zu denken, also nicht ohne ein gegenseitiges Geben und Nehmen auf kulturellem Gebiet. Daraus resultiert schließlich etwas Neues. So wie sich aus Mischungen selbständige Rassen herausgezüchtet haben, so erscheinen ähnlich im geistigen Bereich neue Kulturen. Das will natürlich nicht besagen, daß neuen Kulturen immer besondere Rassenmischungen entsprechen müssen. Zweifellos war das aber häufig der Fall, und man wird eine gewisse grobe Parallelität annehmen dürfen.

Bei einem Zusammentreffen verschiedener Gruppen, seien sie auch noch so klein, hat man dank der relativ starken Inzucht, in der sich alle kleinen Gruppen befinden, mit einer Herausbildung von charakteristischen Sonderanlagen zu rechnen, so daß eine jede Gruppe anders begabt erscheint, ihre eigenen Gebräuche pflegt, ihre besondere Verhaltungsart befolgt und einem besonderen Auslese- und Siebungsmechanismus unterworfen ist. Die ursprüngliche Form von Kämpfen bei strittigem Jagdgebiet ist, wie wir das auch etwa von den Bergdama kennen (s. Fehde): Töten der Männer, Rauben der Frauen. Die geraubten Frauen werden oft in eine untergeordnete Stellung gegenüber den heimischen Frauen gedrückt; man gewährt ihnen nicht die Freiheit des sammelnden Umherschweifens, sondern sie müssen Gärten anlegen, wie das z. B. auch in geringem Ausmaß bei den Bergdama vorkommt. In ähnlicher Weise müssen wir uns auch die Anfänge des Viehhaltens vorstellen, aus dem die Viehzucht hervorgeht. Nicht daß die Anlage von Gärten oder das Viehhalten früher unbekannt gewesen sein müßten, aber der Raub von Frauen, ihre und ihrer Kinder Herabdrückung und Zwang zur Arbeit ermöglichten eine weitere Ausbildung nach dieser Wirtschaftstechnik hin. Voraussetzung ist auch noch das Zusammentreffen besonderer, durch Auslese und Siebung geförderter Veranlagungen, z. B. einer herrisch-organisatorischen und einer schmiegsam-tätigen.

Das alles weist darauf hin, daß mannigfache Faktoren zusammengetroffen sein müssen, um den ersten Übergang zu einer Lebenshaltung auf einer anderen Wirtschaftsbasis und alle die damit zusammenhängenden kulturellen Änderungen anzubahnen. Wie wenig das bloße Vorbild zur Annahme anderer „höherer", „besserer" oder gar „bequemerer" Wirtschafts- und Kulturformen anreizt, dafür ist die enge Nachbarschaft der Bergdama und Herero, um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben, das beste Zeugnis. Es genügt nicht, wie die rationalistische Betrachtungsweise es sich naiverweise vorstellt, daß die einen etwas Praktisches und Vernünftiges bei einem anderen Volke sehen, sondern es muß auch noch eine besondere Gefühls- und Bereitschafts-Konstellation eintreten, ein gewisses, durch mannigfache Ereignisse auslösbares Minderwertigkeitsgefühl, das keineswegs immer bloß die Folge verlorener Kämpfe zu sein braucht.

Wir werden also den Übergang von dem angedeuteten I. Kulturtypus zum II. uns nur vorstellen können unter der Voraussetzung, daß durch starke und vielfache Berührungen und Mischungen eine Bereitwilligkeit zum gegenseitigen Nachahmen eintrat, wobei sich durch Aufzwingung des Grabstocks zur Bestellung von Feldern eine Wirtschafts-Umwälzung vollzog, die sich in allen Kulturzweigen auswirkte.

Die gemeinsamen Züge dieser untereinander mannigfaltigen Kulturen lassen sich kurz als der Fortschritt einerseits zu dem mehr seßhaften Leben der Hackbauer und anderseits zu dem der Hirten charakterisieren. Dabei verschwimmen die Grenzen, indem die Grabstockbauer auch noch viel mit Jagd und Fang beschäftigt sind oder die Hirten noch sammeln und Gärten anlegen. Aber das Schwergewicht der Nah-

rungsversorgung ist so verschoben, daß eine größere Gleichmäßigkeit verbürgt wird, indem an Stelle des Glückspiels der Jagd eine planvolle Tätigkeit getreten ist. Darin liegt die geistige Bedeutung des Umschwungs.

Diese bewußtere und überlegtere Lebensgestaltung äußert sich auch in den Bindungen, in die das soziale Leben (z. B. durch die Heiratsordnungen; s. d.) gelegt wird. In der Religion tritt sie durch den aufsprießenden Zeremonialismus, durch Meidungs- und Verhaltensvorschriften aller Art zutage. In der Technik bemerkt man eine Differenzierung der Geräte, Waffen, Bauwerke. Die Siedlungen (s. d. A) werden planmäßig angelegt, die Häuser nach herkömmlichem Schema gebaut, kurz die Kultur selbst gewinnt feste Form, die Kunst Stil.

§ 7. III. Die höhere Kultur der Primitiven wird durch das ausgehende Neolithikum und die beginnende Metallzeit ungefähr angedeutet. Sie wird durch eingelebte soziale Schichtungen, durch größere, gewöhnlich von aristokratischen Häuptlingen geleitete Gemeinwesen gekennzeichnet, deren Bevölkerung nicht mehr gleichartig, sondern in der es zu einer Differenzierung von Berufen gekommen ist, wie sie etwa bei den Kwakiutl in Nordwest-Amerika sich zeigt, bei vielen ost- und westafrik. Stämmen, auf der mikrones. und polynes. Inselwelt, auf Madagaskar usw.

Die politische Verfassung ist oft sehr kompliziert, vielfach nach Rangstufen gestaffelt. Einige obere Kasten (s. d. A) beanspruchen das Land, während es die übrigen von ihnen unter verschiedenen Formen zu Lehen (s. d.) haben. Die Heiratsordnungen (s. d.) zeigen einen Verfall, für die Männer bestehen oft soviel wie gar keine Schranken mehr, nur für die Frauen wird die Vorschrift, mit einem Mann der gleichen Kaste sich zu vermählen, aufrechterhalten. Die Familie (s. d. A) hat sich vollkommen verselbständigt und ist die Grundlage für die Wirtschaft (s. d. D) geworden.

Das Wirtschaftsleben hat durch die Technik (s. d. A), und zwar durch die Bedeutung einer spezialisierten handwerklichen Betätigung, neue Gestalt erhalten, wie sie in der Herstellung von Töpferwaren, von Matten, Flechtereien, Armringen, Beilklingen, Pfeilen, Speeren, Äxten, von Booten, prächtigen Hallen, zutage tritt (s. Handwerk A). Zauberer und Priester leben ausschließlich ihrem Berufe; hier finden wir eine Gruppe, die nur den Fischfang pflegt, dort eine andere, die nur die Felder bebaut, eine dritte, die der Jagd und dem Fang nachgeht.

Die Zusammenfassung größerer Menschenmengen durch einige wenige Familien ermöglichte einen Güteraustausch und eine oft zentralisierte Güterverteilung auf dem Wege der Lehens- und Steuerabgaben, die aber noch in dem Charakter von Tauschgeschenken befangen ist (s. Handel F).

Die Siedlungen (s. d. A) tragen dem Rangsystem Rechnung, oft finden wir ganze Häuptlingsstädte. Den verschiedenartigen Verrichtungen und Beschäftigungen werden besondere, oft auch schon äußerlich als solche kenntliche Bauwerke errichtet. Vor allem aber treten die Gemeinschaftshallen, Häuptlingsresidenzen u. dgl. hervor.

Der Zeremonialismus wird auf die Spitze getrieben; durch Omen (s. d. A) und Orakel (s. d. A) sucht man auf Grund von Hypothesen über die Zusammenhänge der Ereignisse diese vorher zur erkennen oder sie zauberisch zu meistern. Das ist das kühne gedankliche Unterfangen, das diesen religiösen und mystischen Handlungen zugrunde liegt.

Die Kunst ist namentlich technisch weit ausgebildet und in den Dienst des Zaubers gerückt.

Das, was diese Epoche von der vorherigen scheidet, ist eine zunächst noch mystische Aufrichtung von Menschenmacht, ein Versuch, den Kausalzusammenhängen nachzuspüren, und eine tatsächlich erhöhte materielle Beherrschung der Umwelt, der Tiere und Pflanzen durch die Hand des Menschen. Zweifellos fallen in diese Zeit auch schon die ersten Versuche der Metallschmelze.

Auch hier können wir nicht an der Frage vorübergehen, wodurch dieser Kulturtypus herbeigeführt wurde. Eine geradlinige Fortbildung aus dem II. Typus anzunehmen, ist so wenig tunlich wie beim Übergang von I zu II.

Diese Zeit erst kennt Raub und Krieg im großen Maßstab (s. Politische Ent-

wicklung), nicht nur der Rache wegen, sondern vor allem um der Menschen willen, um Weiber und Sklaven, dann aber auch um Haustiere zu erbeuten. Der wirtschaftliche Besitz hat hier zuerst Bedeutung erlangt, das Privateigentum der Familie (s. d. A) hat sich herausgebildet (s. a. Recht). Anlaß dazu gaben die Fertigkeiten, die erworben wurden durch engere Berührung der Stämme, gegenseitige Befruchtung und erhöhte Austausch-Möglichkeiten. Am Privateigentum entzündete sich das Rechtsleben. Neben die Jagd auf das Tier trat die Jagd auf den Menschen, und das Halten von Tieren wurde auf das Halten von Menschen ausgedehnt. Eine Zusammenschmelzung von Gruppen verschiedener Herkunft zu Stämmen erfolgt, die nun zu der Einheit eines gleichen Systems von Verhaltungsweisen, von Wertungen, von Deutungen und Auffassungen, kurz von einer „Kultur" gelangt sind. Das ist eine „neue Zeit", die auf ganz anders zusammengesetzten, jetzt deutlich heterogenen Menschenschlägen aufgebaut ist. Die ethnische Einheit gemeinsamer Abstammung tritt zurück. Die Gemeinschaft ist allerdings nur ein Agglomerat, eine Anhäufung mannigfacher Bestandteile, und wird nur durch die überall verteilten Familien der obersten Kasten politisch zusammengehalten. Die eigentliche Herrschaft schlummert hier noch unter einer mystischen Decke, ihrer Kraft noch unbewußt.

§ 8. Erst der IV. Typus bringt eine Rationalisierung der Herrschaft, ihre bewußte Nutzung durch den Despoten, wie er uns im Königtum des alten Orients entgegentritt. Obwohl nicht mehr der Primitivität angehörig, ist es doch nötig, mit Aufmerksamkeit die Schwelle zu überschreiten, die aus der primitiven zur archaischen Kultur herausführt.

Die technische Erfindung des Pfluges (s. d.), vor den der Ochse gespannt wird, ist ihr Symbol und deutet das erfolgreiche Ergebnis des Zusammentreffens des Grabstock- und Hackbauers mit dem Viehzüchter an. Die Pflugschar ist der umgebaute Grabstock, vor den das gezähmte Rind gespannt ist. Auch der Zeremonialismus fehlt nicht: denn die Kastrierung des Ochsen hängt sicher mit zauberischen Gedankengängen zusammen.

Welche Fülle von Menschen verschiedener Herkunft treffen wir z. B. in den alten mesopot. und äg. Reichen! Wie deutlich tragen die Gruppen das Gepräge ihrer traditionellen Beschäftigung als Ackerbauer, Fischer, Jäger, als Töpfer, Weber, Steinmetzen, Bäcker, Bierbrauer usw. Die Güterverteilung und das Eintreiben der Steuer bewegt sich nicht mehr in spielerisch-zeremoniellen Formen, sondern wird rationalistisch kalt nach Gesichtspunkten des Nutzens und der Macht betrieben.

Mystik und Religion, Kunst und Kenntnis, Technik und Fertigkeit werden mehr und mehr bewußt in den Dienst der Herrschaft gestellt. Dadurch werden ungeheure Kräfte entfesselt, die eine neue Epoche mit bisher ungekannten Problemen ins Leben rufen.

Wissen und Können haben sich in der Technik (s. d. A), auch in der Technik der sozialen Beherrschung von Menschenmassen, ungeheuer gesteigert. Die Erinnerung an die Vergangenheit erwacht, der Blick in die Zukunft wird geschärft, — wie das in den Aufzeichnungen der Könige Ägyptens und in den Gebeten für ihre Seele „auf Millionen Jahre" uns deutlich wird.

Selbstbewußte Führer haben mit erwachendem, rationalistischen Denken von der Kultur des III. Typus Nutzen gezogen und sich gefügiger, leistungsfähiger Menschen bedient. Damit vollzog sich im Innern der politischen Körperschaften auch eine Änderung in der bisherigen sozialen Auslese, im Siebungsprozeß: anders veranlagte, dienstbereite, fachlich leistungsfähige Menschen werden hochgehoben und begünstigt, die rauhen, nur auf das körperliche Kämpfen eingestellten Persönlichkeiten zurückgedrängt. Es ist der große Domestizierungsprozeß, den die Menschheit sich selbst bereitete. Vermengungen und Mischungen verschiedener ethnischer Bestandteile begünstigten diese Vorgänge. So sind die Kulturvölker des orient. Altertums zusammengeschweißt worden.

§ 9. Eine Frage heischt hier noch Antwort: müssen wir uns vorstellen, daß ein Volk alle aufgeführten Typen durchlebt? Die ältere evolutionistische Auffassung war

dieser Meinung. Man wird sich klarmachen müssen, daß die Existenz dessen, was man ein „Volk" nennt, ganz wesentlich mit einer gewissen Kulturform zusammenhängt. Diese geht in ihren zeitlichen Gestaltungen eigenartige Wege. Diese Wege können durch Berührungen, durch Nachahmen und Lernen verkürzt, durch Isolierung verlängert werden. So nahmen z. B. die Eskimos, die Feuerländer schon wegen ihrer Isoliertheit nur wenig am allg. „Fortschritt" der Menschheit teil, sie verblieben, ähnlich wie die austral. Jägerhorden der Steppen, in einem primitiven Zustand.

Wie ist es aber bei höheren Primitiven? Versuchen wir, es uns an dem Beispiel der Mikronesier oder Polynesier klarzumachen! Hier haben wir geschichtete Gemeinwesen als Träger des Kultursystems. Dieses selbst stellt eine Amalgamation aus verschiedenen Quellen dar, um deren Aufdeckung sich die Völkerforschung bemüht. So weisen Anzeichen deutlich auf weite Wanderfahrten, die vielleicht vom Bengalischen Meerbusen ausgingen. Diese Wanderer besaßen indessen sicher nicht die Kultur, die wir heute auf Yap, auf Ponape, auf Samoa oder bei den Maori feststellen, sondern nur Bestandteile davon. Anthropologische Untersuchungen weisen auf mongoloiden Einschlag, der hier stärker, dort geringer in Erscheinung tritt. Dazu kommen noch anthropologische Mischungsbestandteile von irgendwelchen „Urbewohnern" der Inseln, die auf den langen und weiten Wanderfahrten angelaufen worden waren und vielleicht Jahrzehnte oder Jahrhunderte als Zwischenwohnsitze dienten, deren Bewohner vielleicht zeitweise versklavt oder als Diener mitgenommen wurden. Setzen wir den Beginn dieser Wanderungen etwa zu Anfang unserer Zeitrechnung und die Ankunft in ihren heutigen Wohnsitzen um das 1. Jht. der Zeitrechnung (vgl. Churchill *Polynesian Wanderings* 1917), so ergibt sich eine schicksalsreiche Zeit und mannigfaches Zusammentreffen mit anderen Stämmen, mit denen mehr oder minder Mischungen eingegangen, von denen Kulturbestandteile aufgenommen wurden, während überkommene Traditionen dafür abgestreift werden mußten: kurz, es vollzog sich eine geistige Anpassung der Kultur, ein Aufnehmen und Ausscheiden, gelenkt von der Art und den Bedürfnissen der Träger. So wie diese sich raßlich wandelten, stellte sich auch eine Umlagerung und Umformung in ihrer kulturellen Ausstattung ein. Beides braucht natürlich keineswegs streng parallel zu gehen. Es können geringe Mischungen aus einer fremden Rasse in ein Volk aufgenommen werden, aber trotzdem eine Menge materiellen Kulturbesitzes, wie z. B. bei heutigen Indianerstämmen Nord-Amerikas. Ebenso auch umgekehrt.

Das ganze Rangsystem der Polynesier und Mikronesier weist im Zusammenhang mit den anthropologischen und linguistischen Befunden darauf hin, daß verschiedene Völker raßlich und kulturell sozial gemengt und raßlich gemischt wurden. Überall, wo sich die Polynesier niedergelassen hatten, bildete sich auf Grund der Besonderheiten ihrer Zusammensetzung, der Verwertung und Anwendung ihrer Kenntnisse eine eigenartige Kultur heraus: hier die samoanische, dort die hawaiische, in Neuseeland die der Maori. Trotz dieser Individualisierung ist die Fülle des Gemeinsamen an Sagen, Überlieferungen, Auffassungen, Kenntnissen, aber auch an Volkscharakter unverkennbar. Stufenmäßig wird man alle diese Stämme als gleichartig bezeichnen können. Wie aber stellt sich das Verhältnis etwa zu den Melanesiern oder Papuanern, die man ihrer sozialen Entwicklung und ihrer Begabung nach ohne weiteres niedriger einzuschätzen berechtigt ist?

Auch bei den Melanesiern haben wir es mit Mischungen zu tun, auch die Ursprünge ihrer Sprache und vieler Kulturbestandteile deuten auf ähnliche Ausgangspunkte wie bei den Polynesiern oder Mikronesiern. Hier waren die Vorgänge aber offenbar anders. Es ist so, als wären diese Völker zum großen Teil die Wirte von durchwandernden polynes. Stämmen gewesen, die sich mit ihnen etwas vermischten, während die Wirte von dem Kulturbesitz der Wanderer sich manches aneigneten und dann schlecht und recht bewahrten, mitunter auch zum Verfall brachten. Die Mischungen der Menschen verliefen hier anders und ebenso die Über-

nahme- und Anpassungsvorgänge der Kultur.

Es ist schwer, sich eine deutliche Vorstellung von der ursprünglichen Rassenzusammensetzung und dem Kulturzustand der ausziehenden Wanderer zu machen.

Die Polynesier in ihrer heutigen Zusammensetzung, etwa die Samoaner oder die Hawaiier, brauchen durchaus nicht irgendwelche Einrichtungen besessen zu haben, wie sie bei einem melanes. oder papuan. Stamm angetroffen werden. Denn unterwegs waren sie noch gar nicht „Polynesier". Einige Vorfahren lebten in Indien, andere etwa auf irgendwelchen Sunda-Inseln, weitere vielleicht an der Südostspitze des asiat. Kontinents in je ganz verschiedener Kultur. Ähnliches gilt für die Melanesier.

Wenn wir die Grundzüge der melanes. Kultur mit der polynes. oder mikrones. vergleichen, so drängt sich uns die erstere ohne weiteres als die „primitivere" auf. Man wird indes nicht behaupten können, daß die Kultur etwa der Samoaner aus der der Gazelle-Küsten-Bewohner von Neu-Pommern oder der der Massim-Leute oder sonst einer melanes. Kultur hervorgegangen sei. Wenn man sagt, daß z. B. die Samoaner früher selbstverständlich auf einer niedrigeren Stufe gelebt haben müssen, so darf man das nicht auf die heutige Kulturgemeinschaft der Samoaner und ihre Träger beziehen, sondern nur auf die Bestandteile oder doch auf einzelne Bestandteile des Volkes, aus dem die höhere Kultur der Samoaner oder eines anderen Volkes zusammengeschweißt wurde.

§ 10. Bei diesen Erwägungen klärt sich die Frage, was aus den alten Völkern und deren Kultur „geworden" ist. Wohin sind die Iberer (s. d.), die Ligurer (s. d.), die Pikten (s. Britische Urbevölkerung) usw. „gekommen"? Man vergleiche das Schicksal der vor unseren Augen aussterbenden Indianer oder der eben zitierten Polynesier, etwa der Hawaiier! Es ist genau derselbe Vorgang, der im alten Spanien und fast die ganze w. Mittelmeerküste entlang im röm. Altertum sich vollzog. Genau genommen, sterben die Polynesier nicht aus; sie leben in den zahlreichen Mischlingen weiter. Was ausstirbt, ist der spezifische Rassenschlag und das eigenartige Kultursystem. Ebenso lebt zweifellos im heutigen Italien, im s. Frankreich und n. Spanien das Mischlingsblut der ehemaligen Ligurer. Gleicherweise ist unter den Deutschen, Engländern, Skandinaviern Mischlingsblut der alten Germanen in verschiedener Zusammensetzung lebendig. Auch wenn man nach den Kulturbestandteilen fragt, findet der volkskundliche Forscher noch zahlreiche Reste in Gebräuchen, Worten, Ansichten, über die sich später eine jüngere Kulturschicht gebreitet hat, welche aus einer anderen seelischen Verfassung geschaffen wurde — ohne jedoch, daß heute die erbmäßig-raßlichen Bestandteile sich mit den überlebenden Traditionen zu decken brauchen.

So kann man sagen, daß nie eine Kulturschicht aus einer bestimmten niedrigen Stufe unmittelbar hervorgeht, sondern daß aus einem günstigen Zusammentreffen verschiedener Gruppen mit eigenen Kulturen etwas Neues und Höheres emporkeimt.

Es ist kein Zufall, daß die Griechen an den Beginn ihrer Geschichte den trojanischen Krieg gestellt haben und die Römer die Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern. Aus diesen Ereignissen keimte das Eigenartige dieser Kulturen.

Auch die vorgesch. Stämme und ihre Kulturen können daher nie ohne weiteres mit irgendwelchen historischen Völkern identifiziert werden. Hier schufen Verschmelzungen, dort Schichtungen oder Abspaltungen und Trennungen im Laufe der Ereignisse neue und in der Regel größere politische und damit unweigerlich auch kulturelle Einheiten.

§ 11. Denn die kulturellen Systeme sind in ihrer Ausdehnung abhängig von den politischen Verbänden, in die sie gebettet sind. Den politischen Verbänden aber wohnt (s. Politische Entwicklung) die Tendenz zu einer immer größeren Ausdehnung inne, zu einer Einbeziehung von mehr Menschen. Dies ist wieder auf die Anhäufung von Kenntnissen und Fertigkeiten zurückzuführen (s. Fortschritt, Technik A).

Damit gelangen wir zu der Frage des kulturellen Fortschritts (s. d.). Nach einer Richtung hin ist er über alle Einwendungen erhaben: nämlich soweit eine Erweiterung unserer technischen Naturbeherrschung und ein Anwachsen unserer Einsicht in die Zusammenhänge der Natur in Frage kommen. Unter diesen Gesichtspunkt setzen wir auch die Merksteine für die Entwicklungshöhe. Nicht mit Unrecht. Denn aus solchen Errungenschaften leiten sich die weitgehenden Folgen für die Möglichkeit nicht nur der politischen Organisation und der wirtschaftlichen Versorgung ab, sondern auch für Kunst, Schrift, Zahl und Maß, für die Auffassung vom Leben und der Stellung des Menschen in der Natur, kurz für die gesamte Weltauffassung (Ausführungen darüber unter Ehe A, Frau A, Politische Entwicklung, Primitives Denken, Soziale Entwicklung).

Allerdings läßt sich ein solcher Fortschritt nur beim Überblicken längerer Vorgangsketten feststellen.

§ 12. Indessen nicht alle Seiten menschlicher Betätigung unterliegen der Wirkung der fortschreitenden Kräfte in gleichem Maße. Manche zweifellos nur wenig, bei anderen bleibt die Frage offen, ob überhaupt ein Fortschreiten sich geltend macht oder nur ein Pendeln innerhalb beschränkter Möglichkeiten der Gestaltung (vgl. Thurnwalds Vortrag auf der VI. Gemeinsamen Tagung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg 1926).

Auf dem Gebiete von Moral (s. d.) und Ethik vollzieht sich der Fortschritt unzweifelhaft nur sehr langsam und unter starken und wiederholten Rückschlägen. Wenn wir aber die allgemeine Entwicklung zu immer größeren Verbänden berücksichtigen, können wir die Fortschrittsfrage in dieser Hinsicht bejahen (s. Moral, Politische Entwicklung).

Dagegen ist es fraglich, wie weit von der Ordnung der Geschlechtsbeziehungen behauptet werden kann, daß ein Fortschreiten darin stattfindet. Auf diesem Gebiet sehen wir kaum eine einheitliche Linie, wenn auch gewisse Zusammenhänge mit politischen und wirtschaftlichen Lebensformen und daran sich knüpfende Vorstellungen (s. Familie A, Ehe A, Heirat) unverkennbar sind.

Zweifellos wirkt sich jedes Kultursystem nach allen Richtungen menschlicher Ansichten, Ordnungen und Einrichtungen aus und zieht auch die selbständigsten und triebhaft stärksten Beziehungen wie die erotischen in seine Kreise (s. Frau A).

§ 13. Nicht nur oft recht heterogene Menschengruppen, sondern auch die sehr verschiedenen Seiten der Menschennatur werden durch ein Kultursystem in Bann geschlagen. Darin liegt die Stärke, aber auch die Schwäche einer jeden Kultur. Durch die Systematisierung wird eine gewisse Anpassung der verschiedenen Ordnungen aneinander erzielt, ein Ausgleich zwischen politischen Einrichtungen und religiösen Anschauungen, sozialen Sitten und rechtlichen Institutionen, zwischen Wirtschaft und Kunst herbeigeführt. In ihrer wechselseitigen Abstimmung aufeinander ruht die Festigkeit einer Kultur.

Störungen können von außen kommen, wie bei der Vernichtung des Inka-Reiches in Peru durch die Spanier, oder von innen, durch Reibungen, infolge Aufnahme unangepaßter Menschen (Überschichtung), oder dadurch, daß die Veränderungen der Menschen selbst nicht mit den Veränderungen ihrer Einrichtungen Schritt halten, so daß diese aus dem Gleichgewicht geraten, wie wir es beim Zerfall alter Kulturreiche oder afrik. Despotien beobachten können, und wie es auch sonst in der Geschichte oft zutage tritt.

Im allg. besitzen primitive Kulturen eine stärkere innere Ausgeglichenheit und Harmonie als höhere Kulturen, die labiler sind, deren Systeme von vornherein nicht so durchgebildet sein können, weil sie zu viele und zu verschiedenartige Menschen umfassen, und weil in höheren Kulturen wegen des raschen Tempos im Erringen neuer Kenntnisse und Fertigkeiten ein innerer Ausgleich alles dessen, was die Gesellschaft beherrscht, immer schwieriger wird. Daher die Moden, Krisen, Rückschläge im Leben der höheren Kulturen, während den niedrigen derartige Krämpfe erspart bleiben.

Zahllosen bunten Fäden gleich, sehen wir die primitiven Kulturen, über weite

Zeiträume gespannt, aus der spärlichen Menschheit der Frühzeiten quellen. Diese Fäden verschlingen sich mehr und mehr und bilden dickere, kürzere Stränge. Schließlich münden diese in dem breiten, aber schillernden und beweglichen Flechtwerk der höheren Kulturen, das sich in immer dichterer, wenn auch uneinheitlicher Verschlingung über die Menschheit breitet.

§ 14. Die Entwicklung ging nie glatt und gleichartig vor sich. Ganze Menschenstämme sind durch einseitige Anpassung und Spezialisierung mit ihrer Kultur und durch sie auf abwegige Bahnen geraten, die zu ihrem Untergang, zu ihrem Aufgehen in anderen Kultureinheiten führten. So mag z. B. auch der Neandertaler (s. Homo primigenius) mit seiner niedrigen Kultur unter- und aufgegangen sein in Stämmen, die sich irgendwo inzwischen isoliert herausgebildet hatten und eine günstigere Ausrüstung errangen.

Auch die heutigen Naturvölker sind einseitig spezialisierte, in ihrer Art vorzüglich mit ihrer eigenen Kultur verwachsene Träger bestimmter Fähigkeiten. Ihre einseitige, starke Angepaßtheit verhindert aber das Aufgehen in fremder Kultur, denn jede Menschengruppe sucht die ihr und ihren Anlagen und Neigungen entsprechenden Kulturmöglichkeiten zu verwirklichen, andere abzulehnen.

Die Kultur ist der Niederschlag der Reaktionen von Menschengruppen auf bestimmte äußere und innere Lebensbedingungen. Diese Bedingungen liegen nicht allein in der Umwelt, der Natur, sondern auch in den besonderen Beziehungen unter den Menschen selbst, in dem, was diese an Fähigkeiten und Traditionen mitbringen, und was sie in dieser Beziehung bei ihren Nachbarn antreffen.

Unter diesen Umständen ist die Kultur ein Schicksal der Gruppe, das diese nur teilweise selbst schafft, von dem sie aber auch abhängt, durch das sie unter Umständen zugrunde gerichtet wird. Dem Menschen ist das Problem gestellt, sich auch innerlich der Kultur anzupassen, mit der er sich wie eine Spinne mit ihrem Netz umgeben hat.

Je langsamer das Veränderungstempo der Kultur ist, desto leichter wird jene Harmonie erreicht, wie sie in der primitiven Welt uns in Gestalt jener wohlausgeglichenen Persönlichkeiten entgegentritt, bei denen Mensch und Kultur aus einem Guß zu sein scheinen.

So haben wir uns zweifellos auch die Kulturen der Vorzeit zu denken, getragen von Menschen, die in langen Zeiträumen in das Kleid ihrer Kultur völlig hineingewachsen waren.

S. a. Auslese, Ehe A, Familie A, Frau A, Fortschritt, Heiratsordnung, Kaste A, Klan, Kulturkreis, Lehen, Moral, Politische Entwicklung, Primitives Denken, Recht, Schichtung, Siedlung A, Soziale Entwicklung, Staat, Technik A, Wirtschaft D.

Thurnwald

Primitive Kunst (Tf. 104—111).

A. Der Begriff „Primitive Kunst". § 1. Der Begriff „P. K." in der Renaissance und im Barock. — § 2. In den Anfängen der wissenschaftlichen Kunstgeschichte. — § 3. Riegl und der Begriff des „Kunstwollens". — § 4. Die veränderte Bedeutung des Begriffes „P. K." in der Zeit nach Riegl. — § 5. Neue Grundlegung des Begriffes „primitiv".

B. Stilarten der Primitiven Kunst. § 6. Die Ausdrucksformen der P. K. — § 7. Die Geschichte der Stilunterschiede. — § 8. Die Begriffe „sensorisch" und „imaginativ". — § 9. Der Begriff „Stil". — § 10. Der Begriff „Kunst". — § 11. Die Bedeutung der vorgesch. Kunst.

C. Der sensorische Stil in der Primitiven Kunst. I. Die Kunst auf europ. Boden: § 12. Der Stil des Paläol. — § 13. Die Schwierigkeiten der stilistischen Einordnung der ersten Funde. — § 14. Die Geschichte der Forschung über die Entwicklung der paläol. Kunst. — § 15. Die Ergebnisse der genetischen Untersuchungen. — § 16. Die lineare Form in der paläol. Kunst. — § 17. Die malerische Form in der paläol. Kunst. — § 18. Die neuere Kunstgeschichte und die Gesetzmäßigkeit der Kunstentwicklung. — § 19. Das Problem der Bewegung in der paläol. Kunst. — § 20. Das Problem des Raumes in der paläol. Kunst. — § 21. Das Problem des Lichtes in der paläol. Kunst. — § 22. Das Problem der Masse in der paläol. Kunst. — § 23. Die ostspan. Felsmalerei. — § 24. Die Entwicklungsstufen der ostspan. Felsmalereien. — § 25. Die Probleme der Bewegung und des Raumes in den ostspan. Felsmalereien. — II. Die Kunst auf außereurop. Boden: § 26. Die älteste ägyptische Kunst. — § 27. Die nordafrik. Felsbilder. — § 28. Die Malereien der Buschmänner in Afrika. — § 29. Die Kunst der Polarvölker. — § 30. Die Kunst der Australier. — § 31. Der Verlauf der Entwicklungslinie.

D. Der imaginative Stil in der primitiven Kunst. § 32. Der Stil des Neol., der BZ und der ersten EZ. — § 33. Die Entwicklung des Stils zum Kristallinischen in Spanien. — § 34. Die Entwicklung des Stils zum Kristal-

linischen außerhalb Spaniens. — § 35. Die Probleme des Kristallinischen. — § 36. Die Entwicklung des Stils zu neuer Bewegung. — § 37. Die imaginative Kunst der Naturvölker.

E. Geistiges Leben, Wirtschaft und Kunst. § 38. Die Forschung der P. K. und die Wirtschaft. — § 39. Die ethnologische Wirtschaftsforschung. — § 40. Die Nationalökonomie und die ökonomische Geschichtsauffassung. — § 41. Stil und Wirtschaft in der P. K.

A. Der Begriff „Primitive Kunst".

§ 1. Der Begriff „P. K." bedarf der Erläuterung. Er entstammt dem Sinne nach einer älteren Zeit der Kunstgeschichte, einer Zeit, die die griech. Kunst und die Renaissance für den Höhepunkt der Kunstentfaltung des Menschen überhaupt erklärte. Diese Auffassung, verständlich aus dem Geist der Zeit, findet zuerst ihre Ausprägung bei Lorenzo Ghiberti, Facius, Giovanni Santi, Alberti. Am nachhaltigsten in der Wirkung war Vasaris Anschauung, die den Wert eines Kunstwerkes mißt an der erreichten Annäherung an die Antike. Finden sich in der folgenden Zeit des Barock wie bei Baglione, Bellori, Passeri, Pascoli und Baldinucci auch vielfache Schwankungen in der Wertung, die das Barock notwendig mit sich bringt, — die Gesamthaltung gegenüber der Antike ist die gleiche. Im N ist das nicht anders. Bei Christoph Scheurl finden sich ebenso wie in Italien die aus der Antike stammenden Anekdoten der so lebendig gemalten Hirsche, Trauben und Vögel, und die Bemerkung, daß Menschen durch sie getäuscht werden. Niemand hat dann wohl den Gegensatz der mittelalterl. gebundenen und der freieren Renaissancekunst schärfer formuliert als Dürer, der dem mittelalterl. „Brauch" den Begriff der „Kunst" entgegensetzte, dem Traditionellen das individualistisch Freie. So war dieser Zeit dem Begriff nach P. K. die Kunst des „Brauches", des Unpersönlichen, die Kunst der Romanik und Gotik.

Bei Sandrart, Houbraken und Mander verstärkt sich der Gedanke noch. Er zieht sich wie ein roter Faden durch alles Denken dieser Zeit hindurch: Die große überragende Kunst ist die Kunst der Griechen. Als sie verging, kam das Zeitalter der Barbaren, das die Kunst verdarb und erniedrigte, bis Giotto die Kunst wieder emporhob, bis die Wiedergeburt, das *rinascimento* oder die *rinascita*, über mehrere Stufen des Quattrocento zur höchsten Vollkommenheit, zum Cinquecento, führte. (Bei Sandrart heißt es von der got. Baukunst, daß sie „keine richtige Ordnung und Maß beobachtet", und dieses Urteil bleibt dasselbe durch die ganze folgende Zeit. Kant sagt 1764 von der Kunst des Mittelalters: „Die Barbaren führten einen gewissen verkehrten Geschmack ein, den man den gothischen nennt und der auf Fratzen auslief.") Winckelmann brachte diesen Gedanken und damit die ausschließliche Hochschätzung der Antike und der Renaissance zur höchsten Ausgestaltung, die Nachahmung der Alten war ihm der einzige Weg „groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden". Mengs, Heinse, Merck folgten ihm. Gab es auch Schwankungen zur Zeit der Forster, Schlegel, Tieck, der Boisserée und Wackenroder, Schwankungen, die zum erstenmal eine selbständige Anerkennung einer P. K. im Sinne dieser Zeit bedeuten, mag auch der Überdruß am Technisch-Raffinierten ein ganz neues Verstehen des Primitiven schaffen — es war nie ein wissenschaftliches Verstehen, ein kunstgeschichtliches Wissen, es war eine neue Gesinnung, ein religiöses Erfühlen, ein intuitives Deuten der P. K., der Kunst des Quattrocento, der frühen Niederländer, der altdtsch. Malerei. Schlegel rühmt die altdtsch. und die niederl. Schule, weil sie „im Mechanischen gründlicher, in den religiösen Bestimmungen treuer" waren.

Lorenzo Ghiberti *I commentarii*; ders. *Traktat von der Baukunst*; Barth. Facius *De viris illustribus* (Ausg. Mehns. Florenz 1745); Giovanni Santi *Disputa della pittura* (Ausgabe Holzinger. Stuttgart 1897); L. B. Alberti *X Libri de architectura* Florenz 1485; ders. *De pictura* Basel 1540; Giorgio Vasari *Le vite* Florenz 1550 (letzte dtsch. Ausgabe Berlin 1920); Gio Baglione *Le vite de' pittori, scultori ed architteti ecc.* Rom 1642; Bellori *Le Vite de' pittori ecc.* Rom 1672; G. B. Passeri *Vite de' Pittori ecc.* Rom 1772; Pascoli *Vite de' Pittori* ecc.... *moderni* Rom 1730; Baldinucci *Notizie de' professori del disegno* Florenz 1681—1728; Christ. Scheurl *De laudibus Germaniae* Bologna 1506; ders. *Oratio dr. Scheurli attingens literarium praestantium nec non laudem ecclesiae collegatae Wittenbergensis* 1509; Albrecht Dürer *Tagebuch der niederländischen Reise* 1520; ders. *Vier Bücher von menschlicher Proportion* Nürnberg 1528; Sandrart *Teutsche Academie* Nürnberg 1675; Houbraken *Groote Schonburgh* Amsterdam 1718; Karel van

Mander *Schilderboek* Alkmar 1604; Immanuel Kant *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* 1764; Winckelmann *Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke* Dresden 1755; Mengs *Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei* Zürich 1762; Heinse *Briefe aus der Düsseldorfer Gemäldegalerie* Teutscher Merkur 1776—77; Ardinghello *Ansichten vom Niederrhein* Berlin 1791; Forster *Die Kunst und das Zeitalter* 1790; Friedrich Schlegel *Berliner Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst* 1801—02; Tieck *Phantasien über die Kunst* 1799; Wackenroder *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* 1797.

§ 2. Rumohr, der Schöpfer des ersten fachwissenschaftlichen Werkes dtsch. Kunstgeschichtsschreibung, wandte sich gegen Schlegel, der nach ihm „die Kunst in seiner eigenen Imagination" anschaute; er ging auf die Quellen zurück, er studierte die Archive. Er lenkte als Historiker die Blicke zurück auf „die P. K.", auf die Kunst des Mittelalters, er setzte mit seinen Forschungen da ein, wo die Boisserée aufgehört hatten. So wurde ihm diese Zeit ein Vorland der Kunst, eine Entwicklungsstufe zur Höhe, die auch ihm das Griechentum und die Renaissance waren. Das Barock und das Rokoko verstand er nie, verstand er ebensowenig wie die ihm Folgenden, wie Schnaase oder Burckhardt. Wie Burckhardt die Kunst des Cinquecento das „Vollkommenste, das Höchste" (Cicerone) nennt, so tut es mit ihm die gesamte Kunstliteratur seiner Zeit bis etwa 1890.

Rumohr *Ital. Forschungen* 1827—31; ders. *Drei Reisen nach Italien* 1832; Sulpiz Boisserée *Denkmale der Baukunst vom VII.—XIII. Jh. am Niederrhein*; Schnaase *Kunstgeschichte* 1842.

§ 3. Alois Riegl war es, der eine grundlegende Änderung schuf. Er sah zum erstenmal P. K. unter einer völlig geänderten Einstellung. Er lehnte den absoluten Maßstab für die Wertung in der Geschichte der Kunst ab, er schuf den Begriff des „Kunstwollens", der schon vorher bei Schlegel angeklungen hatte, und machte damit den Raum frei für alle folgende Stilbetrachtung. Er verlegte den Wertmesser aus der Sphäre des absoluten Maßstabes in die Sphäre des Relativen, das nur an sich selber meßbar ist. Jetzt erst war es möglich geworden, einen dem griech. Kunststil entgegengesetzten Stil zu begreifen: den geometrischen, und Riegl wagte den Satz auszusprechen: „Der nach den obersten Gesetzen von Symmetrie und Rhythmus streng aufgebaute geometrische Stil ist vom Standpunkt der Gesetzmäßigkeit aus der vollkommenste."

Diese Fragen fanden im Zusammenhang systematisch ihre beste Klärung, wenn 1908 Worringer in *Abstraktion und Einfühlung* S. 17 sagt: „Jeder Stil stellte für die Menschheit, die ihn aus ihren psychischen Bedürfnissen heraus schuf, die höchste Beglückung dar. Das muß zum obersten Glaubenssatz aller objektiven kunstgeschichtlichen Betrachtung werden. Was von unserem Standpunkt aus als größte Verzerrung erscheint, muß für den jeweiligen Produzenten die höchste Schönheit und Erfüllung seines Kunstwollens gewesen sein. So sind alle Wertungen von unserem Standpunkte, von unserer modernen Ästhetik aus, die ihre Urteile ausschließlich im Sinne der Antike oder der Renaissance fällt, von einem höheren Standpunkt aus Sinnlosigkeiten und Plattheiten."

Riegl *Stilfragen* 1893; ders. *Die spätröm. Kunstindustrie* I (1901), II (1923). Band II aus dem Nachlaß hg. von Zimmermann; ders. *Entstehung der Barockkunst in Rom* 1907.

§ 4. So mußte jetzt der Begriff „primitiv" dem Sinne nach eine völlig veränderte Bedeutung bekommen. War er vorher gebraucht unter dem Gesichtswinkel des Initialstadiums, so gewann er jetzt eine eigene Bedeutung. Die übergeordnete, von den Voraussetzungen der Dinge her gewonnene Einstellung gab ihm einen ganz anderen Wert.

Die kunstgeschichtliche Forschung hatte begonnen, neben die Untersuchung der Merkmale und Werte eines Künstlers, neben die Untersuchung des persönlichen Stils die Untersuchung des Zeitstils zu stellen. Schmarsows Untersuchungen sowie die von Wölfflin, Frankl, A. E. Brinckmann, Wulff gaben der Kunstgeschichte ganz neue Antriebe, ganz neue Richtlinien. Der Zeitstil hatte seinen eigenen Sinn gewonnen, einen Sinn, der nur aus ihm selbst zu verstehen ist. Die Gotik war nicht mehr Entwicklungsstufe, sondern eine Epoche eigener Kraft.

Sie war nun nicht mehr „P. K.", „primitiv" war auch nicht die Kunst der frühen Niederländer oder der frühen Italiener, das Wort war übertragen auf eine andere Zeit, auf die Kunst der Vorzeit und der Naturvölker. Diese Zeit wurde bis dahin kunsthistorisch überhaupt nicht gewertet. Sie erschien im Rahmen der Kunstgeschichte zum erstenmal bei Kugler (*Handbuch der Kunstgeschichte* 1842), der unter dem Einfluß Hegels, Herders und Humboldts zurückgriff auf die Kunst der Vorzeit und der Naturvölker. Danach verlor sich die Einbeziehung der frühen Kunst im allg. wieder; erst viel später, 1893, zog Riegl die paläol. Kunst in den Rahmen seiner Betrachtung; er sagte wörtlich: „Bisher hat aber bloß die Anthropologie davon (von der paläol. Kunst) die gebührende Notiz genommen, die Kunstgeschichte hat sie fast vollständig ignorieren zu dürfen geglaubt" (*Stilfragen* S. 17).

Doch erst nach Jahrzehnten errang sich dieser Gedanke Anerkennung. Schmarsow untersuchte 1907 (Zeitschrift für Ästhetik 2 H. 3 S. 305—339 und H. 4 S. 469—500) die Bedeutung der Kunst der Vorzeit und der Naturvölker für die Kunstgeschichte, Strzygowski forderte immer wieder (Österreichische Rundschau 1920 S. 37f.; ders. *Altai-Iran und Völkerwanderung* 1917 S. 302; ders. *Kunde, Wesen, Entwicklung* 1922 S. 7 und 89; ders. *Krisis der Geisteswissenschaften* 1923 S. 19, 217, 250) die Einstellung der Forschung auf den Umkreis der frühen, der „P. K.", er verlangte immer wieder die Einbindung dieser Zeit in das große Gebiet der Kunstgeschichte.

Schmarsow *Grundbegriffe der Kunstwissenschaft* 1905; Wölfflin *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* 1915; Frankl *Entwicklungsphasen der neueren Architektur* 1914; A. E. Brinckmann *Barockskulptur* in *Handbuch für Kwsch.* 1917; A. E. Brinckmann *Plastik und Raum* 1922; Wulff *Grundlinien und kritische Erörterungen zur Prinzipienlehre der bildenden Kunst* 1917; Worringer *Abstraktion und Einfühlung* 1908; ders. *Formprobleme der Gotik* 1910; Herbert Kühn *Die Bedeutung der prähistorischen und ethnographischen Kunst für die Kunstgeschichte* IPEK Jahrb. f. präh. u. ethnogr. Kunst 1 (1925) S. 3—13.

§ 5. So hatte im ganzen nach dem J. 1890 der Inhalt dieses Begriffes eine grundlegende Wandlung erfahren. Man versteht heute unter der „P. K." nicht mehr ein unvollkommenes, unentwickeltes Stadium der Kunstgeschichte, nicht mehr eine niedrige Entwicklungsstufe im Darwinschen Entwicklungssinne, man versteht darunter vielmehr eine selbständige, in sich vollkommen geschlossene Epoche der Kunstentwicklung, die ihren eigenen Sinn in sich selber trägt. Das Kunstwollen dieser Zeit ist ein anderes, nicht ein unentwickelteres, sondern ein generell anders geartetes, das es zu erfühlen und zu deuten gilt. So ist uns nicht mehr P. K. primitiv im alten Sinne, der Begriff ist lediglich die Bestimmung eines bestimmten Zeitabschnittes des einzelnen Volkes, er umschließt die Kunsttatsachen bis zu dem Eintritt in die Geschichte, bis zu dem Augenblick, wo ein Volk über sich selbst die eigene Geschichte schreibt. Gewiß eine willkürliche Begrenzung, die zeitlich überall anders verläuft: in Ägypten um 3500 v. C. abschließend, endigt sie in Griechenland um 700 v. C., im N in der Zeit der Völkerwanderung, ja, in anderen Erdteilen besteht die P. K. noch heute, bei Völkern, die in diesem Sinne „geschichtslos" leben.

So umfaßt der Begriff theoretisch jedes Volk der Erde bis zu einem bestimmten Stadium. Im kontinuierlichen Verlauf der Geschichte ist diese Begrenzung nicht genau. Besonders eine Schwierigkeit tut sich auf. Nicht die Tatsache allein der eigenen Schrift eines Volkes kommt für die Zuweisung in den Umkreis der primitiven Kultur in Frage, sondern zuerst unsere Kenntnis von der Geschichtsschreibung. Die kret.-myk. Kultur z. B. wird zur Vorgeschichte gerechnet. Sowie es aber gelungen sein wird, die heute noch unlesbare kret. Schrift zu entziffern, wird sie mit Recht aus ihr herausfallen.

Dazu kommen noch Übergangsgebiete, wie etwa die nord. Völkerwanderungszeit, die Kulturen Mexikos und Perus, sowie bestimmte Per. der asiat. Völker.

So sind an dem Gebiet der P. K. Vorgeschichte und Ethnologie gleich beteiligt. Der grundlegende Unterschied der beiden Gruppen ist der, daß unserem rückblickenden Auge die vorgesch. Völker eine Entwicklung — im Sinne des Anderswerdens — zeigen, die heutigen Naturvölker dagegen auf einer gleichbleibenden Stufe zu stehen scheinen (s. a. Primitive Kultur). Eine

frühere Auffassung nahm an, daß die Naturvölker keine Entwicklung haben, oder daß ihre Entwicklung sich unserer Kenntnis entziehe; die moderne Ethnologie, unter dem Einfluß der Kulturkreistheorie (s. Kulturkreis), hat glaubhaft zu machen vermocht, daß eine Entwicklung auch dieser Völker ganz deutlich belegbar ist. Sie stehen heute meist auf bestimmten, für unser Auge gleichbleibenden Stufen, die uns unter gewissen Voraussetzungen Schlüsse auf das Leben der Vorzeit, das auf gleicher Höhe stand, gestatten. Wegen der deutlich sichtbaren Stufenfolgen im Ablauf der Erscheinungen in der Vorgeschichte wird die Kunst dieser Epochen im Vordergrund der Betrachtung stehen, die ethnologischen Tatsachen dagegen sind wegen der oft großen Fülle von Kunstdenkmälern und wegen der Möglichkeit der psychologischen Forschung bei den betreffenden Völkern ein außerordentlich wichtiger Teil des Geltungsbereiches der P. K.

B. Stilarten der Primitiven Kunst. § 6. Die Ausdrucksformen der P. K. sind immer wieder andere. Überblickt man die Kunst der primitiven Völker in ihrer Gesamtheit, so offenbart sich eine Fülle von verschiedenartigen Formen, entgegengesetzte Formensprachen stehen einander gegenüber, und die Ordnung scheint fast unmöglich.

Dem Betrachter offenbart sich bei sorgfältiger Untersuchung die Tatsache, daß ein großer Teil dieser Kunstwerke den gegebenen Naturformen, dem zufällig und augenblicklich Vorhandenen, sich annähert, daß ein anderer dagegen sich durchaus von der Natur und ihren Willkürlichkeiten entfernt und geometrische, gesetzmäßige Formen erstrebt. Eine dritte Art bildet gleichsam Verbindungen, Übergänge. — Nimmt man so die Annäherung an die Natur als einen Maßstab der Ordnung (nicht zugleich der Wertung), so gelangt man zu deutlichen Stilunterscheidungen.

§ 7. Die Geschichte dieser Stilunterschiede reicht nicht sehr weit zurück. Unter dem absoluten Gesichtspunkt der Kunstgeschichte, wie er bis 1890 herrschend war, konnte der geometrische Stil nicht als eine eigene, gleichwertige Stilform gewertet werden. Die Stilarten, von denen man sprach, Barock, Rokoko, Klassizismus u. a., waren zeitliche, einmalige Stilarten, die keine überzeitl., generelle Bedeutung besaßen, so daß man zusammenfassend Stilgruppen damit hätte bezeichnen können. Zwar wurde auch das versucht, Weisbach unter anderen untersuchte eine naturalistische Stilform, die er Impressionismus nannte, in ihren gleichartigen Ausprägungen in den verschiedenen Zeiten, andere sprachen von griech. und got. Auffassung, die immer wiederkehre. Wirklich gegensätzliche Stilpaare, die die Gegensätzlichkeit durch alle Zeiten klar zeigten, waren damit nicht geschaffen.

Als Gegensatzpaare erscheinen meist idealistisch und naturalistisch, wie etwa bei Konrad Lange (*Zur Philosophie der Kunstgeschichte* Zeitschr. für Ästhetik 4 S. 103f.) und Anderen; sie treffen aber nicht die Gegensätze, auf die es hier ankommt, sie bleiben durchaus im Rahmen der neueren europ. Kunst. — Riegl sprach von naturnachahmend und geometrisch, ebenso Conze, Volkelt, Schmarsow und andere; Worringer nannte die Gegensätze einfühlend und abstrakt; Verworn sprach von physioplastisch und ideoplastisch. Die Bezeichnung Verworns, auf die Malerei angewandt, dürfte mißverständlich sein, einfühlend ist undeutlich, naturnachahmend und geometrisch sind aber bei weitem zu eng.

Riegl *Stilfragen* 1893; A. Conze *Über den Ursprung der bildenden Kunst* 1897; Volkelt *System der Ästhetik* III; Schmarsow *Grundbegriffe der Kunstwissenschaft* 1905; Worringer *Abstraktion und Einfühlung* 1908; Verworn *Ideoplastische Kunst* 1904; ders. *Zur Psychologie der primitiven Kunst* 1917; ders. *Die Anfänge der Kunst* 1920.

§ 8. So sei es gestattet, diese Begriffe durch „sensorisch" und „imaginativ", wie ich schon an anderer Stelle vorschlug (*Kunst der Primitiven* 1923 S. 11), zu bezeichnen. Unter „sensorisch" sei verstanden die Beziehung auf das Außen, auf das durch die Sinne Gegebene. Es wird erstrebt die Wiedergabe der Natur, sei es mehr idealistisch wie bei den Griechen und im Cinquecento, oder sei es mehr realistisch, wie in spätantiker Malerei oder bei den Impressionisten, — immer steht das Außen voran, die Welt vor dem Ich, das Gegebene vor dem Erschlossenen.

„Imaginativ" dagegen bezeichne die Abwendung von dem Naturhaften, das Erstreben der geometrischen, abstrakten Form, das Suchen nach Stilisierung, nach Vereinfachung des Naturgegebenen, nach Bindung, nach Geschlossenheit.

Wenn der Höhepunkt gleichsam, die letzte Erfüllung des sensorischen Wollens, das Dynamische, die plastische Durchmodellierung im Bild oder in der Skulptur ist, wenn die Gestaltung des Raums, das Zitternde und Zuckende des Lichtes und die Bewegung die Probleme des Sensorischen sind, dann sind die Probleme des Imaginativen die Betonung des Flächenhaften, Vernichtung der räumlichen Tiefenwirkung, stärkste Erfassung der Begrenzung. Das Ziel des Imaginativen wird das Statische sein, das Starr-Geometrische, das in der Fläche ruht. Beide Stilarten sind nur Pole, zwischen ihnen gibt es mannigfache Übergänge, Übergänge wie in allem Lebendigen. Ein Zusammenfallen der Pole aber im einzelnen Kunstwerk ist undenkbar, denn die beiden Pole schließen sich aus. Keine dieser beiden Stilformen ist höher zu schätzen, jede ist in sich wahr und wirklich, ist die Erfüllung eines bestimmten Wollens.

§ 9. So gewinnt der Begriff „Stil" eine ganz bestimmte Fassung. Ich möchte ihn definieren als das in der Mannigfaltigkeit der Kunstformen eines Bereiches durchgängig einheitliche Prinzip, das diesen Bereich definiert. Der Umfang des Bereiches kann verschieden geartet sein. Umfaßt er die Sphäre des Persönlichen, wird man von einem persönlichen Stil sprechen. Ihm logisch übergeordnet ist der Zeitstil, in den der persönliche Stil eingebettet erscheint. Der Umkreis des Bereiches ist hier eine bestimmte Zeit, die ihren eigenen Ausdruck und damit ihr eigenes Kunstwollen hat. Man wird auch von nationalen Stilen sprechen können, wenn man das durchgängig einheitliche Prinzip herausheben will, das im Verlauf verschiedener Zeitstile bei einem bestimmten Volk eine besondere Prägung schafft. Dem übergeordnet als letzte Größe ist der Stil-Inbegriff, der im Sinne der Logik (Erdmann *Logik* 1907 S. 160f.) zusammengesetzt ist aus sukzessiv existierenden Elementen, der also eine systematische Reihe bildet ohne Bindung an eine bestimmte Zeit oder einen bestimmten Raum. Es ist die durch Abstraktion entstandene Gattung zu der Art Zeitstil. Die beiden Stil-Inbegriffe, der sensorische und der imaginative, ergeben zusammengefaßt die Fülle der Kunsttatsachen, der Begriff der Kunst allein ist ihnen übergeordnet.

§ 10. Der Begriff der Kunst selbst hat durch die Einbeziehung der P. K. in dem oben angegebenen Sinne eine vollkommene Änderung erfahren. Nicht mehr kann der Maßstab der „Schönheit" im Sinne der idealisierten Natur gelten, der Begriff Kunst scheint m. E. am bestimmtesten gefaßt, wenn man ihn bezeichnet als den gestalteten Ausdruck der Beziehung vom Ich zu Welt.

§ 11. Die verschiedenen Formen des gestalteten Ausdrucks der Beziehung vom Ich zu Welt, die verschiedenen Stilarten der Kunst offenbart am reinsten die P. K., und in ihr am deutlichsten die vorgesch. Kunst, die zugleich den Gang der Entwicklung gibt. Die vorgesch. Kunstwerke ruhen nicht auf der geschichtlichen Kenntnis früherer Kunstarten, sie sind durchaus selbst gewachsen, frei und ursprünglich. Die beiden Stil-Inbegriffe, der sensorische und der imaginative Stil, finden in ihr die stärkste und klarste Ausprägung.

Die Untersuchung von Gesetzmäßigkeiten im Kunstverlauf sollte nicht nur bei den Epochen der neueren Kunstgeschichte vorgenommen werden, sondern in erster Linie bei der vorgesch. Kunst. Die Klarheit der Formen, die Gleichmäßigkeit der Entwicklung, die Übersichtlichkeit großer Zeiträume dürften zu gesicherteren Ergebnissen führen. Die Erforschung von Lebensgesetzen ist viel schwieriger und tastender in den Stufen der neueren Kunstgeschichte, sie gewinnt aber sofort festen Boden, sobald sie die Kunsttatsachen der vorgesch. Kunst zu ihrem Ausgangspunkt nimmt. Die moderne Kunstgeschichte wird an der primitiven und in erster Linie an der vorgesch. Kunst nicht mehr vorübergehen können.

Ernst Grosse *Die Anfänge der Kunst* 1894 S. 16; Weule *Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jh.* 1902 S. 34; Wundt *Völkerpsychologie* III 10; Schmarsow *Kunstwissenschaft und Völkerpsychologie* Zeitschrift für Ästhetik 2

(1907) H. 3 S. 305—339 und H. 4 S. 449—500; A. v. Scheltema *Die altnordische Kunst* 1923 S. IX; Herbert Kühn *Die Bedeutung der präh. u. ethnogr. Kunst für die Kunstgeschichte* IPEK Jahrb. f. präh. u. ethnogr. K. 1 (1925) S. 3—13.

C. Der sensorische Stil in der Primitiven Kunst.

I. Die Kunst auf europ. Boden. § 12. Die älteste Kunst, die wir kennen, ist die des Paläolithikums. Ihr Stil ist durchaus sensorisch. Das Kunstwollen dieser Zeit ist darauf eingestellt, die Natur wiederzugeben, das Gesehene, das Gegebene, das Greifbare, das, was unmittelbar vor Augen steht (s. Kunst A).

Man hat lange geglaubt, daß der imaginative Stil am Anfang des Kunstschaffens stehen müsse, noch Karl Lamprecht dachte so, auch Conze (*Zur Gesch. der Anfänge griech. Kunst* SB. Wiener Ak. 1870), der allerdings 1897 (*Über den Ursprung der bildenden Kunst*) selbst diese Auffassung zurücknahm. Obgleich Riegl schon 1893 erklärt hatte: „entgegen der bisherigen Anschauung vermag ich gar nichts so Unnatürliches darin zu erblicken, daß auf die figuralen Schnitzereien und Gravierungen der StZ die geometrischen Verzierungen der sog. BZ gefolgt sein sollen" (*Stilfragen* S. 29), erhielt sich lange der Gedanke von der Priorität des imaginativen Stils. Er ist noch herrschend bei Worringer, ja, er ist noch neuerdings — entgegen allen Tatsachen — geäußert worden von Ludwig Curtius (*Antike Kunst* in *Handbuch für Kunstw.* II [1924] S. 19).

Es ist so verständlich, daß im Laufe der Entdeckung der paläol. Kunst die Tatsache des sensorischen Charakters der Deutung des Alters entgegenstand. Man hielt den Sensorismus des Griechentums für die höchste Stufe, die voranliegende archaische Kunst bewies die Entwicklung vom Starren, vom Gebundenen zum Lebendigen, Naturhaften, — man konnte sich nicht denken, daß eine Kunst vorangegangen sein sollte, die schon einmal den Sensorismus gekannt habe. So standen der Entdeckung der paläol. Kunst große Hemmnisse entgegen, man zweifelte an dem Alter der gefundenen Stücke.

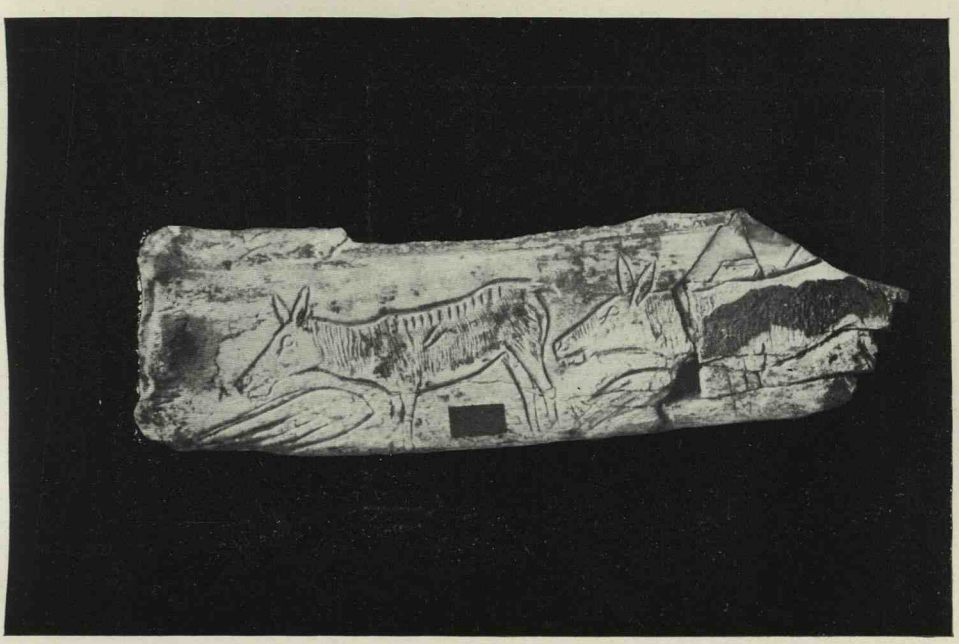
Man ist berechtigt, innerhalb des sensorischen Stiles des Paläol. von drei Stilprovinzen zu sprechen, die regional getrennt sind und offenbar zu raßlich verschiedenen Stämmen gehören. In Mitteleuropa, von Rußland bis zu den Pyrenäen und dem kantabrischen Gebirge herrscht der sog. franko-kantabrische Stil, der an die Industrie des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien gebunden ist. Er erstrebt die Darstellung des Einzelgegenstandes, er sucht das Problem des Raumes, des Dreidimensionalen, der plastisch-optischen Tiefenwirkung. Bemerkenswert ist, daß im S Spaniens, in der Höhle La Pileta (s. Pileta-Höhle) bei Benaoján, in der Höhle Doña (s. d.) Trinidad bei Ardales und in der Höhle La Cala (s. Cala [La]) bei Málaga — regional getrennt von dem Zentrum —, wiederum franko-kantabrische Kunst erscheint.

Die zweite Gruppe ist die Felsmalerei, die im O Spaniens lebt, von der Gegend um Lérida im N bis in die Gegend von Cartagena im Süden (Band VII Tf. 103). Sie ist gebunden an die Industrie des oberen und unteren Capsien. Ihr Problem ist nicht so sehr das Räumliche als vielmehr die Bewegung, der Rhythmus und die Komposition. Diese ostspan. Felsmalerei liebt die Gruppendarstellung, das Zusammen und Gegeneinander der Figuren.

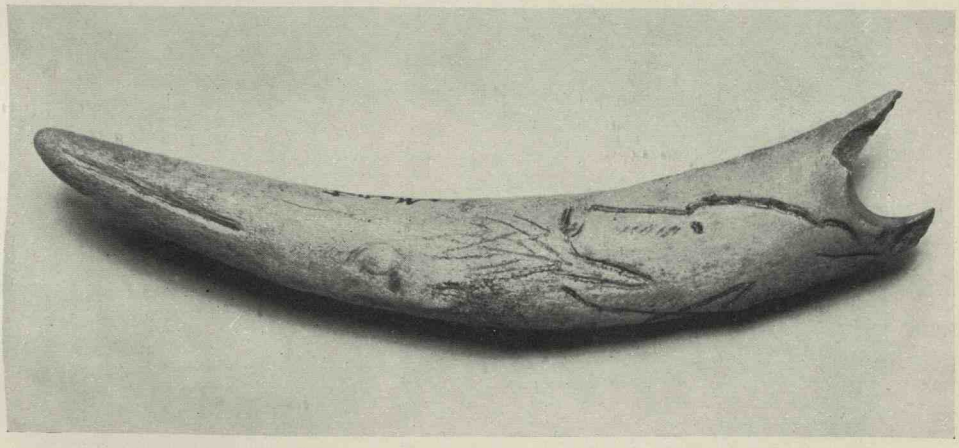
Die dritte Gruppe umfaßt das Sahara-Atlas-Gebiet, die Gegend von Djelfa im NO bis zu der Gegend von Taghit im SW. Die Alterszuweisung dieser Gruppe glaube ich geklärt zu haben, es sprechen m. E. alle Momente für das Paläolithikum. Die Industrie ist wiederum die des Capsien, der Stil der Bildwerke ist stark konturbetont, die Gruppendarstellung ist häufig. S. a. Nördliches Afrika A § 7.

H. Kühn *Beziehungen und Beeinflussungen der Kunstgruppen im Paläol.* Zf. Ethn. 1927.

§ 13. Das erste Stück franko-kantabrischer Kleinkunst fand Brouillet in der Grotte Chaffaud (Vienne) in den 40er Jahren. Es war ein Knochenstück, auf dem 2 Hirschkühe dargestellt waren (Tf. 104 a). Man wußte nicht, in welche Zeit es gehörte, man verstand nicht, es einzuordnen. Es kam 1851 durch Joly-Leterme in das Museum von Cluny. Auch hier wurde es nicht gedeutet. Im J. 1853 untersuchte Worsaae den Fund, kam aber ebenfalls zu keiner Klarheit. Erst nachdem Lartet 1860 in der Grotte von Massat ein anderes ähnliches Stück, die Gravierung eines Höhlenbären, gefunden



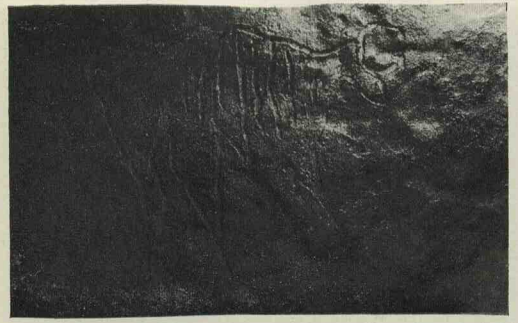
a



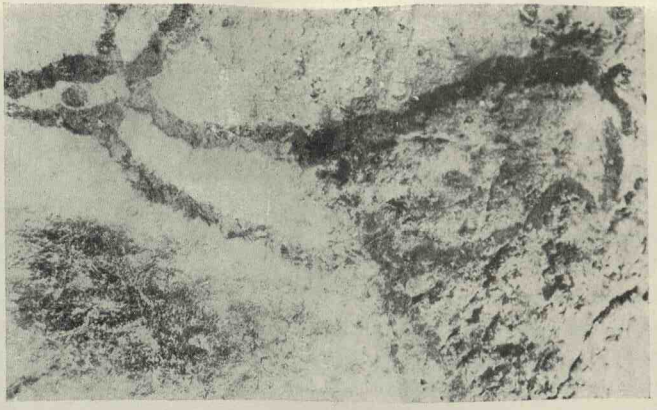
b

Primitive Kunst

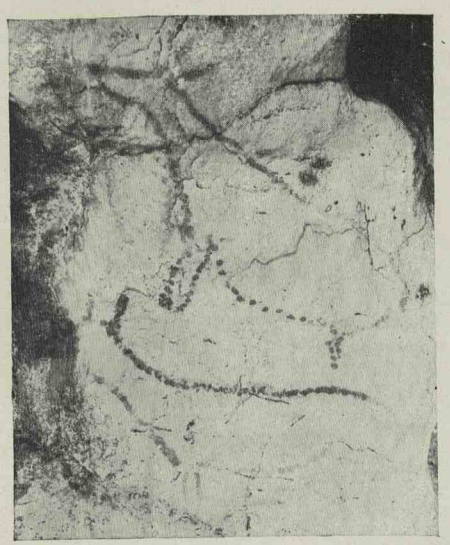
a. Chaffaud (Dép. Vienne). Magdalénien. Das erste gefundene Stück paläol. Kunst. — b. Massat. Nach Photographien der Originale.



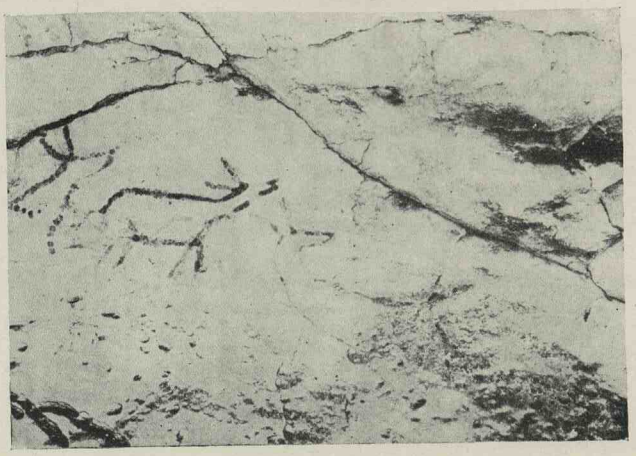
a



c



b



d

Primitive Kunst

a. La Clotilde de Santa Isabel. Frühes Aurignacien. Nach del Rio, Breuil, Sierra. — b—d. Covalanas. Aurignacien. Nach dens.

hatte (Tf. 104b), konnte er in seiner Abhandlung in den Annales des Sciences naturelles, Zool. 1860 von dem „vorsintflutlichen Alter" sprechen. Eine Datierung auch anderer Funde des Paläol. in großen Zügen ist dann 1864 in der Rev. arch. (1 S. 233) durch Lartet gemacht worden, nachdem er kurze Zeit in Bruniquel und auch in Les Eyzies gegraben hatte.

Nicht anders erging es den Höhlenwandgemälden des Paläolithikums. Obgleich man die quartäre Kleinkunst, obgleich Marcelino S. de Sautuola seit 1879 die Bilder von Altamira (s. d.) kannte, obgleich seine Studie *Breves apuntes sobre algunos objetos prehistóricos de la provincia de Santander* 1880 erschienen war, lehnte der Kongreß für Anthropologie 1882 in einmütigem Widerspruch das hohe Alter der Bilder ab. Man konnte nicht an eine so ausgesprochen sensorische Kunst in dieser frühen Zeit glauben. Erst die Entdeckung von Bildern in der Höhle La Mouthe (s. Mouthe [La] - Höhle) durch Rivière 1895, in früher verschütteten Teilen der Höhle beim Suchen nach Kleinkunst, ließ die Zweifel verstummen. Wie fest aber die alte Anschauung eingewurzelt war, beweist, daß noch 1905 E. A. Martel das Alter der Höhlenwandbilder bestritt (Congr. préh. I. Périgueux S. 112—136), bis 1906 Abbé Breuil in einem Aufsatz *L'âge des peintures d'Altamira à propos d'un article récent* (Rev. préh. S. 237—249) alle Zweifel endgültig widerlegte.

§ 14. Nachdem an dem Alter nicht mehr zu zweifeln war, war es unbestreitbar, daß der imaginativen Kunst des Neol., der BZ und ersten EZ eine sensorische Kunst vorangegangen war.

Es tauchte aber bald eine andere Frage auf, die für uns in den Mittelpunkt tritt: die der Entwicklung der paläol. Kunst. Diese Frage berührt ein Grundproblem innerhalb des sensorischen Stils, gleich wichtig für die Kunstgeschichte wie für die Vorgeschichte. Für die Kunstgeschichte ist sie ein Prüfstein der Entwicklungsgesetze, die aus der neueren europ. Kunst gewonnen sind, für die Vorgeschichte kann sie neben der Erweiterung der Erkenntnis ein Moment der Zeitbestimmung sein.

Als erster mit zulänglichem Material untersuchte Piette im J. 1894 die Entwicklung der paläol. Kunst. Seine Untersuchung erschien im 4. Jahrgang der Zeitschrift L'Anthropologie (S. 129—146) und hatte den Titel *Notes pour servir à l'histoire de l'art primitif.* Im folgenden Jahrgang derselben Zeitschrift (1895 S. 129—151) erweiterte er seine Untersuchungen in seiner Abhandlung über die Station Brassempouy. Piette unterschied 4 Stufen:

1. sculptures en ronde-bosse
2. sculptures en bas-relief
3. dessins à contours découpés
4. dessins au trait.

Der Gedanke, daß die Rundskulptur die älteste Form der Kunst sei, kehrt seit Winckelmann immer wieder (Winckelmann *Geschichte der Kunst des Altertums*). Er erscheint auch noch bei Riegl, der in Anknüpfung an die paläol. Funde in den *Stilfragen* 1893 S. 2 und 20 zu demselben Ergebnis kommt wie Piette. Wenn dieser Gedanke auch durch spätere Funde erschüttert wurde, so hat sich der zweite Teil der Gliederung bei Piette behauptet. Die „dessins à contours découpés" gehen den „dessins au trait" vorher, die bloße Umrißzeichnung ist älter als die schraffierte Zeichnung, als diejenige, die plastisches Körperempfinden offenbart.

Auf eine ganz neue Basis wurden diese Untersuchungen gestellt, als im J. 1895 farbige Wandbilder an den Wänden von La Mouthe gefunden wurden. Durch die Entdeckung verschiedener Bilderhöhlen (1896 berichtet Daleau von seiner Kenntnis von Pair-non-Pair [s. d.]; 1897 entdeckten Felix Regnault und Jammes die Höhle von Marsoulas [s. Marsoulas - Höhle]) war so viel neues Material gegeben, daß von neuem der Gedanke einer zeitlichen Abstufung erscheinen mußte.

Im J. 1900 stellten Girod und Massénat in dem Werk *Les stations de l'âge du renne* ein neues System der Entwicklung auf (ebd. S. 88). Sie unterschieden nicht, wie Piette, vier, sondern fünf Stufen:

1. Sculptures
2. Contours découpés
3. Bas-reliefs
4. Gravures en creux
5. Gravures au trait.

Wenn sich Girod und Massénat auch scharf gegen Piette wandten, so war ihr

System doch im Grunde das gleiche: auch hier die Voranstellung der Skulptur und ihr folgend die Umrißzeichnung; auch sie hatten die Erkenntnis, daß die Schraffierung eine ältere Form der Kunst sein müsse als die polychrome Malerei.

Breuil war es, der in der Rev. arch. (1909 S. 378—411) nachwies, daß die Voranstellung der Skulptur unberechtigt ist, daß die Skulptur in allen Stadien der paläol. K. vorkomme mit Ausnahme des jüngeren Magdalénien. Breuil hielt sich nicht mehr an theoretische Fragen, er ging aus von dem anschaulichen Denken. Er untersuchte die Malereien aufs genauste und fand eine vertikale Gliederung an den Höhlenwänden, er fand die Überschichtung älterer Werke durch jüngere Malereien, und mit Hilfe dieser vertikalen Stratigraphie kam er zu ganz anderen Ergebnissen. Er unterschied zuerst (Congr. intern. préh. 1906 S. 367—386) vier Stufen des Paläol., und in alle Stufen stellte er nebeneinander Gravierung und Malerei.

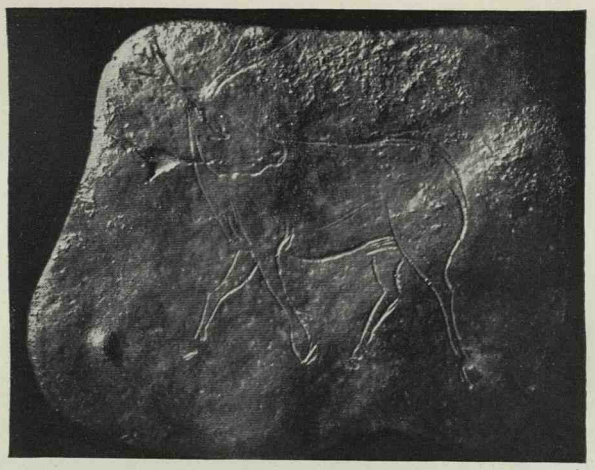
Die 1. Stufe, dem oberen Aurignacien (s. d.) und dem unteren Solutréen (s. d.) angehörig, bringt nach Breuil einfarbige Linearzeichnung, bloße Umrisse, ohne Schraffierung, in der Gravierung tief eingegrabene Linien. Auch die häufig auftretenden rot und schwarz umrahmten Hände (s. Händesilhuetten des Paläolithikums; Band V Tf. 25) gehören in die 1. Stufe. — Die 2. Stufe bringt ebenfalls breite und tiefe Umrisse, die Hörner der Tiere werden manchmal perspektivisch gesehen. In der Malerei verbreitern sich die Umrißlinien, die Farbe wird verwischt und abgestuft, meist wird Schwarz verwendet. Diese Per. umfaßt das obere Solutréen. — Die 3. Stufe bringt weniger tiefgehende Linien als zuvor, es erscheint die Schraffierung. In der Malerei erfüllt die Farbe jetzt vollständig den Umriß, es entstehen gleichfarbig angelegte Bilder, die einen Rückschritt bedeuten gegenüber den getonten Bildern der 2. Stufe. Die 3. Stufe umfaßt das untere Magdalénien (s. d.). — Die 4. Stufe endlich bringt die höchste Entwicklung der Malerei, die Anwendung der Polychromie, die Mischung der Farben, die Farbabtönung. In der Skulptur und in der Gravierung verlieren die Linien nach Breuil ihre Einfachheit, der Umriß der Gestalt ist ganz gelockert. — In einer 5. Stufe, nicht mehr dem Paläol. angehörig, das Azilien (s. d.) umfassend, hört die Gravierung ganz auf, es erscheinen in der Malerei rein konventionelle Zeichen.

§ 15. Die Ergebnisse dieser genetischen Untersuchung sind die, daß die festumrissene Form der aufgelösten voransteht, daß Skulptur und Malerei gleichzeitig erscheinen. Wenn auch die vielfache Gliederung Breuils, die er später 1912 noch durch Teilung der 1. Stufe erweitert hat (*Les Cavernes de la Région Cantabrique* S. 205—216), kunsthistorisch zu wenig abgrenzbar erscheint — die vier Stufen verfließen ineinander, ohne polare Gegensätze aufzustellen —, so tritt doch ganz deutlich eine zweifache Gliederung heraus.

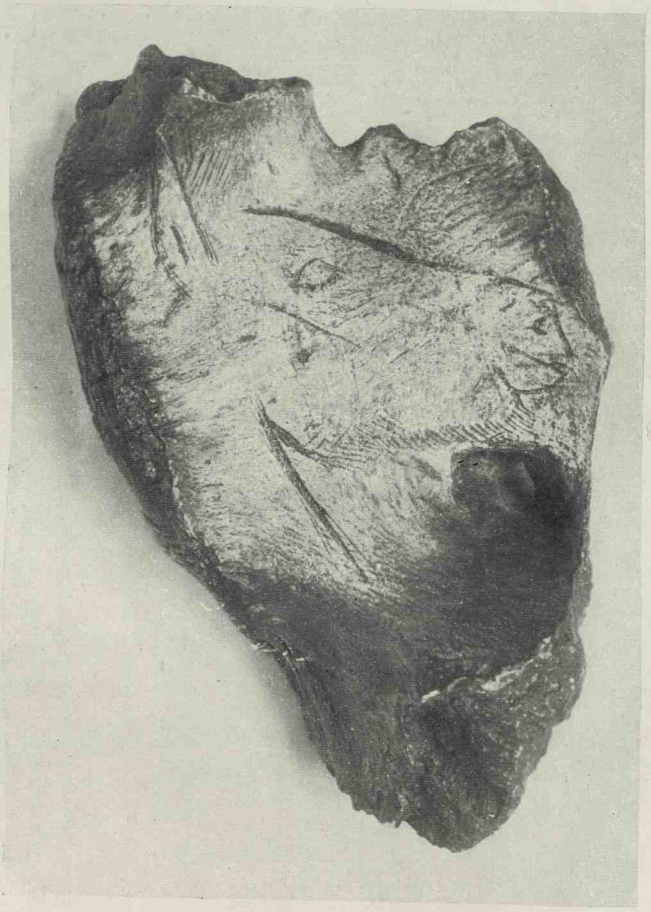
Herbert Kühn *Ursprung und Entwicklung der paläolithischen Kunst* Mannus 1925 S. 271 ff.

§ 16. Als zwei Gegensatzpaare erscheinen innerhalb des sensorischen Stils im Paläol. einmal das Festbegrenzte, die harte Umrißzeichnung, zweitens das Aufgelöste, die gelockerte malerische Form. Zwischen diesen beiden Polen gibt es Übergänge, man kann ein Entstehen der einen Form aus der anderen verfolgen. Als Beispiel der ersten Form wären zu nennen als erste, noch ungeschickte Formen die Zeichnungen von Rindern in La Clotilde de Santa Isabel (Tf. 105a), als Beispiele des mittleren und späteren Aurignacien die Hirschkühe aus Covalanas (s. d.; Tf. 105b—d), ferner der rote Elefant von Castillo (s. d.; Band II Tf. 168b; *Cavernes Cantabr.* S. 131 Abb. 117; Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* S. 239 Abb. 151), der Bison von La Grèze (s. Grèze [La]; Rev. d'Anthropol. 14 [1904] S. 321; CR acad. inscr. 1904 S. 488; Hoernes-Menghin *Urgesch.*[3] 1925 S. 177), der Elefant von Pindal (s. d.; Tf. 39a; *Cavernes Cantabr.* S. 61 Abb. 57), Darstellungen in den Höhlen Hornos de la Peña (s. d.; *Cav. Cant.* S. 94 Abb. 87, S. 95 Abb. 88, S. 97 Abb. 89, S. 100 Abb. 91, S. 105 Abb. 95, S. 102 Abb. 93, S. 103 Abb. 94, S. 106 Abb. 96) oder Pair-non-Pair (s. d.; Déchelette *Manuel* I 248; *Altamira* S. 19).

§ 17. Als entgegengesetzte Kunstform innerhalb des sensorischen Stils des Paläol. steht dem gegenüber eine Kunstform, die



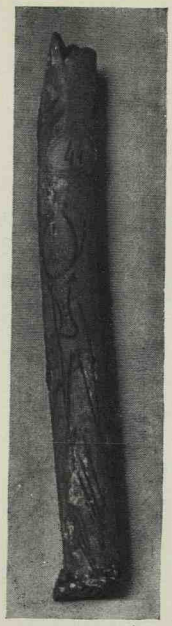
a



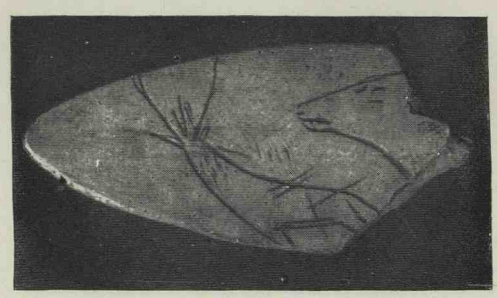
b

Primitive Kunst

a. Laugerie-Basse. Magdalénien. $^{1}/_{1}$ n. Gr. Nach Photographie des Abgusses im Museum St. Germain. — b. Brassempouy. Magdalénien. $^{3}/_{4}$ n. Gr. Nach Photographie des Originals.

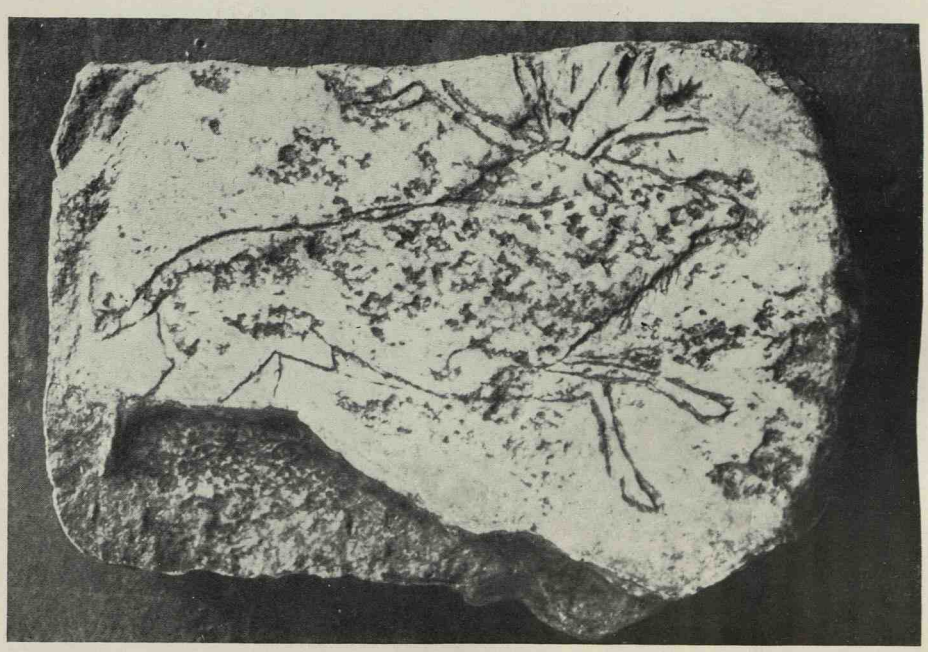


a



c

b



d

Primitive Kunst

a. Gourdan. Hirsch in Vorderansicht. Magdalénien. — b. Laugerie-Basse. Steinbock in Rückenansicht. Magdalénien. — c. Gourdan. Hirsch in Rückenansicht. — d. Saint-Marcel. Magdalénien. — $^1/_1$ n. Gr. — Nach Photographien der Originale.

sich ganz abgewandt hat von der Zeichnung der Umrißlinien, die den Schwerpunkt der Bildauffassung verlegt in die Binnenteile der Form. Licht und Farbe sind ganz frei gemacht von der Gebundenheit der Linie. Wenn vorher alles auf den Eindruck des Bleibenden gestellt war, dann ist jetzt alles aufgebaut auf den Eindruck des Sich-Wandelnden, die vorher greifbare Form ist umgesetzt in eine optische Realität, das Faßbar-Wirkliche ist dem Schein gewichen, die Gesamtbewegung überspielt die Fläche. Als beste Beispiele dieser zweiten Form wären zu nennen aus der Fülle des Vorhandenen: der aufbrüllende Bison von Altamira (*Altamira* Tf. 16), die zusammengebrochenen Bisonten von Altamira (*Altamira* Tf. 26—28), das Rentier von Font-de-Gaume (*Font-de-Gaume* Tf. 28 oder 29), in der Gravierung das Rentier von Gourdan (L'Anthrop. 1904 S. 155), das Rentier von Laugerie-Basse (Tf. 106a), der Pferdekopf von Brassempouy (Tf. 106b), die Pferde von Lespugue (Tf. 108a) in der Skulptur etwa das Bruchstück eines Bisonten von Mas d'Azil (Tf. 108b).

§ 18. Diese Entwicklung der paläol. Kunst entspricht einer Entwicklung, wie sie in der neueren Kunstgeschichte Wölfflin für die Zeit der Renaissance und des Barock feststellen konnte. Er nennt die beiden Formen linear und malerisch. Schon Riegl hatte die Begriffe „optisch" und „haptisch" gebraucht (*Spätröm. Kunstindustrie* 1901; ders. *Das Holländ. Gruppenporträt* Jahrb. der Wiener kunsth. Slg. 1902; ders. *Entstehung der Barockkunst in Rom* 1907), Wickhoff hatte den Begriff des Malerischen in einem bestimmten Sinne verwandt (*Wiener Genesis* Jahrb. der Wiener kunsth. Slg. 1895), Schmarsow hatte die Gedanken weiter durchgebildet (*Grundbegriffe der Kunstwissenschaft* 1905), Wölfflin arbeitete die Begriffe heraus und füllte sie reich mit Inhalt aus (SB. Preuß. Ak. 1912, 31; vor allem: ders. *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* 1915). Wir finden die Formen des Linearen und Malerischen für die paläol. Kunst bestätigt. Da hier also derselbe Vorgang vorliegt wie in der neueren Kunst, da derselbe Weg auch auftaucht in der kret.-myk. Kunst, in der frühgriech. Kunst, dürfte man berechtigt sein, von einer Gesetzlichkeit im Kunstverlauf des sensorischen Stils zu sprechen. Dieser Gedanke der Gesetzlichkeit in den drei aufeinanderfolgenden Stufen ist schon geäußert worden von Wickhoff (Kunsthist. Jahrb. der Zentralkommission 1918 S. 49) und von Deonna (*Les rhythmes artistiques* 1912; ders. *Les lois et les rhythmes dans l'art* 1914). Die gleichlaufende Gesetzlichkeit für den imaginativen Stil ist damit noch nicht gegeben, sie wird weiter unten zu untersuchen sein. Mit dieser Erkenntnis dürfte ein Baustein geliefert sein zu jener Forderung Wölfflins: „Dieses Gesetz zu erkennen, wäre ein Hauptproblem, das Hauptproblem einer wissenschaftlichen Kunstgeschichte" (*Kunstgeschichtl. Grundbegriffe* S. 19).

§ 19. Mit der malerischen Form des Magdaléniens ist gleichsam der Zielpunkt des Sensorischen erreicht. Das Ablauschen der Natur, der gegebenen Formen verlangt nach immer genauerer Wiedergabe. Probleme, in der linearen Form nur im Keim vorhanden, drängen nach Lösung. Es wird zur Aufgabe, immer genauer, immer lebensvoller die lebendige Natur selbst, das Bewegte, Zufällige, das Momentane zu gestalten.

So tritt als ein Hauptproblem das Moment der Bewegung heraus. Tiere erscheinen im Niederbrechen, wie die Bisonten von Altamira (*Altamira* Tf. 26, 27, 28), andere den Kopf emporwerfend, anscheinend im Aufbrüllen, wie der Bison von Altamira (*Altamira* Tf. 16), das Rentier von Bruniquel (*Font-de-Gaume* S. 191 Abb. 173), das Rentier von Gourdan (L'Anthrop. 1904 S. 155) oder der Hirsch von La Peña de Candamo (Hernández-Pacheco *La Caverna de la Peña de Candamo* 1919 Abb. 12 S. 61). Andere Tiere sind im Eilen gegeben wie die Eber von Altamira (Band VII Tf. 106), die Pferde von Font-de-Gaume (*Font-de-Gaume* S. 109 Abb. 79), der sog. Wolf von Gourdan (L'Anthrop. 1904 S. 151), die eilenden Rentiere von La Madeleine (*Font-de-Gaume* S. 172 Abb. 149), der Steinbock von La Mouthe (L'Anthrop. 1901 S. 673) oder die Pferde von Limeuil (Capitan-Bouyssonie *Limeuil* 1924 Tf. 20 Abb. 89 und 94). Wieder andere halten den Kopf zu Boden, anscheinend im Augenblick des

Äsens, wie das Rentier von Bruniquel (*Font-de-Gaume* S. 175 Abb. 155, 1), das Rentier von Thaingen (Band VII Tf. 101b; Mitt. Zürich 1874 Heft 5; *Reliquiae Aquitanicae* S. 279 Abb. 98), das Rentier von Lourdes (Piette *L'art pendant l'âge du renne* Tf. 35, 1), das Rentier von Les Eyzies (*Font-de-Gaume* S. 177 Abb. 158), ein Pferd aus der Klause bei Kelheim (L'Anthrop. 1914 S. 259), ein Steinbock von Bruniquel (Matériaux 19 S. 67), die Rentiere von Font-de-Gaume (Band VII Tf. 104b), ein Höhlenbär von Laugerie-Basse (L'Anthrop. 1916 S. 19) oder wie die Rentiere von Limeuil (Boule *Les hommes fossiles*[2] 1923 S. 260 Abb. 167; *Limeuil* Tf. 2 Abb. 1, Tf. 4 Abb. 5 und 6) oder der Bär von Limeuil (*Limeuil* Tf. 28 Abb. 117) oder Rentiere und Pferde von Les Combarelles (*Combarelles* Nr. 16 S. 26, Nr. 30 S. 33, Nr. 38 S. 39, Nr. 104 Abb. 81 S. 81, Nr. 112 Abb. 87 S. 87).

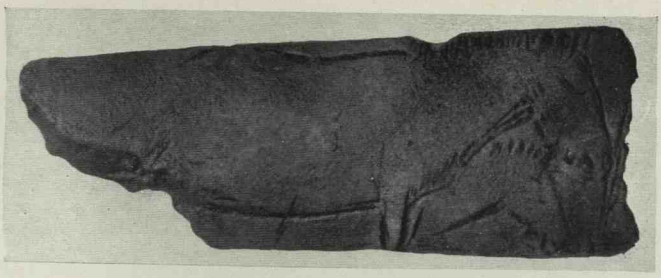
§ 20. Neben das Problem der Bewegung tritt das Problem des Raumes. Sind die Bilder zuerst flächenhaft gegeben, so offenbart sich bald das plastische Körperempfinden, das die Körper im Volumen durchmodelliert. Es ist ein deutliches Streben vorhanden nach Dreidimensionalität, nach dem Einbinden des Körperhaften in den Raum. Das erste Auftauchen der Schraffierung an der Randlinie zeigt schon dieses Streben. Es wächst im Fortgang immer mehr an zu immer festerer Durchmodellierung des Körpers, zu immer deutlicherer Herausarbeitung der Muskeln, der erhabenen Stellen und der Eintiefungen. Im Hochmagdalénien ist ein plastisches Modellieren des Körpers in der Malerei erreicht, das jede Bewegung der Muskeln betont. Und nicht nur das. Das Raumempfinden ist so stark geworden, daß illusionistische Durchbrechungen der Malfläche gewagt werden, daß die Tiere die Köpfe umwenden.

Versuche dieser Darstellung kommen schon im Aurignacien vor, sie liegen vor in Gravüren von Pair-non-Pair (Déchelette *Manuel* I 248); die Versuche sind in dieser Zeit aber noch unvollkommen, später, besonders in der Magdalénien-Malerei, werden sie immer vollkommener. Zu den gelungensten sind zu zählen ein Rentier von Laugerie-Basse (Tf. 106a), der Bison von Altamira (*Altamira* Tf. 25), der Hirsch von Lorthet (Piette *L'art pendant l'âge du renne* Tf. 40, 4; L'Anthrop. 1904 S. 160; R. R. Schmidt *Die Kunst der Eiszeit* Tf. 10 oben), die Skulptur eines Bisonten von La Madeleine (Tf. 108c), eine Hirschkuh von Covalanas in roter, gepunkteter Umrißlinie (*Cavernes Cantabr.* Tf. 10), ein Rentier von Laugerie-Basse (*Font-de-Gaume* S. 174 Abb. 152), ein undeutliches Tier (Rentier?), auf einem Rengeweih geschnitzt (*Reliquiae aquitanicae* S. 146), eine Hirschkuh aus La Pasiega (*Pasiega* Tf. 4) und ein Hirsch von La Peña (Hernández-Pacheco *Los Grabados de la Cueva de Penches* 1917 S. 28 Abb. 17; Pacheco *La Caverna de la Peña de Candamo* 1919 Abb. 14).

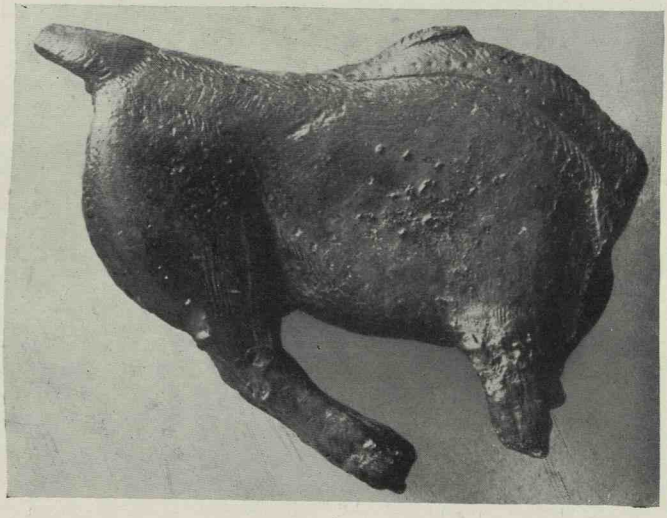
Wenden diese Tiere alle den Kopf zurück, so ist auch der Versuch gemacht worden, den Kopf im Bilde so zu wenden, daß er den Beschauer anblickt (Bison von Bruniquel; *Altamira* S. 134 Abb. 111, 2).

Ein Stück von Gourdan (L'Anthrop. 1904 S. 163 Piette Tf. 82, 1b) zeigt noch eine andere merkwürdige Darstellung: die Zeichnung eines Bisonten von oben gesehen, aus der Vogelperspektive. Aber nicht nur das kommt vor, auch in der Vorderansicht werden die Tiere gezeichnet. In Gourdan ist die Zeichnung eines Hirsches gefunden worden (Tf. 107a), der in Vorderansicht dargestellt ist. Häufiger ist die Darstellung des einzelnen Kopfes, der von vorn gesehen wird; solche Zeichnungen liegen vor aus Laugerie-Basse (Piette a.a.O. Tf. 4, 8), aus dem Abri Mège (Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* [1912] S. 206 Abb. 125b), aus der Höhle von Valle (Obermaier *El hombre fósil*[2] 1925 S. 173 Abb. 71; Anthropos 14/15 [1919—20] S. 158 Abb. 10 ders.). Im Museum von Toulouse befindet sich die sehr gelungene Darstellung eines von vorn gesehenen Bärenkopfes (Obermaier *Fossil Man in Spain* 1924 S. 221 Abb. 99g; *Combarelles* 1924 S. 129 Abb. 114, 2). Noch unveröffentlicht sind zwei Darstellungen eines Steinbocks und eines Hirsches in der Vorderansicht von La Paloma bei Soto de Regueras, Nalón-Tal (Asturias), im Museo Nacional de Ciencias Naturales, Madrid.

Eine Fülle von perspektivischen Problemen klingt hier an, Probleme, die an-



a

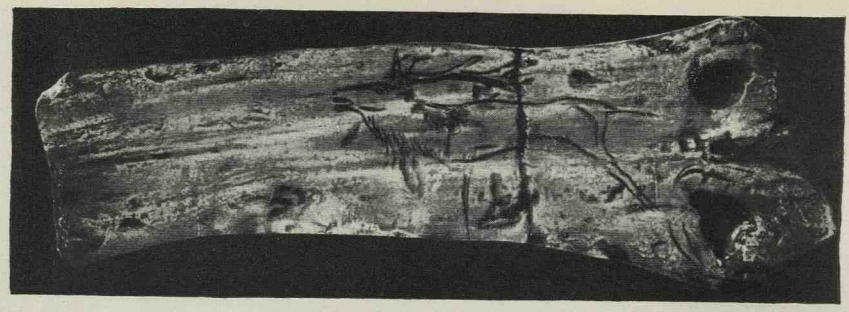


b

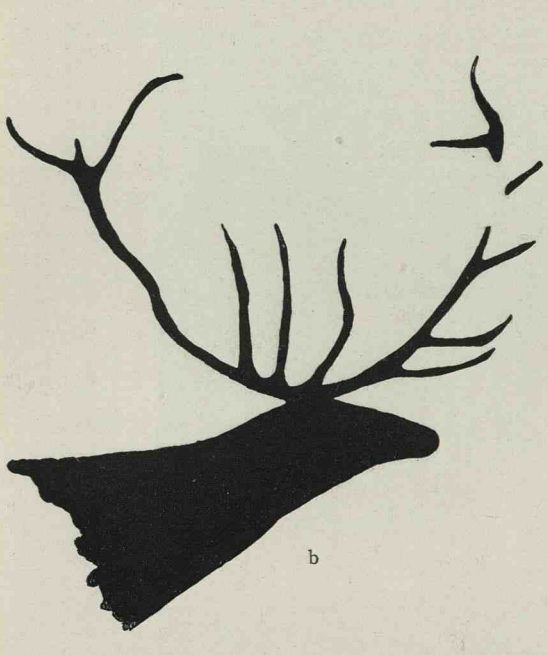
c

Primitive Kunst

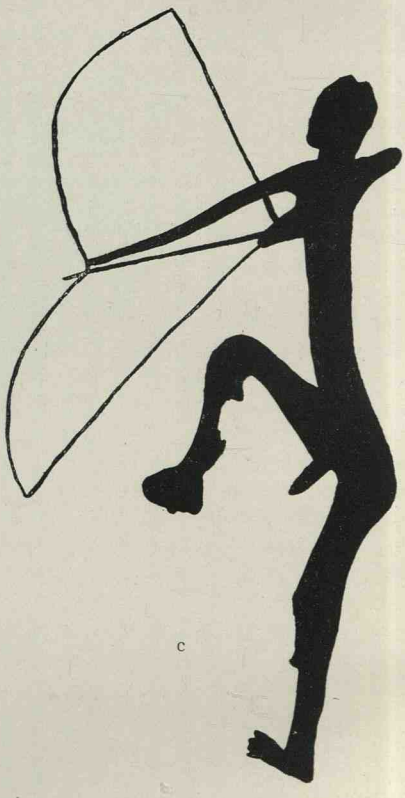
a. Lespugue. Wildpferde. Magdalénien. $^1/_1$ n. Gr. — b. Mas d'Azil. Älteres Magdalénien. — c. La Madeleine. Magdalénien. b und c $^3/_4$ n. Gr. — Nach Photographien der Originale.



a

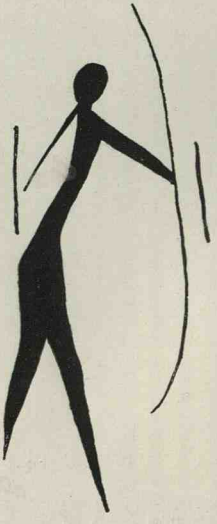


b

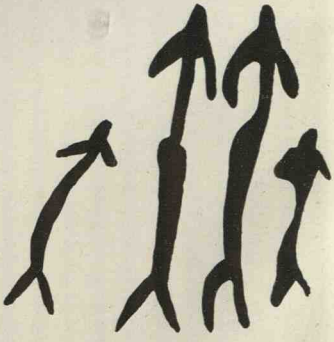


c

d



e



f

Primitive Kunst

a. Les Hoteaux. Magdalénien. $^2/_3$ n. Gr. — b. Minateda (Detail). — c. Alpera. — d. dgl. — e. Minateda. — f. dgl. — b—f. Nach Aufnahmen von H. Kühn 1925.

scheinend immer wieder von neuem auftauchten, die nach künstlerischer Bewältigung und Lösung drängten. Diese Lösung wird dabei nicht in allen Fällen erreicht, manche der Darstellungen sind schwerfällig, ungeschickt, andere wieder nähern sich mehr der Wirklichkeit, deren Gestaltung eben das Ziel der Kunst des Paläol. ist.

Besonders schwierig als Aufgabe mußte dabei die Gestaltung des Tieres in der Rückenansicht sein. Das Paläol. hat auch das versucht. Eine der gelungensten Darstellungen dieser Art ist der Steinbock von Laugerie-Basse (Tf. 107 b). Es ist der runde Körper gegeben, nach oben hin erscheint der Kopf, die Ohren, die Hörner, unter dem Körper sind die Beine sichtbar, die wie bei einem lagerndem Tier untergeschlagen gezeichnet sind. Zwei andere Tiere in Rückenansicht hat man in Gourdan gefunden (Tf. 107 c). Reinach weist das eine Lorthet zu (*Répertoire de l'art quaternaire* S. 128 Nr. 3), das andere Mas d'Azil (ebd. S. 154 Nr. 3). Nach Breuil gehören beide Stücke Gourdan an (Congrès intern. préh. Monaco I 398). Beidemal ist der Körper des Tieres in Dreiviertelansicht gegeben, der Kopf aber ist vom Beschauer abgewandt, das Tier blickt in den zurückliegenden Raum, eine seltsame, hochentwickelte künstlerische Anschauung, die die Feinheit der Auffassung des Wirklichen in dieser Zeit offenbart, und die die künstlerische Tiefenvorstellung, das entwickelte Raumgefühl, ganz deutlich macht. Das Problem des Raumes ist damit bis zu einem Punkt geführt, den die folgende Kunstgeschichte erst sehr spät erreicht.

Einbindungen von Tieren oder Menschen in die Landschaft sind dagegen nicht gemacht worden, auch Gruppendarstellungen sind selten. Der Paläolithiker dieses Kunstkreises kennt fast immer nur den Einzelgegenstand, die Verbindung liegt ihm fern. Gruppen kommen vielleicht vor bei dem Jäger von Laugerie-Basse (St. Germain Nr. 14881; G. und A. de Mortillet *Mus. Préh.*[1] 1881 Nr. 203 Tf. 27) und den beiden Rentieren von Bruniquel (*Altamira* S. 127 Abb. 105, 1) und an einigen anderen Stellen (*Altamira* S. 125 Abb. 102, S. 126 Abb. 104).

§ 21. Als ein weiteres Problem tritt das Problem des Lichtes hinzu. Bei den Gemälden werden die beleuchteten Stellen bewußt hervorgehoben, die Farben verfließen ineinander ganz weich und zart in den Übergängen, die belichteten Töne werden durch helle, leuchtende Lokalfarben abgehoben. Das Flackernde und Unruhige des Lichtes gibt bei der Gravierung des Hochmagdaléniens eine hingesprühte, Momentanes andeutende Linienführung wie etwa bei dem Bisonkopf von Laugerie-Basse (L'Anthrop. 1916 S. 23), dem Hirsch von Saint-Marcel (Tf. 107 d), den Gemsen von Bruniquel (Matériaux 19 S. 67), dem Hirsch von Les Hoteaux (Tf. 109 a) oder dem Rentier von Gourdan (L'Anthrop. 1904 S. 155; Piette *L'art pendant l'âge du renne* S. 93).

§ 22. Das interessanteste Problem ist wohl das der Masse, das im Paläol. zum erstenmal ganz deutlich erscheint. Nicht, daß man von einer Gruppenbildung im Sinne des Zusammen oder Gegeneinander der handelnden Glieder des Bildganzen sprechen kann, es ist vielmehr eine gleichmäßige Reihung, die einige Male erscheint. Das Hinter- oder Nebeneinanderreihen von Tieren oder Tierköpfen ist im Paläol. sehr häufig, an einigen Stellen, auf einem Stück von Chaffaud (L'Anthrop. 1903 S. 180) und einem Stück von Teyjat (Rev. d'Anthropol. 1908 S. 212), wird diese nebeneinanderstehende Reihe aber zu einer Masse im kunsthist. Sinn. Nicht mehr wird — ähnlich der Lösung des Problems im Impressionismus — das einzelne Tier deutlich gegeben, sondern nur einige der ersten und dann das letzte. Die dazwischen liegenden Tiere sind nur durch Striche, durch Andeutungen des rhythmischen Parallelismus dargestellt.

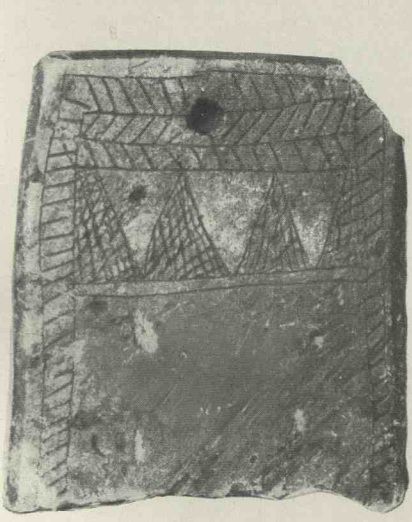
Lit. zur Kunst des Paläol.: Cartailhac-Breuil *Altamira* 1906, *Font-de-Gaume* 1910, *Cavernes Cantabrique* 1912, *La Pasiega* 1913, *La Pileta* 1915, *Les Combarelles* 1924; Piette *L'art pendant l'âge du renne* 1907; Déchelette *Manuel*[2] I (1924) S. 201—302; Boule *Les hommes fossiles*[2] 1923; Alcalde del Rio *Las pinturas y grabados de las cavernas prehistóricas* 1906; Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* o. J. (1912); Eduardo Hernández-Pacheco *Los grabados de la cueva de Penches* 1917; Hugo Obermaier und el Conde de la Vega del Sella *La cueva del Buxu* 1918; Eduardo Hernández-Pacheco *La caverna de la Peña de Candamo (Asturias)* 1919; Hugo Obermaier *El hombre fósil*[2] 1925; ders. *Fossil Man in Spain* 1924; ders. *Paläolithikum und stein-*

zeitl. Felskunst in Spanien Präh. Z. 13/14 (1921—22) S. 177ff.; R. R. Schmidt *Die diluviale Vorzeit Deutschlands* 1912; ders. *Die Kunst der Eiszeit* 1922 (Tafelwerk); J. Bayer *Die diluviale Kunst* 1922; Parkyn *Prehistoric Art* 1915; Burkitt *Prehistory*[2] 1925; Osborn *Men of the old stone age*[3] 1924; Mac Curdy *Human Origins* 1924; Capitan-Bouyssonie *Limeuil, un atelier d'art préhistorique* 1924; Hoernes-Menghin *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa*[3] 1925; Luquet *Le Réalisme dans l'art paléolithique* L'Anthrop. 1923; Herbert Kühn *Die Malerei der Eiszeit*[3] 1923; ders. *Kunstgeschichte Alteuropas*. I. *Die Kunst des Paläolithikums* (im Erscheinen).

§ 23. Im O und S Spaniens ist in der Zeit kurz vor dem Kriege und während des Krieges eine andere Kunstprovinz entdeckt worden, die ostspan. Felsmalerei, die sich als zweite paläol. Kunstprovinz neben die erste, die franko-kantabrische, stellt. Seit 1903 kannte Cabré die Malereien von Calapatá (s. d.). 1907 meldete er seine Kenntnis Vidiella, der die Station in diesem Jahre als erster beschrieb. Im selben Jahre fand zufällig der Pfarrer von Cogul die Malereien von Cogul (s. d.), die Rocafort 1908 zum erstenmal behandelte. Im J. 1909 erschien die erste zusammenfassende Darstellung (H. Breuil und J. Cabré *Les peintures rupestres du bassin inférieur de l'Èbre* L'Anthrop. 1909 S. 1—21), im J. 1910 untersuchte Pascual Serrano die Malereien von Alpera (s. d.) in der Prov. Albacete (Breuil, P. Serrano und Cabré *Les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1912 S. 529). In den folgenden Jahren wurde eine Fülle von ostspan. Felsmalereien gefunden, von denen die wichtigsten die folgenden Stationen sind: Die Valltorta-Schlucht (s. d.) bei Albocácer, Prov. Castellón (H. Obermaier und P. Wernert *Las pinturas rupestres del Barranco de Valltorta* 1919 und *Exploració arqueológica del Barranc de la Valltorta* Anuari Inst. 1915—20 S. 444—454; Herbert Kühn *Die Malereien der Valltorta-Schlucht* IPEK Jahrbuch f. präh. u. ethnogr. Kunst 1926 S. 33—45), die Cueva del Charco del Agua Amarga (s. d.), bei Alcañiz, Prov. Teruel (J. Cabré *El arte rupestre en España* 1915 S. 152), ferner in derselben Prov.: Albarracín (s. d.); in der Prov. Albacete: Minateda (s. d.; (H. Breuil *Les roches peintes de Minateda, Albacete* L'Anthrop. 1920), am Barranco de la Mortaja; und in der Prov. Murcia: Cantos (s. d.) de la Visera am Monte Arabí bei Yecla (H. Breuil, M. Burkitt und F. de Motos *Les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1915 S. 313—336).

§ 24. Diese Kunst unterscheidet sich von der franko-kantabrischen wesentlich. Sie kennt bewegte Menschendarstellungen, kennt Gruppen-, Jagd- und Kampfbilder. Schon 1912 traten Breuil und Obermaier für das quartäre Alter dieser Gruppe ein (H. Breuil *L'âge des cavernes et roches ornées de France et d'Espagne* Rev. Arch. 1912 S. 193—234; H. Breuil und H. Obermaier *Les premiers travaux de l'Institut de Paléontologie humaine* L'Anthrop. 1912 S. 1—27). Obermaier belegte diese Ansicht später mit vielen Gründen (H. Obermaier und Paul Wernert *Las pinturas rupestres del Barranco de Valltorta* 1919 S. 79—92; H. Obermaier *El hombre fósil* 1916 S. 241). Andere Forscher schlossen sich dieser Auffassung an (J. del Pan und Paul Wernert *Datos para la cronología del arte rupestre del oriente de España* 1917 S. 9; Paul Wernert *Nuevos datos etnográficos para la cronología del arte rupestre de estilo naturalista del Oriente de España* 1917; E. H. Pacheco *Estado actual de las investigaciones en España respecto a Paleontología y Prehistoria* Asociación Española por el Progreso de las Ciencias 1915 S. 52—53), so daß heute tatsächlich die Frage des quartären Alters dieser Malereien als zweifellos zu gelten hat. Angriffe gegen die Datierung, wie sie in letzter Zeit von Cabré (Soc. Esp. de Antrop. Etnogr. y Preh. 1923 S. 107—118) und Pacheco (*Las pinturas prehistóricas de las cuevas de la Araña* 1924 S. 129—169) gemacht worden sind, müssen als unzulänglich zurückgewiesen werden. Vor den vielen Gründen, die für das quartäre Alter beigebracht worden sind, müssen Zweifel, wie sie etwa von Hoernes (*Urgeschichte*[2] 1915 S. 152) geäußert worden sind, nun zurücktreten. Breuil und Obermaier sprechen auch hier wieder von 5 oder mit Einschluß des Epipaläol. von 6 Stufen. Die 1. Stufe bringe kleine, unbeholfene und unrichtige Figuren, die 2. habe lineare Malereien von naturalistischer Auffassung, die 3. Vollbilder in einheitlicher Monochromie, später Innenschraffierung, die 4. monochrome Bilder mit abgetönter Schraffierung, die 5. polychrome Malereien, die 6., dem

a



b

c

Primitive Kunst

Kupferzeitl. anthropomorphe Amulette: a. Garrovillas de Alconétar (Cáceres). — b. Cueva de la Mora bei Jabugo (Huelva). — c. Garrovillas de Alconétar. Arch. Museum, Madrid. Sämtl. $^3/_4$ nat. Gr. Nach Photographien.

Epipaläol. angehörig, bringe die „Entartung" zu schematischen Bildzeichen (L'Anthrop. 1918 Breuil; Obermaier *Paläolithikum und steinzeitliche Felskunst in Spanien* Präh. Z. 13/14 [1921/22] S. 189).

Ich möchte unter kunsthistorischem Gesichtspunkt auch hier wie bei der franko-kantabrischen Kunst von zwei entgegengesetzten Kunstformen sprechen, die aufeinander folgen, einmal dem Linearen, dann dem Malerischen, auf das dann wieder das Lineare folgt.

H. Kühn *Das Problem der ostspan. Felsmalerei.* Tagungsber. der dtsch. anthr. Ges. 1926 S. 42—48.

Die Entwicklung zum Imaginativen hat sich nach Obermaier vollzogen in der Zeit des jüngeren Capsien (s. d.), der Zeit, die annähernd dem Spätmagdalénien entspricht. Der Übergangsprozeß dauert bis zum Proto-Azilien (Präh. Z. 1921/22 S. 195 Obermaier). In der Pileta-Höhle (s. d.) finden sich, wie an vielen anderen Stellen, inmitten von Magdalénien-Malereien Zeichnungen aus der gleichen Epoche, die schon stilisiert sind (H. Breuil, H. Obermaier und Verner *La Pileta à Benaoján* [*Malaga*] 1915 Tf. 13, 14, 16). Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, erscheint die Entwicklung entsprechend der des nordspan. Kulturkreises zu verlaufen. Das Gesetz der sensorischen Kunst-Entwicklung vom Linearen zum Malerischen findet demnach auch hier seine Bestätigung.

§ 25. Das Problem der Bewegung ist bei dieser Kunstprovinz auf das höchste gesteigert, Kampfszenen sind häufig dargestellt (Band VII Tf. 112), Jagdszenen (ebd. Tf. 111; Band II Tf. 168a; besonders Obermaier und Wernert *Las pinturas rupestres del Barranco de Valltorta* 1919 Tf. 21, 22 Abb. 42, Tf. 23f.; L'Anthrop. 1912 S. 21 Abb. 19), Menschen, die eilen (Band VII Tf. 109b, 110a; vgl. XI Tf. 94a—d, 147b; L'Anthrop. 1920 S. 17 Abb. 20, 21), Menschen, die Bogen spannen (Tf. 109c—e; Band VII Tf. 108b; Obermaier und Wernert a. a. O. S. 106, 107, 109, 111 Tf. 8, 21. 24, Tf. 11; L'Anthrop. 1920 S. 2, 3, 4, 17, 25), andere, die getroffen zusammenbrechen (Band VII Tf. 110b; Obermaier und Wernert a.a.O. besonders S. 99). Es erscheinen auch Tiere, die den Kopf wenden (Obermaier und Wernert a. a. O. Tf. 6, 23; L'Anthrop. 1915 S. 333), andere, die ihn senken (L'Anthrop. 1920 S. 27 Abb. 29) oder erheben (L'Anthrop. 1915 S. 333; ebd. 1920 S. 39 Abb. 38), ferner Tiere im Eilen (L'Anthrop. 1918 S. 10 Abb. 9, 4; Cabré *El arte rupestre* Tf. 11, 14). Sehr lebensvoll ist die Szene des honigsuchenden Menschen, der an Stricken emporklettert, ein Gefäß in der Hand (Band VII Tf. 113). Nach dieser Epoche wird die Kunst des Capsien dann wieder linearer, auch eckiger in den Formen. Der Weg zur Stilisierung wird offenbar (Tf. 109c—e); die ganz imaginativen Menschenfiguren (Tf. 109f), die noch auf dem Fries von Minateda vorkommen, sind die natürliche Fortsetzung dieser Stilbewegung, die vom Linearen zum Malerischen und dann wieder zu neuer linearer Form und schließlich zum Imaginativen führt.

So erscheinen auch in dieser Kunst die Probleme eines reifen Sensorismus, die Probleme der Bewegung und die des Raumes. Das Problem des Lichtes ist nicht so herausgetreten wie in der franko-kantabrischen Region, das Eingehen auf das Spielen des Lichtes, auf das Durchmodellieren der plastischen Form ist nicht so herausgebildet wie in der Nordkunst, doch es ist deutlich, daß die Probleme des Sensorischen auch hier vorliegen, und daß sie zum großen Teil ihre Erfüllung finden.

Aus der Literatur seien genannt: J. Cabré Aguiló *El arte rupestre en España* 1916; H. Obermaier und Paul Wernert *Las pinturas rupestres del Barranco de Valltorta* (*Castellón*) 1919; H. Obermaier *El hombre fósil*[2] 1925; H. Breuil, P. Serrano und J. Cabré *Les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1912 S. 529; H. Breuil, M. Burkitt und F. de Motos *Les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1915 S. 313—336; H. Breuil *Les peintures rupestres de la péninsule Ibérique* L'Anthrop. 1920 S. 49; Obermaier *Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens* Anthropos 14/15 (1920); ders. *Paläolithikum und steinzeitliche Felskunst in Spanien* Präh. Z. 13/14 (1921/1922) S. 177—199; Ed. Hernández-Pacheco *Las pinturas prehistóricas de las cuevas de la Araña* (*Valencia*) 1924.

Nimmt man so an, daß die älteste Kunst sensorisch ist — wobei es, wie Bayer (*Diluviale Kunst* 1922) und Obermaier (*Mensch der Vorzeit* [1912] S. 224—225) annehmen, wenig wahrscheinlich ist, daß die paläol. Kunst noch eine wesensfremde Vorstufe gehabt haben kann —, nimmt man ferner an, daß ein formales Gesetz der Kunst-

entwicklung innerhalb des sensorischen Stils auf Grund des monophyletischen Ursprungs der Menschheit denkbar ist, dann müßte die Entwicklung der ältesten Kunst bei anderen Völkern im Stilverlauf durchaus gleichmäßig sich entwickelt haben. Ethnische Besonderheiten wären innerhalb des Verlaufs nicht nur möglich, sondern sogar notwendig. Diesen Gedanken zum Gesetz zu erheben, wäre heute noch voreilig. Noch fehlen die notwendigen Vorarbeiten in der vorgesch. Kunst der anderen Erdteile. Es sei aber gestattet, ihn hier als Möglichkeit auszusprechen, als Möglichkeit, die auf Grund verschiedener Erkenntnisse, besonders der gleichartigen Entwicklungsform der südfrz.-kantabrischen und der ostspan. Kunst, viel an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

II. Die Kunst außereurop. Boden. § 26. Die älteste ägyptische Kunst scheint dem zu entsprechen. Flinders Petrie nennt ein sensorisches Relief im Museum zu Kairo (*Arts and crafts of ancient Egypt* 1910 Tf. 51) das älteste Bildwerk. Der ostspan. Kunst ähnlich wegen der Gruppenbildung ist ein Wandbild aus dem Grabe von Kom el-Ahmar (s. d.; Band VII Tf. 116). Denkbar ist, daß diesem Bild eine stärker sensorische Kunst mit allen Problemen des Sensorischen vorhergegangen ist, daß hier schon der Beginn einer Stilisierung vorliegt. Auf dem Bildwerk ist eine Nilfahrt dargestellt, Menschen, die mit Tieren kämpfen, Frauen mit Kindern, Barken, die den Fluß befahren, Tiere in einer Falle. Die zeitlich folgende Kunst entspricht den Problemen des Neol. und der BZ.

Aus der Literatur zur ältesten äg. Kunst: Capart *Prim. Art*; Flinders Petrie *Arts and crafts of anc. Egypt*; Quibell *Archaic Objects* 1904—05; H. Schäfer *Von äg. Kunst* 1919; J. de Morgan *Recherches sur les origines de l'Egypte* 1896—97; ders. *L'Humanité préhistorique* 1921; Flinders Petrie *Prehistoric Egypt* 1920; Roeder *Vorgeschichtliche Plastik Ägyptens* IPEK Jahrb. f. präh. u. ethnogr. Kunst 1926 S. 64—84.

§ 27. In die Reihe einer vorgesch. Kunst, die stilistisch derjenigen des Paläol., insbesondere der ostspan. Felsmalerei, nahesteht, die wahrscheinlich sogar einen direkten Zusammenhang mit ihr hat, gehören die urzeitlichen Felsbilder aus dem Sahara-Atlas. Flamand hält die Bilder für neolithisch, ihm schließt sich Blanckenhorn an, ebenso Boule und Gsell, Obermaier läßt die Frage offen, m. E. sind die Bilder paläolithisch. Ein Teil dieser Bildwerke zeigt Einzeldarstellungen (*Hádschra Máktuba* S. 72, III oder 49); sie bilden nach Frobenius und Obermaier (Einleitung S. 2) wohl das älteste Element, andere haben Gruppencharakter. Übermalungen geben auch hier gewisse Hinweise. Es ist deutlich, daß auf älteren sensorischen Bildern solche imaginativer Art übergelagert sind (*Hádschra Máktuba* Tf. 29, 58, 61). Die Probleme des Sensorischen werden auch hier allerdings in nicht so großartiger Weise wie in der franko-kantabrischen Kunst erfüllt, — aber es erscheinen doch Tiere im Eilen (*Hádschra Máktuba* Tf. 143), im Zusammenbrechen (L'Anthrop. 1914 S. 435), Tiere, die den Kopf umwenden (L'Anthrop. 1914 S. 442; *Hádschra Máktuba* Tf. 107, 143, 148; L'Anthrop. 1916 S. 31, 41; ferner Felsenzeichnung bei Kef Messouier: Gsell *Mon. ant. de l'Algérie* 1901 S. 48). S. a. Nördliches Afrika A und Band IX Tf. 168—173.

Der kunsthistorische Weg der Entwicklung ist hier der gleiche wie in der franko-kantabrischen oder ostspan. Malerei des Paläolithikum. Zuerst erscheinen ungeschickte Zeichnungen, ganz auf den Kontur gestellt, durchaus linear, später erst entwickelt sich eine freiere, lockere Form, die in Nordafrika aber doch immer stark konturbetont bleibt. Wenn die franko-kantabrische Kunst das Dreidimensionale in den Vordergrund stellte, das Räumliche, Tiefenhafte, und wenn die ostspan. Malerei den Rhythmus und die Komposition erstrebte, dann ist das Ziel der nordafrik. Kunst des Paläol. die Gruppe; formal bleibt sie immer mehr linear als die beiden anderen Gruppen derselben Zeit.

G. B. Flamand *Les Pierres Ecrites. Gravures et inscriptions rupestres du Nord-africain* 1921; E. F. Gautier *Sahara Algérien* 1908; Frobenius und Obermaier *Hádschra Máktuba* 1924; G. B. M. Flamand *Deux Stations nouvelles de Pierres-Écrites* L'Anthrop. 1914 S. 433—458; E. F. Gautier *Nouvelles Stations de Gravures rupestres Nord-Africaines* L'Anthrop. 1916 S. 27—45; St. Gsell *Histoire ancienne de l'Afrique du Nord* I[8] Paris 1921; IPEK 1927 S. 13ff. H. Kühn.

§ 28. Die Frage der Buschmann-Malereien, die ebenfalls in den Umkreis der Betrachtung der primitiven sen-

sorischen Kunst gehört, ist neuerdings kompliziert worden durch die Ausführungen Luschans (ZfEthn. 1923 H. 1—4 S. 31—40), der die bekannten Malereien den Buschmännern abspricht. Ohne diese Frage hier berühren zu wollen, ergibt die zusammenfassende Betrachtung der sog. Buschmann-Malereien des S Afrikas ein Erscheinen der gleichen Probleme, wie wir sie in der paläol. Kunst Europas feststellen konnten. Das Problem der Bewegung ist vorhanden. Tiere erscheinen im Eilen, wie ein Tiger (H. Tongue *Bushman Paintings* 1909 Tf. 7), Rehe (ebd. Tf. 19, 21), die Giraffe (ebd. Tf. 52), ein Hund (ebd. Tf. 42), eine Antilope (ebd. Tf. 11; Moszeik *Die Malereien der Buschmänner in Südafrika* 1910 Tf. 2 Abb. 3), undeutliche Tiere (Tongue a. a. O. Tf. 9 und 30); Menschen werden in der größten Bewegung gegeben, im Schreiten, im Laufen (ebd. Tf. 4, 5, 13, 15, 20, 23, 31, 32, 42; Moszeik a. a. O. S. 44, 81, 83), andere spannen die Bogen (etwa Christol *L'Art dans l'Afrique australe* S. 16, 32, 128). Sehr häufig werden Tiere gegeben im Augenblick des Lagerns, die Beine in typischer Haltung untergeschlagen. So etwa bei den Antilopen (Tongue a. a. O. Tf. 23, 11, 16, 24, 25, Chromocollo-Type 1; Moszeik a. a. O. S. 38 Abb. 22 Tf. 1 Abb. 2). Auch das Senken des Kopfes, wie beim Äsen, kommt häufig vor (Tongue a. a. O. Tf. 2, 7, 16, 22, 29, 39, Chromocollo-Type 1).

Am deutlichsten ist aber bei der Buschmann-Malerei die Betonung des Raumes; auch hier gibt es zwar keine Tiere oder Menschen in der Landschaft, aber die Tiere sind perspektivisch gesehen, sie drehen den Kopf ganz nach vorn in den Raum hinein, sie blicken den Beschauer an. So bei H. Tongue a. a. O. Chromocollo-Type 1, ferner Tf. 16; Moszeik a. a. O. S. 50 Abb. 39, 40, 41. Noch eine andere Bewegung ist häufig: die des Fortwendens des Kopfes aus dem idealen Bildraum, das Abwenden des Kopfes. So bei den Antilopen (H. Tongue a. a. O. Tf. 2, 11, 16, 41; Moszeik a. a. O. S. 96 Abb. 169). Häufiger ist die Darstellung des Tieres von hinten gesehen (Tongue a. a. O. Tf. 18, 19, 25, 41, 42, Chromocollo-Type2; Moszeik a. a. O. S. 53 Abb. 47).

Auch das Problem des Lichtes erscheint. Die Tiere sind oft plastisch durchmodelliert, die Muskeln treten heraus, das Licht betont die hellen Stellen, Dunkelheiten geben tieferliegende Teile an. Solche Durcharbeitungen im Volumen, das dreidimensionale, räumliche Gestalten in die Tiefe, in den Raum hinein, solche Betonungen des Lichtes finden sich bei den Antilopen (Tongue a. a. O. Chromocollo-Type 1 und 2, oder farbige Photographien nach dem Original: Kühn *Kunst der Primitiven* Tf. gegenüber S. 38). Wenn auch Moszeik mit Berufung auf Stow davon spricht, daß Perspektive bei einer Darstellung der Masse vorkomme (Moszeik a. a. O. S. 40), so ist das Problem der Masse doch nicht gelöst worden wie in der paläol. Kunst. Aber ebenso wie dort gehen die Farben oft ineinander über, sind fein und zart verwischt und innerlich verbunden. Dieselben Probleme treten also auf wie im Paläolithikum.

Helene Tongue *Bushman Paintings* 1909 (Text von Balfour, viele Tafeln); Moszeik *Die Malereien der Buschmänner in Südafrika* 1910; Stow *The native Races of South-Africa* 1905; Fritsch *Die Eingeborenen Südafrikas* 1872; Fr. Christol *L'Art dans l'Afrique australe* 1911; Pöch *Über die Kunst der Buschmänner* MAGW SB. 1911; F. v. Luschan *Buschmann-Malereien in den Drakensbergen* ZfEthn. 1908; ders. *Buschmann-Einritzungen auf Straußeneiern* ebd. 1923 S. 31; Péringuey *On rock-engravings of animals and the human figure* Transactions South African Philos. Soc. 1906 und 1909; J. V. Želízko *Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner* 1925; Hugo Obermaier-Herbert Kühn *Malereien der Buschmänner* (im Erscheinen).

§ 29. Die Kunst der Polarvölker gehört auch in die Reihe der sensorischen Kunstübung. Sie hat die gleichen Probleme. Besonders bei den Alaska-Eskimos treten sie stark heraus. Eine Fülle von Zeichnungen dieser Stämme auf Geräten, auch von Klein-Skulpturen liegt vor, aus der nur einige besonders typische Formen genannt seien. Menschen und Tiere erscheinen im Eilen (Hoffmann *The graphic art of the Eskimos* Report of the U. S. National-Museum 1895 Tf. 58, 62), Menschen spannen Bogen (ebd. Tf. 63, S. 880 Abb. 101, S. 901 Abb. 118), andere schleudern den Speer (ebd. S. 894 Abb. 112, S. 901 Abb. 117). Auch das Problem des Raumes ist vorhanden. Sehr häufig sind Figuren von Tieren, die sich umwenden (ebd. S. 791 Abb. 9—11, S. 792

Abb. 13). Ein immer wieder vorkommendes Motiv ist das Senken des Kopfes der Tiere (ebd. Tf. 7, 8, 14, 20, 21, 58, S. 791, Abb. 9, S. 877 Abb. 100). Auch die Darstellung in Vorderansicht ist nicht selten; sie erscheint besonders bei Menschen (ebd. Tf. 58 S. 881 Abb. 102). Es gibt wenig Einzeldarstellungen, fast nur Gruppen, die zu einer Art Bilderschrift, zu einer Erzählung werden.

Das Problem des Lichtes kann bei der Kleinheit der Zeichnungen nicht so stark heraustreten, und doch ist es noch erkennbar. An die Umrisse der Körper sind Schraffierungen angefügt, die den beleuchteten Teil des Körpers herausheben. Es gibt Skulpturen, die sehr wohl die Herausarbeitung der Muskulatur erkennen lassen (Kühn *Kunst der Primitiven* 1923 Abb. 9).

Es erscheint aber auch in der Kunst der Polarvölker im Ornament eine bestimmte Stilisierung (Hoffmann a. a. O. Tf. 18, 54, 66 u. a.); Hoffmann hält diese Art für eine spätere.

W. J. Hoffmann *The graphic art of the Eskimos* Report of national Museum 1897; Hans Hildebrandt *De lågre Naturfolkens konst* 1884; Byhan *Die Polarvölker* 1909.

§ 30. Nicht so deutlich werden die Probleme in der Kunst der Australier. Es liegen auch sehr wenig Kunstbeispiele vor. Die Felsbilder, die Stokes auf einem Küstenfelsen von Depuch-Island im NW Australiens fand, erlauben wenig Schlüsse (J. L. Stokes *Discoveries in Australia* 1846). Ebensowenig die Menschendarstellungen, die Grey 1839 am Gleneg in Nordwest-Australien fand (G. Grey *Journals of two Expeditions of Discovery in North-West and Western Australia* 1841). Auf Bildern, die auf Baumrinde gezeichnet sind, und die Brough Smith veröffentlichte (*The Aborigines of Victoria* 1878), erscheinen Tiere im Schreiten, Liegen und mit Wenden des Kopfes (a. a. O. S. 186 Abb. 40). Die hellen Stellen der Tiere sind durch Schraffierungen herausgearbeitet. Menschen sind dargestellt, die die Hände ausstrecken und die Axt schwingen. Sogar Bäume sind wiedergegeben, Äste und Blätter deutlich betont.

Brough Smith *The Aborigines of Victoria* 1878; G. Grey *Journals of two Expeditions of Discovery in North-West and Western Australia* 1841; Stokes *Discoveries in Australia* 1846; Mathews *The Rock paintings of the Australian Aborigines* Journ. anthr. inst. 1895—98; Spencer und Gillen *The native Tribes of Central Australia* 1899; Spencer und Gillen *The Northern Tribes of Central Australia* 1904; Thomas *Natives of Australia* 1906; Hagedow *Aboriginal rock carvings of great antiquity in South Australia* Journ. anthr. inst. 1914.

§ 31. Die Übersicht über die primitive sensorische Kunst bei verschiedenen Völkern der Erde mag offenbaren, daß Probleme, deren Entwicklung wir in vorgesch. Kulturen zu verfolgen vermögen, bei manchen heutigen Naturvölkern in ähnlicher Form erscheinen, so daß Vergleiche naheliegen. Sie sind auch immer wieder angestellt worden, so unter anderen von Breuil (*Altamira* S. 201; L'Anthrop. 1920 S. 50), Obermaier (*Las pinturas rupestres* S. 121), R. R. Schmidt (*Die Kunst der Eiszeit* Tf. 31, 32) u. a. Es ergibt sich aus dem Vergleich durch Induktion die Möglichkeit einer Kunstentfaltung, die mit der linearen Form des Sensorismus begann und anwuchs zu einer malerischen, aufgelockerten Form, einer Form, die die Wiedergabe der bewegten, zufälligen Gegebenheiten der Natur erstrebte, deren Probleme die Bewegung, der Raum, das Licht und die Masse waren.

D. Der imaginative Stil in der Primitiven Kunst. § 32. Der Entwicklung des sensorischen Stils durchaus entgegengesetzt ist die Entwicklung des imaginativen Stils. Wenn dort eine fortlaufende Bewegung zu immer größerer Annäherung an die Natur zu bemerken ist, dann geht die Entwicklung hier zu immer größerer Erstarrung. Wenn dort die Probleme des Momentanen, des Bewegten, des Augenblicklichen in den Vordergrund treten, dann hier die Probleme des Seienden, des Bleibenden, der Ruhe. Wenn dort das Dynamische erstrebt wird, dann hier das Statische. Wenn dort die Bewegung, das Licht, die Masse, der Raum gesucht wird, dann hier das Gegenteil: das Raumlose, das Geklärte, Geometrische, die Fläche. Dort das Unbestimmbare, das Plötzliche, hier das Bestimmte, das Sichere, das Feste. Dort das Zufällige, hier das Gesetz. Dort das Werden, die Wandlung, hier das Sein. Die Linie hat ihr Eigenleben verloren, ihre Besonderheit und individuelle Formung, sie ist starr geworden, gebunden,

dem Ganzen ist das Einzelne untergeordnet, das Kompositorische steht im Vordergrund. Doch es ist nicht so, daß eine zeichnerische Form in Wölfflins Sinne herrschend wäre, — es ist etwas generell, nicht graduell Anderes, eine Formensprache, die in Wölfflins Gliederung nicht gefaßt werden kann. Das Lineare, das Malerische sind Formen des Sensorischen, — hier in der Sphäre des Imaginativen haben sie keine Gültigkeit. Ging die Bewegung des Stils im Paläol. deutlich vom Linearen zum Malerischen und schließlich wieder zum Linearen, so geht die Bewegung im Neol. weiter, sie löst sich mehr und mehr ab von der Natur, von allem Lebenden, sie sucht das Geometrische, die Gerade, die Linie, das Quadrat. So entsteht eine andere Kategorie als Höhepunkt des Imaginativen, eine Kategorie, die man mir gestatten möge, das Kristallinische zu nennen. Als Höhepunkt des Sensorischen, als Zielpunkt, den das Paläol. erreichte, erschien das Malerische. Es liegt vor in der Gravierung und Malerei des Magdalénien bei der frz.-kantabrischen Gruppe sowie in der Malerei des oberen Capsien der ostspan. Gruppe; seine Probleme sind Bewegung, Licht, Raum. Als Höhepunkt des Imaginativen dagegen erscheint das Kristallinische, es ist der Zielpunkt, den die Kunst des Neol., der BZ und der ersten EZ erreichte. Es liegt vor in der ganz geometrischen, kristallinischen Formensprache vom Ende des Neol. und vom Beginn der Kupferzeit. Seine Probleme sind das Statische, die Fläche, die Isolierung.

§ 33. Die Entwicklung des imaginativen Stils bis zu seinem Höhepunkt, bis zum Kristallinischen, zu erkennen, ist nicht leicht. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, daß man bei der Betrachtung des Werdens der Kulturen am Ende des Paläol. zumeist das sw. Europa verließ und die nun einsetzende Bewegung in den nord. Ländern verfolgte. Dieser Weg stößt aber auf große Schwierigkeiten, da im N im Protoneol. und im frühen Neol. andere wirtschaftliche, soziale und geistige Verhältnisse vorliegen als im SW. Im N mußte in dieser Zeit die Kultur des Jägertums noch fortdauern, im SW aber begann schon eine Umstellung, eine grundlegende Änderung. So wird die kunsthist. Stilentwicklung am deutlichsten in demjenigen Lande zu erkennen sein, in dem auf dem alten Leben ein neues erwuchs und das alte überlagerte: in Spanien. Die vielen neuen Funde und Entdeckungen in Spanien in den letzten Jahren geben uns die Mittel an die Hand, das Werden des neuen Stiles hier am deutlichsten zu verfolgen.

Nach dem Zeitpunkt des Malerisch-Sensorischen, nach der Zeit der Lockerung der Umrißlinie, des aufgebrochenen Konturs, nach der Zeit der Farbenfreude und der malerischen Durchmodellierung der Form im Magdalénien beginnt ein neues Aufleben des Linearen. Besonders deutlich tritt dieses Moment in der Höhle von La Pileta bei Benaoján (Malaga) zutage, wo über roten und gelben, sehr malerisch gegebenen Tieren des Paläol. linear gesehene Tiere in schwarzen Umrißlinien übergelagert sind (Breuil, Obermaier und Willoughby Verner *La Pileta* 1915 Tf. 7, ferner Tf. 6, 3, 1). Dieselbe Höhle bringt aber noch eine andere Merkwürdigkeit: sie zeigt, daß in dieser linearen Spätzeit des Paläol. schon die Stilisierung beginnt. In dem sog. „Sanctuaire" von La Pileta befinden sich Stilisierungen der menschlichen Gestalt (*La Pileta* Tf. 13), die nach Breuil (ebd. S. 42) gleichzeitig sind mit noch linear sensorischen Formen.

Die Stilisierung, der imaginative Stil, beginnt also bei der Darstellung des Menschen, er erscheint im Ausgang des Magdalénien, zu einer Zeit, in der die Tiere noch mehr oder minder sensorisch dargestellt werden.

Der imaginative Stil scheint dabei an die ostspan. Felsmalerei anzuknüpfen, bei der die Darstellung des Menschen ungleich häufiger vertreten ist als in der n. Gruppe. Deutlich wird diese Anknüpfung in der Cueva de la Vieja von Alpera, wo an demselben Fries Menschendarstellungen der malerischen Epoche der ostspan. Malerei erscheinen, wie etwa die beiden bekannten Frauen des mittleren Teiles (Cabré *El arte rupestre en España* Madrid 1915 Tf. 22; hier Band I Tf. 30c), und daneben mehr und mehr stilisierte Figuren, die dem Ausgang des Paläol. angehören (ebd. Tf. 31 links), und schließlich solche, die zweifellos neol. sind (Cabré a. a. O. S. 200). Ein

ähnliches Neben- oder sogar Übereinanderlagern findet sich auch in Cogul (s. d.; Cabré a. a. O. Tf. 14), in der Cueva del Charco del Agua Amarga (s. d.; Cabré a. a. O. Abb. 84 Tf. 11), in den Cantos de la Visera (Breuil und Burkitt *Les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1915 S. 319 Abb. 2), in Batuecas (s. d.; Breuil *Les peintures rupestres de la Peninsule Ibérique* L'Anthrop. 1918—19 S. 1), in der Tabla de Pochico (Cabré a. a. O. Tf. 30), in Minateda (s. d.) und an vielen anderen Stellen, am deutlichsten vielleicht in den Cuevas del Peñon del Tajo de las Figuras in der Laguna (s. d.) de la Janda (Cabré und Hernández-Pacheco *Avance al Estudio de las pinturas prehistóricas del extremo Sur de España* 1914 Tf. 2).

An diesem großen Fries haben lange Zeiten gearbeitet. Es erscheinen Tiere, noch fast sensorisch gesehen, dem Ausgang des Paläol. angehörig; Menschen, deren Glieder noch Rundungen haben, die Köpfe heben sich deutlich ab vom Rumpf, Brüste sind erkennbar, Hüften, Arme und bewegte Beine; an anderer Stelle, etwa ganz rechts am Fries, sind die Arme dann nur noch große Bogen, der Kopf und der Rumpf sind ein Strich geworden, der sich in zwei Beine teilt. Aber die Stilisierung sollte noch weiter fortschreiten, der Wille zur Fläche, zur Isolierung, zum Raumlosen, Gesetzhaften noch stärker werden. Auf demselben Fries erscheinen auch Menschen, die alles Sensorische verloren haben, deren Körper nur noch in geometrischen Formen erscheint: gerade Linien, Menschen, kristallinisch geworden, ohne Bewegung, ohne Leben, Menschen, die als Gesetz selbst erscheinen. Die Tiere sind nicht anders gestaltet. Man kann auf diesem einen Fries erkennen, wie sie ihr bluthaftes Leben verlieren, wie sie im Fortgang der Entwicklung erstarren, wie dieser Stil hindrängt zu immer größerer Ablösung von der Natur, zu immer größerer Vereinfachung (Tf. 111 b 1—5). Das Geweih der Hirsche, zuerst noch in gewundenen Linien erscheinend, mit zufälligem, immer anderem Werden und Wachsen, wird immer gebundener, zuletzt wird es ganz gleichmäßig, wie ein Kamm sind die Beine gleichgerichtet nebeneinander gestellt, der Kopf ist gesenkt, nur noch ein Strich. Durch die vielfachen Überlagerungen des Frieses ist diese Entwicklung ganz deutlich zu belegen. Aber das Werden erscheint nicht nur an der einen Stelle in dieser Reihenfolge, es ist deutlich ablesbar auf vielen anderen Felsen, besonders im Umkreis der Sierra Morena, etwa in der Gegend von Fuencaliente, in der Gegend von Aldeaquemada und in der Gegend von Vélez Blanco. Die genauen Forschungen Obermaiers und Breuils konnten an einer Fülle von Fundstellen Entwicklungsabfolgen aufzeigen. Dabei ergab es sich als zweifellos, daß die naturhafteren Bildwerke älter sind als die stilisierten (Obermaier *El hombre fósil* 1916 S. 333). Obermaier konnte aber neben dieser vertikalen Stratigraphie noch ein anderes Moment zur Zeitbestimmung der Zeichnungen anführen: die entsprechenden Funde in unberührten Schichten, die die gleichen Zeichnungen aufwiesen wie die Malereien an den Felswänden. Einmal waren es die Kiesel von Mas d'Azil, zweitens Keramik der Kupferzeit, die genaue Datierungen ermöglichten. Von den Kieseln wies Obermaier nach (*El hombre fósil*[2] 1925 Tf. 23), daß sie nicht schriftartige Zeichen, sondern Menschendarstellungen seien, die in oft ganz gleicher Form an den Felswänden Südspaniens vorkommen (s. a. Kunst A IV § 14 und Band VII Tf. 115). Damit war das nachquartäre Alter dieser imaginativen Malereien einwandfrei bestimmt; gleichzeitig war damit der Zusammenhang mit den südspan. Malereien gegeben und das plötzliche Auftreten der Kiesel im S Frankreichs durch ein Vordringen der Capsien-Bevölkerung erklärt. So ist anzunehmen, daß der Ort, an dem die Stilisierung zuerst geübt wurde, die Stätte der Geburt dieses Stils, der S der iber. Halbinsel war. Der imaginative Stil hatte im Endcapsien und in dem ihm gleichzeitigen Azilien und älteren Tardenoisien schon eine starke Ausbildung erfahren, eine Ausbildung, die jeden Zusammenhang mit der Natur bereits abgelegt hatte, die aber noch nicht zu jener absoluten Klarheit und kristallinischen Reinheit gelangt war, die am Ende des Neol. und am Beginn der Kupferzeit erreicht wurde; es sei mir gestattet, dieses Stadium als organisch-stilisiert zu bezeichnen.

Durch einen Fund, durch einen Scherben vom Ciempozuelos-Typus in Las Carolinas

bei Madrid, der Sonnenzeichnungen und sehr stark stilisierte Tierzeichnungen trug, konnte Obermaier mit Hilfe einer ganzen Reihe von Vergleichsmaterial nachweisen, daß das Neol. mehr oder weniger halbnaturalistisch, die Kupferzeit aber ganz starr (geométrica pura) sei (Obermaier *Yacimiento prehistórico de las Carolinas* [*Madrid*] 1917 S. 33). Zu den gleichen Ergebnissen kam Federico de Motos in seiner Arbeit *La Edad Neolítica en Vélez Blanco* (1918), in der er Keramik ganz ähnlicher Art anführt (a. a. O. S. 34f.). Neben diesen Gravierungen auf der Keramik treten noch die Gravierungen der Dolmen (Hugo Obermaier *Die Dolmen Spaniens* MAGW 1920 S. 107ff.; J. Leite de Vasconcellos *Peintures dans des Dolmens de Portugal* L'Homme préh. 5 [1907] S. 33—37) und zuletzt die ganz kristallinischen Idole, die in Spanien und besonders in Portugal so häufig sind (Siret *Religions néolithiques* S. 64; Vergilio Correia *El Neolítico de Pavia* 1921 S. 76ff.). Diese Idole sind viereckige oder leicht abgerundete Stein- oder Schieferplatten, die manchmal eine Einziehung der Halslinie haben, manchmal aber auch ohne Absatz verlaufen (Tf. 110a—c). Durch Bohrung sind die Augen, bei manchen auch nur ein Auge, herausgearbeitet. Die Gravierung auf den Platten ist ganz schematisch, quadratisch oder dreieckig fest gefaßt, der Hals ist zumeist durch einen geraden Strich angedeutet.

Den letzten, sehr sicheren Beweis des Alters lieferte eine Felsmalerei von Peña Tú in der Prov. Asturias, auf der ein ähnliches Idol dargestellt ist neben außerordentlich kristallinisch gezeichneten Menschenfiguren. Links neben dem Idol, das einem Menhirbilde ähnelt, ist ein typischer Kupferdolch gezeichnet, so daß die zeitliche Zuweisung in die Kupferzeit gar nicht auf Zweifel stoßen kann (Hernández-Pacheco und Juan Cabré *Las pinturas prehistóricas de Peña Tú* 1914 Tf. 2).

Breuil *L'âge des Cavernes et roches ornées de France et d'Espagne* Rev. arch. 19 (1912) S. 193—234; Breuil und Obermaier *Travaux sur les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1912; dies. *Travaux sur les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1913; dies. *Travaux en Espagne* L'Anthrop. 1914 S. 233; Breuil und Burkitt *Les peintures rupestres d'Espagne* L'Anthrop. 1915 S. 313; Breuil *Les peintures rupestres de la Péninsule Ibérique* L'Anthrop. 1916—19 S. 1; ders. *La roche peinte de Valdejunco à la Esperança, près Arronches (Portalegre)* Terra Portuguesa 1917 S. 1; M. Gómez-Moreno *Pictografías andaluzas* Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1908 S. 89; Hernández-Pacheco und Juan Cabré, unter Mitwirkung vom Conde de la Vega del Sella *Las pinturas prehistóricas de Peña Tú* 1914; Juan Cabré und Hernández-Pacheco *Avance al Estudio de las Pinturas prehistóricas del extremo sur de España* 1914; H. Obermaier *Paläolithikum und steinzeitliche Felskunst in Spanien* Präh. Z. 13/14 (1921—22) S. 191; Hernández-Pacheco und Aurelio Cabrera *Pinturas prehistóricas y dólmenes de la región de Alburquerque* 1916; Hernández-Pacheco *Estudios de arte prehistórico* 1918; H. Breuil *Oiseaux peints à l'époque néolithique sur des roches de la Province de Cadiz* IPEK Jahrb. f. präh. und ethnogr. Kunst 1925 S. 47—50.

§ 34. Es gewinnt immer mehr Wahrscheinlichkeit, daß der Vorstoß des Endcapsiens von dem S nach dem N Spaniens und bis nach Frankreich hinein nicht im S Frankreichs stehengeblieben, sondern bis nach Nordeuropa vorgedrungen ist. Azilienartige Schematisierungen konnte Wernert in der Maglemose-Stufe nachweisen (Paul Wernert *Figuras humanas esquemáticas del Maglemosiense* 1917), die Maglemose-Kultur (s. Maglemose, Nordischer Kreis A § 2 a 2) bedeutet eine Art des Tardenoisien (s. d.). Wenn in diesem Fall ein direkter Zusammenhang, wohl ethnischer Natur, denkbar und wahrscheinlich ist, so wäre es doch durchaus verfehlt, für alle übrigen Fälle, in denen in anderen Gegenden Europas und auch außerhalb Europas ähnliche kristallinische Kunstwerke vorkommen, an direkte Beeinflussungen zu denken. So wie sich schon im Paläol. an verschiedenen Stellen eine gleichmäßig gerichtete Entwicklung vom Zeichnerischen zum Malerischen offenbart, — so zeigt sich im imaginativen Stil ein gleiches Drängen mit umgekehrter Wegrichtung, an verschiedenen Stellen vollständig unabhängig voneinander. So wie wir diesen Weg in Spanien verfolgt haben, könnten wir ihn auch an anderen Stellen verfolgen. Einigermaßen deutlich ist er z. B. belegbar in den skand. Felsmalereien (s. Felsenzeichnung A).

Sehr bekannt ist die nach Hallström häufig reproduzierte Felszeichnung von Bardal im Bezirk Solberg in Norwegen

(Fornvännen 1908 S. 63 Abb. 22), auf der sensorische Zeichnungen unter imaginativen liegen. Das größere Alter der sensorischen Kunstwerke ist damit erwiesen. Wenn man diese sensorischen Bilder auch nicht, wie es vielfach geschehen ist, an die südwesteurop. Kultur des Paläol. direkt angliedern kann, so scheint trotz mancher Versuche, das höhere Alter der nordskand. Bilder abzulehnen (Gunnar Ekholm *De Skandinaviska Hällristningarna och deras Betydelse* Ymer 1915—16 S. 299ff.), doch ersichtlich zu sein, daß die stark naturalistischen Bildwerke als die älteren zu gelten haben, und daß das Sensorische im Fortgang der Entwicklung an Kraft verlor. Zu den am meisten sensorischen Bildern gehören die von Bøla (Band III Tf. 50a; Fornvännen 1908 S. 69 Abb. 26) oder von Fykanvatn (Ymer 1915—16 S. 302 Abb. 21). Schon nicht mehr so lebensvoll sind Bildwerke von Glösa, Nämnforsen (Ymer 1915—16 S. 304f. Abb. 23, 24) oder Ekeberg (Shetelig *Primitive Tider i Norge* 1922 S. 135). Sehr stark stilisiert ist schon ein Bild bei Hell, das zwei Rentiere zeigt, deren Körper mit geraden Linien überzogen sind (Band III Tf. 50b; Fornvännen 1908 S. 53 Abb. 16). Fast gar nicht mehr erkennbar ist dann ein Tier auf dem genannten Felsen bei Nämnforsen, neben dem auch schon eine Schiffszeichnung erscheint; Ekholm datiert diese Zeichnung in die Per. II—III der BZ (Ymer 1915—16 S. 306). In dieser Zeit also scheint das Sensorische, die sog. nordskand. Felszeichnung, abgestorben zu sein; an seine Stelle tritt die südskand. Felszeichnung, die dem Imaginativen zuneigt. Wenn man mit Hallström annimmt (*Hällristningar i norra Skandinavien* Ymer 1907; ders. *Nordskandinaviska hällristningar* Fornvännen 1907—08), daß die nordskand. Felszeichnungen dem Epipaläol. und dem Neol. angehören, dürfte etwa der Punkt, der am weitesten von jedem Naturalismus entfernt ist, in die Kupferzeit oder den Anfang der BZ zu setzen sein.

Etwas früher fällt dieser Punkt auf dem Boden Mitteleuropas, dem ja im wesentlichen diese Felszeichnungen fehlen, bei denen anscheinend immer die Tradition sehr nachwirkt. Er liegt in der Megalith-Keramik (s. Megalith-Grab). Scheltema hat darauf hingewiesen, daß hier eine Art Kristallisation vorliege (*Altnordische Kunst* 1923 S. 65). Er nennt in diesem Sinne die Megalith-Keramik die klassische Stufe der neol. Ornamentik. Nach dieser Zeit wird das fest in sich ruhende Horizontal-Vertikal-System gesprengt, die Bewegungsrichtung der Stilentwicklung wird eine andere, es kommt eine Erregung in die Ornamentik, zuerst nur dem tiefer schauenden Auge bemerkbar, bis in der BZ das unendlich feine, minutiöse Linienspiel beginnt, das nicht mehr Ruhe, sondern neue Bewegung ist.

In anderen Ländern liegt der Punkt des Kristallinischen zeitlich an anderer Stelle, in Troja (s.d.) in der II—V. Stadt, in der Zeit der ganz klaren, geometrischen Brettidole (Band VI Tf. 1b—e; s. Idol A 2 und B), die am stärksten diesen Willen zum Kristallinischen, zum ganz von allem Lebensvollen Abgelösten, offenbaren. Ähnliche, ganz kristallinische Idole kann man aus Bulgarien nennen (Band II Tf. 92; Hoernes *Urgeschichte*[2] 1915 S. 317), aus der Ukraine (vgl. ebd. S. 315), aus Ungarn (ebd. S. 51), aus Rumänien. Man könnte diese Reihe leicht ergänzen, dabei wird es sich zeigen, daß zeitlich dieses Stadium immer wieder anders liegt, daß es oft durch längere Zeiten hindurch wirksam ist, daß es manchmal gleichsam versteckt neben schon entwickelteren Formen fortlebt, so daß man schon an dieser Tatsache allein die Erfüllung eines ganz bestimmten Wollens dieses Kunststils erkennen kann. Dabei wird nicht überall ein gleich großes Maß des Kristallinischen erreicht, bald begnügt man sich mit einer gewissen Annäherung an das ganz Kristallinische, bald drängt der Wille zum Abstrakten. Auf jeden Fall ist in dieser Zeit ein gleichgerichtetes Ziel deutlich erkennbar, und die Tatsache der langen und einschneidenden Wirkung dieses Ziels zeigt die Stärke eines Kunstwillens, der das Letzte, das Unbedingte wollte.

§ 35. Dieses Unbedingte findet formal seine stärkste Ausprägung im Statischen. Wenn der Höhepunkt des Sensorischen das Dynamische war, dann muß der Höhepunkt des Imaginativen das Statische sein. Die Kunst dieser Epoche, mag sie figural oder ornamental sein, ist durchaus unbewegt. Es fehlt ihr jeder Wille zum Momentanen, zum Zufälligen, alles an ihr ist fest

gefügt und unbeweglich. Neben dies Problem des Statischen tritt das Problem der Fläche. Wenn das Sensorische das Dreidimensionale suchte, in der Skulptur die plastische Durchmodellierung, in der Malerei den illusionistischen Raum erstrebte, dann sucht das Kristallinische die Fläche. Die Skulptur hat alle Tiefe verloren, sie ist ganz flach geworden. Das Statische entspricht dem Zeitlosen wie das Flächenhafte dem Raumlosen. Das Zeitlose und das Raumlose: die Abstraktion von allem Seienden, von dem naturhaft Gewordenen, ein Unirdisches und damit Überirdisches.

Und noch ein drittes Problem tritt hinzu: die Isolierung. Wenn die Ornamentik der BZ etwa das Ineinanderlaufen, das Verbundensein der Glieder des Ganzen offenbart, wenn ein starkes Fluten und vereinendes Treiben in dieser Ornamentik liegt, dann in der der Megalith-Gräber das Isolierende: die Vertikale, die Horizontale, nebeneinander, übereinanderlaufend — ganz einsam und klar. Und ebenso ist es mit den Idolen. Es gibt keine Verbindungen, sie stehen alle in sich und für sich. Jedes eine in sich geschlossene Welt, ein eigenes, raumloses, zeitloses Sein, das Ewige an sich.

§ 36. Es gibt kein Stillstehen in allem Lebendigen: nach dem Stadium des Feierlich-Hochsinnigen, nach dem Majestätisch-Systematischen beginnt es wieder fließend zu werden. Auf das Harte folgt wieder ein Flüssiges. Damit wird zuerst noch nicht die Sphäre des Imaginativen verlassen, das Geometrische ist noch durchaus herrschend, die Natur tritt längst noch nicht in das Zentrum des Denkens — das alles geschieht erst viel später in der kret.-myk., der etrusk., der iber. Kunst —, hier gibt es nur Lockerungen des Starren, Auflösung des Isolierten, Entstehen eines feinen Gefühls für Rhythmik und lebende Form.

Dieses Werden ist wieder am deutlichsten erkennbar in Spanien. Wir verdanken diese Kenntnis vor allem einer Arbeit Obermaiers im Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst 1925 (*Die bronzezeitlichen Felsgravierungen von Nordwest-Spanien [Galicien]* S. 51—59). Obermaier untersuchte das Lebendiger-Werden besonders im NW Spaniens, in der Prov. Galicia. Er unterscheidet dabei eine ältere Gruppe, die durchaus kristallinisch ist, die nur Punkt-, Strich-, Kreuz-, Bogen- oder Kreiskombinationen kennt. Sie findet sich besonders charakteristisch in der Umgebung von La Coruña, nicht weit von dem uralten Leuchtturm „Torre de Hércules" (J. Cabré und J. González del Río *Los grabados rupestres de la Torre de Hércules (La Coruña)* Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos. Madrid 1916 S. 450ff.), ferner auf dem Felsfries Eira d'os Mouros nö. von Pontevedra, dann in der Nähe von Villadesuso und im n. Portugal bei Linhares, Distrikt Anciaens (V. Correia *Arte preistórica. Pinturas rupestres descobertas em Portugal no seculo XVIII* Terra Portugesa 1916 S. 116ff.; J. Cabré *Arte rupestre gallego y portugués* Memórias publicadas pela Societade Portuguêsa de Sciências Naturais 2 [1916]); alle diese Zeichnungen sind stilistisch verwandt mit den häufig gefundenen gravierten Schieferidolen Portugals, sie gehören also in das Ende des Neol. und in die Kupferzeit, in die Zeit des kristallinischen Stils.

Von dieser Gruppe, die Obermaier „Endschematisierungen der menschlichen Gestalt" nennt, ein Ausdruck, der schon andeutet, daß hier ein gewisser Höhepunkt vorliegt, unterscheidet sich die jüngere Gruppe, die sehr umfangreich ist, und von der etwa 150 FO bekannt sind. Das Hauptzentrum dieser Gruppe, wieder im NW Spaniens gelegen, ist in dem gleichen Artikel von Obermaier ausgezeichnet erforscht.

Diese Gruppe — auch noch imaginativ — zeigt aber doch schon viel gelockertere Formen. Das Ganz-Starre ist abgelegt, ein freieres Atmen beginnt. Kreise erscheinen, manchmal mit Punkten, manchmal mit kreuzartigen Zeichen gefüllt, die Isolierung ist aufgegeben, die Figuren sind miteinander durch Linienfurchen verbunden, die Linien selbst sind nicht mehr eckig und fest, sondern wieder zufälliger, lockerer geworden. Und auch wieder Tiere tauchen auf. Der Stilwille zum Naturhaften ist schon so weit wach geworden, daß er Naturhaftes selbst von neuem in den Kreis der Darstellungen einbezieht. Es werden Hirsche dargestellt, wie auf der Piedra de los Ballotes bei Carril, meistens aber sind es

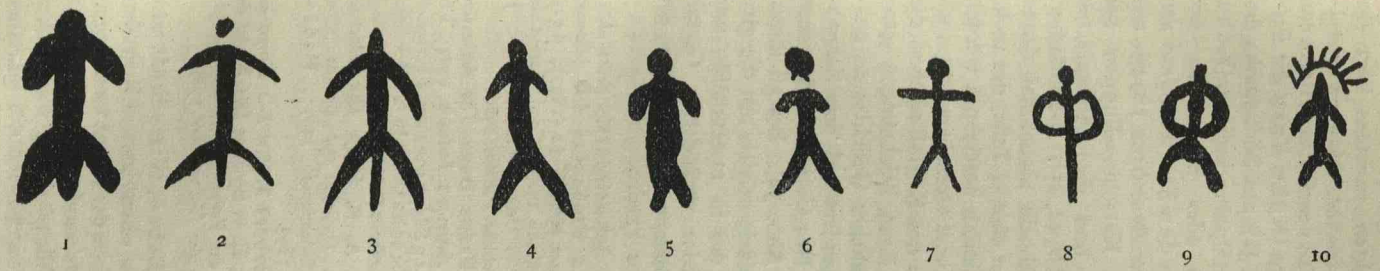
noch ganz undeutliche, schematisierte Vierfüßler, so z. B. auf der Laxe d'as Lebres bei Pontevedra. Nach Obermaier gehört diese Gruppe in die j. BZ.

Damit dürfte der kunsthist. Weg der Stilentwicklung deutlich geworden sein: auf das Kristallinische folgt ein Fortgang zur Lokkerung, die damit doch nicht das Gebiet des Imaginativen verläßt.

Nicht weniger deutlich wird dieser Weg etwa in den skand. Felszeichnungen. Die Chronologie dieser südskand. Zeichnungen ist durch die Arbeiten Artur Nordéns, Bror Schnittgers und Gunnar Ekholms nun ganz klar geworden. Das Schema der Entwicklung, das Ekholm in Ymer 1914 (*De Skandinaviska Hällristningarna och deras Betydelse* S. 292) aufstellte, und das von Schiffsbildern in den Grabkammern von Morbihan und von New Grange ausging und eine fortlaufende Bewegung zu immer größerer Annäherung an die Natur zeigte, ist durch Bror Schnittger in Fornvännen 1922 mit Recht angegriffen und verbessert worden (*En hällristning vid Berga-Tuna i Södermanland* H. 2—3 S. 85). Ekholm machte im nächsten Heft derselben Zeitschrift einige Zugeständnisse (*Hällristningsproblemet* S. 213f. und *Om Hällristningarnas kronologi och betydelse* Fornvännen 1922 H. 4 S. 239f.), die die Reihenfolge der Entwicklung zum Bewegteren vom Kristallinischen her noch deutlicher machten. Auf skand. Boden offenbart sich ein zeitlicher Fortgang von der Schiffsdarstellung des Kivik-Monuments (Band III Tf. 55a, 56c) und von der Zeichnung von Herrestrup über die Zeichnungen von Tuna und Stora Viggeby II bis zu den entwickelten Formen, der Zeichnung von Kifbrunna. Die Formen des Schiffes, zuerst starr und geometrisch, fast kammartig, werden lockerer und freier, bis sie am Ende der BZ schon eine gewisse Annäherung an die Naturformen erreicht haben, eine Annäherung, die aber immer noch als stilisiert, als imaginativ zu bezeichnen wäre.

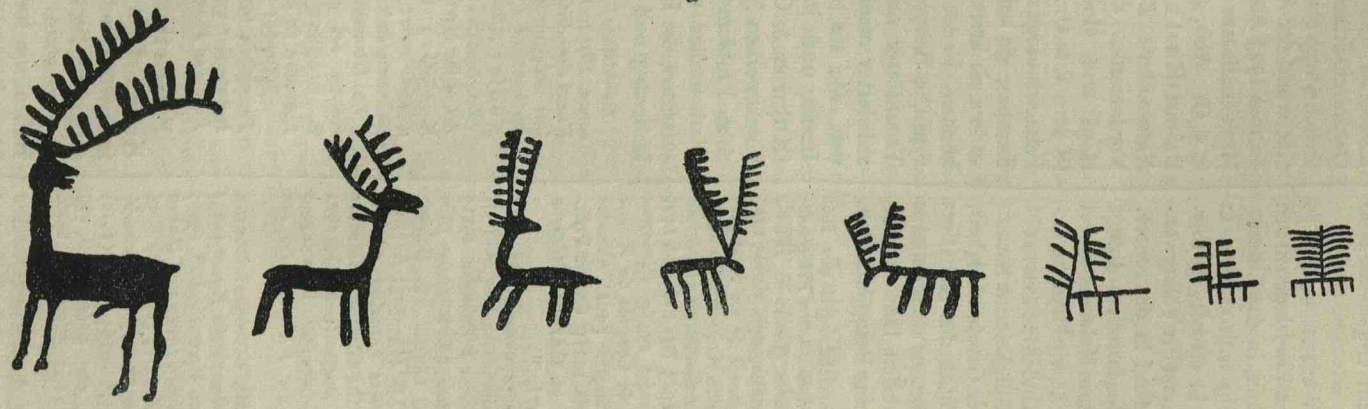
In der Ornamentik ist dieses Werden ebenso deutlich. Stellt man die nordd. Megalith-Keramik gegen die feine Spiralornamentik der späteren BZ, dann erkennt man deutlich den Unterschied im künstlerischen Wollen. Scheltema hat das Werden der Bewegung kunsthist. sehr klar herausgearbeitet (*Altnordische Kunst* 1923); er hat gezeigt, daß die Stufe Montelius I der BZ noch einen kristallinischen Charakter hat, daß aber die Liebe zur gebogenen Linie in dieser Zeit beginnt, die Formen zu wandeln. In der II. Montelius-Stufe werden dann der Kreis und die Spirale die Grundformen des Stils, wobei nicht an eine Anknüpfung an die bandkeramische Spiralornamentik des Neol. zu denken ist. Und nun entsteht jene Bewegung, die in der Umkehrung von Grund und Muster liegt, in der Entwertung der Linie, in dem Willen zu einer optisch-belebten Wirkung. Die Isolierung wird ganz aufgegeben. Aus der Reihe vieler isolierter Elemente wird „ein einziges, in der Mitte der Grundfläche zentralisiertes, nach außen differenziertes Individuum" (Scheltema a. a. O. S. 126). Das Wellenbandmuster und die Wirbelform der Ornamentik zeigen jene Feinnervigkeit, jene Fiebrigkeit, die trotz der inneren Unruhe in feste Formen gespannt ist. Um die Bewegung des Stils ganz deutlich zu machen, braucht man nur an die Halsringe zu erinnern. Diese Ringe, die zuerst aus einer geraden Stange hergestellt werden, die eine glatte Fläche besaßen oder nur durch geradlinige Muster verziert wurden, werden in der Stufe Mont. II schon schräg gerippt; in der späten BZ aber ist das Einheitliche der Linienführung ganz zerstört. Durch die schraubenartigen Windungen, die bald nach links, bald nach rechts rotieren, wird der Körper in seiner Klarheit zerrissen, eine immer wieder anders rotierende Bewegung entsteht, ein Zitterndes und Zuckendes. Eine Mentalität hat diese Form geschaffen, die das Flakkernde liebt, die tiefen, schweren, schwarzen Schatten und das danebenstehende helle Licht. Ein grundlegend anderes Wollen als das der „kristallinischen" Zeit, der Zeit der Ruhe, der Isolierung und der Fläche!

Man könnte die Beispiele dieser Zeit vervollständigen. An dieser Stelle mögen die drei örtlich verschiedenen Beispiele genügen. Die Bewegungsrichtung des imaginativen Stils, die dem des sensorischen entgegengesetzt ist, wird deutlich geworden sein. Der imaginative Stil geht vom Organisch-Stilisierten aus zum Kristallinischen,



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

a



1 2 3 4 5 6 7 8

b

Primitive Kunst

a. Stilisierte Menschengestalten: Abb. 1 und 2. Castillo, nach *Cavernes Cantabrique;* Abb. 3. Vélez-Blanco, nach Breuil; Abb. 4. Minateda, nach H. Kühn; Abb. 5. Leonardsberg, Schweden, nach Nordén; Abb. 6. Brandberg, Südafrika, Malerei der Buschmänner, nach Obermaier-Kühn; Abb. 7. Tal von Baghdi, Nordafrika, nach Frobenius-Obermaier; Abb. 8. Clonfirloch, Irland, nach Burkitt in Ipek 1926; Abb. 9 und 10. Ceylon, Zeichnungen der Wedda, nach Seligmann. — b. Entwicklung zum Imaginativen: 1—5. Laguna de la Janda. — 6—8. La Pileta.

das sein Höhepunkt ist. Von hier läuft die Bewegung fort zu neuem Organisch-Stilisierten.

Verfolgten wir das Werden weiter, so könnten wir von neuem ein Eindringen in den sensorischen Stil bemerken, in das Lineare. Dies Stadium wurde sehr früh erreicht in Kreta-Mykenai, später in etrusk., in iber. Kunst und im N in der Kunst der Völkerwanderungszeit und fortlaufend in der roman. Kunst. Innerhalb des Sensorischen drängt das Lineare dann weiter zum Malerischen, bis wieder das Lineare erreicht wird und die Bewegung weiterläuft. Man möchte so versucht sein, von einer Gesetzmäßigkeit im Kunstverlauf zu sprechen, einer Gesetzmäßigkeit, die doch der Individualität des Künstlers innerhalb des großen Rahmens eines Zeitstils noch genügend Raum offen läßt für den persönlichen Stil und seine Besonderheiten.

1. Zu den span. Felszeichnungen der BZ: H. Obermaier *Die bronzezeitlichen Felsgravierungen von Nordwestspanien (Galicien)* IPEK. Jahrbuch für präh. und ethnograph. Kunst 1925 S. 51—59; ders. *Impresiones de un viaje prehistórico por Galicia* Boletín Arqueológico de la Comisión Provincial de Monumentos Históricos y Artísticos de Orense 1923 Nr. 148 und 149; H. Breuil *Roches Gravées de la Péninsule Ibérique* Compte-Rendu de Congrès de Rouen 1921 de l'Association Française pour l'Avancement des Sciences. Paris 1921; Congr. Préh. Vannes 1907 J. Fortes; M. Murguia *Historia de Galicia* II (1905) S. 597f.

2. Zu den schwed. Felszeichnungen: Baltzer *Några av de viktigaste hällristningarna samt en del av de fasta fornminnena i Bohuslän* 1911; Almgren *Tanums härads hällristningar från bronsåldern* Bidrag till Göteb. och Bohusl. fornm. och hist. 8 (1913) S. 473—575; Arthur Nordén *Hällristningarnas kronologi och betydelse* Ymer 1917 S. 57ff.; ders. *Felsbilder der Provinz Ostgotland in Auswahl*; Hallström *Nordskandinaviska hällristningar* Fornvännen 1907—09; [O. Almgren *Hällristningar och kultbruk* 1926/27].

3. Zu der Ornamentik Mitteleuropas: Adama van Scheltema *Die altnordische Kunst* 1923; G. Kossinna *Die dtsch. Vorgeschichte*[3] 1921; R. Beltz *Die bronzezeitlichen Dosen und Becken aus Mecklenburg* Präh. Z. 13/14 (1921/22) S. 98—127; G. Kossinna *Zur älteren BZ Mitteleuropas* Mannus 3 (1911) S. 316—326; ebd. 4 (1912) S. 172—185, 271—294; ebd. 5 (1913) S. 160—170; Carl Schuchhardt *Alteuropa*[2] 1926.

§ 37. Alle die Stadien, die der imaginative Stil des vorgesch. Europas durchlief, sind gleichsam erstarrt in ähnlicher Form bei den heute lebenden Naturvölkern zu bemerken. Dabei ist nicht häufig das Ganz-Kristallinische zu beobachten, meistens liegt ein Organisch-Stilisiertes vor. Als ganz kristallinisch wären etwa zu nennen: aus Afrika ein Götterbild der Acra (Kühn *Kunst der Primitiven* 1923 Abb. 34), aus Südamerika die Maskenaufsätze der Opaina-Indianer (Kühn a. a. O. Abb. 41) oder Skulpturen der Bakairi (Karl von den Steinen *Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens* 1894), aus Nordamerika die Katschina-Puppen der Hopi und Moki und ihre Altarplatten (Kühn a. a. O. Abb. 44, 45). Die südamer. Felszeichnungen ähneln manchmal denen Europas, sie haben ebenso Teile, die nicht anders als kristallinisch bezeichnet werden können. In der Kunst Ozeaniens wären als typische Beispiele des Kristallinischen die Tanzbretter mit ihren Zeichnungen ganz stilisierter menschlicher Gesichter zu nennen, wie sie besonders auf den Salomo-Inseln und in Neu-Guinea vorkommen (Kühn a. a. O. Abb. 54). Bei all diesen Kunstwerken handelt es sich um die gleichen Probleme, die in rassenmäßig und lokal immer wieder veränderter Gestalt auftreten, die Probleme des Statischen, der Isolierung und der Fläche.

Zu Afrika: G. Schweinfurth *Artes Africanae* 1875; Leo Frobenius *Die bildende Kunst der Afrikaner* MAGW 32 (1897); ders. *Das unbekannte Afrika* 1923; Carl Einstein *Afrikanische Plastik* Orbis pictus. Berlin o. J; Nuofer *Afrikanische Plastik* 1926.

Zu Amerika: Franz Boas *The decorative Art of the North American Indians* 1903; Th. Koch-Grünberg *Südamerikanische Felszeichnungen* 1907; Leonhard Adam *Nordwestamerikan. Indianerkunst* Orbis pictus. Berlin o. J.

Zu Ozeanien: A. R. Hein *Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo* 1890; E. Stephan *Südseekunst* 1907; Haddon *Evolution in art* 1899.

Allgemein: Herbert Kühn *Die Kunst der Primitiven* 1923; E. v. Sydow *Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit* 1923; E. Vatter *Religiöse Plastik der Naturvölker* 1926.

E. Geistiges Leben, Wirtschaft und Kunst. § 38. So offenbaren sich in dem frühesten Geschehen der Kunst zwei Gegensatzpaare, die, aufeinander folgend, eine entgegengesetzte Willenshaltung ausdrücken. Haben wir im vorgehenden die kunsthist. Phänomene rein formal untersucht, so entsteht am Ende doch notwendig die Frage nach dem Urgrund dieser Wandlung, nach

ihrer Notwendigkeit. Es wird berechtigt sein, diese Unterschiede zuerst in den Gegensätzen des geistigen Lebens zu suchen, und tatsächlich ist auf diese Gegensätze hingewiesen worden. Deutlicher aber müssen die wirtschaftlichen Verhältnisse sein, die offener heraustreten und besonders für die Vorgeschichte leichter bestimmbar sind. So ist es verständlich, wenn diese Verbindung häufiger betont und nachdrücklicher nachgewiesen wurde.

Besonders war es Ernst Grosse, der schon 1894 (*Die Anfänge der Kunst*) die Gegensätze der P. K. außerordentlich scharf herausarbeitete: er stellte gegeneinander die Jägervölker mit unstetem Leben und die Ackerbauvölker mit gleichmäßig ruhendem Leben. Grosse kommt schon hier zu der Erkenntnis, daß diesen beiden verschiedenen Wirtschaftsformen zwei verschiedene Stilarten entsprechen: der mehr naturhafte Stil der Jägervölker und der mehr geometrische der Ackerbauvölker. Auch die religiösen Fragen sieht er in diesem Zusammenhang und sagt schließlich: „Die religiösen Vorstellungen sind sicher nicht aus wirtschaftlichen Bedürfnissen hervorgegangen; und trotzdem läßt sich die Form der religiösen Anschauungen, welche in einem Volke herrscht, zum großen Teil auf die Form des herrschenden Wirtschaftsbetriebes zurückführen." Damit stellt er schließlich die Wirtschaft als das ändernde Moment, als den Grund der Wandlung heraus. Er sagt (a. a. O. S. 35): „Man könnte mit einem gewissen Rechte die Produktionsform das primäre Kulturphänomen nennen, neben dem alle anderen Zweige der Kultur nur als abgeleitet und sekundär erscheinen; — freilich nicht etwa in dem Sinne, als ob diese anderen Zweige aus dem Stamme der Produktion entstanden wären, sondern weil sie sich, obwohl sie selbständig entstanden sind, stets unter dem übermächtigen Drucke des herrschenden wirtschaftlichen Faktors geformt und entwickelt haben." Und weiter (a. a. O. S. 34): „Der Wirtschaftsbetrieb ist gleichsam das Lebenszentrum jeder Kulturform; er beeinflußt alle übrigen Faktoren der Kultur auf die tiefste und unwiderstehlichste Art, während er selbst nicht sowohl durch kulturelle als durch natürliche Faktoren — durch geographische und meteorologische Verhältnisse — bestimmt wird."

Diese Gedanken, die hier in aller Schärfe herausgearbeitet sind, liegen ebenfalls der bekannten Arbeit von Hoernes *Die Urgeschichte der bildenden Kunst* zugrunde. Hoernes sagt etwa (a. a. O. S. 107): „Mit der Verschiedenheit der arbeitenden Hände... hängt auch die Verschiedenheit der Kunstformen aufs engste zusammen. Die des Jägertums und des Bauerntums sind verschieden wie Mann und Weib. Dort herrscht zuchtlose Freiheit, keckes Herausreißen der Formen aus der Natur — hier strenge Gebundenheit, geduldiges Aufbauen und Zusammenfügen einfachster Elemente."

Drittens wäre hier noch Verworn zu nennen, der den gleichen Gedanken, allerdings nicht so klar, ausgesprochen hat in seiner *Psychologie der primitiven Kunst.*

Ernst Grosse *Die Anfänge der Kunst* 1894; ders. *Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft* 1896; M. Hoernes-Menghin *Urgeschichte*[3] 1925; M. Hoernes *Natur- und Urgeschichte des Menschen* 1909; Verworn *Zur Psychologie der primitiven Kunst* 1917; ders. *Die Anfänge der Kunst* 1920.

§ 39. Der Gedanke, daß es das Wirtschaftsleben ist, das als entscheidendes Moment einer Wandlung der Kultur erscheint, ist dann besonders von der Ethnologie betont worden, wobei allerdings nur selten das Phänomen der Kunst besondere Berücksichtigung fand. Schon die Tatsache, daß man die Kulturhöhe überhaupt durch Wirtschaftsstufen charakterisiert — mag es in evolutionistisch oder hist. gerichteter Behandlung der Wirtschaftsformen erfolgen —, involviert eine Auffassung, die die Wirtschaft als Grundlage der Kultur ansieht. An manchen Stellen ist denn auch dieser Gedanke als Voraussetzung der Forschung ausgesprochen worden, an anderen wieder hat er keine besondere Erwähnung gefunden. Besonders geklärt worden ist dieser Fragenkomplex für die Ethnologie durch Koppers, der in einer sorgfältigen Studie (*Die ethnologische Wirtschaftsforschung* Anthropos 1915—16 S. 611—651, 971—1079), die geleistete Arbeit überprüfend, zu dem Ergebnis kam, daß die zukünftige ethnologische Wirtschaftsforschung vor allem das Grossesche Prinzip der Erhellung der Ge-

sellschaftsform durch die Wirtschaftsform aufnehmen müsse. Dabei sieht er als Wirtschaftsform nicht nur die Produktionsform an, sondern die gesamte materielle Kultur. Zum Schluß (a. a. O. S. 1069) erklärt er: „Einerseits beleuchtet die Wirtschaftsform nicht nur die Form der Gesellschaft (und der Familie), sondern auch die der ganzen Kultur (Religion, Wissenschaft, Kunst usw. mit einbegriffen). Anderseits gilt das Prinzip auch in umgekehrter Fassung: Kultur und Gesellschaftsform werfen auch ihr Licht zurück auf die Wirtschaftsform."

Die moderne Kulturkreislehre hat viel und ergebnisreich in diesem Gedanken gearbeitet. P. Schmidts Arbeiten ruhen auf diesem Boden, ebenso die von Graebner, der die Wandlung der Religion und der Kunst durch die Wirtschaft deutet (Graebner *Das Weltbild der Primitiven* 1924 S. 34f.). In bezug auf die Kunst sagt er: „Die Altaustralier und Buschmänner kennen eine naturwahre oder wenigstens auf Naturwahrheit abzielende Zeichen- und Malkunst, deren Inhalt vor allem Tierdarstellungen sind. In den bodenbauenden Kulturen ist davon nichts mehr zu spüren. Die Toten- und Geisterdarstellung nimmt hier das ganze Interesse in Anspruch. Denn die Sache liegt nun nicht so, daß den Bodenbauern die Tiere ihres Gebietes fremd geworden wären. Vielmehr läßt die neue Konzentration des Wirtschaftslebens das praktische Interesse an den Tieren zurücktreten" (a. a. O. S. 46f.).

L. Brentano *Die Volkswirtschaft und ihre konkreten Grundbedingungen* Ztschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 1 (1893) S. 77—148; W. Koppers *Die ethnologische Wirtschaftsforschung* Anthropos 10/11 (1915—16) S. 611—651, 971—1079; A. Vierkandt *Die Stetigkeit im Kulturwandel* 1908; ders. *Die Anfänge der Verfassung und Verwaltung usw.* Die Kultur der Gegenwart 2, 2 (1911); ders. *Naturvölker und Kulturvölker* 1896; W. Schmidt *Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen* 1910; Frazer *Totemism and Exogamy* I—IV (1910); R. H. Lowie *Primitive Society* 1921; F. Graebner *Ethnologie* Die Kultur der Gegenwart 5 (1922); ders. *Das Weltbild der Primitiven* 1924; Danzel *Kultur und Religion des Primitiven* 1924; Max Schmidt *Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre* 1920; W. Schmidt und W. Koppers *Gesellschaft und Wirtschaft der Völker* Regensburg o. J. (1924); Fritz Krause *Das Wirtschaftsleben der Völker* 1924.

§ 40. Die Nationalökonomie und die ökonomische Geschichtsauffassung. In der Nationalökonomie erscheint die Frage zum erstenmal, wie Sombart nachgewiesen hat (Erinnerungsgabe für Max Weber I [1923] S. 13, 14), bei John Millar, der geradezu sagt: „The variety that frequently occurs in those and such other particulars must have a prodigious influence upon the great body of a people; as by giving a particular direction to their inclinations and pursuits, it must be productive of corresponding habits, dispositions and ways of thinking" (*Observations concerning the distinction of Ranks in Society* 1771).

Später tritt dieser Gedanke unabhängig davon wieder auf bei Marx und Engels. Aber der unglückliche Name „materialistische Geschichtsauffassung" und die vielfach agitatorischen Gesichtspunkte, die von späteren Erläuterern hinzugefügt sind, haben dem Gedanken in Deutschland viel Ablehnung eingetragen. Zu dem Namen muß immer wieder bemerkt werden, daß diese Auffassung nichts gemein hat mit der Philosophie des Materialismus, so daß man besser von „ökonomischer Geschichtsauffassung" spricht, und zu der Frage der Verderbung des durchaus wissenschaftlichen Gedankens gilt das, was Troeltsch (*Der Historismus und seine Probleme* 1922 S. 321) sagte, daß man hier freilich die Originalschriften durchaus „einsehen muß, wenn man nicht das Opfer herkömmlicher Mißdeutungen werden will, die sich von Buch zu Buch weiterschleppen". Troeltsch kommt am Ende seiner Untersuchung über die ökonomische Geschichtsauffassung zu dem Ergebnis: „Es bleibt die Tatsache, daß der sozialökonomische Unterbau in der Tat dem ganzen historischen Leben als festeste und dauerndste, am schwersten sich wandelnde und mit seinem Wandel alles andere umwälzende Unterschicht zugrunde liegt."

Dieser ganze Fragenkomplex ist trotz der sorgfältigen Arbeiten von Bücher, Stammler, Plenge, Tönnies, Sombart und Max Weber wohl geklärt, aber für die Nationalökonomie noch nicht eindeutig bestimmt worden. Es scheint aber, als wenn sich auch in der Nationalökonomie eine Auffassung durchsetzen sollte, die die geistigen Momente einer Zeit nicht für zufällig, son-

dern für verbunden mit dem soziologischen und ökonomischen Geschehen ansieht, und als wenn es berechtigt wäre, mit K. J. Fuchs die Wirtschaft zu fassen als die „Grundlage und Voraussetzung aller Kultur. Ihr Zustand bedingt den Kulturgrad, ihre Entwicklung den Kulturfortschritt" (*Volkswirtschaftslehre* 1901 S. 19).

Stammler *Materialistische Geschichtsauffassung* in *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* 35. und 36. Lieferung S. 522—534; ders. *Wirtschaft und Recht*[4] 1921; Tönnies *Gemeinschaft und Gesellschaft*[4] 1922; Max Adler *Marxistische Probleme* 1919; M. Weber *Wirtschaft und Gesellschaft* 1921—22.

§ 41. Sieht man die Entwicklung in diesem Sinne, wobei selbstverständlich immer eine gegenseitige Durchdringung und Beeinflussung aller Faktoren anzunehmen ist, in keinem Fall eine sklavische Abhängigkeit des geistigen Kulturstandes von der Wirtschaftsform, also vielmehr eine wechselseitige Korrelation, dann wird das Phänomen des Stilwandels aus dem Wandel der Wirtschaft und damit des geistigen Lebens einer Zeit deutlich werden können.

Die Kultur des Jäger- und Sammlerwesens der Urzeit ist ganz diesseits gewandt, die Bestattungsform erweist nur die Kenntnis des „lebenden Leichnams" (Präh. Z. 13/14 [1921—1922] S. 1ff. Max Ebert). Das gleiche gilt für die heute lebenden Sammlervölker (Graebner *Das Weltbild der Primitiven* 1924 S. 35, 39). Die Weltanschauung dieser Völker ist magisch, sie kennt den Analogiezauber, aus dem heraus die Tierbilder des Paläol. und so sonderbare Zauberstätten wie Tuc d'Audoubert (s. d.; L'Anthrop. 1912 S. 657) oder die Montespan-Höhle (s. d.; L'Anthrop. 1924 S. 182) allein verständlich werden. Sie kennt dagegen noch nicht den Animismus, noch nicht eine dualistische Auffassung des Lebens. Aus ihrem Unismus, aus ihrem Hingegebensein an die Natur ist allein der sensorische Stil erklärbar und verständlich. Das Ungehemmte, Zufällige des Lebens entspricht der zufälligen, momentan gegebenen Linie, die der Künstler nachformt, die er sieht, die ihn beeindruckt. So entstehen die Probleme des Lichtes, der Masse, des Raumes und der Bewegung.

Ganz anders ist das in der Kultur der Bodenbauer, mag es Hackbau oder Pflugkultur sein. Tylor und Lévy-Bruhl haben den Animismus dieser Kultur herausgearbeitet, Graebner hat das dualistische und das passive Element besonders betont für die mutterrechtlichen Kulturen mit ihrem Toten- und Ahnenkult, mit dem Gedanken der Trennung von Seele und Körper und der Ausbildung der Vorstellungen vom Jenseits. Eine solche Kultur kann nicht zu sensorischen Kunstwerken kommen, sie wird im Kunstwerk das Ewige, das Gleichbleibende, das Erstarrte und Gesetzmäßige suchen. An die Stelle der Tierdarstellung tritt die Ahnen- und Götterdarstellung, an die Stelle der zufälligen Linie das Geometrische.

Aber auch das wieder mußte abgelöst werden durch einen neuen Antrieb, vielleicht durch vaterrechtliches Denken mit größerer Aktivität, vielleicht durch Handel oder durch Krieg und Hervortreten des Mannes. Nach dem Statischen ein neues Dynamisches, das dann wieder zur Entfaltung drängt.

Einer statischen Wirtschaftsform wird so ein mehr statisches, gleichbleibendes Denken und eine statische (mehr oder weniger imaginative) Kunst entsprechen und einer dynamischen Wirtschaftsform ein mehr dynamisch eingestelltes Denken und eine dynamische (sensorische) Kunst.

Man kommt vielleicht noch näher an die Frage heran, wenn man in der Wirtschaft unterscheidet zwischen Zeiten, in denen die Produktion das bestimmende und entscheidende Moment gegenüber der Konsumtion wird. Allerdings ist „Produktion unmittelbar auch Konsumtion, Konsumtion unmittelbar auch Produktion", — beides erst schafft den Gesamtbegriff „Wirtschaft". Aber die Produktion etwa kann durch stete Regelung in den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Geschehens treten, sie kann ein bestimmendes Moment werden. So könnte man von mehr produktiv gerichteten Zeiten sprechen, von Zeiten, in denen die Produktion bewußt geregelt wird, und von anderen, die mehr konsumtiv gerichtet sind, bei denen der Konsum als Hauptfaktor des ökonomischen Lebens die freie, ungehemmte, nicht geregelte Produktion verlangt.

In diesem Sinne könnte man die Völker mit parasitischer Lebenshaltung, die Jagd-

und Sammelvölker, konsumtiv nennen, ebenso auch die Eroberervölker mit Klassenschichtung und Militärwesen und zuletzt die Handels- und Industrievölker mit freier Konkurrenz.

Eine mehr produktiv gerichtete wirtschaftliche Einstellung besteht dagegen bei den symbiotischen Ackerbauvölkern, bei feudalen und kollektivistisch gerichteten Völkern, also in Kulturen, deren Produktion gegliedert und gebunden ist, mag es nun in der Haus- und Dorfgenossenschaft und in dem gemeinsamen Besitz an Ackerland sein, wie bei den meisten primitiven Ackerbauvölkern, oder mag die Bindung liegen in der zentralen Regelung des Feudalismus.

Ebenso besteht die Kunst aus zwei Komponenten, aus dem Gegebenen und aus dem Schaffenden, aus Subjekt und Objekt. Das Schaffen der Kunst ist Produktion, die nie ohne Konsumtion möglich ist. Der Schaffende schöpft immer aus der Natur, aber bald kann das Naturvorbild zurücktreten, bald kann es im Vordergrund des Schaffensprozesses stehen. So könnte man die Kunst des Paläol. eine aufnehmende und einfach wiedergebende, eine konsumtive Kunst, nennen, die nur in geringem Maße durch den Denkprozeß, durch einen inneren Gestaltungsvorgang, umgeformt worden ist.

Ganz anders die Kunst des Neol., der BZ und der ersten EZ. Diese Kunst wandelt das Naturvorbild um, ein inneres Erleben schafft ein anderes Gestalten, — dieser Stil wäre „produktiv" zu nennen.

Und wieder fallen die Gebiete zusammen. Zeiten, die in dem oben genannten Sinne als mehr konsumtiv gerichtet in wirtschaftlicher Beziehung zu bezeichnen sind, haben eine konsumtive, eine sensorische Kunst, und wirtschaftlich mehr produktiv gerichtete Zeiten haben eine produktive, eine imaginative Kunst.

Unterscheidungen, die dabei die Rasse schafft, bleiben als Besonderheiten innerhalb des Stiles bestehen. Die geographische Lage, die Bodenbeschaffenheit und das Klima sind dagegen diejenigen Faktoren, die die Wirtschaft entscheidend beeinflussen und sie in ihren verschiedenen Formen gestalten. So ist die Wirtschaft nicht als etwas „Materielles" dem „geistigen Leben" gegenüberzustellen, sie ist vielmehr in hohem Grade geistig, sie ist unmöglich ohne den denkenden, schaffenden Menschen, genau so wie die Kunst.

In diesem Sinne möchte ich das Gesetz der Korrelation von Wirtschaft und Kunst und übrigem geistigen Leben nicht nur wie Hoernes oder Verworn auf die primitiven Kulturen ausgedehnt denken, sondern auf alle Zeiten, ein Gedanke, den ich an anderer Stelle ausführte (Kühn *Kunst der Primitiven* 1923), und der unabhängig davon neuerdings auch auf nationalökonomischer Seite von E. Lederer (Erinnerungsgabe für Max Weber II [1923] S. 149ff.) erörtert worden ist. Durch diese Art der Betrachtung kann natürlich nicht das Kunstwerk als solches erklärt werden, aber der Stil als Ganzes, als komplexe Erscheinung, in die sich der Einzelne einfügt. Der Stil einer Zeit kann in seinem Wesen und in seinem Sinn so eine Deutung finden, die sein Verständnis gründlicher ermöglicht. Für die P. K. insbesondere können so Wandlungen und Gegensätze geklärt werden, die dem Verständnis sonst verschlossen blieben.

Herbert Kühn

Primitive Medizin. § 1. Die P. M. knüpft an die eigenen oder gegenseitigen Leistungen der Tiere in der Beseitigung von äußeren Schädlichkeiten unbelebter oder belebter Natur, von Fremdkörpern und Parasiten der Haut und der tieferen Gewebe an. Die Ähnlichkeit mancher krankhafter Reizwirkungen mit den Fremdkörpersensationen führt durch Analogieschluß dazu, die Mehrzahl der Krankheiten auf eingedrungene Fremdkörper zurückzuführen (Fremdkörper-Theorie), und zu dem Versuch, sie in gleicher Weise wie die Fremdkörper durch Herausziehen, Heraussaugen, Herauslecken, -drücken, -reiben, -kratzen, wohl auch Herausblasen zu beseitigen. Es bleibt dabei, soweit unbelebte Körper als krankheitsveranlassend vorgestellt werden, nicht von entscheidender Bedeutung, ob die fremden, krankmachenden Stoffe dauernd als harte oder feste angesehen werden, was aber jedenfalls den Ausgangspunkt bildet und dem lästigen Fremdkörperwesen ja auch direkt zu entsprechen scheint. Mag sein, daß der quälende Außenschmarotzer in seiner halbfesten Beschaffenheit den Übergang bildet. Jedenfalls ist die Grenze

der festen zur halbweichen, weichen, selbst flüssigen Krankheitsmaterie durchaus eine fließende, durch Zeiten und Umstände bedingte. Dem Gedanken nach handelt es sich bei aller Krankheitsheilung zunächst um eine krankmachende Materie, die man irgendwie aus dem Körper herausschaffen will, sei es durch Streichen und Kneten, Drücken oder Klopfen, Saugen oder Pusten oder — unter aktiver Mitarbeit des kranken Körpers — durch Erbrechen, Stuhlentleerung, Harn, Schweiß, Räuspern oder Husten usw., wobei es dann natürlich auch auf das gleiche hinausläuft, ob man durch Laufen oder starkes Zudecken oder heißen Tee den Schweiß hervorruft, den Stuhlgang durch ein innerlich verabreichtes Abführmittel oder durch zielsichere Bauchmassage herbeiführt usw. Auch schneidende oder stechende Chirurgik schließt sich ungezwungen gedankenmäßig hier an, vom einfachen Einschneiden in der Richtung auf die störenden, völlig hineingeschlüpften Fremdkörper oder entsprechendem Einstechen und Emporhebeln bis zum schabenden, meißelnden und bohrenden Eröffnen der Schädelkapsel bei der Trepanation (s. d.).

§ 2. Unentschieden bleiben muß es und ist auch nicht von allzu großer Bedeutung, ob diese einfache empirische Frühmedizin, wie sie sich allmählich zur krankhaften Ausscheidungs- und Ablagerungslehre schon präanimistisch im Wege der Säftelehre frühhistorisch umgestaltete, nun auch zur animistischen Krankheitslehre sich nur umbildete, welche einen verletzenden, den Fremdkörper hineinstoßenden oder -werfenden, persönlich vorhandenen, jedenfalls leibhaftig vorgestellten, übelwollenden oder feindlichen Injektor annimmt, oder ob die primitiven, elementaren Fremdkörpervorstellungen dadurch sich grundlegend modifizieren, daß sie einfach an die religiösen Vorstellungen der Frühzeit Anschluß fanden und unter deren Wirkung gerieten. Die Beziehungen knüpfen sich mit unabweisbarer Notwendigkeit und Folgerichtigkeit. Oder ob man nun das außermenschliche, übelgesinnte Wesen in der Seele eines Abgeschiedenen annimmt, der in einem Ahnengeist, einer Gottheit oder einem Dämon diese übersinnlichen Mächte sendete, wenn feindlich gesinnt, sowohl Dürre wie Überschwemmungen, Blitzstrahl und Hagel, wie auch Krankheiten, sei es durch Injektion eines Fremdkörpers oder durch andere Form gewaltsamen, mechanischen Angriffs als Schlag, Zupackung, Würgen, Schütteln des Opfers, sei es, daß der Dämon selbst als übler Gast seinen Wohnsitz im Körper des armen Geplagten aufschlug, als Fremdkörper ganz besonderer Art oder losgelöst von der Fremdkörper-Vorstellung als Schmarotzer am Herzen, am Hirn, an der Leber, als Trinker des Lebensblutes, als Fresser seines Fleisches usw.

§ 3. Mit der animistischen Krankheitsätiologie und -Ontologie zog auch das gesamte kultische Rüstzeug, der zauberische Geheimschatz, in die primitive Medizin ein als der richtige, einzig erfolgreiche Heilfaktor. Das bisher errungene empirische Heilwissen trat zurück, soweit es nicht mit dem kultischen oder zauberischen Heilritus eine Verbindung einging, was in weitem Umfange geschah, mochte es sich um mechanische oder um pharmakologische Einflüsse handeln. Das geschickte Handhaben z. B. der die Fremdkörper beseitigenden Heiltechnik, die sich früher schon Rhythmik und Melodik zur Verstärkung der Wirkungen ihrer Handleistung und wohl auch zu deren Erleichterung für Kranken und Medizinmann hinzugenommen hatte, wurde nun zum unbeschränkten Herrscher über den Vermittlungsverkehr mit den Himmlischen und über das Zauberritual in Wort und Schrift und Handlung. Dem letzteren fügte sich auch das Heilmaterial aus Stein-, Pflanzen- und Tierreich ohne viel Schwierigkeiten ein, sei es als Amulett direkt verwendet oder als Räuchermittel, als Zaubertrank unter feierlichen Zeremonien hergestellt und getrunken, usw. S. Arzt, Beschwörung, Medizinmann, Priestermedizin.

A. Bouchinet *Des états primitifs de la médicine* Thèse de Paris. Dijon 1891; R. Hofschläger *Über den Ursprung der Heilmethoden* 1908; ders. *Die Entstehung der primitiven Heilmethoden und ihre organ. Weiterentwicklung* Archiv f. Gesch. d. Medizin 3 (1909) S. 81—103; O. v. Hovorka *Geist der Medizin* Wien und Leipzig 1915; F. v. Oefele *Präh. Parasitologie nach Tierbeobachtungen* Archiv d. Parasitologie 5 (1902) S. 117—138; Sudhoff *Kurzes Handb. der Gesch. der Medizin* 1922 S. 1—7. Sudhoff

Primitives Denken.

§ 1. Die Beziehungen des P. D. zur Kultur. — § 2. Grundzüge des P. D. — § 3. Schwerfälligkeit des Denkprozesses. — § 4. Ungenauigkeit. — § 5. Der sprachliche Ausdruck. — § 6. Symbolik (Denken, Wort, Schrift). — § 7. Metapher, Lüge, Übertreibung. — § 8. Kausalität, Wunder. — § 9. Logik, Emotion. — § 10. Einstellung des Menschen zur Natur. — § 11. Die Handlung als Denkäußerung. — § 12. Vorbild, Suggestion. — § 13. Nachhilfe des Naturablaufs. — § 14. Vergeltung. — § 15. Umkehrung, Wirklichkeit des Gedankens. — § 16. Wiederholung, Nachahmung. — § 17. Aufzählung, Vorstufen der Abstraktion; Systematisierung, Orientierung. — § 18. Gebundenheit. — § 19. Persönlichkeit. — § 20. Auswirkung auf die Gesellschaft.

§ 1. Die Bestattungsart, das Binden, Zerstückeln oder Verbrennen von Leichen usw., die Grabbeigaben, die selbständige Beisetzung von Tieren (s. Tierbestattung), ja von Gegenständen, wie von Schiffen, eigenartige künstlerische Bildwerke und vieles mehr verraten ein psychisches Verhalten des frühgeschichtlichen Menschen, das große Verschiedenheiten gegen das des Menschen der Jetztzeit aufweist.

Diese uns hauptsächlich greifbaren Eigentümlichkeiten hängen in erster Linie mit den Gebräuchen zusammen, die man den Verstorbenen angedeihen ließ (s. Totenkultus). Denn in erheblichem Maße aus der Kenntnis von Grabstätten stammt unsere Kunde vom Leben des frühgeschichtlichen Menschen. Dabei treten Gedankengänge, die wir als „religiös" und „zauberisch" bezeichnen, oder mythologische Auffassungen in den Vordergrund. Diese Seite des Lebens erscheint darum überbetont. Unser Wissen vom frühgeschichtlichen Menschen klammert sich aus diesem Grund an die erwähnten Gebiete. Es wird der Eindruck erweckt, als würde das Denken und Trachten des Naturmenschen nur um diese Dinge kreisen. Ist das psychische Verhalten der Primitiven wirklich damit erschöpft? Gewiß nicht!

Dazu kommt die Frage, ob man aus einer Kultur als solcher ohne weiteres auf die Psyche ihrer Träger schließen darf. Denn nicht die Kultur an sich, sondern nur die Menschen besitzen eine Psyche. Eine Kultur umschließt aber oft Menschen verschiedener Abstammung und Geschichte. Die Menschen sind es, die eine Kultur schaffen oder verändern. Dazu kommt, daß mit dem Wort Kultur vielerlei Seiten menschlicher Bestätigung zusammengefaßt werden, die außerordentlich verschieden in bezug auf Ablauf, Veränderbarkeit und Funktion sind.

Wenn man sagt, daß sich die Veranlagung der Völker wohl nach ihren Leistungen feststellen ließe, so übersieht man dabei, daß es nötig wäre, jedes Volk in seine rassenmäßige Zusammensetzung aufzulösen, geradeso wie die Leistungen in ihre Beeinflussungen und Anregungen, in die Anpassung und das Bewältigungsproblem.

Diese kulturellen Leistungen müssen aber hauptsächlich nach drei Richtungen unterschieden werden: 1. nach der Seite eines akkumulativen Fortschrittes (s. d.), namentlich auf technischem Gebiet (s. Technik) und der Einsicht von kausalen Zusammenhängen der Erscheinungen, Vorgänge und Ereignisse; 2. nach einem pendelndem Schwingen zwischen einer beschränkten Zahl von Möglichkeiten; und 3. nach der Systematisierung und Ausbalancierung verschiedener Seiten des Lebens, der Technik, politischen Organisation, Kenntnis der Welt, des Herkommens und der Sitte zu einem harmonischen Gefüge (vgl. Thurnwald 1926).

Das für uns Ungewöhnliche und Merkwürdige an den Verhaltungsweisen beruht auf den durch die Auswirkung des akkumulativen Fortschritts herbeigeführten Veränderungen unserer heutigen Fertigkeiten, Kenntnisse und Einsichten in die Bedingtheiten und Kausalzusammenhänge gegen früher und ehedem und demgemäß unseres eigenen Standpunktes.

Wie können wir aber an das Denken der Träger frühgeschichtlicher Kulturen heran? Nur lückenhafte Spuren ihres Verhaltens liegen — wie angedeutet — vor.

Auch hier vermag uns nur die Kunde von den zeitgenössischen Naturvölkern weiterzuhelfen. Denn bei ihnen finden wir ähnliche Eigentümlichkeiten des Verhaltens in Bestattungsarten, Grabbeigaben und künstlerischen Werken. Ist ihre Psyche darum auch ähnlich der des Frühmenschen? Darüber können wir nur sagen, daß beim Frühmenschen sicher andere Kräfte zur Wirksamkeit gelangt sind. Beschränken wir uns jedoch, nur das Denken von vorgesch. Primitiven und zeitgenössischen Naturmenschen

zu vergleichen, so liegen die Dinge unzweifelhaft ähnlich. Viele gleiche Wege des Denkens finden sich da zusammen. Der gemeinsame Nenner, auf den das Denken beider Varianten zu bringen ist, liegt in der Armut der Technik und der mangelhaften Kenntnis der Welt und ihrer Zusammenhänge, in der Unzulänglichkeit ihres Wissens um die Bedingtheiten und Zusammenhänge des Geschehens. Technik bedeutet Meisterung der Umwelt, in ihr liegen die Möglichkeiten einer Auseinandersetzung mit der Natur, mit Tier, Pflanze und Gestein, der Nahrungsversorgung, der Wohnung und Kleidung (s. Wirtschaft), des Handwerks (s. d.) und des Handels (s. d.). Der Mensch armer Technik ist dem Tier und der Übermacht der Natur untertan. Die ganze Geschichte der Menschheit ist eine Emanzipation von dieser Knechtschaft durch die Natur. Die Erweiterungsmöglichkeiten der politischen Gemeinwesen (s. Politische Entwicklung) hängen von der äußerlich-technischen und von der moralischen Fähigkeit des Zusammenschlusses von Menschenanhäufungen ab. Durch das Zusammenleben selbst ist aber wieder eine Entwicklung der menschlichen Psyche bedingt (vgl. Nieuwenhuis, van Ossenbruggen, Migeod u. a.).

In diese Vielseitigkeit von Beziehungen des wirklichen Lebens eingebettet, müssen wir das P. D. und damit auch teilweise die primitive Psyche zu verstehen trachten, nicht losgelöst wie etwas mystisch an sich Bestehendes.

§ 2. „Primitivität" ist nicht ein Zustand, der einheitlich und gleichartig ist und durch eine tiefe Kluft von dem höheren Geisteszustand getrennt wird, sondern sie tritt in sehr verschiedenen Gestalten in Erscheinung. Das Wort „primitiv" bedingt die Vorstellung von einer Entwicklung, einem Anwachsen, das aber nicht nur „aufwärts" führt, sondern auch in sich selbst nach Gliederung verlangt. Dem Vorgeschichtsforscher, der die ungeheuren Zeitspannen in Perioden unterscheidet, liegt eine solche Abstufung der Primitivität näher als dem Ethnographen, der sich leicht in den Eigentümlichkeiten und Sonderzügen der Erscheinungen verliert. Denn die nebeneinander und zeitgenössisch lebenden Völker nach ihrer Entwicklungsstufe abzugrenzen, erfordert eine künstliche Projektion auf einen ideellen Stammbaum geistiger Leistung. Das ist nicht immer leicht, weil sich diese Leistungen innerhalb individueller, historischer Kulturgesellschaften vollziehen, und kann auch nicht einfach mit den Tests erledigt werden, mit denen die geistige Reife von Kindern geprüft wird.

Die Primitivität ist aber auch in ihrer konkreten Art sehr verschieden, wo es sich um etwa gleich zu bewertende Stufenhöhe handelt. Bei dem Menschen armer Technik ist eine starke Anpassung an die örtlichen Lebensbedingungen erforderlich, er ist daher lokal viel mehr gebunden, auch physiologisch viel einseitiger angepaßt, etwa an das Polarklima oder an die Tropen, an Berge, an die See, an die Steppe, als der vielseitigere und labilere Sohn höherer Kultur.

Wir dürfen nie vergessen, daß wir das P. D. und Fühlen, die primitive Geistesverfassung, nur abstrahieren von bunten, konkreten Erscheinungen und mit einer gewissen Reserve auf den vorgeschichtlichen Menschen übertragen.

Das Denken oder die Geistesverfassung existieren nicht absolut, sondern sie sind an die Fähigkeiten und Eigenschaften konkreter Menschen und deren Zentralnervensysteme gebunden. Das will sagen, daß Rassen, die schon in ihrer äußeren Struktur sich nicht ganz mit den Menschen unserer Tage decken, wie etwa die Neandertaler, auch in ihrer geistigen Betätigung anders gewesen sein müssen. Von wie großer Tragweite eine andere Verteilung der Sinnesschärfe nicht nur für das Weltbild, sondern auch für die Strebungen und Interessen ist, erhellt am besten, wenn wir etwa an Tiere wie Hunde oder Pferde denken. Da uns aber die Anhaltspunkte zum größten Teil fehlen, um uns über die Fähigkeiten der Neandertaler und anderer auch körperlich primitiver Urrassen ein Bild zu machen, lassen wir diese eigentliche, physiologische Primitivität im allg. außer Betracht. — Vgl. Fergusson, Mayo, Brunner, Külz, Nieuwenhuis 1925—26 und die Reports der Cam-

bridge Exped.; bezüglich der Kinder: Franke, Weeks. — Ob und wie weit histologische Unterschiede im Gehirn der heute lebenden Rassen erbmäßig vorhanden sind, ist noch umstritten. Daher dürfte es angezeigt sein, von solchen Verschiedenheiten hier abzusehen und die kulturelle Verflochtenheit in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken.

Das P. D., von dem hier gehandelt wird, beginnt mit einem in seinen physiologischen Wesenszügen relativ gleichartigen Menschen, es geht von einer Geistesverfassung aus, die auf einer nur geringeren Erfahrung, minderen Fertigkeiten und schwächeren Herrschaft über die Umwelt beruht und auf diese Weise auch mit dem Gefühlsleben ganz bestimmte, eigenartige Wechselbeziehungen unterhält.

Wir müssen uns die Lebensbedingungen des primitiven Menschen, vor allem auf niedriger Stufe, vergegenwärtigen: Kleine Gemeinschaften von ein paar Familien von Brüdern oder Vettern, die ein Jäger- und Sammlerleben führen, das den Bedingungen des Ortes und Klimas angepaßt ist. Den Gau, in dem die Horde herumstreift, kennt jeder genau, der Mann hat die Lebensweise der Tiere, die er fängt oder jagt, seit Kindheit beobachtet und die Kunstgriffe und Listen der Väter und Alten nachgeahmt, vielleicht zu überbieten gesucht (s. Technik A). Die Frauen wissen um die Kräuter, Wurzeln, Beeren, Kerbtiere, die sie sammeln, Bescheid und haben auch ihrerseits von den alten Frauen Rat und Weisung erhalten (s. Familie A, Frau A). In der Nahrungssuche, auf die alle Aufmerksamkeit konzentriert ist, erschöpft sich die praktische Tätigkeit (s. Arbeit). Am Feuer (s. d. A) reproduziert man bewegende Erlebnisse, denkt an Rache (s. Blutrache, Fehde) für wirkliche oder vermeintliche Beeinträchtigungen oder quält sich mit Angst um tatsächliche oder eingebildete Gefahren (s. Meidung). Dazwischen heischt noch der Geschlechtstrieb Befriedigung, der aber auch hier durch Tradition in gewisse Bahnen gelenkt wird. (s. Heiratsordnung).

Es ist klar, daß solchen Leuten sich keine tiefe Einsicht in die Dinge erschließen kann. Das Gewinnen von Erfahrung und ihre Aufspeicherung geht in diesem Stadium nur langsam vor sich. Jeder Einzelne ist von dem Alltag zu sehr in Anspruch genommen, um sich mit Muße eindringender Beobachtung oder dem Nachdenken widmen zu können. Entdeckungen mußten vielleicht hundertmal gemacht werden, bis sie Aufnahme in die Stammestradition fanden. Eher schon war man geneigt, von Fremden zu lernen, aus Angst, die Anderen könnten etwas voraus haben (s. Kulturkreis, Primitive Kultur).

Versucht man, das P. D. kurz zu charakterisieren, so muß es als ein Denken gekennzeichnet werden, das sich vorwiegend an das Komplexe der Erscheinungen hält, ohne diese zu zerlegen, die Realität des Gedankens nicht von der des Objekts zu unterscheiden gelernt hat. Denn es beachtet die kontrollierenden Vergleiche mit der Wirklichkeit nicht, und die Phantasie bleibt darum ohne Zügelung und Disziplin. Es ist konkret, aber nicht wirklichkeitstreu.

§ 3. Im allg. wird die Schwerfälligkeit des Denkens bei niedrigen Naturvölkern betont. Das Ausgefragtwerden oder gar das abstrakte, ungewohnte Denken ist mit rascher Ermüdung verknüpft und führt oft zu geradezu körperlichen Qualen, die manchmal in Weinen und völliger Erschöpfung ausmünden. Zweifellos liegt hier nicht allein Mangel an Gewöhnung vor, sondern Unbegabtheit ganzer Gruppen. Denn bei anderen Stämmen, die auch nicht ein geistiges Leben führen, tritt nicht notwendigerweise so früh und so stark Ermüdung und Versagen auf, wie etwa Vedder es von den Bergdama berichtet und ich selbst es mit den Baining-Leuten aus den Bergen der Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern erlebte. Verursachte es uns nicht eine zum höchsten Schmerz gesteigerte Peinigung, wenn wir in kürzester Zeit steile Höhen von 200—300 m laufend ersteigen müßten, wie von den Bergbewohnern der Schneegebirge Neu-Guineas berichtet wird, die solche Höhenunterschiede spielend rasch, mitunter ein paarmal im Tage überwinden? — Vgl. a. Huth S. 295, Tessmann S. 42, Junker S. 322f.

Die verhältnismäßig starke Fähigkeit, Leiden auszuhalten, wird wohl als eine Folge durchschnittlich geringerer nervöser Reizbarkeit gedeutet werden können. Die

besondere Reizbarkeit, wie sie bei Schamanen auftritt, bildet durchaus eine Ausnahme; wird ihr doch eine besondere mystische Bedeutung zugeschrieben.

Rasmussen erzählt, daß er einmal einen Eskimo, mit dem er auf der Jagd draußen war, und den er nachdenklich dastehen sah, fragte: „Was stehst du da, und woran denkst du?" Er lächelte und antwortete: „Nur ihr weißen Leute beschäftigt euch so sehr mit dem Denken. Wir hier denken nur an unsere Fleischgruben und daran, ob wir genug für die lange Winternacht übrig haben oder nicht. Ist genug Fleisch da, so brauchen wir nicht weiter zu denken. Ich habe Fleisch übrig." Rasmussen (a. a. O. S. 117) bemerkt dazu, daß er den Eskimo dadurch beleidigt hatte, ihm Nachdenklichkeit zuzuschreiben. — Ein anderes Mal fragte Rasmussen einen Eskimo, der an Pearys Nordpol-Expedition (1898/1902) teilgenommen hatte: „Sag', was meinst du, was der Zweck aller eurer Anstrengungen war? Was dachtest du, als du das Land hinter euch verschwinden sahst und ihr anfinget, auf den Eisschollen zu treiben?" Erstaunt meinte der Eskimo: „Denken —? Ich brauchte nicht zu denken; Peary besorgte das."

Was sie vom Leben verlangen, empfangen sie, und ihre Bedürfnisse werden befriedigt, sagt Rasmussen. Daher auch ein nicht weiter reflektierendes Glücksgefühl, überhaupt zu leben, das in ihren Handlungen und Reden seinen Ausdruck findet. Sie geben sich allen Arten augenblicklicher Impulse hin und können ihnen unbehindert folgen. Sie befinden sich bald hier, bald dort, unberechenbar in ihren Launen: bald auf einer gefährlichen und anstrengenden Jagdunternehmung oder Seefahrt, bald auf heiteren Unterhaltungen. Gern sehen sie glückliche Leute um sich herum, hören Lachen in ihren Hütten und sind dankbar für jeden Scherz und Witz. Natürlich bildet das Essen den Mittelpunkt jeder Zusammenkunft, und die Fähigkeiten, die bei derartigen Gelegenheiten entfaltet werden, sind nicht gering. Als Rasmussen (a. a. O. S. 118) sich einmal entschuldigte, schon gegessen zu haben, wurde er ausgelacht mit der Bemerkung: „Du bist wie ein Hund: Hunde können vollgestopft werden mit Essen; aber Menschen können immer weiter essen."

Gelegentlich der Schilderung des eigenartigen zeremoniellen Handelsspiels (s. Handel F § 7) der Trobriander sagt Malinowski (1922 S. 88f.): „Sie kennen ihre Motive, ihre Zwecke, die individuellen Handlungen und die Vorschriften, die dafür gelten, aber wie daraus die ganze Einrichtung aufwächst, geht über ihre Fassungskraft. Auch nicht der intelligenteste Eingeborene hat eine klare Vorstellung, daß die „*Kula*" eine große soziale Funktion ist. Auf Fragen würde er einige Einzelheiten beschreiben, persönliche Erfahrungen und subjektive Ansichten wiedergeben, aber kein auch nur teilweise zusammenhängender Bericht wäre zu erlangen. Das wesentliche Bild besteht nicht in seinem Geist. Er steckt darin und kann das Ganze nicht wie von außen zusammenfassend überblicken."

Wir werden sicher auch für den Menschen der Vorzeit eine Schwerfälligkeit des Denkens annehmen dürfen, die durch eine gute Ausbildung der Muskeln kompensiert wurde.

Daß der Aufbau der Vorstellungswelt bei Naturvölkern in eidetischem Sinn vor sich geht, ist wahrscheinlich, jedoch leider noch nicht genügend erforscht (vgl. Jaensch).

Sehr wenig wurden bisher in experimenteller Weise die Eingeborenen untersucht (vgl. Thurnwald 1913 und Bartlett, sowie die oben genannten Fergusson, Mayo, Brunner, Nieuwenhuis 1925 und die „Reports").

Prometheus rühmt sich, daß er die Gabe des Sehens und Hörens den Menschen gebracht habe: „Sie waren ja blind mit offenen Augen, vernahmen alles, aber hörten nichts; Traumbildern ähnlich, brachten sie regellos ihr Leben lang alles durcheinander."

§ 4. Aber auch die Ungenauigkeit der Beobachtung gehört hierher. Diese Ungenauigkeit hängt damit zusammen, 1. daß Dingen, die sich nicht im Zusammenhang mit den Erfordernissen des Lebens berühren, keine besondere Beachtung geschenkt wird; so bleibt z. B. der Zusammenhang zwischen Raupe, Puppe und Schmetterling unbeachtet und unbekannt (Thurnwald 1912 S. 312; 1913 S. 106ff.). Die genaue Kenntnis des Gaues und die

Naturbeobachtung sind durch den beständigen Aufenthalt in derselben Umgebung bedingt, wo sich alles den Sinnen aufdrängt, Beobachtungen und das Sammeln gewisser Erfahrungen lebensnotwendig sind. Aber ein objektives Interesse an den Dingen fehlt. Geht es doch so weit, daß feste Zusammenhänge wie Kohabitation und Konzeption sicher lange Zeit unbekannt geblieben sind (s. Familie A § 1, Mutterrecht A § 1a).

Auch in Samoa ist man sich über die natürlichen Vorgänge im Leben der Tiere, die täglich vor Augen sind, vollständig im unklaren (von Bülow S. 277).

Bekanntlich herrscht in der Bibel die irrtümliche Gleichsetzung „junger Löwe" = „Panther". Der Leopard wurde früher, wie sein Name besagt, von den Alten z. T. für einen Bastard von Löwe und Panther gehalten (Zahn S. 33). Plato meint, daß die Befruchtung der Vögel und der Stuten durch den Wind erfolge (Plin. 4, 116; 8, 166; 16, 93). — Dazu kommt die Unzahl „wunderbarer" Geschichten, die im Altertum und Mittelalter von Tieren und Pflanzen usw. erzählt wurden (vgl. de Retza; von Hovorka; Wiberg).

Junod (S. 497) weist z. B. auf die Unkenntnis der Ba-Ronga in der Anatomie hin, obgleich die Verstümmlungen bei Kämpfen doch die Gelegenheit geben würden, ein genaueres Wissen zu erwerben. Man kennt z. B. nicht den Unterschied zwischen der Luft- und der Speiseröhre, weiß nicht, wie viele Magen ein Mensch hat, und unterscheidet nicht die Absonderungen von Blut und Eiter. Dies wieder führt zu einer vielfach ganz verkehrten Behandlung der Krankheiten, indem man z. B. Eiter in die Wunde zurückdrängt, damit dem Menschen keine lebenerhaltenden Säfte verlorengehen. Von Unterscheidungen der Krankheiten ist nicht weiter die Rede als eine oberflächliche Lokalisierung der Schmerzen, indem man sagt: „Ich habe einen Fuß, Arm, Nacken, Kopf, Blut", wo sich der Auffassung nach die Schmerzen festgesetzt haben, oder „es beißt" (innerlich), „ein Wurm läuft durch den Körper", und kennzeichnet so ähnliche Organgefühle. Behandelt werden die Krankheiten durch Kräuter, von denen einige nützlich (purgativ), einige indifferent sind; außerdem durch bloß zauberische Mittel, wie Hautstücke, Fellringe, Amulette u. dgl. Die Kenntnis dieser Krankenbehandlung pflegt das Geheimnis gewisser Familien zu bilden (Junod S. 365ff.).

2. Dazu kommen die Trübungen durch Affekte, wodurch die Dinge verzerrt gesehen werden. Derartige Trübungen können verschiedener Natur sein. Angst und Hoffnung, aber auch persönliche Geltungssucht, ja eine gewisse Unzulänglichkeit des Ausdrucks kann die Tatsachen entstellen.

Jede schwere Krankheit nennt man bei den Bergdama „Tod" (Vedder S. 103). Ein Wort „Feuer" wird für Fieber gebraucht. Aus abergläubischer Angst vor des Geistes *Gamabs* Pfeil, der Krankheiten hervorruft, wird man stumpf gegen innere Erkrankungen. Die Krankheitserreger des Jenseitsgeistes werden als Löwen, Leoparden, Schlangen, Stein, Messer, Dorn usw. gedacht. Helfer dagegen sind Zauberer, die durch Saugen die Krankheit herauszuziehen suchen.

Zu der Unbestimmtheit der Feststellung des Todes kommen oft noch die komplizierten Bestattungszeremonien hinzu. So unterscheidet man z. B. im Urwald am Lohali im Gebiet des oberen Kongo zwei Klassen von Verstorbenen; diejenigen, die noch der sieben Monate langen Opfer harren, und die anderen, denen schon genügend geopfert ist (Fräßle S. 60).

Diese schon durch spröde Egozentrizität bedingte Ungenauigkeit, aber auch die unter 2 erwähnten emotionellen Faktoren machen sich in den phantastischen Berichten älterer Reisenden geltend. Teils handelt es sich dabei um ein wirkliches Mißverstehen, teils nur um eine Art Symbolik für die fremdartigen Erscheinungen. So berichtet ein nowgorodischer Kaufmann um das J. 1500 in der „Chronik von unbekannten Menschen in den östlichen Gegenden" von neun verschiedenen Arten von Menschen und Völkerschaften, die er alle unter dem gemeinsamen Namen Samojeden zusammenfaßt. Wenn er von einem Teil der Samojeden z. B. behauptet, daß der Unterkörper behaart sei, so ist das darauf zurückzuführen, daß sie ihre Kleidung aus Tierfellen mit der behaarten

Seite nach außen tragen. Eine andere Art von Samojeden soll „ihre Haut verändern". Vielleicht gab Veranlassung zu dieser Äußerung, daß die obdorskischen und kamenskischen Samojeden und Ostjaken im Sommer sich mit dem Fischfang und Töten von Seetieren beschäftigen, wobei sie in den seichten Buchten weit ins Wasser hinauswaten. Von einer weiteren Art der Samojeden schreibt der Nowgoroder, daß sie den Mund in der Stirn oder auf dem Scheitel hätten und nicht sprechen; und wenn sie essen, stecken sie das Fleisch unter die Mütze. Nach Anutschin soll diese Auffassung daher rühren, daß ein Teil der Samojeden früher eine sackähnliche Kleidung mit daran angenähtem Kopfzeug trug, die manchmal mit einem Rentierkopf mit daransitzenden Ohren verziert wurde, und die nur eine für die Augen berechnete Öffnung hatte. In einem solchen Kostüm war es wirklich schwer, Nahrung zu sich zu nehmen, da der Mund dabei nach oben gekehrt werden mußte. Am oberen Ob wohnt das Volk, das keinen Kopf hat, und bei dem der Mund zwischen den Schultern sitzt und die Augen sich auf der Brust befinden. Veranlassung zur Vorstellung von einem derartigen Körperbau, wie ihn übrigens auch Strabo und Plinius aus Afrika berichten, kann möglicherweise der Anblick einer ungewöhnlich hohen Kopfbekleidung oder eines über den Kopf gezogenen Rockes oder Tuches gegeben haben. Bei sibir. Völkern soll es vorkommen, daß die Kleidung auf der Brust mit der Abbildung eines Gesichts ausgestattet ist. Wenn ferner diese Völkerschaft eine Fertigkeit darin besitzen soll, mit Hilfe eines Hammers Pfeile aus einem eisernen Rohr zu schießen, so muß darauf hingewiesen werden, daß das Schießen mit Röhren noch heutigen Tages in den Altai-Gegenden gebräuchlich ist (Heikel nach Anutschin in Journal de la Société Finno-Ougrienne [12] 1894).

3. Hierher gehört schließlich auch der Einfluß, den unausgeglichene, neurotische oder pathologische Individuen in der Gesellschaft ausüben. Hierauf kritisch einzugehen, würde zu weit führen. Als Vertreter der Freudschen Auffassungen seien hier Róheim und Tansley genannt, als Kritiker Mc Dougall. Als außerhalb dieser gebundenen Lehre stehend, soll nur auf Szymanski, Bychowski und Levy-Suhl hingewiesen werden.

§ 5. Dieser Unzulänglichkeit entspricht auch der sprachliche Ausdruck. Nicht nur, daß der Wortschatz anders orientiert ist, sich ausschließlich an das Konkrete hält und hier oft fein und spezialisiert unterscheidet, z. B. verschiedene Arten von Kühen nach ihren Farben und ihrem Alter oder Kokospalmen als Schößlinge, junge Pflanzen, ausgewachsene oder alte Stämme usw., sondern auch der wesentlich auf Beistatt auf Unterordnung gegründete Aufbau der Bestimmtheit entbehrt. Auf besonders lebensnotwendige Unterscheidungen wird hinwiederum Nachdruck gelegt (Stellung und Verbindung der Worte, Unterscheidung der Bewegung flußab- oder -aufwärts, nahe oder ferne, s. oder n., bei Sonnenuntergang oder in der Mittagszeit u. dgl. m.). Die Sprachzwecke sind hier andere und nur aus der Lebenslage begreiflich, der sie entspringen (Planert, Malinowski). Durch die Sprache sollen hier eben nicht wissenschaftliche Probleme geklärt werden, sondern sie dient als Hilfsmittel für die Tätigkeit unter den Gemeinschaftsgenossen und zur Mitteilung lebenswichtiger Affekte unter ihnen: technische Ausdrücke, Befehle, Verhaltungsarten und Reproduktionen solcher Vorgänge des Alltagslebens will die Sprache vermitteln, nicht Denkleistungen zum Ausdruck bringen. Das Denken aber bedient sich zu einem Teil eines oft an veralteten Gedankengängen gewonnenen Sprachmaterials (vgl. a. Thurnwald 1922).

Allerdings ist es fraglich, wie weit primitives Denken überhaupt Worte gebraucht. Es gibt ein Denken ohne Sprache, das unbewußt vor sich geht oder sich halbbewußt in Gestalt von Bildern abspielt (vgl. Jaensch). Die Bildung von Vorstellungs- und Gefühlssymbolen in der motorisch-akustischen Form von Worten ist ein Vorgang, der dem Denken in ähnlicher Weise Rückgrat verliehen hat, wie die Instrumente es der Musik verleihen. Dadurch erst war die eindeutige Wiederholung des gleichen Tons und derselben Tonfolge für alle möglich geworden. An die Abfolge der gleichen Worte konnte sich der Lauf derselben Vorstellungen oder

Gefühle für alle immer und immer wieder knüpfen (vgl. Bühler, Werner und Lagercrantz, Planert, Finck, Specht, Meinhof, Madan).

Die Worte sind aber nicht nur Symbole für Gedanken, sondern die Symbolisierungsmechanik wird dadurch ausgebildet, daß einzelne Worte für ganze Gedankenketten und Vorstellungskomplexe Verwendung finden, z. B. die Nennung besonderer Namen (s. d. A) von Geistern oder Menschen. Ja, wir werden uns fragen, ob nicht gerade die umfassenderen lautlichen Symbolisierungsvorgänge das Ursprüngliche sind, von denen, ähnlich wie im Beispiel der Schrift (s. d.), erst später das Ideogramm und schließlich Silbe und Buchstabe isoliert und verselbständigt wurden, ob nicht auch auf dem Gebiete der Sprache die Ablösung der eng umschriebenen Wortsymbole aus ihrer komplexen Beziehung zu allerletzt vor sich gegangen ist. — S. a. § 17.

§ 6. Diese Erwägung leitet uns dahin, daß die Symbolisierung ein uraltes Denkverfahren ist. Sie tritt im primitiven Denken nach zwei Richtungen hin in Erscheinung: 1. das Symbol wird dort gebraucht, wo das höhere Denken zur Begriffsbildung fortgeschritten ist, als Urform des Begriffs; 2. in Gestalt der Metapher gewinnt das Symbol rückwirkenden Einfluß auf die Bilder von den Zusammenhängen in Welt und Leben.

Das P. D. ist konkret. Wie wenig es begrifflich arbeitet, zeigt, daß in den meisten primitiven Sprachen die menschlichen Körperteile nie als solche, als Arm, Bein, Nase, vorgestellt werden, sondern nur in der konkreten Verbindung mit einer Persönlichkeit: mein, dein, sein, ihr Arm, Bein oder Nase, und daß darum auch für diese Verbindung andere Possessivpronomina oder Affixe verwendet werden als für wirtschaftliche Eigentumsansprüche an ein Haus, Kanu oder Schwein.

Machen wir uns den Abstraktionsprozeß klar! Er besteht in einem Auffinden des Gemeinsamen z. B. bei Eigenschaften: groß, spitz, grün, mutig. Die Ausdrucksweise primitiver Sprachen ist konkret, indem die Eigenschaftsbezeichnungen noch nicht vom Gegenständlichen losgelöst wurden, etwa ähnlich, wie sie noch unseren Ausdrücken orangefarben, mandelförmig, dornig, mammuthaft, pyramidal, löwenartig, hündisch usw. anhaften. Eine Eigenschaft des betreffenden Gegenstandes wird als vorbildlich herausgegriffen und damit das Objekt nach einer qualitativ bevorzugten Seite hin in seiner Bedeutung erweitert. Dem liegt eine ursprüngliche Gleichsetzung zweier Objekte zugrunde. Das geschieht derartig, daß man die übrigen Züge des Objekts ganz außer acht läßt, — man denke etwa bei uns an den Gebrauch von Schimpfworten wie Esel, Kamel, Gans. Hierzu kommt noch, daß bei uns der Esel als Repräsentant der Dummheit, im Orient dagegen als der der Geilheit gilt. In diesem vorbildlichen Herausgreifen von Eigenschaften liegt die Symbolisierung, die als Behelf alles P. D. eine beherrschende Rolle spielt. Auch noch im höheren Denken ist sie unentbehrlich geblieben. Doch wurde sie hier durch die Abstraktion in vielen Punkten überholt und verdrängt. Die Symbole sind vielfach bewußt geworden und dadurch zur Allegorie verflacht. Anschaulich wird der Symbolisierungsvorgang in den Entwicklungsformen der Schrift (s. d.) vor Augen geführt.

Diese Prozesse der Schriftentwicklung spielten sich auf optisch-motorischem Gebiet später ab, denn sie waren in ihren Voraussetzungen an die Entwicklung vieler Handfertigkeiten und Techniken geknüpft, in welchen die Voraussetzungen für eine Ausbildung der Schrift lag. Sie sind aber ähnlicher Art wie die Vorgänge bei der Entwicklung des Denkens überhaupt, und auch ähnlich denen, wie sie auf akustisch-motorischem Gebiet als Sprache vor sich gegangen sein dürften, sich aber auf diesen Gebieten viel mehr unserer Feststellungsmöglichkeit, weil des festen und sichtbaren Niederschlags ermangelnd, entziehen.

Die Symbolik des Ausdrucks tritt besonders bei der Bildung primitiver Zahlworte hervor. Bei den Bergdama Westafrikas werden die Finger mit Zahlen und Verwandtschaftsbezeichnungen in Beziehung zueinander gesetzt: 1 = kleiner Finger der linken Hand, verrät in den nw. Gegenden die Beziehung zu „mein Bruder"; 2 = Ringfinger der linken Hand, ist als „jüngerer

Bruder" zu denken; die Zahl 3, die mit 4 zusammen, und zwar als das (andere) Paar von Mittel- und Zeigefinger bezeichnet wird; 3 (Mittelfinger) in der Bedeutung von „Geschwisterkind"; 4 (Zeigefinger) „laßt uns schmücken", weil die Bergdama am Zeigefinger Ringe tragen usw. (Vedder S. 168f.). — Über die mittelalterl. Zahlensymbolik vgl. Molsdorf S. 164.

Man darf nicht vergessen, daß auch heute bei unseren Abstraktionen sich noch vielfach konkrete Vorbilder, Symbole in den Vordergrund drängen, die keineswegs bei allen Individuen gleich sind und darum oft das Streiten mit abstrakten Begriffen zu einem Aneinander-vorbei-reden bringen; so denkt z. B. der eine, der von der „Tüchtigkeit" spricht, an die besondere körperliche Ausstattung ihm vor Augen schwebender, persönlich bekannter, idealisierter Menschen, der andere an gewisse geistige Eigenschaften ebenfalls ihm nebelhaft vorschwebender wirklicher Leute. Noch mehr ist das bei abgebrauchten Idealbegriffen der Fall, wie Freiheit, Gerechtigkeit u. dgl.

Symbole treten im Bereich unseres Denkens aber noch in einem weiteren Zusammenhang auf, nämlich um Gefühle vorstellungsfähig zu machen. Bei Schmerzen oder unangenehmen Gefühlen oder Erregungen, die mit einer Eindämmung des Bewußtseins zusammenhängen, entzieht sich das Ich der Trägerschaft der Gefühle, verschiebt die Gefühle von innen nach außen und heftet sie an zufällig fesselnde Gegenstände der Umgebung, an ein Licht, einen Topf oder an ein auftauchendes betontes Erinnerungsbild.

Dieser Vorgang ist stark entwickelt im P. D., deshalb vor allem, weil hier der Ablauf des Denkens sich als Erlebnis im Menschen darstellt, das ebenso wirklich empfunden wird wie eine sinnlich wahrgenommene Erscheinung der Außenwelt. Die kontrollierende Kritik hat noch nicht scheiden gelernt zwischen den primären Reizen, die durch die Sinne unmittelbar herbeigeführt werden, und den sekundären, die aus dem aufgespeicherten Material rückläufig auftreten.

Für das Erinnerungsdenken sind die Symbole Hilfen, an denen sich die „Gedankenmelodie" weitertastet. Die Symbole sind indessen mit einem Kranz von Gestaltbeziehungen verwoben, die aus der Tiefe emportauchen, wenn das Symbol geweckt wird.

Aus dieser Affektbetontheit ergibt sich die Tendenz zur Verselbständigung der Symbole, die auf diese Weise Eigenwert erlangen und geheiligt und respektiert werden.

Dieser symbolische Eigenwert führt zu der Konsequenz, daß ein ausgesprochenes oder nur gedachtes Symbol auch „wirksam" wird. Dahin gehört das weite Gebiet des Wort- und Namenzaubers (s. Name A); so z. B. die Namen der Häuptlingshallen in Buin, deren symbolische Bezeichnungen „Krokodil", „Libelle" usw. gleichzeitig eine Vorbedeutung für den unwillkommenen Besucher bergen (vgl. Thurnwald I [1912] S. 432ff.). — Vgl. a. Neuhauss III 103, 292, 475; über die Maori vgl. Best, über die Osage-Indianer La Flesche, über arab. Göttersymbole Grohmann S. 31, bezügl. Japans Leo; ferner vgl. Hörtnagel, Cassirer.

§ 7. Damit hängt auch die Bedeutung des Symbols als Metapher zusammen. Sie liegt zum Teil in der Unbehilflichkeit des Ausdrucks und der Gedankenvermittlung. Aus der Not wird eine Tugend gemacht, indem man die ergreifendsten Metaphern sucht und sie bestaunt. Ästhetisch wird die Metapher nie ihre Reize verlieren. Als Erkennungsweg aber ist sie ein verhängnisvolles Labyrinth, in dem das P. D. sich oft verfängt. Die Kritik, die sie als irreführend für die Erkenntnis verwirft, steht an der Schwelle, die aus der Primitivität aufwärts führt.

Das Verführende an der Metapher ist das Wort. Die Worte sind aber selbst wieder Symbole. Sie sind Betätigungsarten, und es wird ihnen rückläufig die Kraft der Materialisation, Personen oder Dinge in Erscheinung zu rufen, verliehen (s. Fluch A, Name A, Segen A).

Daraus leitet sich die „Kraft" der Worte, besonders der Namen her, der „wesentlichen" und „geheimen" Namen, mit denen man, je nachdem, bannen oder rufen kann, jedenfalls eine Art unmittelbaren körperlichen Einflusses auf den Namenträger er-

langt. Das Wort wird als Sinn oder Vorbild des Trägers oder der angedeuteten Handlung in konkreter, greifbarer Einheit mit ihm vorgestellt (s. a. Zauber A).

Auch die Metapher ist nichts weiter als ein Symbol in Worten oder Gedanken. Die Meidungserscheinungen (s. Meidung), wonach Namen, Worte oder Wendungen *tabu* sind, führen sich darauf zurück, daß sie mit Gefühlswerten gewissermaßen geladen sind und dem Wort die besondere Kraft sowohl der Symbolisierung als auch des Ins-Leben-wecken zugeschrieben wird (s. Mana B). Das bloß gedankliche Ins-Leben-rufen wird von dem wirklichen Herbeiführen nicht klar unterschieden und das eine mit dem anderen im wesentlichen Zusammenhang stehend betrachtet.

Das P. D. vollzieht sich also gefühlsmäßig, mehr in Bildern als in Worten. Zur Zusammenfassung bedient es sich der Symbole statt der Abstraktionen. Diese Symbolisierung trägt auch Schuld an der Rolle, die der Metapher zufällt, und die jene abwegigen Gedankenverbindungen und Konstruktionen herbeiführt, die wir für Handlungen und Erklärungen verantwortlich machen müssen, welche wir gewöhnlich zauberisch nennen, die aber tief aus der Gedankentechnik des primitiven Menschen emporsprießen (vgl. Werner, Howitt S. 629, Goldziher, Bab). — Über die Lüge s. Moral und vgl. Gutmann 1926 S. 262, 704, 720.

§ 8. Damit verbindet sich noch ein anderer Grundzug, der sich auf die Behandlung der Kausalität bezieht. Es wäre irrtümlich, zu meinen, daß ein Bedürfnis nach der Aufstellung kausaler Zusammenhänge bei Primitiven nicht vorhanden sei, weil ihre Kausalkonstruktionen oft falsch und uns unsinnig erscheinen, oder weil man sich oft mit sehr einfachen Beantwortungen begnügt (s. a. Zauber A).

Bleuler (S. 209) weist darauf hin, daß ein besonderes — wohl nur individuelles — Bedürfnis nach kausalen Zusammenhängen auch dadurch entstehen muß, daß jedes Geschöpf Triebe hat, irgendwie auf die Außenwelt einzuwirken. Nun empfinden wir zwar den Zusammenhang zwischen unseren Willensregungen und den Bewegungen der Glieder nicht in Form einer Kausalkette, aber wir können nicht alles, was wir wünschen, direkt ausführen, sondern brauchen dazu oft kausale Vermittlungen. Um ein Tier zu fangen, muß man Fallen stellen oder Waffen vorbereiten; um sich vor dem Regen zu schützen, ein Dach machen; um das Verderben eines Speisevorrats zu vermeiden, die Ursachen der Verderbnis kennen. Man ist also nicht nur gewohnt, sondern auch gezwungen, nach kausalen Zusammenhängen zu suchen, die man benutzen kann.

Um die primitiven Kausalhypothesen zu verstehen, müssen wir auf ihre Begriffsbildung und die Wortsymbole zurückgreifen. Nach dem eben Angeführten wird es klar, daß die Worte vermöge der Begriffe, die sie tragen, auch für die Aufstellung von kausalen Zusammenhängen in erster Linie verantwortlich gemacht werden müssen. Die Worte primitiver Sprache sind aber für den praktischen Bedarf des Alltagslebens geprägt, und immer leben in ihnen veraltete, überholte Auffassungen weiter. Die Begriffe sind darum roh und komplex, oft verschwommen und undeutlich. Die Dinge der Außenwelt sind nur für bestimmte praktische Zwecke der Lebensführung untersucht und in die Tradition eingegangen. Was über den engen Raum des Gaues hinausreicht, ist soviel wie unbekannt, und neue Erfahrungen müssen immer wieder von jedem Einzelnen erworben werden. Was nicht die Allgemeinheit interessiert, wird rasch wieder vergessen und verloren. Solange ein jeder durch seine Nahrungssorge beansprucht wird, geht eine Aufspeicherung von Kenntnissen und Einsicht darum nur langsam vor sich. Der erste Schritt, der aus der Geistesverfassung niedriger Primitivität hochführte, war die Domestikation, die Herrschaft zunächst über Pflanzen (Gartenbau) und Tiere (Viehzucht), dann über Menschen (s. Höriger A, Politische Entwicklung, Primitive Kultur, Schichtung, Sklave A, Soziale Entwicklung, Wirtschaft D). In den prä-archaischen Kulturen der höheren Naturvölker bereiten die Höfe, die Zauberer und die Priester den Weg des Wissens zum Aufstieg in das archaische Kulturleben vor.

Der Beantwortung der Frage nach dem „Warum?“ eines Ereignisses türmen sich

für den Primitiven besondere Hindernisse auf den Weg. Das ungeschulte Denken greift nach dem zeitlichen „ante hoc" und verwendet es als „propter hoc", eine Verwechslung, die auch uns heute immer und immer wieder zustößt. Vor allem aber greift es zu Erklärungshypothesen aus dem täglichen Leben auf Grund von Gleichsetzungen, wie sie oben gekennzeichnet wurden, und die uns als „Analogien" erscheinen (vgl. Thumb und Marbe, ferner Heveroch, Rauschenberger). Dieses Verfahren hat den reichen Mythenschatz der Völker geschaffen. Wie bequem auch uns dieses Denken ist, geht aus dem Wohlgefallen und ästhetischen Genuß hervor, den wir heute noch für Mythen erübrigen können, obgleich ihre kausale, Erkenntnis vermittelnde Seite für uns tot ist. Allein diese kausale Verknüpfung erstreckt sich nur auf kurze Reihen von Bedingtheiten, sie versagt in allen weiteren und komplizierteren Zusammenhängen. Bei niedrigen Naturvölkern kennt man auch kaum größere Geschichten, sondern höchstens eine Art von Anekdoten oder wenig innerlich verbundene Anekdoten-Häufungen. Die Erzählungen höherer Naturvölker bringen wohl längere Geschichten, aber mit zahlreichen Episoden, die mit dem Faden der Handlung wenig zu tun haben: Einschiebsel, Zusätze, Ausspinnungen sind gewöhnlich spätere Zutaten oder Vermengungen mit anderen Sagen (vgl. Thurnwald 1925). Vor allem aber bieten sie nicht bloß menschliche Schicksale auf dem Boden einer gegebenen Gesellschaftsordnung (vgl. Preuss 1926 S. 56), sondern sie sind unterbrochen durch das Abenteuerliche, Ungewöhnliche, das wir „wunderbar" nennen, das den Ablauf des Geschehens sprunghaft und zielstrebig zu verkürzen scheint.

So wird nach unserer Auffassung die Kausalkette immer wieder durchbrochen, und man hat darum ernstlich das Kausalbedürfnis der Naturvölker überhaupt in Frage gestellt. Das konnte nur von einem rationalistisch überspannten Standpunkt aus geschehen. Denn auch das P. D. verlangt kausale Beleuchtung dieser oder jener Erscheinung und tut diesem Erfordernis Genüge durch die oben gekennzeichneten Anekdoten oder Geschichtchen. Zu umfassenderer geistiger Meisterung ist das P. D. jedoch nicht fähig. Ja, es duldet ganz verschiedene „Kausaltheorien", etwa über die Phasen des Mondwechsels, ungestört nebeneinander. Wie kommt das?

Es wird uns verständlich, wenn wir in den mythischen und religiösen Vorstellungen, im Animismus, Geisterglauben, Totemismus u. dgl., symbolische Bilder erblicken, durch die gewisse Vorgänge dem Menschen nahegebracht werden sollen. Die Zusammensetzung zu einer in unserem Sinn gedanklich ausgeglichenen, abgestimmten und verallgemeinernden Weltanschauung bleibt den philosophischen Religionen überlassen. Die Weltanschauung ist auf primitivem Boden noch nicht in klare Worte und Begriffe formuliert; sie ist wohl in eine Schablone gepreßt, aber diese besteht in Symbolen von Dingen, Erscheinungen, wie Masken, Zeremonien, Tänzen, als Kennzeichen für eine bestimmte Lebensführung und Verhaltungsweise.

Die primitive Kausalität ist genügsam und stellt in Bildern und Handlungen die Vorgänge dar, die ein höheres Denken zerpflückt, analysiert. Höheres Denken operiert mit anderen Symbolen, mit solchen, die sich oft nur auf abgesplitterte Eigenschaften, Teile oder Züge eines für das primitivere Denken vorgestellten Ganzen beziehen. Durch Symbole gelangt das höhere Denken zu tiefer greifenden Zusammenhängen von weiter reichender, allgemeiner Gültigkeit. Die Begriffe und Wortsymbole, unter welchen das P. D. die Erscheinungen oder Vorgänge erfaßt, und zwischen denen es Bedingtheitsbande knüpft, sind andere, sind komplexer, folglich müssen auch die aus der kausalen Beziehungssetzung sich ergebenden Verbindungshypothesen im Einklang damit verschieden ausfallen.

Die Eigenart irgendeiner Sage oder eines Mythus entspringt aus verschiedenen Quellen und Motiven. Sie müssen in jedem Einzelfall besonders ermittelt werden. Sicher spielen dabei Übertragungen von Ideen und Gedankenzusammenhängen eine nicht zu unterschätzende Rolle, vorausgesetzt, daß sie auf fruchtbaren, aufnahmebereiten Boden fallen. Nicht selten werden sie entsprechend den ört-

lichen Lebensvoraussetzungen umgedeutet, mit den Traditionen und der Geistesverfassung verwoben.

Man kann sagen, daß jede „Kultur" ihr besonderes Gewebe einer Geistesverfassung besitzt, wenn dieses Gewebe auch aus Fäden oft sehr verschiedenen Ursprungs besteht.

§ 9. Wegen der erörterten, uns unzulänglich scheinenden Kausalitätskonstruktionen sprach man den Primitiven die Logik ab (Lévy-Bruhl). Die Logik besteht in partiellen Gleichsetzungen auf Grund von gewissen gedanklichen Symbolen. Sie hängt also wesentlich von der Art und Bildung solcher Symbole ab. Diese wurden oben gekennzeichnet. Die Fähigkeit zu logischem Verfahren muß jedoch als eine Grundeigenschaft des menschlichen Geistes angesehen werden. Aber die Durchführung und Anwendung hängt von den Mitteln ab, die vermöge der Symbolbildung in der Geistesverfassung einer bestimmten Kultur erreicht werden. In diesem Sinne könnte man sagen, daß jede Geistesverfassung ihre eigene Logik anwendet. Das sog. zauberische Denken ist vielfach der Ausfluß einer Logik, die mit rohen Begriffssymbolen und mit einem nicht analysierenden Kausalverfahren arbeitet. „Logischerweise" muß man auf solchen Wegen zu solcher Logik gelangen.

Die primitiven Symbole sind, wie schon angedeutet, nicht scharf und klar geschnitten und gefeilt, sondern sie enthalten reichlich verschiedene, nach der Örtlichkeit schwankende Zusätze, gleichwie vorzeitliche Bronzen. So wird z. B. der Seelenbegriff nicht wie bei uns immateriell verstanden, sondern ist ganz stofflich gefaßt (A. W. Nieuwenhuis 1921 S. 133 und Frazer), ebenso treten die Geister in Gestalt von Tieren, wie Bockkäfer, Mäuse u. dgl., auf (Preuss 1921 I 45). Damit hängen weiterhin, je nach dem geschichtlichen Werden und dem Hin und Her von Gedanken und Deutungen, die verschiedenartigsten Verknüpfungen zusammen.

Die Logik der Naturvölker ist funktionell nicht verschieden von unserer, sie arbeitet aber mit anderen Denkeinheiten als wir. Diese sind 1. weniger zerlegt, sie sind komplexer, unzerteilter, also roher; 2. ist eine klare Scheidung zwischen Realität und Vorstellung noch nicht bewußt geworden. Deswegen finden stets Verwechslungen statt, die den Schein eines unlogischen oder der Logik entbehrenden Denkens erwecken.

Mit welchen Problemen sich das Denken im Laufe seiner Höherentwicklung auseinanderzusetzen hatte, tritt beispielsweise im alten China des 4. und 3. vorchristlichen Jh. zutage: Ein Zweig der Schule des *Mo Di* (Asket), der hauptsächlich im S zu Hause war und von der praktischen Betätigung zur logischen und erkenntnistheoretischen Untersuchung übergegangen war, disputierte z. B. über Unterschiede und Übereinstimmungen von „hart" und „weiß", und darüber, daß „gerade" und „ungerade" einander nicht entgegengesetzt seien. Dies wird auch bezeichnet als „Auseinanderfallen der Begriffe": Härte und Stein, der Begriffe: Weiß und Pferd. — Es handelt sich offenbar darum, den logischen Unterschied von Substanz und Qualität herauszuschälen. Diese logischen Beschäftigungen äußerten sich allerdings, wie bei den Sophisten Griechenlands, manchmal in spielerischen Paradoxen.

§ 10. Die eigenartige Kausalität und Logik findet ihre Grundlage in der Einstellung des Menschen zu Tier, Pflanze und allem, was veränderlich, beweglich und somit lebendig erscheint. Hier macht sich ein radikaler Unterschied gegenüber der Stellung geltend, die wir Menschen von heute zur Natur einnehmen. Tier und Pflanze sind uns untertan geworden, wildlebende Tiere gibt es in Deutschland nicht mehr, als der Mensch erlaubt, und an die Stelle von Urwäldern sind gepflegte und abgezirkelte Forste und Äcker getreten. Der Naturmensch dagegen lebt in einer wilden Natur, der er sich anpassen muß; er hängt von den Tieren ab, auf die er Jagd macht, von den Früchten und Wurzeln, die sich der Sammlerin bieten. Darum empfindet er es oft als eine Hingabe, als eine segensreiche Tat, wenn ein Tier ihm in die Falle geht oder seinem Pfeil erliegt. Eine Tat, die gewissermaßen von der „Tierheit" dieser Gattung ausgegangen ist und ihm einen ihrer Angehörigen dargebracht hat. Darum muß er sich dafür er-

kenntlich zeigen durch eine Handlung, die diesem Gattungswesen genehm ist. Dies ist eine Seite solcher Beziehungen, zu denen aber noch viele andere treten. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie das Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von seiner Umwelt in drastischen Formen an den Tag bringen.

Die Gleichwertigkeit von Mensch und Tier kommt besonders in der Auffassung zum Ausdruck, die man unter den Bergdama-Jägern Südwestafrikas den großen Raubtieren gegenüber hegt. Wenn es einem gelungen ist, einen Löwen etwa mit Speer oder Pfeil zu erlegen, so fürchtet man die Rache wegen dieses „Mordes". Diese Gefahr wird dann dadurch abgewendet, daß am Oberarm des Jägers einige Einschnitte gemacht und auf die blutende Wunde Herzblut des Löwen geträufelt wird. Dadurch wird Unheil abgewendet, und die Narben gelten als Ehrenzeichen (Vedder S. 121).

Mit dieser Wirklichkeitsgebundenheit hängt auch wieder ein Verhalten zusammen, das auf ein uns höchst naiv erscheinendes Täuschen der Geister und sonstigen übermenschlichen Mächte hinausläuft. Durch irgendwelche Scheingegenstände oder betrügerische Manöver hofft man listig die gefährlichen Mächte irrezuführen, die sich ebenfalls an konkrete Erscheinungen halten und geradeso denken und handeln wie etwa ein Bergdama oder ein Baining Neu-Pommerns (Südsee; vgl. Bley S. 196f., 423f., 433).

Die Neigung des Toten, sich Gesellen oder Diener zu holen, erklärt dem Bergdama den nachfolgenden Tod eines Verwandten. Durch naive Verschmitztheit sucht man nun den Geist des Toten dadurch zu täuschen, daß man inzwischen rasch ein neues Sippenlager (Werft) anlegt oder ein neues Haus bezieht, damit der vom Jenseits zurückkehrende Geist, der seinen Gesellen holen will, den Weg zu ihm nicht mehr findet (Vedder S. 102). Oder man greift zu anderen Künsten: man trägt den Sterbenden in eine besonders errichtete Hütte, damit sein Geist die Wohnung der Lebenden verschont, usw.; eine Reihe uns lächerlich erscheinender Betrügereien an den Geistern.

In dieser Gleichstellung zwischen Mensch und Tier liegt auch das Gefühl der Vergesellung und Schicksalsgemeinschaft begründet. Darum wird den Lauten oder Verhaltungsweisen der Tiere eine Bedeutung zugeschrieben. Sie werden egozentrisch bezogen und ausgelegt. Daraus stammen die zahllosen Vorbedeutungen (s. Omen A) her, die aus dem Verhalten der Tiere abgeleitet werden. Vergessen wir nicht, daß diese Menschen in einer Natur leben, welche nicht durch Menschenhand geordnet, beeinflußt oder dienstbar gemacht ist.

Vorbedeutungen aller Art leiten die Bergdama Südwestafrikas aus Naturerscheinungen und dem Benehmen von Tieren ab. Beim Erscheinen des neuen Mondes blickt man nach der Stellung der Sichel, wohin die Spitzen weisen: dorthin fällt Segen. Sieht einer am Feuer, wie ein Holzscheit plötzlich anfängt, prasselnd zu brennen, so erzählen sich Verwandte Gutes oder Böses von ihm. Wälzt sich der Hund, so ist Besuch zu erwarten. Summt die Fleischfliege jemand um Mund und Nase, so hat er Fleisch zu erwarten. Das Schreien der Schleiereule meldet herannahende Krieger, und man flieht vom Lager in die Berge; oder sie kündigt den Tod einzelner Sippenmitglieder an. Wenn einer krank ist, wacht man und hört die Eulen, die auch sonst oft schreien (Vedder S. 117ff.). — Dieselbe Anschauung ist in Deutschland seit alters verbreitet. Bei den Bergdama meint man, daß die Eule, weil sie zwischen Himmel und Erde dahinfliegt und so oft dem Himmel näher ist als wir, manchmal Zeuge von Beratungen sei, zu denen wir keinen Zugang haben.

Als eine besondere Auswirkung der wertenden Gleichstellung des Menschen mit dem Tier, die schon durch seine ganz andere Lebenslage innerhalb der Natur bedingt ist, müssen wir die uns eigenartig anmutende Rolle betrachten, die Tiere, Pflanzen, Steine, Gegenstände usw. im Leben der Naturmenschen spielen und Mythen und Sagen erfüllen. Als eine Spezialgestaltung dieses Verhältnisses zwischen Mensch und Tier ist der Totemismus (s. d. B) zu betrachten.

Parkinson berichtet (S. 652) aus Neu-Mecklenburg: die Möwe-Leute schreiten mit dem linken Bein zuerst aus, die Seeadler-Leute mit dem rechten; die einer Papageienart Angehörigen haben dicke Waden und feine Fußgelenke, die Angehörigen

einer Taubenart weniger ausgebildete Waden und dicke Fußgelenke; die mit dem schwarz und weißen Fliegenfänger verbundene Gruppe hat dünne Oberarme und muskulöse Unterarme, während die Menschen der Hunde-Gruppe schnell und ausdauernd laufen können. Ferner Leonhardi bei Strehlow I 1: Wenn die Frauen durch einen nach ihnen geworfenen Stock konzipiert haben, bekommen die Kinder breite Gesichter, ist der Totem-Vorfahre selbst in sie eingegangen, so haben die Kinder helle Haare (albinotisch). Vgl. noch Rivers *History* II 502, 506, namentlich bezüglich der Hälften eines Stammes. Auf den Marschall-Inseln werden Charaktereigenschaften hervorgehoben: Das Donner-Totem zeichnet sich durch Drängen und Bitten aus, das Totem der Rotgans (Kalo-Vogel) zeigt Entschlossenheit und Charakterfestigkeit, die Hibiscus-Leute sind unbeständig und wankelmütig (Erdland S. 343f.). — Vgl. ferner Percy Smith bez. der Naturphilosophie der Maori, Hocart bez. Fiji, Röck bez. Mexiko, de Visser bez. China (Feuer; s. d. A), Frazer im allg.; Diels bez. der Antike (Lucretius).

In jüngster Zeit wurde mit Recht darauf hingewiesen, welche Rolle Speichel, Urin und Exkremente in den Mythen spielen. Man könnte diese Auffassung eine Art Ur-„Hormonen"-Lehre nennen. Denn aus diesen Absonderungen entsteht den Mythen nach Lebendiges. Wenn das Blut in den älteren Mythen als Lebensträger noch zurücktritt, so wird das vielleicht in richtiger Weise dahin gedeutet, daß wenigstens das Blutvergießen unter Menschen bei Fängern, Jägern und Sammlern eine geringere Rolle spielt als unter räuberischen Hirten. Gerade in den Absonderungen stecken die Merkmale, die den lebendigen Körper vom toten unterscheiden. Daher gelten nicht allein diese Sekrete, zu denen auch Tränen, Schnupfen, Schweiß u. dgl. gehören, sondern auch der Atem und das Klopfen des Herzens: alle Dinge, die dem toten Körper fehlen, enthalten das Lebendige (Lublinski S. 154ff.).

Westermann sagt von der Religion der Kpelle Westafrikas, daß sie nicht ein von der übrigen Lebensbetätigung getrenntes oder über sie hinausragendes Gebiet sei, sondern vielmehr mit ihr auf gleicher Linie steht, mit denselben Mitteln arbeitet und die nämlichen Ziele verfolgt, wie das übrige Tun des Menschen. Dem Kpelle zerfällt seine Daseinswelt nicht in einen heiligen und einen profanen Teil, sondern sie ist eine Einheit in dem Sinne, daß er einen wesentlichen Unterschied zwischen Profanem und Religiösem nicht kennt. (Diese Auffassung widerspricht also diametral der Dürkheimschen.) Das ganze Handeln des Eingeborenen richtet sich auf die Erhaltung und Förderung seines Daseins, auf das Fernhalten dessen, was ihm nach seiner täglichen Erfahrung Schaden bringen kann. Die zu diesem Zweck verwendeten Mittel pflegen wir Europäer auf Grund unserer Unterscheidungen in natürliche und außernatürliche einzuteilen; für den Kpelle besteht eine solche Unterscheidung jedoch nicht. Dagegen findet vom Standpunkt der Eingeborenen eine andere Klassifizierung von Dingen und Handlungen statt; solche, die für uns auseinanderfallen, werden zusammengetan: Menschen, lebende wie tote, Dämonen, Tiere, Pflanzen und Unbelebtes sind für den Kpelle von wesentlich gleicher Art, führen ihr Dasein unter gleichartigen Bedingungen und können auf die gleiche Weise den Menschen zum Bösen und Guten beeinflussen; er hegt ihnen gegenüber die gleichen Gefühle vorsichtiger Scheu und wehrt sich gegen sie mit den nämlichen Mitteln. Westermann erwähnt die gleiche Überzeugung Henrys von den Bambara (1910 S. 12): „Jeder nicht islamitische Bambara betrachtet sich als nahen Verwandten der Tiere und Pflanzen, ja, ich füge mit aller Bestimmtheit hinzu: als nahen Verwandten der unorganischen Wesen. Ohne Zweifel unterscheidet er zwar die Naturreiche untereinander, das Mineral ist für ihn keine Pflanze, noch die Pflanze ein Mineral, er unterscheidet das Lebende vom Leblosen, aber hat er es verstanden, zwischen sich und dem Rest der Schöpfung eine reine, deutliche Scheidungslinie aufzurichten? Nein, er schreibt allem einen Schimmer von Vernunft und von Leidenschaft zu.

Westermann weist darauf hin, daß es ein Hineintragen europäischer An-

schauungen wäre, wollte man den Kpelle die Meinung unterlegen, alle diese Erscheinungen vom Menschen bis zum Stück Holz seien „beseelt", oder gar sie enthielten „Seelenstoff". Eine Seele hat nicht einmal der Mensch (*Die Kpelle* S. 174ff.), und die Frage nach einem belebten Etwas in dem Erscheinungsgegenstand liegt dem Kpelle völlig fern; er begnügt sich damit: die Gegenstände sind da; er beurteilt sie nach ihrer Wirkung auf ihn selber und ist dabei zu der Überzeugung gelangt, daß sie alle wesentlich gleichartig sind: sie alle können ihm schaden oder nützen; aber sie alle unterliegen auch, da sie ihm wesensgleich sind, seiner Beeinflussung. Erst wenn man sich vergegenwärtigt, daß es für den Kpelle keine Grenze zwischen Vernünftigem und Vernunftlosem, zwischen Natürlichem und Außernatürlichem, ja zwischen Möglichem und Unmöglichem gibt, so werden auch seine in unserem Sinne religiösen Handlungen verständlich. Wenn er einen Menschen durch freundliches Zureden zu gewinnen sucht, so leuchtet uns das ein; versucht er das gleiche mit einem Baum oder einem Stein, so finden wir das unsinnig. Fängt er einen Leoparden in der Falle, so nennen wir das vernünftig, begütigt er ihn aber durch eine Opfergabe, so erscheint uns das irrational. Und dieses Irrationale nennen wir Religion oder doch eine Vorstufe dazu. Der Kpelle trennt die beiden Handlungsarten nicht, beide sind ihm gleich sinnvoll und zweckmäßig, beide gleich selbstverständlich.

Der wichtigste Gegenstand seiner Umwelt, mit dem sich der Kpelle auseinanderzusetzen hat, sind die Mitmenschen; mit ihnen muß er sich gut stellen, durch Höflichkeit, Gefälligkeit und gelegentliche Geschenke sich ihr Wohlwollen erhalten und gegen ihr Übelwollen sich schützen; oder, falls sie trotzdem böswillig bleiben und zu einer Gefahr werden, sie aus dem Wege räumen. Genau so wie die Lebenden sind auch die Toten zu behandeln: man spricht zu ihnen ebenso höflich, setzt ihnen die gleichen Geschenke an Speisen und Genußmitteln vor wie den Lebenden, und einen bösartigen Toten, d. h. seinen Leichnam, räumt man aus dem Wege, indem man ihn verbrennt. Weiter hat der Mensch sich zu schützen vor wilden Tieren, vornehmlich vor solchen, die infolge ihrer Eigenart und Lebensweise in besonderem Maße Gegenstand der Scheu geworden sind: Schimpansen (Waldteufel) und Seekühe (Wassermenschen). So wenig der Kpelle einen wesentlichen Unterschied zwischen lebenden und toten Menschen macht, so gering ist ihm der Abstand zwischen Mensch und Tier; der Mensch verwandelt sich beliebig in ein Tier, und in den Märchen redet und handelt das Tier wie der Mensch. Das Tier wird wie der Mensch durch freundliches Zureden und durch Gaben gewonnen, so der Totem-Leopard, die Riesenschlange, die Seekuh. Um einen verheerenden Heuschreckenschwarm zu entfernen, greift man einige Tiere und sucht sie durch freundliches Zureden zum Weggehen zu bewegen. Man sagt ihnen: „Nun kehrt zurück in eure Heimat, grüßt die euren, laßt uns in Ruhe, denn bei uns gibt es nichts mehr für euch zu fressen." Henry berichtet ähnliches von einer Raupenplage (1908 S. 14f.). Und wie zu Menschen und Tieren, so redet man auch zu Bäumen (vgl. Westermann *Die Kpelle* S. 301). Unter die Totem-Pflanzen legt man Baumwolle als ihre Kleidung. Ebenso wie Menschen und Tiere werden auch Gegenstände „getötet", so die Kleider und Wertsachen, die man dem Verstorbenen ins Grab mitgibt (Westermann ebd. S. 189ff.). Der lange nicht begangene Weg wächst nicht zu, sondern „stirbt", ein unfruchtbares Feld, ein verlassenes Haus ist ein „totes". Man darf nicht sagen, es handele sich hier um übertragene Bedeutungen, vielmehr ist eine ganz ursprüngliche Anschauung in diesen Worten lebendig.

Aus dieser ganzen Einstellung zu den Dingen, Tieren und Menschen ergibt sich auch das sonstige Verhalten des Kpelle toten oder lebenden Menschen gegenüber. Das Opfer (s. d. A) erscheint als Geschenk an die Toten, das sich in keiner Weise von einem Geschenk an einen lebendigen Menschen unterscheidet. Das Gebet, welches die Darbringung des Opfers begleitet, besteht in der Aufforderung oder Erinnerung an den Empfänger, die für die Gabe erwartete Gunst auch wirklich zu erteilen,

so wie man es bei Überreichung eines Geschenkes an den Häuptling und an jede angesehene Person macht. Der „Zauber" (s. d. A) richtet sich an lebende Menschen; der Ausdruck dafür ist konkret an die Gegenstände gebunden, deren Wirkung auffällt, die sich jedoch der Art nach von den anderen nicht eigentlich unterscheiden. Darum pflegt man für Zauber „Gift" oder „Medizin" zu sagen. Warum nun gewissen Gegenständen eine besondere Wirkungsart zugeschrieben wird, ist in jedem Falle besonders zu untersuchen. Wie man durch einen Zaun die Ziegen vom Acker fernhält, so glaubt man, durch eine um das Haus gelegte Schnur die nachts herumwandelnden, toten Menschen von diesem abzuhalten. Die Erfahrung lehrt, daß die Ziegen den Zaun nicht überschreiten können; man fühlt sich vor den Toten sicher, wenn die Schnur um das Haus gelegt ist. Mit der gleichen Gebärde verscheucht der Kpelle vom Felde die Vögel wie das erwartete feindliche Kriegsheer von der Stadt. Ein gefangenes Tier sperrt man in einen Käfig, und ebenso schließt man einen gefangenen Totengeist in eine Flasche ein. — Während man das Schädliche fernzuhalten sucht, will man sich das Nützliche und Erhaltende aneignen. Dieser Erwerb geschieht durch körperliche Berührung oder noch besser durch Einverleibung. Die Eigenschaften eines Körpers werden auf den anderen übertragen: der Leib des Menschen wird durch Berühren eines warmen oder kalten Gegenstandes warm oder kalt; durch Essen oder Berühren eines starken Dinges wird der Mensch stark, durch das eines mutigen Tieres mutig. Nicht nur auf den lebenden Menschen, sondern auch auf den Toten und auf den Zauber selbst gehen solche Eigenschaften über. Eine teilweise (nichtige) Erfahrung wird (unzulässig) verallgemeinert. Der leblose Gegenstand oder der tote Mensch haben die gleichen Bedürfnisse wie der Lebende: auch dem Toten macht es Freude, zu essen, er wird dadurch kräftig und seine Laune hebt sich, aus einem verdrossenen Klagegeist wird ein wohlwollender Schutzgeist. Wenn man auf den zum Wahrsagen dienenden Zaubergegenstand seine Lieblingsspeise Blut und Fett und als Nachtisch eine schon vorgekaute Kola-Nuß reibt, so erlangt er nicht nur die zu seinem Amt nötige Kraft, sondern er wird auch in freundliche Stimmung versetzt und wahrsagt Gutes; eine Stimmung, die noch gehoben werden kann durch Zureden und Versprechungen weiterer Gaben. — Die Wirkungen einer Handlung können auch von einem Ort auf den anderen übertragen werden. Durch Hauen mit dem Buschmesser öffnet man sich einen Weg durch das Dickicht: wenn aber Frauen tanzen, die Bewegung des Buschniederschlagens vormachen und dabei den Obmann des Poro-Bundes ansingen (s. Geheime Gesellschaft), so öffnet sich diesem bei seiner Wanderung durch den Urwald der Weg, als ob er ausgehauen wäre.

Alle diese Übungen und Ansichten sind, wie man sieht, nicht aus einem Nachdenken über höhere Dinge entsprungen, sondern aus den drängenden Bedürfnissen und Nöten des Alltags. Sie bekämpfen die Feinde, die der Eingeborene am meisten zu fürchten hat: Hunger, Krankheit, Tod und deren Verursacher; oder vermeintliche Urheber, nämlich lebende oder tote Menschen. Sie suchen das zu erstreben, was ihnen als Güter erscheint: Nahrung, Gesundheit und langes Leben. Was außerhalb dieses Kreises liegt, berührt den Kpelle wenig und wird darum auch nicht Gegenstand seines religiösen Handelns. Sonne, Mond und Gestirne, Blitz und Donner, Sturm und Regen gehen unmittelbar sein Wohlsein nicht an, oder sofern sie das tun, ist ihr Erscheinen und ihre Wirkung so regelmäßig und zuverlässig, daß man sich um sie nicht zu bekümmern braucht. Soweit man sich indessen um die Erscheinungen des Himmels gekümmert hat, könnte man von Anfängen eines religiösen Denkens oder richtiger Dichtens reden. „Die Ergebnisse dieses mythologischen Phantasierens sind indessen nicht Gegenstand des Kultus geworden; dazu liegt das alles zu fern und greift zu wenig in das tägliche Leben ein. Die Gottesvorstellung, die bei den Kpelle wie bei anderen Negern sich aus der des unendlich großen Himmels gebildet hat und ziemlich lebhaft entwickelt ist, muß in ihrer Entstehung, jedenfalls bei ihrer

Ausbildung zu einem fast persönlichen Wesen nicht ohne Mitwirkung fremder Faktoren ausgebildet sein."

§ 11. Die geschilderte Abhängigkeit des Menschen von der Natur ist etwas, das sich auch in der Wirklichkeitsgebundenheit seines ganzen Denkens auswirkt. In dem Maße, in dem der Mensch sich von den Fesseln der Untertänigkeit unter die Natur befreit hat, gelangte sein Vertrauen auf seinen Geist zur Geltung, das Psychische als Absicht und Wille vermochte sich loszulösen. Der Naturmensch steht unter dem Bann der Ereignisse, des Geschehens. Tat und Handlung sind alles.

Die auf das konkret Sinnliche gerichtete Denkweise kommt vor allem in Redensarten zum Ausdruck, die an Stelle von zusammenfassenden, abstrakten Wendungen, wie wir sie zu gebrauchen pflegen, deskriptiv verfahren: so statt „ich bade": ich will meinen Körper waschen; statt „ich schlage dich": ich schlage dein Fleisch; statt „ich habe dich gesehen": ich habe deinen Körper gesehen u. dgl. (Fräßle S. 67; vgl. a. Meinhof 1910/11 und 1912, Westermann *Gola-Sprache*, Boas 1925).

In dieser Form erscheint die Handlung als Denkäußerung. Die Psyche liegt hinter der Handlung, die sie hervorruft, sie verursacht. Man könnte diesen Satz als primäre Errungenschaft des menschlichen Geistes hinstellen. Er ist ja auch, grob gesehen, richtig. Aber aus seiner uns unzulässig vorkommenden Verallgemeinerung auf Tiere und was sonst noch als lebendig aufgefaßt wird (lebendig-beweglich oder veränderlich), folgen unzählige Irrtümer des Denkens. Desgleichen führt die Gebundenheit des Denkens an das nur Sinnfällige, also die uns unberechtigt erscheinende Einschränkung, daß nur die Handlung allein einen Rückschluß auf das Denken gestattet, zu schweren Fehlern in ihrer Auswirkung. Noch weit in die archaische Zeit hinein bleibt das religiöse Leben, obwohl es schon von neuen, freieren Auffassungen belebt wird, doch im Kultus und Ritus noch der alten Auffassung verfallen. Diese gleiche Auffassung beherrscht bekanntlich auch das archaische Rechtsleben (s. BürgschaftA, Recht, Vertrag) und auch die Moral (s. d.).

So wird auch der, ich möchte sagen, „intellektualistische" Charakter verständlich, der sich in den Riten und Zeremonien offenbart. Denn immer kommt es nur auf das Wissen um diese richtigen Handlungen und ihre Durchführung an.

Der Kernpunkt der Weihezeremonie (s. Jünglingsweihe) besteht z. B. bei den südostaustral. Kurnai im „Zeigen" des Großvaters (Howitt S. 628), nämlich in Gestalt eines keulenförmigen Schwirrholzes, das sie zu schwingen lernen. Der Respekt vor diesem *bullawangs* wird durch Erschrecken, besonders der Frauen und Kinder, wach erhalten.

Oldenberg (S. 5ff.) charakterisiert die alten Gedankengänge des ind. Brahmanentums folgendermaßen: wie der Name (s.d.A) einer Wesenheit, ihr Bild oder ihr Schatten, so steht auch das Wissen von ihr zu ihr selbst in engster nützlicher Beziehung. Noch in anderem Sinn als in dem unseren gilt hier das Wort, daß Wissen Macht ist: nicht, wie wir es verstehen, indem es zu richtigem Handeln befähigt, sondern direkt, indem es geheimnisvollen Konnex zwischen dem Wissenden und dem Bewußten herstellt, etwa eine unmittelbare Zaubermacht über das Objekt des Wissens in sich schließt, während andererseits dies Objekt für unzureichendes, falsches Wissen sich am Wissenden rächen mag. Nicht jeder ist fähig, jedes Wissen aufzunehmen, — es ist hier nicht an die geistige Fähigkeit des Verstehens gedacht, sondern an mystisches Ausgerüstetsein zum Beherbergen der Erkenntnis und an Geschütztheit vor den ihr innewohnenden bedenklichen Kräften. So bewegen sich Lehren und Lernen in einer sakramentalen, mit Zauber gesättigten Atmosphäre. Die Scheu vor Unheimlichem liegt in der Luft. Aber wenn es gelingt, alle Gefahren zu beschwören, erlangt man dafür auch als Wissender unabsehbare Macht. Um dieses Wissen dreht sich die Opferkenntnis. Der Mensch opfert dem Gott, damit dieser ihm wieder etwas gebe, ihn schone oder beschütze. Im Gebet, in dem er dann Gott anruft, handelt es sich darum, einerseits ihn mit den rechten Worten auf sich und das Gewünschte aufmerksam zu machen, andererseits die Zauberkraft der Worte (s. NameA)

recht zu nützen. In diesem Gemisch von rechten Handlungen und rechten Worten bewegen sich die Riten. Deren Beherrschung wird aber in höheren Gesellschaften mit reicheren Künsten und Fertigkeiten so schwierig, daß sie nur denen gelingt, die sich ihnen ganz gewidmet haben, den Priestern, in Indien den Brahmanen.

Dieses in rechten Handlungen und rechten Worten sich erschöpfende Verhalten gegenüber den dunklen Mächten, von denen das Menschenschicksal abhängt, hat auch zu der Auffassung von dem Schatz „guter Werke" geführt (Oldenberg S. 27). Den Göttern gebrachtes Opfer gleicht dem „Tribut", heißt es, den der gemeine Mann dem König bringt.

Die Sünde liegt in den ältesten Religionen nur in der Handlung, sie wird also „aktuell", nicht intentionell gefaßt. Man könnte drei Stufen konstruieren: 1. zunächst die falsche Handlung (s. Mana B, Meidung, Tabu B); 2. das falsche Denken, der falsche Glaube intellektuell gefaßt, wie er namentlich auch in unrichtigen Gebeten u. dgl. zum Ausdruck kommt (s. Opfer A); 3. endlich der falsche Wille, die unrichtige psychische Einstellung der höheren, ethisch orientierten Religionen (vgl. Oldenberg).

Gemäß dieser zunächst an die Handlung geknüpften Auffassung liegt Torheit und Verbrechen allein in der Handlung wider Herkommen und Gesetz, in dem Bruch des „rechten" Handelns.

Dementsprechend erfordern gewisse Situationen auch ein bestimmtes, herkömmlich gebundenes Handeln, das so weit geht, daß Gefühle in der Weise konventionalisiert werden, daß ein bestimmter Gefühlsausdruck erforderlich ist, wie z. B. das herkömmliche Sträuben oder Weinen der Braut (s. Heirat) oder das Weinen des Hauptleidtragenden in China, der beim Begräbniszug alle paar Schritte zusammenbrechen muß.

Vom religiösen Gefühl müssen das religiöse Verhalten und Denken unterschieden werden. Während ersteres tief im Menschentum enthalten liegt und nur je nach dem Persönlichkeitstypus schwankt, ist der intellektuelle Ausdruck dieser Gefühle an die Geistesverfassung der einzelnen Kultur gebunden und bedient sich, dieser entsprechend, der Symbole, welche die betreffende Art der Kultur und ihre Überlieferung bereithalten. Näheres: Thurnwald *Das Symbol in ethnologischer Beleuchtung* III. Kongr. f. Ästh. u. Kunstwiss. 1927, Ztschr. f. Ästh. u. Kunstwiss. 21, 3 (1927).

Als Ansporn für diese Tendenz dienten zweifellos Technik und Handfertigkeit, die Einsicht, in welchem Ausmaß der rechte Kunstgriff bei Fang und Jagd, im Kampf und im Tageswerk zum Erfolg führt.

§ 12. Für die Auffassung über die Zusammenhänge zwischen Vorbild und Folge ist bezeichnend, was Malinowski (1922 S. 129f.) von den Trobriandern der Südsee berichtet. Hat man einen Baum für ein Kanu gefällt, und erscheint dieser Stamm beim Ziehen zu schwer, so sucht man sich die Arbeit durch Auflegen eines trockenen Bananenblattes und durch Schlagen mit Büscheln trockenen Alang-Grases zu erleichtern. Man ruft den Stamm an und sucht verschiedene schlechte Dinge, die den gefällten Baum schwer machen, die Schwere und Langsamkeit, aus dem Stamm herauszuholen. Diese Schwere und Langsamkeit gehen dann über in das Grasbüschel, welches fortgeworfen wird. Man macht dann ein zweites Büschel zurecht usw., um den Stamm weiterhin zu erleichtern und seinen Transport zu beschleunigen. Das Vorbild des leichten Grases „zieht die Schwere heraus".

Typisch ist z. B. für die Vorbedeutung, daß der, welcher bei den Bergdama das Feuer für den Tanz anzündet, ein guter Jäger sein muß. Nur dann, wenn der Anzünder des Feuers gut ist, wird auch das Feuer gut sein. Und nur, wenn dieses gut, wird der Tanz gelingen. Und wenn der Tanz gelingt, wird man den Erfolg davon in reichlichem Ertrag der Sammeltätigkeit und Jagd haben. Meint man beobachtet zu haben, daß nach einem bestimmten Tanz die Jäger besonders gute Erfolge hatten, so besinnt man sich auf den, der an jenem Abend das Feuer anzündete, und veranlaßt ihn, in Zukunft stets für das Feuer zu sorgen (Vedder S. 93).

Die Verbindung zwischen Mensch und Tier findet bei den Kpelle Westafrikas darin einen Ausdruck, daß man die Webervögel, die in Wollbäumen nisten, als die

Verkörperung der Vorfahren auffaßt. An die schon seit längerer Zeit Abgeschiedenen eines Dorfes erinnert man sich nicht mehr individuell, aber man bringt ihnen gemeinsam Opfergaben dar. Ihren Wohnort lokalisiert man in den genannten Wollbäumen oder anderen großen Bäumen. Darum fällt man diese nicht, und ihre Umgebung wird von Buschwerk und Gras frei gehalten. Hier werden die Opfer hingestellt, die monatlich oder häufiger das Sippenhaupt darbringt. Verlassen die Vögel einen solchen Baum, so ist das ein böses Vorzeichen (s. Omen A): die Bewohner werden, wie man meint, ebenfalls in kurzer Zeit infolge eines hereinbrechenden Unglücks den Ort verlassen müssen, und dieser wird zur Ruine werden. Man sucht daher auf jede Weise die Webervögel zu halten (Westermann *Die Kpelle* S. 181). — In diesem Glauben äußert sich einmal der auf bestimmte Vögel lokalisierte Zusammenhang zwischen Mensch und Tier, ferner tritt darin wieder der Vormachzauber (s. § 6) in Erscheinung, indem nämlich das Verlassen der Bäume seitens der Vögel das Verlassen der Menschen von ihrem Wohnort nach sich zieht.

§ 13. Die Vorbildhandlungen spielen besonders als „Naturzauber" eine verbreitete Rolle. Dabei handelt es sich darum, dem ordnungsmäßigen und erwarteten Ablauf der Jahreszeiten, von Regen und Sonnenschein, dem Wechsel der Mondphasen usw. nachzuhelfen. Diesen Gedanken könnte man als eine Kompensation dafür bezeichnen, daß der Wunsch, sich die Natur untertan zu machen, noch nicht erfüllt ist, und man in der Tat von ihr abhängt.

In welcher Weise sich der Kágaba-Indianer Kolumbiens die Wirksamkeit der bei den Regen- oder Trockenheitsbeschwörungen verwendeten Masken vorstellt, geht aus folgendem Verhalten hervor: 1. die Maske wird nicht ohne Träger zur Beschwörung verwendet. Sie allein kann nicht Regen spenden, sondern sie muß erst auf einen Menschen regelrecht zum Zwecke der Beschwörung aufgesetzt werden. Das richtige Aufsetzen versteht nur der Priester. Durch eine bestimmte Maske, z. B. durch die Sonnenmaske, wird die Sonne, wenn man richtig verfährt, in dem Sinne beeinflußt, daß dadurch Regen herbeigeführt wird. Was der Priester oder Novize tut, der die Maske aufsetzt, das tut der Maskendämon. Ersterer schreibt letzterem also durch sein Verhalten sein Tun vor („Vorbildzauber"; s. Zauber A). Der Dämon ist der Priester, der, mit der Maske angetan, zur Beschwörung schreitet, darum sagt man vom Dämon, daß er sein Gesicht abnimmt, wenn die Maske abgelegt wird, und umgekehrt, daß er es ergreift, wenn er die Maske anlegt (Preuss 1926 S. 76). — Ähnlich ist es mit der Maske des Totendämon *Hiséi*. Ein Mittel gegen einen Dämon ist zugleich ein Mittel des Toten, und ein Gesang gegen einen Dämon ist ein Gesang der betreffenden Maske, des Maskendämons. Die *Hiséi*-Maske ist ein Dämon, der für alle Vorbereitungen zum Feste, insbesondere für die Festspeisen, zu sorgen hat. Unter diesen wiederum wird die Speise für die Taufe besonders erwähnt, die ebenso wie der ganze Taufakt dazu bestimmt ist, den Neugeborenen am Leben zu erhalten. Ferner heißt auch die Hütte für den ersten Beischlaf des neuvermählten Paares: *hiséi huvéi*, wie das zauberische Steinpulver in seiner Umhüllung. Hier wie bei der Taufe soll das zukünftige Leben erhalten werden. Auch ist es eine der wichtigsten Aufgaben eines jeden Festes, die Tänze und das ganze Dorf vor Krankheiten zu schützen. Diesem Zweck dienen wohl auch die Festspeisen mehr, als es auf den ersten Blick scheint. Daher hat die *Hiséi*-Maske auch für die als Festspeise gebrachte *Canchi*-Frucht zu sorgen, was durch einen zweitägigen Tanz geschieht, durch den verhütet werden soll, daß die Frucht von Tieren ausgefressen werde. Diese Frucht wird als himmlischen Ursprungs betrachtet und hat eine besondere Bedeutung für die Gesundheit. Die Sorge für sie hat die Totenmaske übernommen. Die *Hiséi*-Maske sagt unter anderem auch: „Fegt vor dem Tempel, fegt den Unrat gut zusammen, damit kein Puma und keine Schlange mich fresse, denn davor habe ich Angst." Der Puma gilt als die Verkörperung alles Übels und ebenso die dort recht häufigen Giftschlangen. Die *Hiséi*-Maske wird mit dem schnauzenartigen Rachen und den großen Zähnen

des Puma dargestellt und trägt auf beiden Seiten eine geschnitzte Schlange. Das Bemerkenswerte an dieser Maske, die zu den Tätigkeitsdämonen gehört, ist, daß sie die menschlichen Mittel gegen Krankheit und Tod verkörpert (Preuss 1926 S. 90f.). — Diese Bekämpfung von Krankheit und Tod durch eine gewissermaßen „konkrete Abstraktion" von Krankheit und Tod in Gestalt des Maskengeistes zeigt das im P. D. stark hervortretende Prinzip der Vergeltung am Werk. Die konkreten einzelnen Fälle von Krankheitserscheinungen und Todesereignissen werden durch die zur Dämonenvorstellung erhöhte, jedoch in das konkrete Gewand der Maske gekleidete Form der verallgemeinerten Krankheit und des Todes überhaupt bekämpft.

§ 14. Tief in der Seele der Naturmenschen und wohl der Menschen überhaupt liegt das Prinzip der Vergeltung. Vielleicht ist es auf die organischen Vorgänge der adäquaten Reaktionen in letzter Linie zurückzuführen. Durch dieses Prinzip wird das Gleichgewicht des gesellschaftlichen Lebens aufrechterhalten. Diese Vergeltung kommt aber nicht bloß als vorübergehender Impuls zum Ausdruck, sondern als langdauernder Stimmungsgehalt, durch den das Denken und Verhalten eines Menschen oft auf Jahre hinaus bestimmt wird.

Auch in anderer Weise findet dieses Prinzip seinen Niederschlag. Nämlich als Tendenz, die Dinge in ein symmetrisches Gleichgewicht zu bringen, wie z. B. bei Einrichtungen verschiedenster Art (vgl. Thurnwald 1921 S. 10; Malinowski 1926 S. 24).

§ 15. Die Projizierung des Weltbildes auf das Jenseits beherrscht fast überall das Denken, wo das Jenseits überhaupt die Phantasie beschäftigt. Oft tritt aber noch eine Umkehrung insofern ein, als die irdische Welt als Abklatsch des Jenseits aufgefaßt wird. Dies kann weiterhin noch so gesteigert werden, daß die Geschehnisse und Erscheinungen des Diesseits durch die des Jenseits in paralleler Weise „bedingt" von ihnen abhängig erscheinen. So tritt eine völlige Umkehrung des Projektionsvorgangs ein, das Projizierte erscheint als das Verursachende und das projizierte Diesseits als das durch jenes Bedingte.

Die religiös-mythologische Umkehrung bei den Dama (Vedder S. 99) sagt: Nur weil es in des Häuptlings *Gamabs* Sippenlager des Jenseits auf dem Jagdgrund soviel Wild gibt, „kann es auch Wild auf Erden geben". Und nur weil dort Feldkost wächst, kann man sie auch auf Erden sammeln, nur weil dort die Bäume Früchte tragen, tun sie es auch auf Erden usw. Alles wird da vorgemacht, so daß die Erdvorgänge ein Spiegelbild der Jenseitsgeschehnisse darstellen. Also genau umgekehrt: Die Gehirnvorgänge sind das Reale für den einzelnen, sie werden als das transzendent Existierende aufgefaßt und vom egozentrischen Machtstandpunkt aus dem *Gamab* zugeschrieben, von dem die Welt der Erscheinungen, die um uns herum sich abspielen, bedingt ist, auch Schicksal, Krankheit, Heilung oder Tod (Vedder S. 99—100): Die Toten nähren sich von den Lebenden.

Daraus leitet sich auch die Bedeutung des Traumes ab (Seligman 1923).

§ 16. Dies hat noch eine weitere Konsequenz, die im Vorbildzauber (s. Zauber A) deutlich in Erscheinung tritt: alles „Vormachen", „Vorbilden", „Vorreden" (s. Name A), sowie schließlich „Vordenken" hat reale Macht, das Urbild nach sich zu ziehen. Die Nachahmung wird dadurch bedingt. Hier liegt eine Verwechslung des psychischen Nachbildes vor, das als ebenso real empfunden wird wie der primäre Reiz. Da der primäre Reiz die Reproduktion hervorruft, versucht man durch letztere auch den primären Vorgang schaffen zu können.

Sinn der Tiertänze (Vedder S. 94) ist, das Jagdwild zu bewegen oder zu beschwören, sich in die Hände des Jägers zu begeben („Anziehungszauber"). Die eigentümlichen Bewegungen des Tieres werden allen erkennbar nachgeahmt, die nachgeahmten Tierlaute entsprechen der betreffenden Situation. Man veranstaltet die Tänze, wenn man größere Erträgnisse braucht, die Regentänze vor Eintritt der Regenzeit. Wie gewöhnlich stellen derartige Handlungen eine Nachhilfe des Naturgeschehens dar (s. § 13).

§ 17. Der verhältnismäßig enge Kreis der Erfahrung erschwert die Bildung von

Verallgemeinerungen oder hält sie wenigstens in engen Grenzen. Dabei fehlt es nicht an Einteilungen der Natur, in der Regel von einem egozentrischen Standpunkt, wie z. B. in Neu-Pommern: in Dinge, die beißen, und solche, die nicht beißen. Diese klassifikatorische Tendenz (vgl. Dennett, Francke) macht sich bekanntlich auch auf sprachlichem Gebiet geltend (Meinhof 1906, Planert 1910). Das enumerative Verfahren ist mir übrigens auch aus der Literatur des alten Ägypten bekannt (Lebenslauf des *Une*, Schneider S. 156—57). Es hängt mit der schon erwähnten Gebundenheit an die konkreten Erscheinungen zusammen (s. § 5).

Schon aus der egozentrischen Bezogenheit aller Dinge geht die Neigung zur Systematisierung hervor, nämlich die Dinge auch untereinander in eine Übereinstimmung zu bringen. Allerdings sind solche Systeme wie etwa bei den Wadschagga (Gutmann 1909 S. 7) oder in Buin (Thurnwald I [1912] S. 89) örtlich bedingt und begrenzt.

In den archaischen Kulturen gewinnen diese Weltbilder eine das ganze Denken beherrschende Bedeutung (Gaerte, Stönner, Hauser). Ganz besonders umfassend sind sie in China geworden (de Groot).

§ 18. Mißtrauen und Bestürzung erregt vor allem immer das „Fremde". Daher der oft merkwürdige Empfang, der zum ersten Male erscheinenden Weißen bereitet wird. Die Wirkung des Erscheinens eines nicht nur ungewöhnlich aussehenden Menschen, sondern auch eines solchen, der mit ganz anderen Geräten und Hilfsmitteln ausgerüstet ist, wirkt um so verwirrender, wenn man sich klarmacht, wie fest gebunden das Leben der Eingeborenen ist, und wie zähe sie an allen Einzelheiten kleben. Dementsprechend auch die Umständlichkeit, mit der die uns einfach erscheinenden Angelegenheiten erledigt werden. Dazu kommt die Schwierigkeit der Abstraktion, die zu einem Aufzählen aller Dinge greift, wo uns vielleicht ein genereller Begriff zur Verfügung steht. Bei einem Bericht wird ein Bote, wie z. B. Pechuël-Lösche (S. 84ff.) erwähnt, mit Worten und Gebärden getreulich jede Kleinigkeit schildern, wo er etwa jemand traf, was dieser dachte, sagte, was die anderen taten, was Frau, Schwester, Bruder, Onkel, Kinder, Nachbarn meinten, ferner, wie er sich vorbereitete, seine Lenden gürtete, sich verabschiedete, was er anordnete; schließlich welchen Pfad er einschlug, wie dieser beschaffen war, das Gras, der Wald, das Dorf, das er berührte, wie sein Gastfreund ihn begrüßte, was sich begeben hatte, was die Leute dazu sagten, was er sagte, tat, wie er weiter zog, wo er ruhte, aß, trank, wen er unterwegs traf, was er sagte, was der andere sagte, woher der kam, was dort passiert war, wohin der wollte, wie sie sich trennten, wie er müde wurde, welche Vögel flogen, wie das Waldhuhn rief, welches andere Dorf er berührte, was es dort Neues gab und so fort Tag für Tag. Alle dem hören die Versammelten bei einem „Palaver" andächtig zu und merken es sich sogar. Der nächste Redner macht es kaum kürzer, der dritte und vierte auch nicht. Derweile ist es Abend geworden, und man vertagt sich auf morgen, wo andere die Vorträge weiterspinnen. Ein unmittelbares Eingehen auf die Sache selbst ist so gut wie ausgeschlossen; es wäre unhöflich, würdelos, ganz und gar unpassend. Diese Umständlichkeit, dieses Kleben an Form und Reihenfolge, dieses Unvermögen, rasch einen Entschluß zu fassen und auszuführen, hilft Reisenden durch, wenn sie erregte oder feindliche Stämme zu passieren haben. Wer schnell vorgeht, Wege wechselt und überrascht, sichert sich dadurch. Die andere Folge dieser gleichen Eigenschaft der Naturvölker, dieses Mangels an Geistesgegenwart, liegt darin, daß z. B. die Bafioti sich gedankenlos ein über das andere Mal in die nämliche Gefahr bringen, in die gleiche Falle laufen, bevor ihre Gedanken auch soweit waren: Frauen schöpfen immer wieder an Uferstellen Wasser, wo menschenfressende Krokodile lauern. Würden sie sich etwa durch ein paar Schläge mit Stangen ins Wasser oder durch wenige Pfähle als Zaunwerk sichern, so könnten sie sich leicht schützen. Rauchende Männer hocken unbekümmert um offene Pulverfässer. Bei alledem kann man weder von Stumpfsinn noch von Geistesträgheit reden. Das Plaudern und Erzählen reißt nie ab. An Stoff dafür mangelt es nicht.

Vedder (S. 87) bemerkt, daß der Glaube der Dama an den übernatürlichen Ursprung der Krankheiten und die Anschauung, daß sie daher auch auf übernatürliche Weise entfernt werden müssen, die Betätigung des Verstandes und das Forschen nach natürlichen Heilmitteln gehemmt hätten. Doch fehlt es keineswegs an vernünftigen Verfahrensarten, z. B. wenn die Bergdama (Vedder S. 90) die Syphiliskranken isolieren und ihre Kleidungsstücke verbrennen, oder wenn man Geschwüre ausschneidet, schmerzende Glieder (Zehen) abhackt, Zähne mittels Stock und Faden auszieht u. dgl.

§ 19. Die vielfach aufgeworfene Frage nach der psychischen Differenzierung der Individuen einer primitiven Kulturgesellschaft wird man zweifellos dahin zu beantworten haben, daß es eine ebenso große Fülle von Veranlagungen und Charakteren, selbst auch unter Jäger- und Sammlervölkern, gibt wie irgendwo anders, eine Buntheit von Eigenarten, geradeso wie in der übrigen Lebewelt, auch der Tiere und Pflanzen. In dem Artikel „Handwerk A" wurde bereits auf die tiefgreifende Spezialisierung in den Familien und Sippen der Naturvölker hingewiesen, so daß man sagen kann: nicht die Gleichheit, sondern die Verschiedenheit steht am Anfang. Dies gilt um so mehr, wenn wir die starke Abhängigkeit gerade des Naturmenschen von seiner örtlichen Umgebung dank seiner ärmeren Technik und geringeren Beherrschung der Umwelt in Betracht ziehen. Die gegenteilige Auffassung ist auf flüchtige Beobachtung zurückzuführen, die den Eindruck der Gleichartigkeit auf den ersten Anblick ebenso bezüglich der Physiognomien erweckt wie bezüglich des Charakters, und die aus einer oberflächlichen Beziehung zu den Eingeborenen falsche Schlüsse zieht. Der Unterschied gegenüber den modernen Menschen besteht darin, daß bei uns nicht die Anlagen bunter sind, sondern die Auswirkungen fachlicher Ausbildung und sozialer Schichtung von vornherein eine größere Mannigfaltigkeit von Persönlichkeitstypen vortäuschen. In dieser Beziehung brauche ich nicht allein auf meine eigenen Erfahrungen zu verweisen, sondern kann mich wohl auf die überwiegende Zahl moderner, soziologisch und psychologisch vorgebildeter Feldforscher berufen, wie etwa Gutmann, Vedder, Westermann, Seligman, Preuss, Malinowski u. a. m. (vgl. a. Beck).

Von großer Bedeutung ist es, das Leben einer einzelnen Persönlichkeit zu untersuchen, wie das z. B. durch Radin (1913 S. 293ff.) mit einem Vertreter der Winnebago-Indianer mittleren Alters geschehen ist. Der betreffende Mann beginnt seine Lebensgeschichte mit dem Bericht, wie einer seiner Ahnen durch den Erdschöpfer ein segenspendendes Erlebnis hatte. Hierauf schildert er seine eigene Jugendgeschichte, die natürlich das ganze Leben des Stammes spiegelt. Alle wichtigen Ereignisse werden darin irgendwie durch den Erdenschöpfer oder andere Geister kausal begründet (vgl. § 8). Sodann folgt die Begegnung mit einem Schamanen („Donnerwolke"), der angeblich sein drittes Leben auf Erden verbringt. Dies war sein Schwager, dem er sich anschloß. Gelegentlich werden Ermahnungen und gute Lehren seines Vaters erwähnt. Schließlich berichtet der Erzähler, wie er sich einer Zaubertanzgesellschaft anschloß und deren Zeremonien und Lieder lernte. — Vgl. a. Hocart 1912 (Fiji), Römer (Kayan), Ray 1923 (Bengalen) und Kandt (Ostafrika).

Von besonderer Bedeutung für das Denken und Verhalten höherer Naturvölker sind die vielerlei Zeremonien, mit denen man die Heirat (s. d.) umgibt, während bei niedrigen Stämmen das Erwachen der Sexualität unmittelbar mit verschiedenen Riten gesichert wird (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mannbarkeit, Moral). Diese Zeremonien haben teils prophylaktischen, teils reinigenden Charakter (s. Reinigung D). Obgleich manche dieser Zeremonien mit der Zeit sinnlos werden, setzt man sie weiter fort, und die emotionelle Seite der Tradition bleibt erhalten (vgl. Westermarck S. 344, 362). Ähnlich ist es mit den Trauerriten (s. Totenkultus A).

§ 20. Fast bei allen Naturvölkern findet man eine große Beherrschtheit des Verhaltens von Person zu Person. Diese Tatsache widerspricht den verbreiteten Vorurteilen von der Hingegebenheit an die Impulse des Augenblicks. Die Selbstkontrolle

ergibt sich aus der Angst, durch Beleidigung den Zorn des anderen zu reizen. Sie ist aber auch ein Ergebnis des Mangels an Geistesgegenwart, einer raschen und schmiegsamen Anpassung an eine neue Situation. Der Naturmensch ist in dieser Hinsicht spröde. Traditionell vorgeschriebene Formen sparen das Nachdenken und Anpassen an den Sonderfall der einzelnen Situation.

Doch wird diese allgemeine Beherrschtheit in zwei Fällen um so stärker durchbrochen: 1. Wenn keine traditionellen Vorkehrungen getroffen sind. Unerwartete Lagen lösen leicht eine Panik aus, einen völligen Zusammenbruch. In der Zeit, da Kämpfe (s. Blutrache) stattfinden, herrschen denn auch gewöhnlich eine außerordentliche Erregtheit, Impulsivität und darum oft recht unbedachtsames Handeln. 2. Der andere Fall betrifft die Feste (s. d. A und Saturnalien), an denen die straffen Zügel des Alltags durchschnitten werden.

Die Religionsübung der Kpelle ist ganz Kultus. Sie hat mit der Sittlichkeit entweder gar keine oder eine nur sehr lose Verbindung (s. Moral). Von dem, der schlecht ist oder handelt, sagt man, daß er mit schlechtem Herzen geboren sei, oder daß sein schlechtes Herz lauter rede als sein gutes, oder daß in ihm ein böser Geist wohne. So faßt man ihn als nicht verantwortlich auf: der hartnäckige Übeltäter wird darum nicht bestraft (s. Strafe), sondern unschädlich gemacht. Wer sich über die religiösen Übungen hinwegsetzt oder über sie spottet, gilt nicht als tadelnswert, sondern er erweckt den Eindruck eines Menschen, der dieser Hilfsmittel nicht bedarf, somit eher Bewunderung verdient (s. a. Sühne). Die durch altes Herkommen und durch allgemeine Überzeugung geheiligten Pflichten gegen Familien- und Stammesgenossen stehen mit der Religion in keiner Verbindung (s. Familie A, Klan, Sippe, Verwandtschaft). Nur in der Gottesanschauung berühren sich Sittlichkeit und Religion: denn Gott ist gut, er straft den Bösen und nimmt sich der Schutzlosen an, er liebt nicht den Menschen, der Schlechtes tut. Obwohl man diese Meinungen oft aussprechen hört, gewinnt man jedoch den Eindruck, daß sie nicht tief wurzeln und kaum je einmal das Handeln beeinflussen (Westermann *Die Kpelle* S. 174ff.).

Die Auswirkung des P. D. macht sich in vielerlei Einrichtungen des Gesellschaftslebens geltend (s. Geburt, Jünglingsweihe, Kind, Mädchenweihe usw.). Aber auch in Gewohnheiten von oft grausamem Charakter, wie Kannibalismus (s. d.), Kopfjagd (s. d.), Menschenopfer (s. d. C) u. dgl. Jedoch kann nicht ohne weiteres gesagt werden, daß dies Erscheinungen sind, die nur in einem intellektuellen Räsonnement wurzeln. Man wird zu ihrer Erklärung vielmehr an andere Gefühlseinstellungen überhaupt denken müssen, die sich aus einer verschiedenen Gesamtpsyche ergeben.

S. a. Askese, Blutrache, Eid A, Feuer A, Fluch A, Gelübde A, Gottesurteil, Häuptling, Idol A 1, Mana A, Mannbarkeit, Männerkindbett, Meidung, Moral, Omen A, Opfer A, Orakel A, Politische Entwicklung, Rätsel, Rausch, Recht, Staat, Totemismus B, Totenkultus A, Wirtschaft D, Zauber A.

Bab *Geschlechtsleben, Geburt und Mißgeburt in der asiatischen Mythologie* ZfEthn. 38 (1906); Bartlett *Psychology and Primitive Culture* 1922; Journ. Brit. Psychology 1923 ders.; Beck *Das Individuum bei den Australiern* 1924; Best *Maori Beliefs concerning the Human Organs of Generation* Man 14 (1914) Nr. 66; ders. *Anthropogeny, Solar Myths and Phallic Symbolism* Journ. Polynes. Soc. 32 (1923); Bleuler *Naturgeschichte der Seele* 1921; Bley *Die Sagen der Baininger* Anthropos 9 (1914); Boas *Handbook of American Indian Languages* 1911; ders. *Die Form in primitiver Literatur* Die Akademie 1925; Bowditch *Mission from Cape Coast Castle to Achantee* 1819; Brunner *The Hearing of Primitive Peoples* 1908; Bühler *Les lois générales d'évolution dans le language de l'enfant* Journal de Psychologie 23 (1926); von Bülow *Naturgeschichtliche Notizen und Beobachtungen aus Samoa* Globus 93 (1908); Bychowski *Metaphysik und Schizophrenie* Abh. aus der Neurologie usw. 21 (1923); Cassirer *Die Begriffsformen im mythischen Denken* 1922; Codrington *The Melanesian Languages* 1885; Dennett *Nigerian Studies* 1910; Diels *T. Lucretius Carus, De rerum naturae* 1924; McDougall *Professor Freud's Group Psychology and his Theory of Suggestion* Brit. Journ. Medical Psychology 5 (1925); Erdland *Die Marschall-Insulaner* Anthrop. Bibl. 2, 1 (1914); Fergusson *The Psychology of the Negro* Archives of Psychology 36 (1916); Finck *Haupttypen des Sprachbaus* 1910; La Flesche *The Osage Tribe, The Rite of Vigil*

Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 39 (1925); A. H. Francke *Geistesleben in Tibet* 1925; E. Franke *Die geistige Entwicklung der Negerkinder* Beitr. z. Kultur- u. Universalgesch. 35 (1915); Fräßle *Negerpsyche im Urwald am Lohali* 1926; Frazer *The Worship of Nature* 1926; Gaerte *Weltbild der protoelamischen Kultur* Anthropos 16/17 (1921/22); Goldziher *Hyperbolische Typen im Arabischen* ZfAssyr. 1903; Grohmann *Göttersymbole und Symboltiere auf südarabischen Denkmälern* Denkschr. d. Kais. Akad. d. Wiss. 58 (1914); de Groot *Universismus, die Grundlage der Religion und Ethik, des Staatswesens und der Wissenschaften Chinas* 1918; Gutmann *Dichten und Denken der Dschagga-Neger* 1909; ders. *Das Recht der Dschagga* 1926; Graebner *Das Weltbild der Primitiven* 1924; Hauser *Über das Kitâb al hijaldas Werk über die sinnreichen Anordnungen — der Benn Mûsâ* Heft 1 der Abhandl. zur Geschichte der Naturwiss. u. Medizin, hg. v. Schulz-Erlangen 1922; Henry *Le culte des esprits chez les Bambara* Anthropos 3 (1908); ders. *Les Bambara, l'âme d'un peuple africain* 1910; Heveroch *Der Beziehungswahn und das Problem der Kausalität* Ztschr. f. Pathopsychologie 3, 1 (1914); Hocart *A native Fijian on the decline of his race* The Hibbert Journal 11 (1912); ders. *Catching the Sun* Man 1923 Nr. 114; Hörtnagel *Bausteine zu einer Grammatik der Bildsprache* 1922; von Hovorka *Geist der Medizin* 1915; Howitt *The Native Tribes of South-East-Australia* 1904; Huth *Die tungusische Volksliteratur und ihre ethnologische Ausbeute* Bull. de l'Acad. Imp. des Sciences de St.-Pétersbourg 5. Serie 15 (1901); Jaensch *Die Völkerkunde und der eidetische Tatsachenkreis* Ztschr. f. Psych. 91 (1922); ders. *Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter* Ztschr. f. Psychologie 93 (1923); Junker *Reisen in Afrika* 1889; Junod *Les Ba-Ronga* 1898; Kandt *Caput Nili* 1905; Knabenhans *Zur Psychologie des Primitiven Menschen* Schweiz. Arch. f. Volksk. 23 (1921); Knittel *Über das Gedächtnis ostafrikanischer Neger* Pädagog. Magazin 962 (1924); Külz *Die Abhängigkeit der geistigen und kulturellen Rückständigkeit der Naturvölker von ihren endemischen Krankheiten* Anthropos 14/15 (1920); Leo *Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens nach seinen literarischen Ausdrucksformen* Beitr. z. Kultur- u. Universalgesch. 2 (1907); Lévy-Bruhl *Das Denken der Naturvölker* 1921; Levy-Suhl *Neue Wege in der Psychiatrie* 1925; Loewenfeld *Über die Dummheit* 1909; Lublinski *Eine mythische Urschicht vor dem Mythos* ArchfRW. 33 (1923/24); Madan *Early Stages of Speech and Thought in Bantu* Journ. Afric. Soc. 15 (1915/16); Malinowski *The Argonauts of the Western Pacific* 1922; ders. *The Problem of Meaning in Primitive Languages* in *The Meaning of Meaning* 1923; ders. *Crime and Custom in Savage Society* 1926; Mayo *The Mental Capacity of the American Negro* 1913; Meinhof *Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen* 1906; ders. *Sudansprachen und Hamitensprachen* Ztschr. f. Kolonialsprachen 1910/11; ders. *Die Sprachen der Hamiten* 1912; Migeod *Some aspects of Thinking Black* Journ. Afric. Soc. 15 (1915/16); Molsdorf *Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst* Hirsemanns Handbücher 10 (1926); Naumann *Primitive Gemeinschaftskultur* 1921; Neuhauss *Deutsch-Neu-Guinea* 1911; Nieuwenhuis *Die Veranlagung der malaiischen Völker des ost-indischen Archipels* Intern. Arch. f. Ethnogr. 23 (1921); ders. *Die Veranlagung der malaiischen Völker.* III. *Das logische Denken* ebd. 25 (1923); ders. *The difference between the conception of Soul (animus) and of spirit (spiritus) among the american Indians* 21. Congrès Internat. d. Americanistes 1924; ders. *Die Grundbegriffe der Magie und ihre psychologische Bedeutung* 21. Congrès des Americanistes 1924; ders. *Der Primitive Mensch und seine Umwelt* Ztschr. f. Völkerpsych. und Soziol. 1925/26; Oldenberg *Die Lehre der Upanishaden und die Anfänge des Buddhismus* 1923; van Ossenbruggen *Het primitieve Denken* Bijdragen tot de Taal-Landen Volkenkunde van Nederl.-Indie, Deel 71 (1916); Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1906; Pechuël-Lösche *Volkskunde von Loango* 1907; Planert *Makroskopische Erörterungen über Begriffsentwicklung* Annalen d. Naturphilos. 9 (1910); ders. *Le développement des idées morales examiné au point de vue linguistique* Le monde oriental 18 (1924); Powell *Introduction to the study of Indian Languages* 1880; Preuss *Religion und Mythologie der Uitoto* I (1921); ders. *Forschungsreise zu den Kágaba* Sonderdr. a. d. Anthropos 1926; Radin *Personal Reminiscences of a Winnebago-Indian* Journ. Americ. Folk-Lore 26 (1913); ders. *A Semi-historical account of the war of the Winnebago and Foxes* Proceedings of the State Historical Society of Wisconsin for 1914/15; Rasmussen *The People of the Polar North* 1910; Rauschenberger *Über Identität und Kausalität* 1922; Ray *Bengalisches Leben, Aufzeichnungen eines jungen Bengalen* hg. von Hardenberg 1923; *Reports of the Cambridge Anthropological Expedition to Torres Straits* Bd. II Teil I Introduction (Rivers) and Vision (Rivers), Appendix (Seligman) 1901, Teil II Hearing (Myers), Smell (Myers), Taste (Myers), Cutaneous Sensation (Mc Dougall), Muscular Sense (Mc Dougall), Variations of Blood Pressure (Mc Dougall), Reaction Times (Myers) 1903; de Retza *Defensorium immaculatae virginita tis* 1425, Nachdr. 1925; Rivers *History of Melanesian Society* 1914; Röck *Die Götter der sieben Planeten im alten Mexiko und die Frage eines alten Zusammenhangs toltekischer Bildung mit altweltlichen Kultursystemen* Anthropos 14/15 (1919/20); Róheim *Australian Totemism* 1925; Römer *Das Leben eines Kajan* Intern. Arch. f. Ethnogr. 21, Suppl. 1913; Schneider *Kultur und Denken der alten Ägypter* 1909; Seligman *Presidential adress* Journ. anthr. inst. 1923; Man 1923 Nr. 129 ders.; Percy Smith *The Maori Philosophy of Life and Matter, according to the Teaching of Nepia Pohuhu* Journ. Polynes. Soc. 32 (1923); Specht *Die Sprache und ihr Ursprung* 1921; Stönner *Ein brahmanisches Weltsystem* Baessler Arch. 1 (1911); Strehlow *Die*

Aranda- u. Loritja-Stämme Zentral-Australiens 1911—15; Szymanski *Gefühl und Erkennen* Abh. a. d. Neurologie usw. 23 (1926); Tansley *Die neue Psychologie und ihre Beziehungen zum Leben* 1923; Tessmann *Die Pangwe* 1913; Thumb und Marbe *Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung* 1901; Thurnwald *Forschungen auf den Salomo-Inseln und im Bismarck-Archipel* I (1912); ders. *Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern* 1913; ders. *Die Gemeinde der Bánaro* 1921; ders. *Psychologie des Primitiven Menschen* 1922; ders. *Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung* Ztschr. f. Ästh. u. allgem. Kunstwiss. 19 (1925); ders. *Vortrag auf der VI. gemeinsamen Tagung der deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft zu Salzburg* 1926; Tremearne *Hausa Superstitions and Customs* 1913; de Visser *Fire and ignes fatui in China and Japan* Mitt. Sem. Orient. Spr. 17 (1914; Ostas. St. S. 97); Watermann *The explanatory element in the folk-tales of the North-American Indians* Journ. Am. Folk-Lore 27 (1914); Weeks *Anthrop. Notes on the Bangala of the Upper Congo* Journ. anthr. inst. 39 (1919); Werner *Die Ursprünge der Metapher* 1919; ders. und Lagercrantz *Experimentell-psychologische Studien über die Struktur des Wortes* Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 52 (1924); Wertheimer *Über das Denken der Naturvölker, Zahlen und Zahlgebilde* Ztschr. f. Psycholog. 60 (1910); Westermann *Die Gola-Sprache in Liberia* 1921; ders. *Die Kpelle* 1921; Westermarck *Marriage Ceremonies in Marocco* 1914; Wiberg *The Anatomy of the Brain in the Works of Galen and Ali Abas, a Comparative Historical-Anatomical Study* Janus 19 (1914); Wilhelm *Einleitung zu Dschuang-Dsi* 1920; Vedder *Die Bergdama* 1923; Zahn *Der Einfluß der Landesnatur auf die Psalmen* Arch. f. Kulturgesch. 14 (1919).

Thurnwald

Primitive Technik. Bei P. T. haben wir die T. der Nahrungsversorgung von der handwerklichen zu unterscheiden, die an den Hausbau, die Herstellung von Kleidern und Schmuck, vor allem an die von Waffen und Geräten anknüpft. Die P. T. besteht im wesentlichen in einer direkten Betätigung der Hand; maschinelle Vorrichtungen kommen nur in sehr beschränktem Umfang vor. Ausführliches s. unter Handwerk A und Technik A. Thurnwald

Prince, Grotte du s. Italien A § 2.

Prochorovka (Rußland; Tf. 112 A, B). § 1. Wichtiger, repräsentativer FO der sog. Orenburgischen Gruppe, etwa 170 km n. von Orenburg, ca. 23 km vom Dorfe Michajlovo (Šarlyk), nahe der Grenze des Gouv. Ufa, auf dem „Obščij Syrt" gelegen, einem hügeligen Gebiet zwischen dem Flußsystem des Ural und dem der Bjelaja. Beiderseits des Weges zwischen den Dörfern P. und Kuzminovka (vgl. den Plan: Materialien Arch. Rußl. 37 [1918] S. 4 Abb. 2) befinden sich 9 Grabhügel verschiedener Höhe, von denen 4, nachdem man durch Raubgräberei auf sie aufmerksam geworden und ihre Bedeutung erkannt hatte, nachträglich untersucht sind.

Auf eine in der Nähe befindliche befestigte Anlage, die vermutlich weitere Aufschlüsse hätte bringen können, ist die Untersuchung leider nicht ausgedehnt worden.

§ 2. Die Grabform ist in allen Fällen ein niedriger, in den gewachsenen Boden eingeschnittener, viereckiger oder rundlicher Schacht, z. T. an der einen Wand mit einer nischenartigen Aushöhlung und mit Stufen zum Herabsteigen versehen (vgl. die Pläne a. a. O. 37 S. 5, 7, 9, 10). Im dritten Hügel waren Reste eines Scheiterhaufens (aus Birkenstämmen) von der Totenfeier. In jedem Grabe fand sich nur eine Bestattung. Das Inventar, bei den untersuchten 4 Kurganen verhältnismäßig reich, enthielt nur wenig Keramik und keinen griech. Import.

§ 3. Aus dem Kurgan I stammen ein eiserner Plattenpanzer, fast vollständig erhalten, aber zerbrochen, bisher ein Unikum (a. a. O. S. 13 Abb. 15, 16), aus zwei Hauptteilen für Brust- und Rückenschutz bestehend, zwei silberne Schalen pers. Arbeit (Tf. 112 Ac; a. a. O. Tf. 1) mit aram. Inschriften des 3.—2. Jh. v. C. (a. a. O. S. 82 f.; über diese vgl. Dalton *Treasure of the Oxus* ²1926 S. 144 Nr. 180; vgl. Recueil Kondakov 1926 S. 56 und Tf. 5, 3; CR Pétersb. 1898 S. 43 ff.; *Collection Chanenko* 6 Tf. 27 Nr. 406) und ein eisernes Schwert mit goldener Scheide (Tf. 112 Ba; a. a. O. Tf. 3, 1) vom Bujerova-Typus. Der Griff dieser für das ö. Steppengebiet und insbesondere für die Orenburg-Gruppe charakteristischen Schwerter ist stangenförmig-gerade, den Knauf bildet ebenfalls eine nicht selten nach oben sichelförmig ausgerundete, kurze Stange. Die Klinge läuft nach unten gleichmäßig spitz zu. Die Scheide, offenbar nicht vollständig erhalten, besteht aus mehreren Stücken von dünnem, auf die Holzschalen aufgelegten, mit Filigran und Email in geometrischen Mustern verzierten Goldblech. An der Spitze ist die Scheide zu einem rundlichen Ortband, oben für das Hineinschieben der

Parierstange zu einer lappenartigen Ausbuchtung auf jeder Seite erweitert.

Der Goldbelag ist so dünn und so wenig haltbar befestigt, daß die Scheide ohne Zweifel nur für funerale Zwecke bestimmt war. Dies bei Grabfunden der späteren hellenistischen und römischen Zeit Südrußlands häufig. S. Südrußland D.

Die Bujerova Mogila bisher nicht zulänglich veröffentlicht. Ca. 12 m h. Hügel auf der Halbinsel Taman, etwa 2 km von der Bolšaja Bliznica (s. Bliznica [Bolšaja]) und 7—8 km von der angeblichen Stelle des alten Achilleion, mit mehreren Grabanlagen. Die im Zentrum befindliche scheint von demselben Typus und derselben Zeit wie die Bolš. Bliznica zu sein. Das hier in Betracht kommende Grab lag im nw. Teile des Kurgans neben einem Pferdegrab und war außerordentlich reich ausgestattet (Materialien Arch. Rußl. 37 [1918] S. 44ff.). In ihm nicht weniger als 5 Schwerter, wie die Mehrzahl der sonstigen Stücke stark beschädigt, nach denen sich der Typus rekonstruieren ließ (Tf. 112 Bd; a. a. O. Tf. 3, 4). Zeit: 3.—2. Jh. v. C. — Schwert mit Scheide derselben Art von Krasnogorsk, Kr. Orsk, Gouv. Orenburg (a. a. O. Tf. 3, 3 und S. 25ff.; CR Pétersb. 1903 S. 127 Abb. 257) und ein Stück im Berliner Staatsmuseum mit Email- und Cloisson-Verzierung, angeblich aus der Krim (der untere Teil des Scheidenbelages fehlt). Nahestellen kann man diesen Bujerova-Typen Schwertscheiden wie die von Kerč (CR Pétersb. 1902 S. 136 Abb. 238) mit Rosetten am oberen Scheidenabschluß (an diesen Filigran und Email), ebenfalls nur für den Grabgebrauch bestimmt. Die Parierstange ist gerade, der Stangenknauf endet in einen mit Steinen, Glas, Bernstein o. ä. besetzten, halbkugeligen Knauf. Bei den Pantikapäischen und Kuban-Schwertern und -Dolchen der Spätzeit häufige Form (vgl. z. B. *ABC* Tf. 37, 7 und S. 29, 187; Kerč; von Ašik 1841 aufgedecktes Grab der Reskuporis-Gruppe: erste Hälfte d. 3. Jh. n. C.; s. a. Novočerkask § 5). — Daß die Scheiden vom Bujerova-Typus durch die des skyth.-iran. Akinakes beeinflußt sind, liegt auf der Hand, dagegen erscheint ein engerer Zusammenhang zwischen ihnen und den älteren Scheiden von Šumejko (s. d.), Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka, Vettersfelde (s. d.) u. a. keineswegs erwiesen. Vgl. a. W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* Vorgeschichtl. Forschungen 2, 1 (1928) S. 49ff.

§ 4. Unter den Funden von P. sind weiter hervorzuheben eine Anzahl von Ringtypen, von ihnen besonders wichtig der im Kurgan I gefundene, goldene Spiralhalsring, in Tierköpfe endend (Mater. Arch. Rußl. 37 Tf. 2, 1; hier Tf. 112 Aa, b), eine gegenüber den Halsringtypen der älteren gräkoiran. Art von Kul-Oba (s. d.), Solocha (s. d.; Band XII Tf. 81 d) usw. neue Form.

Der Kern des Ringes besteht aus Kupfer bzw. Bronze, die Bekleidung aus Goldblech. Gegenstücke und Verwandtes im Funde von Kazinskaja, Gouv. Stavropol (Materialien Arch. Rußl. 34 [1914] S. 107f. und Tf. 7, 8; CR Pétersb. 1909—1910 S. 220ff. Abb. 250—265; s. Stavropol), im Kuban-Gebiet (z. B. Izvestija 29 [1909] S. 32 Abb. 8, 10, 12 Achtanizovka; Materialien Arch. Rußl. 37 Tf. 2, 5 Kurdžips), aus der Bujerova-Mogila (ebd. Tf. 2, 4), im Funde von Novočerkask (s. d. § 3), im Oxus-Schatz (s. d.; vgl. Dalton *The treasure of the Oxus*[2] 1926 Tf. 17ff.), in Salamatino (s. d.) und sonst.

Der in den skyth. Männer- wie Frauen- und Kindergräbern gewöhnliche Spiegel ist auch hier typische Beigabe in Formen, die anscheinend denen des Kuban-Gebietes hellenistischer Zeit nahestehen. Außer dem Schwert finden sich in den Gräbern noch eiserne Wurfspeer- und Lanzenspitzen sowie bronzene und eiserne Pfeilspitzen von dreikantigem Querschnitt. Hervorzuheben wären auch noch zahlreiche Knochenarbeiten und steinerne Schalen.

§ 5. Die Orenburgische Gruppe, die durch die Funde von P. am besten vertreten wird, ist bisher nur wenig bekannt und erforscht. Ungenügend untersuchte Grabhügel- und Zufallsfunde aus dem s. Ural-Gebiet von Pokrovka, Krasnogorsk, Biš-Uba, Pavlovskaja, Magnitnaja u. a. (vgl. die Karte Materialien Arch. Rußl. 37 hinter S. 102) können das Bild kaum wesentlich vervollständigen. Die Datierung ist schwierig. Die Hauptmasse der Funde gehört aber sicher in die hellenistische Zeit und später. Deutliche Beziehungen zum s. Steppengebiet, sowie zum Kuban und w. Sibirien sind feststellbar. Die Silberschalen von P. und ein Siegelzylinder von Pokrovka sind pers. Import. Dem Formeninventar nach ist die Gruppe aber wohl denen der Wolga-Kuban-Kultur hellenistischer und röm. Zeit am nächsten zu stellen. Ob sie etwa einem der sarmat. Stämme zuzuweisen ist und welchem, bleibt eine vorläufig offene Frage.

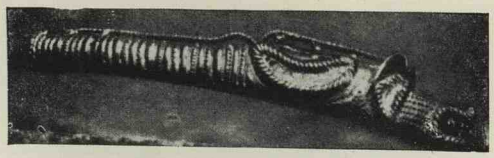
M. I. Rostovcev *Kurgannyja nachodki Orenburgskoj oblasti epochi rannjago i pozdnjago ellinisma* Materialien Arch. Rußl. 37 (1918) [mit Beiträgen von P. I. Kokovcov und S. I. Rudenko]; ders. *Iranians and Greeks* 1922 S. 123ff.; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 593ff.

M. Ebert

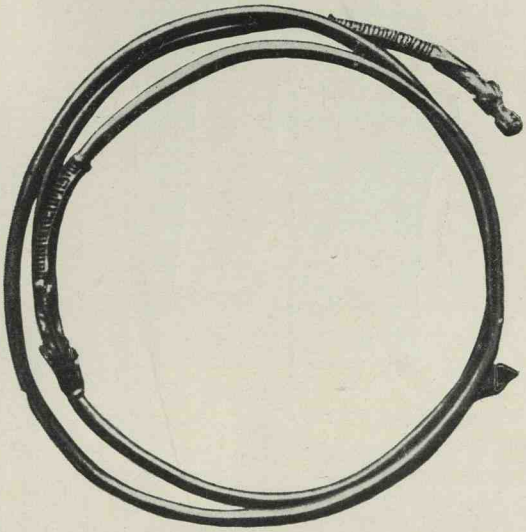
Profilwinkel. Der P. gibt Auskunft über den Grad der Prognathie. S. Kraniometrie.

Reche

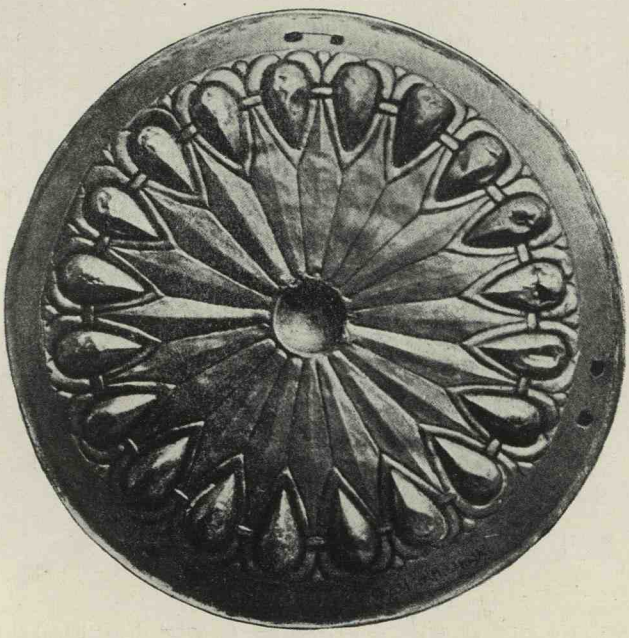
Prognathie. Fachausdruck für das schnauzenförmige Vorspringen der Mundpartie, wie es sich bei den Menschenaffen und — in geringerem Grade — auch bei manchen



a



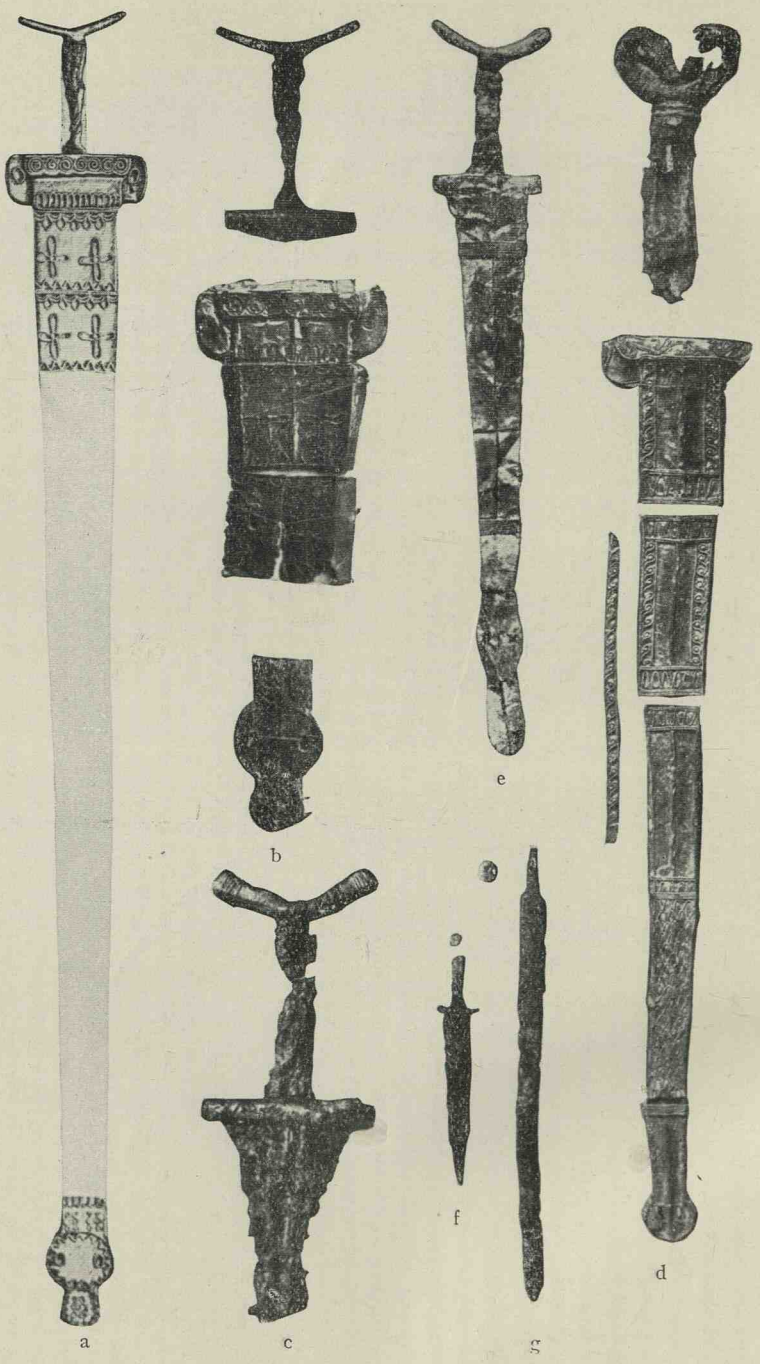
b



c

Prochorovka

a, b. Goldener Halsring (a. Einzelheit von b) aus Hügel I von Prochorovka. — c. Silberne Schale ebendorther. Nach Mater. Arch. Rußl. 37 (1918) Tf. 1 und 2.



Prochorovka

a, b. Griff und Scheide eines eisernen Schwertes (a. Wiederherstellung) aus Hügel I von Prochorovka. — c. Schwertgriff desselben Typus im Moskauer Historischen Museum. — d. Schwert aus der Bujerova Mogila. — e. Schwert von Krasnogorsk. — f, g. Dolch und Messer aus dem Kuban-Gebiet. Nach Mater. Arch. Rußl. 37 (1918) Tf. 3.

Menschenrassen findet. Gegensatz ist „Orthognathie" = Senkrechtstehen der Kiefer. S. Kraniometrie. Reche

Prognostik (Ärztliche). § 1. Das Vorher-Erkennen des Krankheits-Verlaufes und -Endes setzt lange Beobachtungszeiten voraus und stellte sich in seinen Ergebnissen trotzdem immer wieder als trügerisch heraus. Um leichter zu tragfähigen Schlüssen zu gelangen und höchste Gewißheit derselben zu erreichen, lag für den Arzt der Frühzeit, der ja gleichzeitig Zauberer, Prophet, kurz Verwalter alles Geheimwissens war, nichts näher, als die „sicheren" Hilfsmittel der Mantik mit heranzuziehen in jeglicher Form. Das gilt für weite Frühkreise, ja das galt bis ins 17. Jh. n. C. als „wissenschaftlich", damals noch und schon für die klassische Antike (wenn auch nur in beschränktem Maße und vorwiegend für die Niedergangszeiten) im wesentlich auf der Basis des Frühwissens Vorderasiens, auf sumer.-babyl. Grundlage, gewonnen durch deren Beobachtungs- und Registrierungs-Methodik. Doch wurde auch in Babylonien schon für die Krankheitsprognostik neben dem mantischen Offenbarungswege auch der des direkten Beobachtungswissens beschritten, weit mehr noch und ausschließlicher in Ägypten, wie der New Yorker und der Leipziger Papyrus in ihren Prognosen uns lehren. (s. Papyri [Medizinische] §3, 4).

§ 2. In Babylonien wurde die astrologische Himmelsbefragung wie die Opfertierschau (s. Opferschau) kaum für die Genesungs- oder Sterbensfrage des gewöhnlichen Sterblichen angewandt, sondern höchstens für die Gesamtheit des Volkes und vorwiegend bei Erkrankungen im regierenden Fürstenhause. Dagegen sind uns in großer Zahl Aufzeichnungen zur alltäglichen Krankheitsprognostik des Mannes aus dem Volk aus den registrierten Ergebnissen der Ölwahrsagung in der Kujundschik-Bibliothek bekanntgeworden. Mit spielender Sicherheit ergibt dieser Befragungsweg die Vorhersage: 'Der Kranke wird wieder gesund' (*marṣu iballuṭ*), 'der Kranke stirbt' (*marṣu imāt*). Auch Rückfälle des Leidens werden vorher verkündet: 'der Kranke wird gesund, dann erkrankt er von neuem und stirbt' (*marṣu iballuṭ, ma itār imaraṣma imāt*), und andere Zwischenfälle prognostiziert: 'Er wird behext und stirbt' oder 'mag er auch leidend sein, und mag er auch stöhnen, er wird doch gesund' oder 'seine Krankheit läßt ihn aufatmen, faßt ihn aber von neuem, und er stirbt' oder 'durch seine Krankheit wird sein Aussehen vernichtet', 'seine Tage sind noch lang, und doch stirbt er' oder gar 'dann wird der Kranke gesund, und der Gesunde stirbt'. Derart im echten Orakelton die Aussprüche der *barû*-Priester und *barû*-Priester-Kollegien in Babylonien.

§ 3. Neben der oben schon erwähnten direkten Erfahrungsprognostik der Ägypter-Ärzte stand auch am Nil die Mantik im Dienst der Krankheitsprognostik, bestimmt auch in Etrurien, wo sich die Zeichendeutung allerdings anderer Hilfsmittel bediente als der Ölmantik des Zweistrom-Landes.

Was die direkte Beobachtungsprognostik der Ägypter betrifft, so ist sie uns bei vielen Dutzenden klinischer Fälle in der Form überliefert, daß ohne weitere Begründung ein prognostisches Urteil vor der therapeutischen Unterweisung mit der Unterscheidung des Arztes gegeben wird: a) 'ein Krankheitszustand, den ich behandeln will', b) 'ein Zustand, den ich zu bekämpfen versuchen will' oder c) 'eine Krankheit, deren Behandlung ich ablehne'; das wäre für den ersten Fall eine günstige Prognose, für den zweiten eine zweifelhafte und für den dritten eine absolut ungünstige Beurteilung, alle drei offenbar erfahrungsmäßig errungen, ohne daß uns der äg. Priesterarzt und Gelehrte in diesen Schlußweg einen Einblick eröffnete; das tun erst die frühen griech. Ärzteschulen an Kleinasiens Küste. S. a. Geheime Gesellschaft, Zauber A.

J. Hunger *Becherwahrsagung bei den Babyloniern nach zwei Keilschrifttexten aus der Hammurabizeit* 1903; Breasted *The Edwin Smith Papyrus* The New York Hist. Soc. Bd. 6 Nr. 1 vom 1. April 1922. Sudhoff

Promiskuität.

§ 1. Begriff der P. — § 2. Verwechslung der P. mit anderen Einrichtungen. — § 3. Voreheliche Freiheiten. — § 4. Nebeneheliche Beziehungen. — § 5. Die Stellung der P. zu den Varianten sexueller Bindungen.

§ 1. Unter P. versteht man schrankenlosen sexuellen Verkehr ohne Bindung und Beständigkeit. Früher meinte man, daß vor der

Schwelle des menschlichen Familienlebens eine nur den Trieben des Augenblicks sich hingebende Paarung „wie bei den Tieren" bestanden habe. Inzwischen zeigten genauere Forschungen, daß sowohl bei den Tieren dauernde Paarungen nicht selten vorkommen (vgl. Alverdes *Tiersoziologie* 1925 S. 25—39), als auch, daß bei niedrigen Naturvölkern das Sichzusammenfinden zu einem dauerhaften Eheleben das Vorherrschende ist. Unsere bisherigen Rückschlüsse von den Naturvölkern auf die vorgesch. Menschen (s.a. Primitive Kultur) müssen daher einer Revision unterzogen werden (s. a. Ehe A).

§ 2. Von verschiedenen „barbarischen" Völkern des Altertums, wie von den Agathyrsen, Nachbarn der Skythen (Herodot IV 104), den Massageten (Herodot I 216), den Auseern in Libyen (Herodot IV 180) und noch einigen anderen, den Galaktophagen und Liburnern und den äthiopischen Garamantiern (s. Fraueneinfluß, Mutterrecht A), wird indessen P. berichtet. Besonders aber sticht die Nachricht aus Sparta hervor, daß dort in geschichtlicher Zeit bis zu einem gewissen Grad Weibergemeinschaft geherrscht habe, und daß Lykurg sie im Interesse des Staates zusammen mit Kindergemeinschaft wünschte und Eifersucht und Rache deswegen verlachte (s. Gruppenehe).

Wenn man die Verhältnisse in Sparta zunächst beiseite läßt, so muß man sich die Frage vorlegen, wie weit Herodots und einiger anderer Reisenden Nachrichten als ein getreues Spiegelbild der Wirklichkeit zu betrachten sind. Denn die Kritik an modernen und nachprüfbaren Reiseberichten über niedrige Naturvölker hat ergeben, daß es sich gewöhnlich um Mißverständnisse handelte, insofern, als die Ehe formlos eingegangen wird, als man geringen Wert auf die Keuschheit (s. d.) der Frauen legt, oder als bei gewissen Gelegenheiten und Anlässen ein Austausch der Frauen vorgenommen wird (s. Nebenehe) oder eine weitgehende Schrankenlosigkeit vor der endgültigen Paarung oder bei Festen (s. d. A und Saturnalien) gestattet ist. Das sind aber erotische Sitten so gut wie andere, sie bedeuten nicht volle, lebenslange P.

§ 3. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß vor der endgültigen Paarung im jugendlichen Alter bei vielen Völkern vollkommene Liebesfreiheit gestattet ist (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe). Damit ist keinerlei Makel verbunden. Herodot (V 6) erzählt diese Sitte von den Thrakern. Auch von den alten Slaven berichtet der arab. Geograph Al-Bekri ähnliches. Heute finden wir diese Freiheit bei vielen nordamerik. Indianerstämmen (Trokeren, Huronen, Mandan), bei den grönländ. Eskimos, ziemlich allg. bei den Polynesiern (Tahiti), auch bei einzelnen Melanesiern (z. B. auf den Trobriands-Inseln; vgl. Malinowski *The Argonauts of the Western Pacific* 1922 S. 53) und in Afrika (Ba-Ronga).

Nicht selten schließen sich daran besondere Einrichtungen eines Hetärentums (s. Nebenehe, Polygamie, Prostitution).

Wenn wir aber die Völker in Betracht ziehen, bei denen diese voreheliche Zügellosigkeit herrscht, so zeigt sich, daß es hauptsächlich nicht niedrige, sondern gerade „höhere" Naturvölker sind (s. Primitive Kultur).

§ 4. Dementsprechend haben wir auch Stellung zu der lykurg. Weibergemeinschaft in Sparta zu nehmen, nach deren Vorbild wohl auch Plato sein Staatsideal mit Frauen- und Kindergemeinschaft geformt hat (s. Kommunismus).

Wenn wir uns vor Augen halten, daß bei mittleren Naturvölkern vielfach strenge Heiratsvorschriften bestehen (s. Heiratsordnung), so sehen wir darin zweifellos das Bestreben, dem sexuellen Verkehr Schranken zu errichten. Diese Schranken sind unter dem Einfluß politischer Herrschaft (s. Kaste A, Klan, Politische Entwicklung, Schichtung) später gefallen und haben vermutlich unter der Einwirkung von Wanderungen, Kämpfen und Beutezügen neuen Ansichten Platz gemacht.

Die besprochenen sexuellen Freiheiten werden kaum ohne weiteres als Überlebsel aus primitiverer Zeit angesprochen werden können, sondern als unter gewissen Schicksalen und Wertungen zur Geltung gelangte Strömungen, die sogar, wie in Sparta, zweifellos mit rationalistischen Erwägungen und sozialen Theorien verknüpft waren.

§ 5. Fassen wir zusammen, so können wir sagen: die Nachrichten über eine voll-

ständige P. sind derartig unsicher und vermutlich mißverstanden, daß wir sie keinesfalls als Grundlage für die Theorie einer ursprünglich allg. herrschend gewesenen wahllosen Vermischung verwenden können (vgl. a. Descamps *La promiscuité est-elle primitive?* Revue de l'institut de Sociologie [Solvay] 5 [1924] S. 1ff.). Dabei ist einzuräumen, daß möglicherweise bei dem einen oder anderen Stamm weitgehende sexuelle Ungebundenheit als Variante der Gestaltungen sich eingestellt hat (s. a. Adoption A). Als eine solche schon rationalistisch begründete Variante sind zweifellos die spartanischen Einrichtungen zu betrachten.

Von dieser allg. P. ist die voreheliche P. zu unterscheiden, die jügendlichen Personen vor ihrer dauernden Bindung zugestanden wird. Nicht selten wird die dann erfolgende Paarung um so strenger beobachtet — Zustände und Auffassungen, die in ihrer Grundtendenz auch den europ. Kulturvölkern nicht fremd sind. Die orgienhafte P. bei Festen, die überdies manchmal noch allerlei Beschränkungen in der Form unterliegt, als ein Wechsel der Frauen nur unter Brüdern, Vettern oder Freunden stattfindet, muß besonders betrachtet werden (s. Gruppenehe, Nebenehe, Prostitution), ebenso verschiedene Sitten des Frauenwechsels oder sexueller Freiheit, wie sie unter Verwandten oder Gastfreunden geübt werden (s. Gastfreundschaft).

S. a. Blutschande, Ehe A, Ehescheidung, Familie A, Frau A, Gastfreundschaft, Gruppenehe, Heirat, Heiratsordnung, Jünglingsweihe, Keuschheit, Kommunismus, Levirat, Mädchenweihe, Moral, Mutterrecht A, Nebenehe, Polygamie, Prostitution, Sororat, Verwandtschaft.

Literatur s. unter Ehe A usw. Thurnwald

Propulseur (Wurfstange) s. Jagd A § 5, Magdalénien § 1.

Prostitution.

§ 1. Die Rolle der P. im sozialen Leben der Naturvölker. — § 2. Profane P. als nebenehelicher Einkauf. — § 3. Heilige P. mit zauberischer Bedeutung. — § 4. Probe- und Zeitverbindungen.

§ 1. Man hat früher vielfach von P. bei den Naturvölkern gesprochen, wenn Verhältnisse vorlagen, die sich heute bei näherer Untersuchung als Sexualbeziehungen (s. Polygamie) darstellen, die unter einem ganz anderen Gesichtspunkt zu betrachten sind (s. Konkubinat, Mädchenweihe, Mutterrecht, Nebenehe, Promiskuität).

Normale Liebesverhältnisse oder selbst eheliche Beziehungen gewinnen für den europ. Beobachter oft einen Stich nach der Seite der P. hin, wenn festgestellt wird, wie dies bei manchen gartenbautreibenden Stämmen mit mutterrechtlichen und matriarchalen Tendenzen der Fall ist, daß jede Liebesausübung vom Manne der Frau durch Geschenke in traditionellen Wertträgern vergolten werden muß (s. Ehe A, Kauf). Das das ganze geistige Leben der Naturvölker mächtig ergreifende Prinzip der Gegenseitigkeit und Vergeltung (s. d.) erstreckt sich auch auf die Begleitumstände des sexuellen Lebens: bei einfacheren wirtschaftlichen Zuständen beobachten wir den Frauentausch (s. Heirat), nach der Heraushebung bevorzugter Wertträger: den Frauenkauf. Der durch die Heiratsordnung (s. d.) auf verwandtschaftlicher Basis genau geregelte, tatsächliche oder potentielle Austausch von Frauen unter gewissen Gruppen (z. B. in Australien) wird häufig von in entsprechender Weise mehr oder minder geregelten nebenehelichen Ordnungen für Feste oder ausnahmsweise Gelegenheiten (Besuch von befreundeten Gästen; s. Freundschaft, Gastfreundschaft) begleitet.

Das Aufkommen einer größeren Zahl beweglicher wirtschaftlicher Werte bot den Anlaß, einen Austausch von Frauen *in natura* durch einen Tausch der Frau gegen wirtschaftliche Werte abzulösen. Der Anlaß war schon dadurch gegeben, daß den Frauentausch Geschenke, die gewechselt wurden (s. Heirat), als Freundschaftszeichen zu begleiten pflegten (Thurnwald S. 199ff.), Der Frauenkauf war also eine Folge wirtschaftlicher Entwicklung. Dieses Entgelt durch wirtschaftliche Wertträger fand, wie stets, wo ein neuer Gedanke Besitz von einer Menschengruppe ergriffen hat, eine einseitige Spezialausbildung, die sich in der geldlichen Vergeltung jeder einzelnen Liebesleistung

der Frau, sogar innerhalb der Ehe (s. d. A), zu einem gewissen Maximalpunkt der Möglichkeit steigerte. Hand in Hand damit gingen die Forderungen auch im außer- und nebenehelichen Liebesleben.

Da die Forschung diese ehelichen Vergeltungen in der Regel nicht beachtete, erschien die alleinige Betrachtung eines Entgelts des nebenehelichen Verkehrs, wie z. B. in den Jünglingshallen der mikrones. Karolinen-Inseln, auf den ersten Blick als P.

Noch ein anderer Weg führt zu Formen, die wir gewöhnlich als P. zu bezeichnen uns gewöhnt haben: nämlich die Auffassung, daß dem Geschlechtsakt eine besondere Bedeutung im ganzen Zusammenhang des Naturlebens zukommt. Der „Naturmensch" ist in den Zuständen tiefer technischer Unzulänglichkeit mit seiner ganzen Existenz der Natur stärker untertan, ihren Einwirkungen viel intensiver ausgesetzt. Auf diesem Boden erwächst aus dem Wunsche nach Selbstbehauptung, auf Grund des Strebens nach einer „Vergeltung" seiner Abhängigkeit, der Gedanke eines, wie wir sagen, „zauberischen" Verfahrens, nämlich durch Vormachen (s. Zauber A) auf die Natur seinerseits einzuwirken. So wie der Mensch durch Vormachen andere zur Nachahmung anregt, so sucht er auch seinerseits die Natur anzuregen. Etwas besonders Wichtiges sind dabei der Geschlechtsakt und die mit ihm zusammenhängende Befruchtung, namentlich nachdem dieser Zusammenhang nicht nur erkannt, sondern auch gesellschaftlich anerkannt ist.

Unermeßlich ist die Menge von derartigen Fruchtbarkeitsriten für Tier und Pflanze, und eine Abart davon ist die heilige P. (s. § 3). Denn diese Gedanken hängen mit dem ganzen Gefühl der Abhängigkeit von höheren Gewalten zusammen und sind darum religiös verankert.

Das sind indessen Ideenketten, die erst bei höheren Naturvölkern, insbesondere in archaischen Kulturen, ihren Höhepunkt erreichen, dort nämlich, wo die Hebung der Fruchtbarkeit von Pflanze und Vieh für eine stark angewachsene Bevölkerung von verhältnismäßig zahlreich gewordenen Gemeinwesen besonders wichtig geworden ist.

Zu unterscheiden ist von der P. die sog. Ehe auf Probe oder auf Zeit (s. § 4).

§ 2. Charakteristisch für die verschwommene und viele Möglichkeiten spezieller Ausgestaltung enthaltende Art sanktionierter, nebenehelicher Beziehungen (s. Nebenehe), die je nach den besonderen Umständen zu einer Gruppenehe (s. d.), zu polyandrischen Formen (s. Polygamie) und auch zum Levirat (s. d.) führen können, sind die Zustände bei den nordostsibir. Tschuktschen.

Bei diesen kommen nach Bogoras „vergesellschaftete Eheverhältnisse" (s. Gruppenehe) vor, die manchmal bis zu zehn Paaren umfassen. Die Gatten einer solchen Gruppe bezeichnen einander als „Frauengenossen" (*new-tungit*). Einem solchen Mann steht das Recht auf alle Frauen der betreffenden Gruppe zu, und er kann dieses Recht ausüben, wenn er den Lagerplatz eines seiner Genossen besucht. Gewöhnlich verläßt der eigentliche Gatte in diesem Fall sein Haus für die Nacht. In früheren Zeiten erstreckte sich dieses Recht nur auf Angehörige der gleichen Familie, wobei jedoch Brüder ausgenommen waren. Heute können auch Nichtverwandte, Freunde, in eine solche Gruppe eintreten, wodurch sie die Stellung von Verwandten erhalten (s. Adoption A) und zu gegenseitiger Hilfe und Unterstützung verpflichtet sind. Bei dem Eintritt in diese Gruppe findet eine ähnliche Zeremonie statt wie bei einer Heirat, wobei man zuerst auf dem einen Lagerplatz und dann auf dem anderen einander mit Blut beschmiert. Manchmal dient der Kandidat erst eine Zeitlang bei der Herde. Leute ungleichen Alters und Junggesellen finden nicht leicht Aufnahme in eine solche Gruppe. Zu beachten ist, daß Leute desselben Lagerplatzes sich selten zu einem solchen „Sexualverein" gesellen, weil wegen der Nachbarschaft der Zelte sich leicht ein regelmäßiger Verkehr entwickeln könnte; der Zweck des Zusammenschlusses jedoch liegt augenscheinlich darin, gelegentliche Eheunterbrechungen zu ermöglichen und zu sanktionieren. Manchmal sollen indessen arme Leute, die einem solchen Verein angehören, wie es heißt, in einem einzigen Zelt leben. Mitunter nehmen derartige Zusammenschlüsse einen poly-

andrischen Charakter an, wenn nämlich ein Junggeselle aufgenommen wird. Bogoras hörte von Fällen, in denen ein jeder Genosse mit der Gattin des anderen für einige Monate und selbst für längere Dauer zusammen war. Gegenwärtig beteiligen sich alle Tschuktschen-Familien an solchen Organisationen, die jedoch nicht immer gleichartig sind: mitunter fallen jedem Mann gleiche Rechte an allen Frauen zu, in anderen Vereinen besitzt ein Mann einige sog. Ehegenossen, an deren Frauen ihm ein Recht zusteht, während umgekehrt diese Genossen nicht das gleiche Recht seiner eigenen Frau gegenüber ausüben dürfen. Heute tritt man in diese Vereine ohne jeden weiteren Ritus ein. Jeder kann die Gruppe wieder verlassen, wenn er will; tatsächlich geschieht dies jedoch nur, wenn ein Fall von Syphilis in dem Verein vorkommt. Auch Angehörige fremder Stämme, wie z. B. Eskimos, Tungusen, selbst von der amerik. Küste und auch Russen, können Aufnahme finden. Die Russen sehen in dieser Sitte nur eine Gelegenheit, um Vorteil aus dem Verhalten der Tschuktschen-Frauen zu ziehen, welche Zahlung dafür in Gestalt von geschlachteten Rentieren verlangen. Auf diese Weise kommt die sog. „gastliche Prostitution" (s. Gastfreundschaft) zustande. Aus alter Zeit wird berichtet, daß die russ. Kaufleute im Frühling die Märkte der Tschuktschen besuchten und Eisen, Kessel und Ballen Tabak brachten, die sie dem Gastfreund als Geschenk gaben. Dieser bot seine Frau den Gästen an, nachdem er den Schlafplatz mit Biber-, Fuchs- und Marderfellen bedeckt hatte, die dem Werte der Gaben des Russen entsprachen. Heute besteht diese Sitte nicht mehr. Fälle, in denen die Tochter den Gast für ein kleines Geschenk willig annimmt, werden von den Tschuktschen als eine Art „Hilfsehe" betrachtet. Bogoras erzählt, daß man ihm in dieser Form Gastfreundschaft niemals antrug, sondern nur, daß er oft ersucht wurde, in die oben beschriebenen Vereine einzutreten. Nach dem Tode eines von mehreren Brüdern folgt ihm ein anderer sowohl in den Rechten gegen seine Frau und als Vater seiner Kinder wie auch als Hüter seiner Herden. Wenn die Frau zu alt ist, so übt er sein Leviratsrecht (s. Levirat) nicht aus. Dieses fällt nur dem jüngeren Bruder, Vetter oder selbst Neffen zu, niemals dem älteren Bruder oder Onkel (Czaplicka S. 78f.).

Ähnliche Verhältnisse bestehen auch bei den Eskimos der Beringstraße (Nelson S. 292).

Derartige Einrichtungen von Frauenleihe sind auch bei zeremoniellen Gelegenheiten in Australien üblich, z. B. bei dem westaustral. Stamm der Kariera (Brown S. 158; vgl. auch Malinowski 1913).

Von dem Jägerstamm der Auin-Buschleute berichtet Kaufmann (S. 157), daß es Frauen gäbe, die für Geschenke gefällig sind. Wenn der Mann davon erfährt, jagt er die Frau jedoch weg. Milder wird indessen ein Fall beurteilt, bei dem es sich um Ehebruch mit einem Liebhaber handelt.

Die Einrichtungen der Palauer (Karolinen-Insel der Südsee) scheinen ursprünglich auf ähnliche „Sexualvereine" zurückzugehen, wie die oben geschilderten der Tschuktschen. Sie sind jedoch durch die aristokratische Staffelung der mikrones. Gesellschaft kompliziert (s. Politische Entwicklung, Schichtung, Staat). Der erste Häuptling nimmt hier die Deflorierung vor. Die Mädchen, die als *armengól*, Hetäre, in ein *kaldebekel*, Jünglingsverein mit Vereinshaus, eintreten, stammen auf Palau wie auf Yap aus einem anderen Dorf und sind nur für das Jünglingshaus bestimmt. Es handelt sich hier also um eine Einrichtung, die nur für die Zeit vor der Ehe getroffen ist. Die Entlohnungen spielen hier bereits eine wichtige Rolle. Auch ist es charakteristisch, daß die Mädchen eines besiegten Dorfes für die *kaldebekel* weggenommen werden, obgleich sonst mit der Stellung als *armengól* keinerlei moralische Entwertung verknüpft ist (für Palau vgl. Kubary S. 141; für Yap Müller-Wismar S. 232; für Ponape Hahl S. 11; über die Uritan-Häuser auf den Marianen-Inseln vgl. Fritz S. 84f.; bezüglich der Bánaro von Neu-Guinea vgl. Thurnwald S. 16ff., 219f.).

Ähnliche an die P. anklingende nebeneheliche Beziehungen sind auch von den Sunda-Inseln bekannt (bei den Reas und Ndonas, sö. von Celebes; vgl. Elbert I 196).

Bei den Arussi-Galla in Abessinien ist der Frau gestattet, sich einen Freund zu

nehmen, der seinerseits verheiratet ist. Dies geschieht in zeremonieller Weise und wird dadurch gesellschaftlich sanktioniert. Der Freund schlachtet ein Schaf und bestreicht die Stirn der Erkorenen nach der Nacht, die sie bei ihm verbracht hat, mit dem noch warmen Blut des Tieres. Als Geschenke gibt er ihr ein Pferd und Kleider für ihren Mann und auch für die Schwiegermutter mit. Der Ehemann empfängt bald darauf den von der Frau ausgesuchten Freund und biedert sich mit ihm an. Ein Mann kann eine dritte, vierte und fünfte Frau nehmen. Die letzte ist gewöhnlich seine Lieblingsfrau. Jede hat wieder ihren anerkannten Liebhaber (*alangé*) und kann sich später noch einen weiteren Hausfreund nehmen. Wird einer von diesen verabschiedet, so tritt ein anderer an dessen Stelle. Doch ist es der Frau nicht erlaubt, mehrere Liebhaber zugleich zu haben. Wie weit die anerkannte Stellung desselben ausgebaut ist, geht daraus hervor, daß er sich über schlechte Behandlung im Essen und Trinken beim Ehemann beschweren kann. Der *alangé* kommt bereits zwei Tage nach der Hochzeit das junge Paar besuchen und ißt und trinkt bei ihm. Dann verläßt der junge Ehemann die Frau und überläßt seine Gattin dem Liebhaber. Seine Besuche wiederholt der *alangé*, wenn es ihm paßt. Heiratet der Ehemann nach einiger Zeit eine zweite Frau, so gibt er als Gegenwert die Kühe, die er von der ersten zur Mitgift erhalten hat. Aber auch der *alangé* muß Kühe dem Gatten seiner Geliebten schenken. Ja, der Gatte fragt seine Frau, ob sie einen Freund hat, und wenn sie, wie es sich gehört, diese Frage bejaht, so äußert er den Wunsch, von ihm Kühe zu bekommen. Die zweite und die weiteren Frauen besitzen wieder ihre Liebhaber, von denen der Gatte durch Kuhgeschenke Nutzen zieht (Zahn S. 173f.). Bei diesem Verfahren tritt deutlich die Verflechtung des wirtschaftlichen Austausches von Geschenken mit den erotischen Beziehungen in Erscheinung, namentlich der nebeneheliche Einkauf, wie er durch Sitte und Moral (s. d.) sanktioniert ist.

Paulitschke (I 209) berichtet von den nordostafrik. Galla den *sigbach*, das Borgen von Frauen dem Gastfreund gegenüber, während sonst die beim Ehebruch ertappte Frau ohne Umstände getötet wird. Auch für das Opfer eines Ochsen oder Schafes findet unter den Galla ein Borgen von Frauen statt. Hingegen unter den Oromó-Mädchen, welche ledig geblieben sind, jedoch Nachkommenschaft wünschen, ist Männerborg üblich, somit eine Art „Not-Polyandrie".

Bei den Bedui Abessiniens gibt es in jedem Dorfe Mädchen, die bei Todesfällen als Klageweiber dienen, bei Festlichkeiten unter Begleitung der Pauken und Harfen singen, und die sich mit Bereitung des Honigweins und des Bieres abgeben. Sie werden von Munzinger (S. 150f.) als Prostituierte bezeichnet, obgleich ihre Stellung in keiner Weise gegen die Moral verstoßend aufgefaßt wird. Bei den Habab und in Mensa wird die Einweihung dieser Mädchen zu einem Volksfest gemacht, bei dem mehrere Kühe geschlachtet werden und eine Nacht unter Gesang und Waffentanz zugebracht wird.

Auch aus dem alten afrik. Lunda-Reich des *Muata Cazemba* wird von Gamitto P. berichtet, und zwar als ein Erwerb vor der Ehe, anscheinend in ähnlicher Weise wie z. B. auf den Karolinen-Inseln oder in Japan. Je mehr das Mädchen erwirbt, um so mehr ehrt sie der Ausüber der väterlichen Gewalt (Schmidt S. 451). — Bezüglich der westafrik. Kpelle vgl. Westermann S. 478.

Eine eigenartige Form gastlicher P. wird durch Interiano aus der ersten Hälfte des 19. Jh. von den Tscherkessen berichtet. Der Gastfreund, der bei diesen Völkern eine ganz besonders geheiligte Stellung einnimmt, durfte in früherer Zeit in Gegenwart der Eltern deren erwachsene Töchter vom Kopf bis zu den Füßen berühren; sie erlaubten ihm alles, den Beischlaf ausgenommen. „Es kommen die Jungfrauen zu dem fremden Gastfreund (*konak*), mag er schlafen oder wachen, und säubern ihn unter vielen Schmeicheleien vom Ungeziefer." In späterer Zeit war es noch üblich, daß die Tochter des Hauses den Gast begrüßte; der Gast bittet sie, sich zu setzen, und nach kurzem Gespräch entfernt sie sich wieder. Doch geschieht dies nur, wenn der Gast ein Verwandter oder

jemand ist, dem man besondere Ehren erweisen will. In der Landgemeinde Achvach (im Gebiet des andischen Koissu) wird der Gast sehr freundlich aufgenommen; der Hauswirt bietet ihm Frau oder Tochter an, die die ganze Nacht bei ihm bleiben muß; ist im Hause keine Frau, so bemüht sich der Hausherr, diese Pflicht einer seiner nächsten weiblichen Verwandten aufzuerlegen. Die Frau bzw. das Mädchen soll das Lager des Gastes teilen, doch darf es nicht zum Beischlaf kommen (Dirr S. 29).

Die gastliche P. war übrigens auch in Europa bei den Germanen verbreitet (Grimm *Weistümer* III 42, 27), ihre Reste sind in volkstümlichen Ortsgebräuchen noch bis in die letzten Jh. erhalten geblieben (Schrader *Reall.* s. v. Keuschheit; ders. 1916 S. 89.

Von der gastlichen P. muß das Institut der „Zeugungshelfer" unterschieden werden, wie es sich wohl im Anschluß daran an manchen Orten herausgebildet haben dürfte, so z. B. bei den Litauern, Alt-Preussen, Griechen und ind. Stämmen. Es dürfte sogar weit in das arische Altertum hinaufreichen (Gierke S. 74). Nachbarn und Dorfgenossen erscheinen berufen, für den Ehemann einzutreten.

Wie die Zeugungshelferschaft mit sanktionierten, nebenehelichen Einrichtungen zusammenhängt, geht aus einer Beobachtung von Rivers an dem *punalua*-Verhältnis auf Hawaii hervor. Rivers (I 387) erzählt: Diejenigen, welche anscheinend eine deutlich umschriebene Stellung als Liebhaber einnehmen, sind gewisse Verwandte, nämlich die Brüder des Gatten und die Schwestern der Frau. Diese bildeten eine Gruppe, innerhalb der alle Männer über alle Frauen eheliche Rechte ausüben durften, und es wird erzählt, daß sogar jetzt noch, beinahe ein Jh. nach der allgemeinen Annahme des Christentums, diese Rechte eines *punalua* mitunter anerkannt werden und Veranlassung geben zu Gerichtsverhandlungen, bei denen man solche Fälle als Ehebruch betrachtet. Außer diesen *punalua*, welche eine anerkannte Stellung gegenüber dem Ehepaare kraft ihrer Verwandtschaft einnehmen, gibt es oft noch frei gewählte Liebhaber des Gatten oder der Gattin. Bleibt die Ehe eines Paares kinderlos, so kommt es vor, daß der *punalua* als Zeugungshelfer geholt wird (ebd. S. 385f.).

Mit anderen, nämlich gerontokratischen, Gedankengängen hängt das russ. *snochačestvo* zusammen, das der Schwiegervater zur Schwiegertochter unterhält (vgl. Schrader S. 90, 106). Diese Sitte wird außerdem nicht nur von den Osseten berichtet, sondern Spuren derselben finden sich auch bei den Germanen (Hermann S. 383).

§ 3. Der heiligen P. liegen gewisse Auffassungen von den Vorgängen der Geschlechtsbeziehung zugrunde, die durch den Glauben der Syrjänen eine Beleuchtung erfahren. Nach der Meinung dieses nordwestsibir. Volkes entwickelt sich nämlich beim Geschlechtsverkehr eine Art verunreinigende Ansteckung, das *pež*. Alle Männer werden bis zur Vornahme einer bestimmten Reinigungszeremonie (s. Reinigung D) nach geschlechtlichem Verkehr als von dem *pež* angesteckt betrachtet. Das *pež* besitzt keine bestimmte Gestalt oder Form, jedoch werden Mäuse und Eidechsen als *pež* angesehen. Mit eßbaren Dingen in Berührung gebracht, überträgt es auf diese seine Eigenschaften; es bezeichnet etwas Unerlaubtes, Verborgenes. Vor allem erscheint die Frau als Trägerin des *pež*. Schon durch die Berührung einer Frau nehmen Männer, Kinder und einige Tiere für sie schädliche Eigenschaften an. Es genügt auch, daß eine Frau über ein Kind oder z. B. über einen Hund hinwegschreitet oder ihnen mit dem Fuß einen Stoß gibt. Ein Mann, über den eine Frau hinweggeschritten ist, verliert seine Kraft, wird krank, ein untauglicher Jäger und gehorsamer Vollzieher weiblicher Launen. Auch gemeinsame Berührung von dritten Gegenständen, z. B. einer Spindel, reicht hin, um die gefährliche Ansteckung zu übertragen. Selbst leblose Gegenstände, wie eine Deichsel, können dem Einfluß des *pež* unterliegen: schreitet eine Frau über eine Deichsel, so bricht der Deichselring auf der Fahrt. In Netze und Schlingen, über die eine Frau getreten ist, geht kein Fisch und kein Wild mehr. In gewissen Dörfern waschen die Männer den Zwirn, der zur

Herstellung von Netzen verwendet wird. Sie lassen dies nie Frauen tun. Die Pferdehaare, aus denen sie die Schlingen herstellen, schützen sie vor der Berührung von Frauen, namentlich davor, daß diese nicht darüber hinwegschreiten usw. Krankheit, Schwäche, aber auch Ausschläge sind die Folge des *pež*, wenn einer sich nicht sogleich nach dem gefährlichen Kontakt reinigt. Die Männer dürfen auf der Jagd auch nicht das Wort Frau aussprechen oder an eine Frau denken. Nur mit Umschreibung können sie, wenn es unbedingt notwendig ist, sich auf eine Frau beziehen. Der gute Ausfall der Jagd hängt davon ab. Außer der Frau sind charakteristischerweise auch noch der Pope (vgl. die Auffassung sibir. Stämme von den Schamanen) und die Katze Wesen, die in ähnlicher Weise wie die Frau verunreinigen. Diese Verunreinigung geht jedoch nicht von weiblichen Kindern aus, sondern beginnt erst mit dem Eintritt der Geschlechtsreife bei den Mädchen. Nach Abschluß des Geschlechtslebens tritt eine gewisse Beschränkung des gefährlichen Einflusses bei alten Weibern ein. Die Männer müssen, bevor sie irgendeine Arbeit beginnen, z. B. auf die Jagd oder auf den Fischfang ausziehen, sich reinigen. Aber auch die Frauen sind solchen Zeremonien unterworfen, bevor sie zur Aussaat, zur Ernte oder zum Heuschlag gehen. Andererseits kann sich ein Mann durch den Geschlechtsverkehr, wenn er auf der Jagd seine Fähigkeiten, die Sicherheit im Schießen usw. verloren hat, und überhaupt, wenn ihn Mißgeschick verfolgt, von dem Bann befreien: er überträgt nämlich dann die unerwünschten Eigenschaften durch Beischlaf auf die betreffende Frau. Wäscht er sich nachher in der Badestube und zieht reine Wäsche an, so ist er wieder ein „echter", tüchtiger Jäger. Aber es gibt auch noch andere Verfahrensarten, sich des *pež*-Bannes zu entledigen (Nalimov).

Bei den Schipaia-Indianern Zentralbrasiliens gibt es Mädchen, die dem Nationaldämon *Kumāçari* geweiht sind und als Frauen des Dämons gelten. Wenn dieser ein Weib haben will, so läßt er das durch seinen Priester dessen Eltern wissen. Falls diese ihre Zustimmung nicht geben sollten, so kann man darauf rechnen, daß das Mädchen krank und unglücklich wird. Die Auserwählten wohnen in dem Haus des Medizinmannes, aber in dem Winkel, der dem Aufenthaltsort des Hausherrn entgegengesetzt liegt, wo ihnen ein Rost aus Stangen als gewöhnlicher Aufenthaltsplatz dient. Niemand darf mit ihnen geschlechtlichen Umgang haben. Sollte einer sich erdreisten, das doch zu tun, so schnürt ihm der Dämon mit einer unsichtbaren Schlinge die Hüften zusammen, was zu beständigem Samenerguß führt. Nur der Zauberpriester kann den Bann lösen, indem er die Schlinge mit einem Krach absprengt. Wer sich des Nachts einer der Frauen *Kumāçaris* nähert, bemerkt wohl, daß eine Gestalt bei ihr liegt, sie selbst aber empfindet die Anwesenheit des Dämons nicht. Die Kinder, die aus solchen göttlichen Verbindungen geboren werden, sind schön und hellfarbig. Die Dämonenfrauen können sich niemals verheiraten; sie tun keine Arbeit, und ihre einzige Verpflichtung besteht in gewissen Vorbereitungen und Handreichungen beim *Kumāçari*-Kult, wie in dem Ausschmücken des Bildstocks und in dem Halten der Dämonenflöten beim Fest (Nimuendajú S. 1026 f.).

Eine eigentümliche Art des im vorigen Paragraphen erwähnten Schwiegervater-Schwiegertochter - Verhältnisses kommt auch bei den Kagabá-Indianern von Kolumbien vor. Sie ist hier jedoch religiös verbrämt: die Schwiegertochter ersucht den Schwiegervater, mit ihr Beischlaf zu halten, und zwar als Entgelt dafür, daß er seinen Sohn religiöse Zeremonien gelehrt hat. Diese Sitte steht dort im scharfen Gegensatz zu der Forderung nach Treue der Frauen (Preuss S. 1087).

Der arab. Kaufmann Sulaymân berichtet von seiner Reise nach Indien in der Mitte des 9. Jh. n. C., daß es in Indien Prostituierte gibt, die man „Kurtisanen des Buddha" nennt. Wenn eine Frau ein Gelübde getan hat und sie nachher ein hübsches Mädchen zur Welt bringt, so führt sie dieses „zu Buddha". Dann kauft sie für dieses ein Haus auf dem Marktplatz und errichtet davor ein Zeltdach, unter welches sie das Mädchen auf einen Stuhl setzt, so daß die Vorübergehenden sie sehen können.

Für das Beilager mit ihr muß eine bestimmte Summe bezahlt werden, welche das Mädchen in bestimmten Zeiträumen an die Hüter des Tempels, dem sie geweiht ist, für die Unterhaltung desselben abzuliefern hat (Ferrand S. 124). — Über die altorient. Tempelprostitution vgl. Jeremias *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur* 1913. § 4. Für die Ehe auf Zeit und Probe s. Ehe A, Heirat, Konkubinat, Nebenehe. S. a. Avunkulat, Ehe A, Familie A, Frau A, Gastfreundschaft, Gruppenehe, Heirat, Heiratsordnung, Jünglingsweihe, Keuschheit, Konkubinat, Mädchenweihe, Moral, Mutterrecht A, Nebenehe, Polygamie, Promiskuität, Reinigung D, Sororat.

Journ. anthr. inst. 43 (1913) Brown; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Descamps *Le mariage par achat* Revue internationale de Sociologie 30 (1922); Dirr *Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker* Zfvgl.RW. 41 (1925); Elbert *Die Sunda-Expedition des Ver. f. Geogr. u. Stat. zu Frankfurt a. M.* 1912; Ferrand *Voyage du marchand arabe Sulaymân en Inde et en Chine rédigé en 851 suivi de remarques par Abû Zayd Hasan vers 916, traduit de l'arabe etc.* 1922; Ethnologisches Notizblatt 3, 3 (1904) Fritz; Otto Gierke *Der Humor im Deutschen Recht* 1886; Ethnologisches Notizblatt 2, 2 (1901) Hahl; Hermann *Beiträge zu den idg. Hochzeitsgebräuchen* 17 (1905); Kaufmann *Die Auin-Buschleute* Mitt. a. d. dtsch. Schutzgebieten 23 (1910); Kubary *Ethnogr. Beitr. z. Kenntnis d. Karolinen-Inselgruppe* 1885—95; Nalimov *Zur Frage nach den ursprünglichen Beziehungen der Geschlechter bei den Syrjänen* Journ. de la Société Finno-Ougrienne 25 (1908); Nelson *The Eskimo about Bering Strait* 18. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1899; Nimuendajú *Bruchstücke aus Religion und Überlieferung der Šipaia-Indianer* Anthropos 14/15 (1919—20); Malinowski *The Family among Australian Aborigines* 1913; ders. *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Müller-Wismar *Yap* 1917; Munzinger *Ostafrikanische Studien* 1883; Paulitschke *Ethnographie Nordostafrikas* 1893; Preuss *Forschungsreise zu den Kágaba-Indianern der Sierra Nevada de S. Marta in Kolumbien* Anthropos 14/15 (1919—20); Rivers *History of Melanesian Society* 1914; Zfvgl.RW. 34 (1916) Schmidt; Schrader *Die Indogermanen* 1916; Thurnwald *Die Gemeinde der Bánaro* 1921; Westermann *Die Kpelle* 1921; Zahn *Aus dem Eheleben der Arussi-Galla in Abessinien* Archiv f. Anthr. 47 (NF 19) 1923.

Thurnwald

Protanthropus. Von O. Abel vorgeschlagener Name für *Homo Heidelbergensis* (s. d.).

Reche

Protoarmenische Rasse. Bezeichnung für die Rasse, die vor dem Eindringen der Armenier (s. d.) in ihre heutige Heimat dort ansässig war; es ist die „vorderas." Rasse (*Homo tauricus*; s. d.).

Reche

Protoaunjetitzer Kultur s. Böhmen-Mähren C II § 26—30.

Protogenes-Dekret. Eines der für die Geschichte Skythiens wichtigsten epigraphischen Denkmäler Südrußlands aus dem Anfang des 2. Jh. v. C. (andere setzen es in die 2. Hälfte des 3. Jh. v. C.): eine Marmortafel mit einem Dekret der Bürger von Olbia zu Ehren eines reichen Mitbürgers Protogenes, der sich um die Stadt besondere Verdienste erworben hatte. Die Inschrift wirft Licht auf die schweren Bedrängnisse, in der sich Olbia damals befand. Die Macht der halbhellenisierten, mit den Griechenstädten auf befreundetem Fuße stehenden Skythen ist unter dem Ansturm nomadischer Sarmaten-Stämme zusammengebrochen, und Olbia muß an sarmat. Fürsten und „Zepterträger" Tribut zahlen, um sich Frieden zu erkaufen. Von sarmat. Stämmen werden die Saier, Thisamaten und Saudaraten genannt. Außerdem erscheinen als Bedränger von Olbia Galater (Kelten; s. d.) und Skiren, ein germ. Stamm, unzweifelhaft derselbe, der später in den Bewegungen der Völkerwanderungszeit eine gewisse Rolle spielte, und dem Odawakar, der Gegner Theoderichs, angehörte. Der in der Inschrift mehrmals genannte sarmat. Fürst Saitaphernes ist durch die Fälschung Rachumovskijs („Tiara des Saitaphernes") bekannt geworden.

CIG II 2058 Boeckh; Latyšev *IPE* I² 16; Dittenberger *Sylloge*³ I 226; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 460 ff. — O. Fiebiger und L. Schmidt *Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen* Denkschr. Wien. Akad. 60, 3 (1917) S. 1 ff. — Literatur zur „Tiara des Saitaphernes" vgl. M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 402.

M. Ebert

Protogeometrische Periode s. Geometrische Kultur.

Protohattisch s. Altkleinasiatische Sprachen § 13.

Protoneolithikum s. Campignien, Kjökkenmödding-Stufe, Mesolithikum.

Prozess. A. Allgemein s. Gericht A, Gottesurteil, Strafe.

B. Vorderasien.

§ 1. Allgemeines. — § 2. Der altbabyl. Rechtsgang. Die Einleitung des Verfahrens. — § 3. Fortsetzung. Das Verfahren vor Gericht. — § 4. Die Beendigung des Rechtsstreites. — § 5. Rechtswirkungen des Urteiles und des prozessualen Friedegedinges. — § 6. Assyr. Recht.

§ 1. Allgemeines. Gewisse Merkmale des altbabyl. Verfahrens lassen mit größter Wahrscheinlichkeit den Schluß zu, daß dieses aus einem schiedsgerichtlichen Verfahren hervorgegangen ist, ja Züge eines solchen noch an sich trägt, wobei jedoch keineswegs sicher ist, ob das Verfahren der Zeit der Ḫammurabi-Dynastie einen Fortschritt gegenüber dem sumer. Prozeß darstellt, da wir über diesen noch nichts Näheres sagen können und die *di tilla*-Urkunden (*di til-la* = *di-i-nu ga-* [*am-ru*]: V Rawl. 24 I 29) den noch näher zu besprechenden Streitverzicht nicht kennen. Der an Schiedsgerichtsbarkeit gemahnende Charakter des altbabyl. Verfahrens erhellt vor allem aus der eigentümlichen Art der Streitbeendigung durch einen Vertrag der Parteien, der privaten Ladung, dem Prozeßbegründungsakt und dem als Streitbeendigungsvorschlag zu wertenden Urteil, das einer Rechtskraft in unserem Sinn (Unzulässigkeit einer andersartigen Beurteilung desselben Tatbestandes zwischen denselben Parteien bei einer Wiederholung des Prozesses gegenüber dem Vorprozeß durch den Richter [Gött. gel. Anz. 1911 S. 733 Schreiber]) entbehrt.

So liegen die Dinge im nicht königsgerichtlichen, volksgerichtlichen Verfahren; anders beim Königsprozeß. Hier trägt die Ladung bereits amtlichen Charakter; die Parteien können zwangsweise vorgeführt werden, und insbesondere scheint der königlichen Entscheidung bereits bindende Kraft innegewohnt zu haben.

J. Kohler in Kohler-Ungnad *Hammurabis Gesetz* III (1909) S. 257, IV (1910) S. 98f., V (1911) S. 123; Krit. Vierteljahrsschr. f. Gesetzgebung u. Rechtswissensch. 16 (1914) S. 438 P. Koschaker; PSBA 1913 S. 241; M. Schorr *Urkunden des altbabyl. Zivil- und Prozeßrechtes* VAB V (1913) S. 346f., 350f.; J. G. Lautner *Die richterliche Entscheidung und Streitbeendigung im altbabyl. Prozeßrechte* Leipziger rechtswissenschaftliche Studien 3 (1922) S. 3ff.; vgl. a. W. Steinwenter *Die Streitbeendigung durch Urteil, Schiedsspruch und Vergleich nach griechischem Rechte* Münchener Beitr. Papyrusforsch. 8 (1925) S. 7f., 39.

§ 2. Der altbabylonische Rechtsgang. Die Einleitung des Verfahrens. I. Die Einleitung des Verfahrens erfolgt durch Klage der in ihrem Rechte verletzten Partei. Dabei scheint das altbabyl. Recht bereits einen Unterschied zwischen dinglicher und persönlicher Klage zu kennen, der auch terminologisch zum Ausdruck kommt. Die Geltendmachung eines dinglichen Rechtes — sei es in Form der Vindikation, sei es als Eviktion oder Retrakt durch einen Drittberechtigten — wird durch *baqâru* wiedergegeben (San Nicolò *Die Schlußklauseln der altbabyl. Kauf- u. Tauschverträge* Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte 4 [1922] S. 154ff.; Lautner a. a. O. S. 6ff.). Wir haben hierunter mit San Nicolò (a. a. O. S. 164ff.) einen außergerichtlichen, auf privater Eigenmacht beruhenden Akt zu verstehen, der in dem symbolischen Zugriff auf die Sache (*Anefang*) und dem Sprechen der Formel: „die Sache ist mein" bestand. Diesem Zugriff auf die Sache steht gegenüber der Anspruch gegen eine Person, der durch *ragâmu*, *rugummû* wiedergegeben wird, Wörter, die zugleich infolge ihrer Allgemeinheit in Fällen dinglicher Klage Verwendung finden können.

San Nicolò a. a. O. S. 172f.; Lautner a. a. O. S. 8f.

Für die Frage nach der Verteilung der Parteirollen sind einige Urkunden von Interesse, die den offenbar aus der Zeit allg. herrschender Selbsthilfe überkommenen Zustand zeigen, daß die Partei, die zuerst die Initiative (durch Selbsthilfe) ergriffen hat, im gerichtlichen Verfahren als Beklagte erscheint. Doch kann hierin keineswegs ein noch in ḫammurapischer Zeit herrschender Rechtszustand erblickt werden; die Urkunde Rev. d'Assyr. 2 S. 176ff. zeigt vielmehr, daß bei einem Vindikationsprozeß auf Grundlage der Spurfolge der nicht besitzende Eigentümer als Kläger auftritt.

Lautner a. a. O. S. 11f.; San Nicolò a. a. O. S. 166; A. Walther *Das altbabyl. Gerichtswesen* Leipziger semitist. Studien 6, 4—6 S. 214; P. Koschaker in Koschaker-Ungnad *Ham. Gesetz* VI 144f.

II. Erfolgt bei einer dinglichen Klage die Einleitung des Streites durch Zugriff gegen

die Sache (*baqâru*), so finden wir bei Geltendmachung eines Anspruches gegen eine Person (Lautner a. a. O. S. 18f.) Privatladung in der Form des Zugriffes gegen diese, sprachlich ausgedrückt durch *ṣabâtu*, jenes Wort, das zugleich term. techn. der *manus iniectio*, der Realisierung der persönlichen Haftung des Schuldners, ist. Hier können wir füglich auch den Ausgangspunkt der altbabyl. Ladung annehmen, wenn sie auch z. Z. der 1. babyl. Dyn. bereits einfach mit Einlassungszwang aus gestattete Ladung war, ein Umstand, der auch durch die Terminologie für mahnen: *esêru* = 'binden', 'fesseln' weiter wahrscheinlich gemacht wird (Lautner a. a. O. S. 17).

Grünhuts Ztschr. 35 S. 393 P. Koschaker; ders. *Babyl.-assyr. Bürgschaftsrecht* 1911 S. 97[30]; Walther a. a. O. S. 213f., 241f.; Lautner a. a. O. S. 12ff. Gegen die im Texte vertretene Auffassung jüngst: J. Lewy (OLZ 1925 S. 657f.), wobei ich jedoch die Führung des Gegenbeweises vermisse; aus dem „brüllen, schreien" bezeichnenden Ausdruck persönlicher Klage folgt nichts, ebensowenig unmittelbar für das babyl. R. aus assyr. Urkunden (s. u. § 6). Daß das *ṣabâtu* nicht in formeller Form erfolgt, habe ich nicht behauptet, und das angeführte Zitat von Walther spricht schlagend im Sinne der Privatladung.

Die soeben besprochene Form der privaten Ladung war dem volksgerichtlichen Verfahren eigen. Das Verfahren vor dem Königsgericht dagegen kennt bereits amtliche Ladung und Vorführung der Parteien durch den Gerichtsbeamten bei persönlichen Klagen. Dieser Gegensatz zwischen königsgerichtlichem und volksgerichtlichem Verfahren bedingte zugleich einseitige Klage-Erhebung vor dem Königsgericht, während im volksgerichtlichen Verfahren sich beide Parteien zu Gericht begaben, eine Tatsache, die im Prozeßprotokoll bei objektiv gefaßter Stilisierung stets zum Ausdruck kommt, und in der ein Anklang an die ehedem bestandene reine Schiedsgerichtsbarkeit gesehen werden kann.

Lautner a. a. O. S. 20ff.

§ 3. Fortsetzung. — Das Verfahren vor Gericht. I. Der erste Akt des Gerichts ist die Gewährung und Eröffnung des Verfahrens, ein regelmäßig beiden Parteien gegenüber vorgenommener Akt, gleichfalls Überrest ehemaliger reiner Schiedsgerichtsbarkeit. Durch ihn erklärt sich das Gericht bereit, sich mit der vorgelegten Frage näher zu befassen. Dazu paßt der Umstand, daß in einigen Prozeßprotokollen von einer vorausgehenden Prüfung der Sache, offenbar den Prozeßvoraussetzungen, die Rede ist. Ein Streiteinleitungsakt, durch den sich die Parteien verpflichten, die Entscheidung des Gerichts anzunehmen, ist darin nicht zu erblicken, weshalb ich auch in meiner genannten Studie der älteren Auffassung, hierin eine *litis contestatio* zu sehen, entgegengetreten bin. Wäre diese Ansicht, die nunmehr wieder Lewy (OLZ 1925 S. 659) vertritt, richtig, so wäre die nachträgliche Unterwerfung des Partners unter den Urteilsvorschlag des Gerichts nicht zu erklären.

Die Prozeßeröffnung, durch *dînam šûḫuzu* oder *dânu* (letztere Terminologie kann auch die Durchführung des Verfahrens bezeichnen) ausgedrückt, finden wir fast immer in Protokollen über volksgerichtliches Verfahren erwähnt. Dem Königsgericht scheint diese besondere, an das Schiedsgerichtsverfahren erinnernde Eröffnung des Prozesses nicht bekannt gewesen zu sein, und in 2 Fällen, in denen es in Königsbriefen anzutreffen ist, könnte ganz gut an eine Anspielung gerade auf das volksgerichtliche Verfahren gedacht werden.

Wo im volksgerichtlichen Verfahren die Erwähnung der Prozeßeröffnung fehlt, wird sie durch die Hervorhebung des Eingehens des Gerichts in meritum — *awâtam amâru*, vor allem Würdigung der von den Parteien im Gericht vorgebrachten Beweismittel — zusammen mit der des Beschreitens des Gerichtsweges durch die beiden Parteien ersetzt.

J. Kohler in Kohler-Ungnad *Hammurabis Gesetz* III (1909) S. 258, IV (1910) S. 98, V (1911) S. 124; Wien. Z. Kunde Morg. 21 S. 113 N. Rhodokanakis; PSBA 1913 S. 240[32] P. Koschaker; Krit. Viertelj. f. Ges. u. Rechtsw. 1914 S. 438; Schorr a. a. O. S. 347; Walther a. a. O. S. 218f.; Lautner a. a. O. S. 26f., 31f., 71f., 76.

II. Das Beweisverfahren des altbabyl. Rechtes ist überwiegend formalistisch. Wir begegnen dem Eide als Reinigungseid und klägerischem Eid, Gottesbeweisen und

religiös verbrämten Vermessungen von Grundstücken, wobei die göttlichen Wahrzeichen zu diesem Zweck an Ort und Stelle geschafft werden (s. Eid B § 2 II). Außerdem finden wir in einzelnen Fällen gerichtlichen Augenschein, dann aber vor allem den Zeugenbeweis, der dem mündlichen Vertragsabschluß der ältesten Zeit vorzüglich entspricht, und den Urkundenbeweis, welch letzterer geradezu als schriftlicher und insofern vereinfachter Zeugenbeweis auftritt, als dadurch die Schwurtaxen vermieden werden (s. Eid B § 2 II; VS VII 7, 12; nicht mit Schorr a. a. O. S. 443, „daß in der Regel der Urkundenbeweis vor dem Eidesbeweis den Vorzug hat"). Die Prozeßurkunden zeigen, daß der Zeugenbeweis die Urkunde an Beweiskraft überragt.

J. Kohler a. a. O. I 132, III 258, IV 98, V 124; Nouv. Rev. historique 33 S. 404ff. E. Cuq; Schorr a.a. O. S.348f.; Walther a. a. O. S. 223ff.; Lautner a. a. O. S. 32ff.

§ 4. Die Beendigung des Rechtsstreites. I. Prozeßbeendigend wirken nach altbabyl. Recht Vergleich und prozessuales Friedegedinge der Parteien auf Grund richtlichen Urteiles. Vergleiche werden in jedem Stadium des Verfahrens abgeschlossen, selbst vor der Prozeßeröffnung — hier wird der Vergleich wohl schon gelegentlich der Prüfung der Prozeßvoraussetzungen (vgl. o. § 3 I) vom Gericht angeregt worden sein, wie die Mitwirkung des Gerichtes überhaupt beim Zustandekommen von Vergleichen quellenmäßig belegt ist — und nach erflossenem richterlichen Urteil, insbesondere im Falle eines Beweisurteiles.

P. Koschaker *Rechtsvergleichende Studien zur Gesetzgebung Hammurapis, Königs von Babylon* 1917 S. 220, 16^{20}; Walther a. a. O. S. 21^{1}; Lautner a. a. O. S. 34f.

II. Der Streitbeendigungsvertrag der Parteien wird auf Grund des richterlichen Urteils abgeschlossen und in der „Urkunde nicht zu klagen" (*duppu lâ ragâmim*) schriftlich niedergelegt, nachdem der Kläger oder auch beide Parteien (selten der Beklagte allein) den Streitverzicht beschworen haben. Das Urteil des altbabyl. Prozesses kann Leistungsurteil, lautend auf Ausstellung eines d. l. r. bestimmten Inhaltes, oder auch Beweisurteil sein, welch letzteres bloß Beweisthema und Beweismittel festsetzt und einer der Parteien den Beweis zuschiebt. Der d. l. r. enthält gewöhnlich eine kurze Schilderung des Prozeßverlaufes; seine wesentlichen Bestandteile aber sind die Verzeichnung des Streitverzichtes und des Eides; denn auch der Streitbeendigungsvertrag ist im gewissen Sinne ein Verfügungsgeschäft über die Streitsache und bedarf ihrer (s. Eid B § 2 I), wie überhaupt der d. l. r. bloß Geschäftsurkunde ist und dem Eigentümer den erstrittenen Gegenstand sichern soll.

Lautner a. a. O. S. 35ff.; Kohler a. a. O. IV 98f., V 123; Walther a. a. O. S. 244ff.

§ 5. Rechtswirkungen des Urteiles und des prozessualen Friedegedinges. Der Prozeßbegründungsakt (§ 3 I), hist. von einem ursprünglichen Schiedsgerichtsvertrage herzuleiten, läßt ein Rechtsverhältnis zwischen dem Gericht und den rechtsuchenden Parteien entstehen. Wie er, begründen auch Urteil und Friedegedinge Rechtswirkungen sowohl auf seiten des Gerichts wie der Parteien, die getrennt zu besprechen sind.

I. Das richterliche Urteil des volksgerichtlichen Verfahrens hat keine die Parteien bindende Wirkung. Es sind uns Urkunden erhalten, in denen die Parteien gerichtliche Entscheidungen, die sich keineswegs als „vorläufige Entscheidungen" darstellen, ablehnen (*dînam šû'atu ûl ilku*: 'dieses Urteil haben sie nicht angenommen'). Wir können daher das Urteil des altbabyl. Prozesses geradezu als einen Streitbeendigungsvorschlag bezeichnen, dessen Bedeutung lediglich die ist, den Parteien eine geeignete Basis für den Streitbeendigungsvertrag zu schaffen. Dieser dagegen beendet den Prozeß endgültig mit Wirkung für die Zukunft, so daß in einem späteren Verfahren *de eadem re* zwischen denselben Parteien oder auch Personen, die dem Vertrage beigetreten sind (Erweiterung der Rechtskraft), über den Vertragbrüchigen und Eidesbrecher der *arnu* verhängt wird (s. Eid B § 4).

II. Auch das Gericht ist an das von ihm gefundene Urteil bis zum Abschluß des prozessualen Friedegedinges durch die Parteien nicht gebunden. Mit dem Moment des Zustandekommens dieses Vertrages

jedoch ist es dem Richter bei sonstigem Ausschluß vom Richteramt und Ersatz des zwölffachen Streitwertes untersagt, sein Urteil zu ändern (*enu*; § 5 KḪ), eine Rechtswirkung, die der aus dem Streitverzicht für die Partei resultierenden Verpflichtung, nicht neuerlich zu Klagen, nicht auf die Sache zurückzukommen, den Inhalt des Vertrages nicht zu ändern (*nukkuru*, BAL, *enû*; Fassung C der Verzichtsklausel nach San Nicolò a. a. O. S. 52), vollkommen entspricht.

PSBA 1913 S. 240 P. Koschaker; *Ham. Ges.* VI zu Nr. 1764; Kohler a. a. O. IV 98f.; Lautner a. a. O. S. 44ff.; San Nicolò a. a. O. S. 54[29]; zur Sache noch: Schorr a. a. O. S. 351; Walther a. a. O. S. 227ff.; völlige Verkennung bei E. Cuq in Nouv. rev. hist. 33 S. 415ff.; Rev. d'Assyr. 8 S. 177; Steinwenter a. a. O. S. 172.

III. Anders liegen m. E. die Dinge bei der Königsgerichtsbarkeit. Es ist bei der Autorität des Königs, des obersten Herrn des Landes, verständlich, daß die Parteien nicht die dem Volksgerichte gegenüber mögliche Freiheit hatten, die königliche Entscheidung abzulehnen. Und in der Tat werden wir mit diesem Umstand, der Rechtskraft königlicher Urteile, rechnen müssen. Dafür spricht einmal, daß wir keine Urkunde besitzen, in der von einer Ablehnung eines solchen die Rede ist, und, positiv, daß in zwei Urkunden (CT 29, 42f.; King 28) der Entscheidung des Königs gleichen Inhaltes wie das von den Klägern abgelehnte Urteil des vorher angegangenen Gerichts nun nicht mehr widersprochen wird. Diese Auffassung stimmt auch mit dem sonstigen Charakter der Königsgerichtsbarkeit überein, die den volksgerichtlichen Prozeßbegründungsakt nicht kennt und auch sonst (bei Ladung, Vorführung der Parteien) die staatliche Autorität stärker betont.

Lautner a. a. O. S. 83ff.

§ 6. Assyrisches Recht. Das lückenhafte Material läßt eine Rekonstruktion des assyr. Prozeßrechtes nicht zu. Es fehlen Urkunden mit einem Referat über den Prozeßverlauf, wie uns die *duppi lâ ragâmim* des altbabyl. Rechtes ein solches bieten. Einigen Einblick in den Rechtsgang gibt uns das altassyr. Rechtsbuch. § 47 schildert, freilich verworren, einen Teil des Beweisverfahrens in einem Zaubereiprozeß (vgl. dazu P. Koschaker in Ehelolf-Koschaker *Ein altassyr. Rechtsbuch* Mitt. vorderasiat. Abt. d. staatl. Museen zu Berlin 1 [1922] S. 8; ders. *Quellenkritische Untersuchungen zu den „altassyr. Gesetzen"* Mitt. vorderasiat. äg. Ges. 26 [1921] 3 S. 17f.). § 17, 22, 24 sprechen von Gottesbeweisen.

Ehelolf a. a. O. S. 29[4]; Rev. d'Assyr. 19 (1922) S. 63ff. E. Cuq. — In altassyr. Urkunden Lewy a. a. O. S. 658f.

Bezüglich des Urteiles des assyr. Prozesses kann gesagt werden, daß es wie im altbabyl. Rechte Leistungsurteil (vgl. z. B. ADD 163; 162 [in Form des abstrakten Schuldversprechens; vgl. J. Kohler-Peiser *Assyrische Rechtsurkunden* [1913] S. 458f.]) oder auch Beweisurteil (vgl. z. B. ADD 101) sein kann. Darüber, ob das Urteil des assyr. Rechtes mit die Parteien bindender Kraft versehen war oder nicht, haben wir keine direkten Zeugnisse; allein daraus, daß sich auch hier an den „Urteilstenor" der Streitverzicht der Parteien anschließt (vgl. etwa ADD 163, 161), ja in ADD 168 es geradezu heißt (8): *šulmu*^{mu} *ina bir-ti-šu-nu manma manma* (9) *la idabbub*: „Friede ist zwischen ihnen; einer wird gegen den anderen nicht klagen" (ähnlich VS I 97, 7f.), kann geschlossen werden, daß dem assyr. Urteil ähnlicher Charakter wie dem altbabyl. zugekommen ist. Freilich sind solche Schlußfolgerungen immer nur mit besonderer Vorsicht zu ziehen; der assyr. Rechtskreis ist nun einmal vom babylonischen verschieden, und es können daher ebensowenig assyr., seien es auch altassyr., Urkunden als mittelbare Belege für altbabyl. Recht verwendet werden wie umgekehrt babyl. Urkunden für die Erforschung assyr. Rechts. Urkunden über Königsgerichtsbarkeit sind uns nicht erhalten.

J. Kohler *Assyr. Rechtsurk.* S. 464f.

J. G. Lautner

Prozor (Jugoslavien). Bei Otočac in der Lika, Küstenkroatien (s. die Karte Band VI Tf. 53). Großes Gräberfeld der ä. EZ mit Skelett- und Brandbestattungen auf dem Berg Vital, das der Herausgeber wohl mit Recht den illyr. Japuden (s. Messapier B) zuweist. Die älteren Gräber erinnern viel-

fach an den Inhalt der bosn. Hügelgräber, namentlich des Glasinac (s. d.), und z. T. auch noch an die Funde von Olympia (s. d.). So die vasen- und tierförmigen Anhängsel, die geschlitzten Bronzebommeln usw. Daneben begegnen wir aber auch mancherlei Erscheinungen, die eine besondere Eigentümlichkeit von P. bilden. So namentlich die häufigen, aus Bronzeblech getriebenen, gestanzten Diademe, die zuweilen am unteren Ende fransenartig mit zahlreichen Anhängseln garniert sind und wie Lampenschirme aussehen. Unter den Fibeln sind vor allem charakteristisch große Bogen- oder Violinbogen-Fibeln, deren langgestreckter, drahtförmiger Bügel mit großen Korallen oder Bernsteinknollen bedeckt ist, wie sich dies in etwas anderer Form auch sonst auf illyr. Gebiete nicht selten findet. Einen besonderen Typus bilden Armbrust-Fibeln, bei denen das federnde obere Endstück unorganisch am unteren Ende wiederholt wird, wofür sich Parallelen besonders in Bihač in Bosnien finden. Außer den Hallstatt-Formen erscheinen in P. vielfach auch noch typische Latène-Geräte, die gleichfalls in Bosnien, besonders in Jezerine (s. d.), mancherlei Parallelen haben.

Ljubić *Popis arkeol. odjela muzeja u Zagrebu* 1889; Much *Atlas* Tf. 79, 19—23; 90, 10—12; Mitt. Bosnien 3 S. 214ff. G. Wilke

Prusy (Kr. Čerkask, Gouv. Kijev) s. Südrußland D.

Pseira (Tf. 112C). Wasserloses, kahles Felseneiland in der Mirabello-Bucht im ö. Kreta (s. die Karte Band VII Tf. 29). Dennoch in FM und dann wieder seit Beginn von SM um einer kleinen, geschützten Hafenbucht willen besiedelt, zu Ende von SM I verlassen. Kleine, ärmlich gebaute Häuser am Abhang der Bucht; indessen zeugen ein schönes Stuckrelief (Tf. 112C) und reiche Funde von Stein- und Tonvasen von einstigem Wohlstand.

R. Seager *Pseira* 1910 Anthr. Publ. Univ. Penns. 3, 1. — Stuckrelief: Arch. Anz. 1923—1924 S. 268ff. Rodenwaldt. G. Karo

Psychose. P. haben ohne Zweifel frühe die Menschen erschreckt. Sie wurden mit noch größerer Selbstverständlichkeit als andere Krankheiten für Einwirkungen feindlicher, übernatürlicher Mächte angesehen, als Götterstrafe oder als Gewaltwirkung böser Dämonen. Als Angriffspunkt für die überirdischen Mächte gilt den Babyloniern das Herz, das gepackt wird, zerschmettert wird, einen Herzensbruch erleidet, zerschnitten wird. Šamaš (s.d.), Marduk (s.d.), besonders auch Ištar (s. d.) sind es, die den Menschen verwirren, daß er bei Tage alles vergißt, mit sich selbst spricht oder völlig verstummt, und nachts von Furcht gepackt wird, die ihn aus dem Bette treibt. Die Hand dieser starken Götter hat ihn ergriffen, an die man sich mit Gebet und Riten wenden muß, daß ihr göttlich Licht wieder in des Kranken Haus eintritt und sich zu Häupten des Kranken an sein Lager stellt. Von den Dämonen wird der schlimme *Alû* als Bringer der Psychosen angesehen, auch *Eṭimmu*, *Lilû*, laufender *Utukku*, *Namtar*, *Assakku*, *Rabiṣu*, *Himitum*, *Dimtum* bringen Lähmungen, Verfall des Verstandes. Gegen sie sind Bannungen vorgeschrieben, z. T. mit komplizierten Heilriten, und an den Kranken selbst vorzunehmende Manipulationen.

Das sind bis heute uns bekanntgewordene babyl. Einzelheiten aus den Anschauungen ältester Zeiten über Geistesstörungen. Ähnlich mögen die Vorstellungen und Bannungsverfahren auch in anderen frühen Kulturen gewesen sein, ohne daß wir Konkretes wie von Babylonien bisher davon erfahren haben. Die Bibelschilderungen der Geisteskrankheit des Nebukadnezar und Saul und die homerische des tobsüchtigen Ajax sind bekannt.

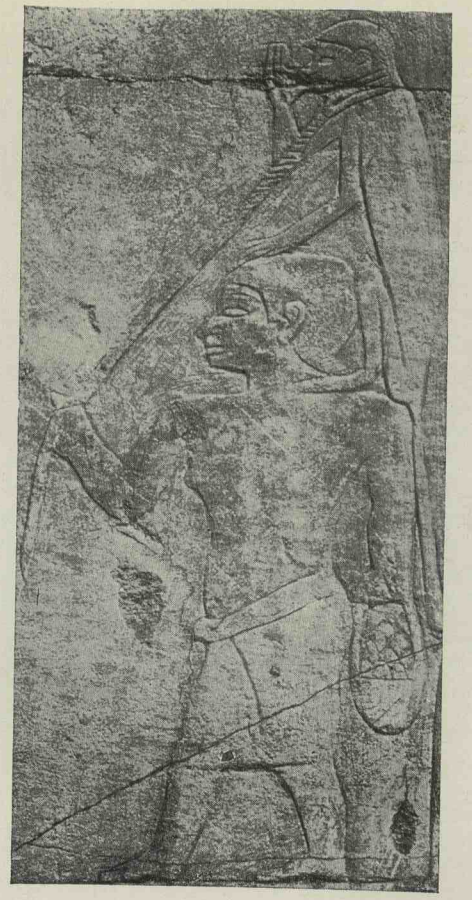
E. Ebeling *Quellen zur Kenntnis der bayl. Religion* I 2 (1918/19). Sudhoff

Psychro. Höhle im Lasithi-Gebirge, sö. von Knossos auf Kreta, einst eine Katawothre (s. d.), seit dem Ende von MM bis in hellenistische Zeit hinab als Kultstätte benutzt. In der oberen Hälfte Reste eines Altars und zahlreiche Weihgeschenke, in der unteren Tropfsteinhöhle besonders viele kleine min. Bronzen, darunter viele Doppelbeile u. a. Miniaturgerät. Tiefer am Berghang min. Häuserruinen, im Tal bei Platy eine kleine, regelmäßig um einen Platz im Palastschema gruppierte Ortschaft.

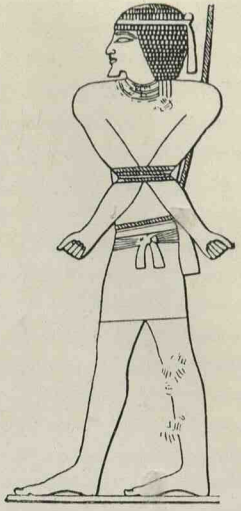
Ältere Funde: Mon. Lincei 9 S. 411ff.; JHS 21 (1901) S. 113f. — Ausgrabungen Hogarths: BSA 6 S. 94ff. — Einzelfunde auch: Maraghiannis *Ant. crét.* I Tf. 28ff. — Die Bezeichnung Diktäische Höhle zurückgewiesen Klio 11 (1911) S. 433ff. Beloch. — Platy: BSA 20 S. 1ff. Dawkins. G. Karo

Pseira

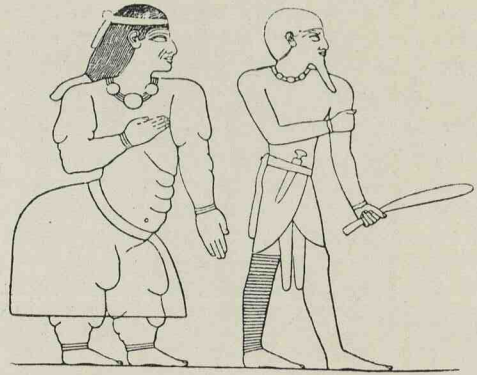
Stuckrelief einer sitzenden Frau. Nach dem Wiederherstellungsversuch von E. Gilliéron.



a



b



c

Punt

a. Zwerg mit Meerkatze. Nach Klebs. — b. Puntier, 5. Dyn. Nach Erman-Ranke. — c. Fürst und Fürstin von Punt. 18. Dyn. Nach Erman-Ranke.

Pubertätshaus. Bei manchen Völkern ist es üblich, im Zusammenhang mit den Mannbarkeitsfeiern (s. Mannbarkeit) Häuser zu errichten, in denen während der Vorbereitung des Hauptfestes oder in der Zeit zwischen den einzelnen, oft durch Wochen oder Monate getrennten Festabschnitten die der Weihe zugeführte Jugend, in das Pubertätsalter getretene Jünglinge oder Mädchen, abgeschlossen wird. Gewöhnlich sind diese P. Hütten provisorischer Natur, die primitiver oder doch anders gebaut sind als die Wohnhäuser oder die Männerhallen. In der Regel werden diese P. am Schluß der Feierlichkeiten zeremoniell zerstört, verbrannt oder abgetragen. — Näheres s. unter Gemeinschaftshaus, Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mannbarkeit, Männerhaus. Thurnwald

Puig Castellar (Spanien). Typischer FO für die II. Per. der iber. Kultur an der katal. Küste. Man kennt außer P. C. noch eine Reihe anderer Plätze, deren Material durchaus mit dem von P. C. zusammengestellt werden kann: die Nekropolen von San Feliu de Guíxols, von la Torre dels Encantats bei Caldetas, von Cabrera de Mataró, von Rubí usw. Charakteristisch für sie alle ist das seltene Vorkommen handgemachter Tonware, ein Beweis für ihre relativ späte Zeitstellung. Besonders auffallend ist dabei das Fehlen von Keramik mit aufgemalter Dekoration, die für die Scheibengefäße der iber. Kultur typisch ist. Sie ist vielmehr ganz ohne Dekoration. Die Formen weichen vielfach von denen der s. iber. Kulturen ab. Am häufigsten finden sich halslose Amphoren, die in einer Spitze endigen (vgl. Tf. 162e), große Gefäße mit Hals und kugel- oder eiförmigem Bauch und Nachahmungen hellenistischer Gefäße. Auch diese selbst sind stark vertreten (Tf. 162h). Schöne Kratere von P. C. und Cabrera de Mataró (vgl. a. Band IV Tf. 65, 16. 17).

Diese Kultur dauerte bis zur röm. Epoche, denn in mancher Nekropole, z. B. der von Rubí, deren Gräber Grubenform haben, finden sich in den obersten Schichten schon röm. Tonwaren und Geräte. Die Kultur von P. C. breitet sich nach S bis zur Provinz Tarragona aus (Olérdola, Valls), im Innern Kataloniens dringt sie bis nach Solsona (Castell Vell und anderen FO) vor.

P. C., auf einer das Meer beherrschenden Anhöhe, liegt wenige km nö. von Barcelona. Der Ort war von einer Mauer umgeben, hatte quadratische Wohnhäuser und eine enge, zentrale Straße. Die Ausgrabungen sind noch nicht beendet. Datiert werden diese Plätze durch hellenistische Keramik und Schwerter vom Mittellatène-Typus. Sie reichen vom Ende des 4. bis zum Ende des 3. Jh., einige wohl noch etwas tiefer hinab.

Bosch *Prehistória catalana* 1919; R. de Segarra *Descubrimientos arqueológicos de Puig Castellar* Boletín de la R. Academia de Buenas Letras de Barcelona 1906; Bosch *El donatiu de Puig Castellar* Anuari Inst. 1915—20 S. 593ff.; Colomimas *Necrópolis de Can Fatjó a Rubí* ebd. S. 599; Rubio de la Serna *Noticia de una necrópolis ante-romana descubierta en Cabrera de Mataró* Memorias de la R. Academia de la Historia 1888. J. de C. Serra-Ràfols

Puig d'Es Molins s. Ibiza.

Pujol. Name (katalan.-valencian. = „kleiner Hügel") für die iber. Hügelgräber bei Castellón de la Plana. Sie waren aus Erde und Steinen gebaut und von 20 m Dm und 2—3 m H. Im Innern der (nicht methodisch erforschten) Hügel, einfach auf den Boden gelegt, wurde folgendes gefunden: Skelettreste, z. T. verbrannt, Scherben (iber. bemalte Keramik), Fibeln und Münzen, sämtlich verschollen, ohne daß man sie studieren und bestimmen konnte. Gerettet und im Arch. Nationalmuseum in Madrid aufbewahrt ist eine Bleiplatte aus solchen „Pujols", auf der eine iber. Inschrift mit 155 Buchstaben eingraviert ist, einer der längeren iber. Texte und wie alle diese Texte ungedeutet (s. Schrift H).

Wahrscheinlich gehören die P. der II. Per. der iber. Kultur der valencian. Küste (3. Jh. v. C.) an und sind Gräber der Ilercavonen, welche Plinius und Ptolemaios vom Gebiete von Tortosa bis n. von Sagunt wohnen lassen. Die Datierung ins 3. Jh. ist darin begründet, daß Bosch Scherben schwarzgefirnißter, hellenistischer Ware (sog. „kampanische") zusammen mit bemalten, iber. Scherben an der Stelle, wo die P. gestanden haben, fand.

Hübner *Monumenta linguae ibericae* S. 155; Bosch *Els problemes arqueològics de la provincia de Castelló* 1924 S. 36. J. de C. Serra-Ràfols

Puławy (Góra Puławska) s. Polen A § 2.

Pulkau (Niederösterreich). Hier wurden große Mengen von Gefäßresten mit Fingernagel- und Notenkopf-Ornament, ferner feine Bombentöpfe, birnförmige Gefäße, Henkel von linearen Butten sowie andere Bruchstücke der Spiralmäander-Keramik, dann jungneol., alt- und jungbronzezeitl. sowie hallstattzeitl. Keramikreste gefunden.

Es handelt sich um einen Ansiedlungsplatz, der kontinuierliche Besiedelung vom Vollneol. bis in die HZ aufweist, besonders aber zur Zeit der Spiralmäander-Keramik stark benutzt war.

E. Bormann *Krahuletz und die präh. Forschung in der Umgebung von Eggenburg* Mitt. Zentr.-Kom. 1918 Beibl. S. XI. G. Kyrle

Pulo di Molfetta s. Molfetta.

Pulsata s. Philister.

Punt (Tf. 113). § 1. Land und Volk. Die Lage des Landes P. (*pwn.t*) der äg. Texte ist ebensowenig gesichert wie die des alttestamentlichen Weihrauchlandes Ophir, mit dem es oft zusammengebracht wird. Die Äg. rechnen es zu dem Bezirk des „Gotteslandes", d. h. der Ostländer von der Sinai-Halbinsel (s. d.) bis zum S des Roten Meeres hinab. Das Land P. wird auf dem Seewege von Ä. aus erreicht; dabei fährt man entweder von der Küste des Roten Meeres in der Nähe des heutigen Kossēr, wohin man von Koptos (s. d.) aus durch die Wüste kommt, mit Seeschiffen südwärts, oder vom NR ab benutzte man den durch das Wadi Tumilāt und die Bitter-Seen bei Suez in das Rote Meer geleiteten Nil-Arm, wodurch eine ununterbrochene Seereise vom Nil-Tal bis nach P. ermöglicht war. Wo wir das Land P. zu suchen haben, ist weder durch inschriftliche Überlieferung noch durch Bodenfunde gesichert; man hat an die am südlichen Teil des Roten Meeres gelegenen Küsten von Arabien und Afrika gedacht, ebenso an die noch weiter südlich liegende Somali-Küste im tropischen Gebiet von Afrika. Die Lokalisierung kann nach dem bis jetzt vorliegenden Material nur nach den Landeserzeugnissen vorgenommen werden. Die Bewohner von P. sind nach den Bildern Hamiten (s. d.) gewesen, und zwar den Äg. ähnlich in der rot-braunen Hautfarbe, in den regelmäßigen Gesichtszügen und der Tracht von Haar und Bart.

§ 2. Handelsbeziehungen. Die Könige der 1. Dyn. haben die Harze zum Räuchern (s. Räuchergerät B § 2), als deren Herkunftsland später immer P. genannt wird, schon erhalten, vielleicht allerdings nicht durch eigene Unternehmungen, sondern durch Zwischenhandel am Nil entlang. Privatinschriften des AR erwähnen Züge nach P., die bis in das MR hinein immer mit einer Expedition durch die Wüste an die Küste des Roten Meeres begonnen haben. Im Totentempel des Königs Sahurê (5. Dyn.) sind die ersten zuverlässigen Bilder von Punt-Leuten erhalten (Tf. 113 b): der König hat von dort Myrrhen, edle Hölzer und Gold holen lassen. Mehrfach ist im AR von Zwergen (s. d.) die Rede, die aus P. gebracht werden (Tf. 113 a).

Aus dem MR sind ausführliche Berichte vorhanden von Beamten, die den Verkehr von Koptos durch die Wüste und über das Rote Meer nach P. selbst ausführten oder sicherten. Ein aus dem MR stammender Reiseroman vom „Schiffbrüchigen" handelt von einem Seefahrer, der von der Sinai-Halbinsel durch Stürme zu einer Insel des Landes P. verschlagen wird, auf der es Myrrhen, Weihrauch, Öl, Elfenbein, Windhunde und Affen gibt; ein gewaltiger Drache ist der gütige Herr des Landes.

ÄZ 43 (1906) S. 1 Erman; ebd. 44 (1907—08) S. 80 Sethe; ebd. 45 (1908—09) S. 60 Gardiner.

Unter Königin Hatschepsut (18. Dyn.) ist eine Flotte von 5 Seeschiffen nach P. gefahren und hat von dort Gold, Weihrauch, Elfenbein, Ebenholz, Affen und Leoparden mitgebracht. Man hat sogar Weihrauchbäume ausgegraben, auf den Schiffen nach Ä. befördert und im Tempel von Der el-Bahri eingepflanzt. Der Fürst und die Fürstin (Tf. 113 c), deren Körper ein lehrreiches Beispiel von Steatopygie (s. d.) bietet, haben die Äg. begrüßt und ihnen den Tauschhandel erleichtert. Der Verlauf der Expedition ist in Reliefs des Totentempels von Der el-Bahri dargestellt.

Naville *The Temple of Deir el-Bahari*; ÄZ 42 (1905) S. 91 Sethe.

Nachrichten aus der späteren Zeit über P. sind sehr spärlich. Die Handelsbeziehungen haben nicht nachgelassen, denn die Erzeugnisse von Innerafrika sind zu allen

Zeiten in großer Menge nach Ä. gekommen. Die Entwicklung der zwischen Ä. und P. liegenden Völker hat aber die Veranstaltung eigener Expeditionen nach P. überflüssig gemacht und den Äg. die Waren durch Vermittler zugeführt.

Erman-Ranke *Äg.* S. 600—611; Wreszinski *Atlas* Tf. 334, 347, 348; ÄZ 24 (1886) S. 7 Lieblein; ebd. 58 (1923) S. 125 Köster; ebd. 60 (1925) S. 86 Wilcken. Roeder

Punze. A. Europa s. Bronzetechnik A § 12, Eisen A § 10.

B. Ägypten. § 1. Der äg. Metallarbeiter bediente sich zum Ausführen der Einzelheiten einer Figur oder eines Reliefs der P., auch Punzstifte oder Ziseliermeißel genannt. Sie sind kleine Meißel der verschiedensten Form, teils mit kurzen oder längeren Schneiden, teils mit Spitzen oder vierkantigen Endigungen. Das Ziselieren geschah, indem man mit einem Stein auf die P. schlug und so die Oberfläche des Metallgegenstandes bearbeitete. Man hat in der Tat mit einem Stein, nicht mit einem Hammer, zugeschlagen, wie die erhaltenen Bilder lehren, z. B. im Grab des Rechmire (wiedergegeben Erman-Ranke *Äg.* Tf. 37; hier Band IV Tf. 175 a). Heute bestehen P. aus Stahl. Da sie stets härter sein müssen als der zu bearbeitende Gegenstand, sind die äg. P. aus besonders harter Bronze hergestellt zu denken. Bronzene P. eines im Delta in hellenistischer Zeit arbeitenden Bildhauers sind erhalten in Hildesheim zusammen mit den von ihm angefertigten Arbeiten (Ippel *Der Bronzefund von Galjub* 1922; einzelne P.: Berlin Äg. Museum, Inv. Nr. 14696, 18268).

§ 2. Das Ziselieren mit P. ist bei bronzenen Rundplastiken angewendet, die, auch wenn sie Hohlgüsse sind, doch eine verhältnismäßig dicke Wandung haben, um die im Guß nicht einwandfrei geratene Oberfläche endgültig zu behandeln. Ferner ist das Treiben auf einer Harzunterlage durch P. ausgeführt. Die Technik ist sowohl für Gold und Silber wie für Kupfer und Bronze anwendbar. Älteste Belege sind der goldene Handgriff des vorgesch. Feuersteinmessers in Kairo (Quibell *Archaic objects* 1904/5 Tf. 49) und die Inschriften an frühen Metallarbeiten, soweit sie nicht mitgegossen sind.

§ 3. Neben dem Ziselieren mit den P. steht als andere Technik für die Behandlung der Metalloberfläche das Gravieren (s. Gravierung B) mit dem Grabstichel. Gelegentlich sind beide Arbeitsweisen an einem Stück angewendet worden, um seine Wirkung zu steigern, z. B. an dem geiergestaltigen Schmuck der Königin Teje (Davis *Tomb of the Queen Tiyi* 1910 Tf. 20).

H. Blümner *Technol.* IV (1887) S. 263; Em. Vernier *Bijouterie et joaillerie* 1907 S. 113; Georg Möller *Metallkunst* 1925. Roeder

Puppe s. Spiel.

Purasati s. Philister.

Purbach (Burgenland). Im Nordwestteil einer verwallten Bergzunge, im Gutenbergwalde, finden sich etwa 40 bis zu 1 m h. Hügelgräber, aus denen Probegrabungen gut geglättete, mit konzentrischen Kreisen und eingedellten Punktreihen verzierte Keramik-Überreste ergeben haben. Ein größeres Hügelgräberfeld der Hallstatt-Stufe C. G. Kyrle

Purpur. A. Europa. Die im Mittelmeergebiet im Altertum beliebte Farbe wurde aus der Purpurdrüse einiger Schnecken, besonders verschiedener *Murex*-Arten (*M. trunculus* = lat. *Purpura*) und *Purpura* (lat. *Buccinum*), gewonnen, wobei das Gehäuse seitlich geöffnet wurde, um an die in der Nähe des Afters sitzende Drüse zu gelangen. Der Saft ist weißlich und erhält erst durch Sonnenlicht eine anfänglich gelbe, dann violette Farbe. Erst durch Mischen mit dem Safte von *Pelagia* entsteht die rote Farbe. Haufen von Purpurschnecken, die in der für die Saftgewinnung kennzeichnenden Weise geöffnet sind, fand man auf der Georgs-Insel bei Athen, auf Cerigo, bei Sidon, Aquileja, Tarent und in Troja. Die Verwendung der Purpurfarbe geht weit in die Metallzeit zurück, aus der StZ läßt sie sich nicht nachweisen. Während man heute unter P. einen roten Farbton versteht, bezeichnete man damit im Altertum in der älteren Zeit Violett und erst später Rot. Vielleicht ist dieser Begriffswechsel dadurch entstanden, daß der Herstellungsprozeß anfänglich nur bis zur Erzeugung von Violett ging und die rotfärbende Wirkung des Pelagia-Saftes erst später entdeckt wurde. Der P. diente zum Färben von Kleiderstoffen.

ZfEthn. Verh. 21 (1889) S. 239f. G. Buschan; ebd. 22 (1890) S. 470 Martens; A. Dedekind *Purpurkunde* 1906; Blümner *Technol.* I (1912) S. 233ff.; L. Pfeiffer *Die steinzeitl. Muscheltechnik* 1914 S. 54ff.; F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 843. Alfred Götze

B. Ägypten. Es ist bisher noch nicht nachgewiesen, daß der Saft der Purpurschnecken auch an der äg. Küste als Färbmittel gewonnen worden ist. Vielmehr scheinen die Phönizier als Erfinder dieser Technik gelten zu müssen und ihr Geheimnis gut gehütet zu haben. In späterer Zeit sind auch in Ä. einfarbige rote Stoffe nachweisbar, die aus Syrien eingeführt und mit P. gefärbt sein können. Syrer werden von den Äg. auch in älterer Zeit mit bunten Gewändern dargestellt, bei denen rote Streifen auftreten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Erfindung der Purpurfärberei schon im 2. Jht. in Syrien gemacht worden ist, doch kann hier nur die Freilegung syr. Stadtruinen Aufklärung bringen. Roeder

C. Vorderasien. Mit dem Safte der Purpurschnecken rot (*argamânu*) und blau (*takiltu*) gefärbte Stoffe waren in Babylonien und Assyrien erst verhältnismäßig spät bekanntgeworden, vermutlich durch den Handel mit Phönizien. B. Meissner

Puskaporos-Felsnische s. Ungarn A § 3, 4.

Puy-Courny (Cantal) s. Eolithenproblem § 5.

Pygmäen. Eigentliche P. scheinen in Europa nie gelebt zu haben; zwar sind im Schweizersbild (s. d.), im Kesslerloch (s. d.), im Wauwiler See, in der StZ Schlesiens und Böhmens sehr kleinwüchsige Leute gefunden worden, aber mit Ausnahme der Angehörigen der sudetischen Rasse (*Homo sudeticus*; s. d.) handelt es sich wohl niemals um rassenmäßige Kleinheit, sondern um lokale Kümmerformen. Nur *Homo sudeticus* ist als Rasse klein, aber doch nicht so unterwüchsig, daß man ihn zu den P. stellen könnte, obgleich in der Form des mesokephalen Schädels und der Gesichtsbildung manche Merkmale an die P. erinnern. S. a. Dachsenbühl, Zwerg.

J. Kollmann *Das Schweizersbild bei Schaffhausen u. Pygmäen in Europa* ZfEthn. 26 (1894) S. 189—254; ders. *Die Pygmäen und ihre systematische Stellung innerhalb des Menschengeschlechtes* Verh. Naturf. Ges. Basel 16 (1903) S. 85—117; ders. *Die in der Höhle von Dachsenbüel gefundenen Skelettreste des Menschen* Neue Denkschr. Schweiz. Naturf. Ges. 39 (1903) S. 35; G. Thilenius *Prähistorische Pygmäen in Schlesien* Globus 81 (1902) S. 273; O. Reche *Zur Anthropologie der j. StZ in Schlesien und Böhmen* Archiv f. Anthr. NF 7 (1908) S. 220—237; O. Schlaginhaufen *Die menschlichen Skelettreste aus der StZ des Wauwiler Sees.* 1925. Reche

Pylos (Tf. 114—116). Beim messenischen P. (Tragana) eine niedrige Akropolis mit vorgesch. Scherben und zwei Kuppelgräbern; schöne ältermyk. Vasen (SH II = SM II, 15. Jh. v. C.). S. auch Band XI Tf. 62a. — Bei Kakovatos an der triphyl. Küste hat Dörpfeld 1906 eine myk. Akropolis und drei Kuppelgräber derselben Zeit entdeckt und mit dem homer. P. zu identifizieren versucht. (Tf. 115, 116; Band IV Tf. 213b).

Pylos: Πρακτ. 1909 S. 274ff. Skias; Ἐφ. ἀρχ. 1912 S. 268; ebd. 1914 S. 99ff. Kuruniotis. Eine Höhle mit myk. Scherben am nö. Abhang des Koryphasion: Ath. Mitt. 14 (1889) S. 132f.; Bull. corr. hell. 1896 S. 388f. — Kakovatos: Ath. Mitt. 33 (1908) S. 295ff.; ebd. 38 (1913) S. 97ff. Dörpfeld; ebd. 34 (1909) S. 269ff. K. Müller. G. Karo

Pyramide s. Grab D § 13, E § 4.

Pyrenäen s. Diluvialgeologie § 4.

Pyrenäenhalbinsel. A. Paläolithikum (Tf. 117—120).

§ 1. Diluviale Vereisung. Forschungsgeschichtliche Daten. — § 2. Klassische Schichtaufrisse: Cueto de la Mina, Cueva Morín, El Sotillo. — § 3. Altpaläolithikum: Chelléen, Acheuléen (mit Prä-Capsien-Einsprenkelung). — § 4. Moustérien: Nord- und Südspanien. — Manzanares-Moustérien mit Sbaikien- und Atérien-Einschlägen („*ibero-mauritanisches Moustérien*"). — § 5. Gibraltar. — § 6. Jungpaläolithikum: Capsienzone des s. und mittl. Spanien. — § 7. Solutréen und Magdalénien im n. Spanien. — § 8. Faunenprobleme. — § 9. Epipaläolithikum: Schlußcapsien und Azilien.

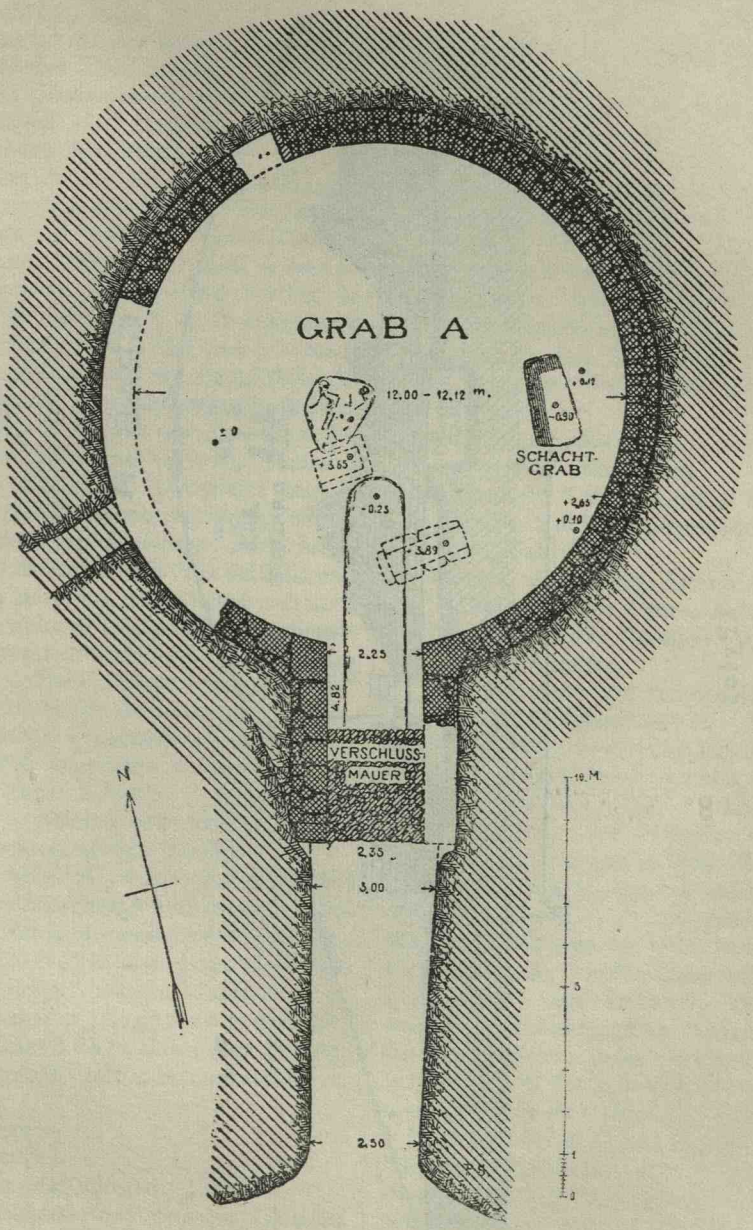
§ 1. Die Iber. Halbinsel war im Eiszeitalter verhältnismäßig geringfügig vergletschert, so daß einzig die Hochregionen der ansehnlichsten Gebirgstöcke dauernde Eisbedeckung trugen. Wie meine in den verflossenen Jahren vorgenommenen glazial-geologischen Untersuchungen ergaben, lag die quartäre Schneegrenze zur letzten Eiszeit in den Picos de Europa auf 1400—1500 m, in den span. Zentralpyrenäen auf 1700—1800 m, in der Sierra de Gredos auf 1800—1900 m, in jener von Guadarrama auf 2050—2100 m und endlich am Nordabhang der Sierra Nevada auf 2400—2500 m,

a

b

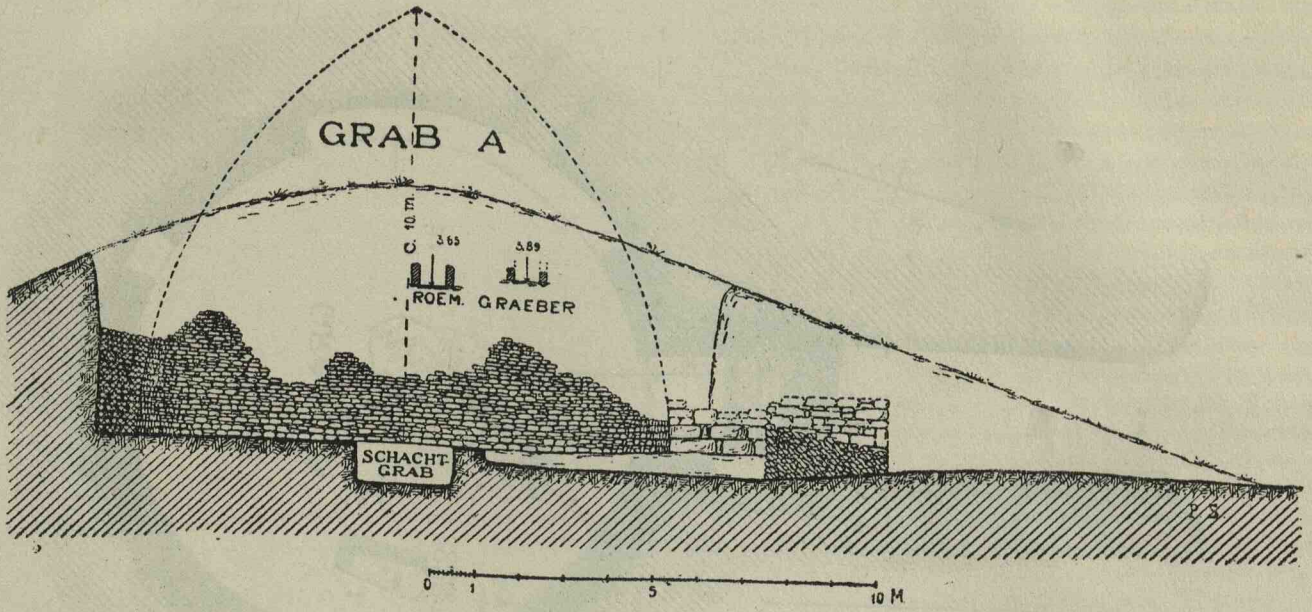
Pylos

a, h. Vasen des Palaststiles von Argos (a) und Pylos (b).



Pylos

Pylos-Kakovatos: Plan des Kuppelgrabes A. Nach Athen. Mitt. 33 (1908) S. 300.



Pylos

Pylos-Kakovatos: Querschnitt durch das Kuppelgrab A. Nach Athen. Mitt. 33 (1908) S. 301.

während sie für deren Südabhang auf 2600—2700 m anzusetzen ist. Wie hieraus ersichtlich, waren die äußeren Lebensbedingungen für die ältesten Besiedler in dem größeren Teile Spaniens selbst während einer Glazialperiode günstig, und dies galt natürlich noch ungleich mehr für die interglazialen Abschnitte.

Was den diluv. Menschen anlangt, so gehen die ersten einschlägigen Forschungen in Spanien auf Casiano de Prado (1862) zurück, dessen Werk, wenn auch in bescheidenen Grenzen, P. Alsíus del Torrent, der Marquis de Cerralbo, E. de la Pedraja, M. S. de Sautuola, L. M. Vidal und J. Vilanova fortsetzten. Eine neue wissenschaftliche Ära begann um die Jahrhundertwende mit dem tatkräftigen Eingreifen des „Institut de Paléontologie Humaine" (Paris), vertreten durch H. Breuil, H. Obermaier und P. Wernert; spanischerseits verdanken wir die hauptsächlichsten modernen Fortschritte L. Sierra, dem Grafen de la Vega del Sella und J. Pérez de Barradas, neben denen sich noch eine Reihe weiterer Interessenten verdienstvoll betätigen, zum Teil im Auftrag der „Junta superior de Excavaciones y Antigüedades" sowie der „Comisión de Investigaciones Paleontológicas y Prehistóricas" (Madrid).

In Portugal arbeiteten vor allem P. Choffat, N. Delgado, J. Fontes, J. Leite de Vasconcellos, C. Ribeiro, Fed. de Vasconcellos mit anerkennenswertem Erfolge.

§ 2. An span. FO, welche sich durch ihre reichhaltige Stratigraphie abheben, verdienen in der Nordzone besondere Erwähnung: die Castillo-Höhle (s. d.; Band II Tf. 139) bei Puente Viesgo; die Höhle von Hornos de la Peña (s. d. und Jungpaläolithikum); die Höhle Cueto de la Mina (bei Posada; Prov. Asturias), mit den nachstehenden Straten:

a) Asturien
b) Azilien (?)
c) Oberes Magdalénien
d) Magdalénien (mit *Cyprina islandica* und *Pecten islandicus*)
e) Oberes Solutréen (mit *Elephas primigenius*)
f) Oberes Aurignacien
g) Mittleres Aurignacien,

sowie die Höhle Morín (bei Villanueva; Prov. Santander) mit:

a) Azilien
b) Oberes Magdalénien
c) Oberes Solutréen
d) Jüngeres und mittleres Aurignacien
e) Älteres Aurignacien
f) Moustérien (mit *Rhinoceros Merckii*).

In Zentralspanien schart sich eine Reihe freier Plätze rings um Madrid, deren Entdeckung und wissenschaftliche Untersuchung das Verdienst von P. Wernert und J. Pérez de Barradas ist. Wir greifen aus ihnen speziell die wichtige Station El Sotillo, am r. Manzanares-Ufer, mit der folgenden Stratigraphie, heraus:

a) Humus, mit Neolithikum
b) Weißliche Erde, mit neol. Wohngruben
c) Sandiger Kleinkies: „Ibero-mauritanisches" Moustérien
d) Sandiger Lehm: Oberes Acheuléen
e) Weiße Sande: Klingenindustrie des „Prä-Capsien"
f) Feste, feine Sande: Älteres Acheuléen
g) Kiesige Sande: Älteres Acheuléen
h) Grobe Sande: Gerolltes, stark patiniertes Chelléen
i) Feine Sande und tertiäre Mergel.

§ 3. Altpaläolithikum. Das Prä-Chelléen (s. d.) steht vorläufig noch aus, da die Ansicht des Marquis de Cerralbo, daß diese Stufe in Torralba (Prov. Soria) vorläge, nicht haltbar ist. Die Elefanten dieses FO gehören dem *Elephas antiquus*-Kreise an, nicht jenem von *Elephas meridionalis*. Von *Rhinoceros* liegt ein unbestimmbares Bruchstück eines Molaren vor, welches tendenziös als *Rh. etruscus* veröffentlicht wurde. Die Pferdezähne sind archaisch, aber ohne unmittelbare Anklänge an *Equus stenonis*. Die menschlichen Industrie-Reste gliedern sich typisch in das Spät-Chelléen (vielleicht sogar mit Früh-Acheuléen-Einschlägen) ein.

Das Chelléen (s. d.) ist an einer Reihe von Plätzen nachgewiesen, teils in ungestörter stratigraphischer Einlagerung, teils ausgewittert und lose über die Bodenoberfläche zerstreut. Es findet sich im S der Halbinsel an der Laguna (s. d.) de la Janda und bei Algeciras (Prov. Cádiz), ferner bei Puente Mocho (Prov. Jaén); im zentralen Teile in vielfachen Aufschlüssen am Mazanares bei Madrid und in Torralba (Tf. 117b; Band II Tf. 129b); im W in Estremadura (Gegend von Almadén,

Mérida und Albuquerque; s. d.) und in Portugal (Arronches bei Portalegre; Ufer der Lagune von Obidos; Umgebung von Lissabon und Porto; Mealhada im N von Coimbra).

Zahlreicher sind die Acheuléen (s. d.)-Stationen, wenngleich ihre Trennung von der vorhergehenden Stufe keineswegs immer und überall durchführbar ist, sowohl weil an verschiedenen offenen Plätzen (wie an der Laguna de la Janda, in Estremadura u. dgl.) die Siedlungen kontinuierlich fortdauerten und so eine Vermengung des Fundmaterials zur Folge hatten, als auch, weil die vorzugsweise Verarbeitung von Quarzit vielfach grobe Formen auslöste, welche eine typol. Scheidung stark erschweren. Acheuléen liegt jedenfalls im S an der eben zitierten Janda-Lagune, bei Algeciras und in Puente Mocho vor; in Mittelspanien an mehreren bei Madrid gelegenen Fundstätten, so San Isidro (obere Schichten; Band I Tf. 2 a), im Abrigo de la Cerrada de la Solana bei Caraceña (Prov. Soria) sowie bei Ambrona (ebd.); im W in Estremadura (Almadén, Alange, Tamurejo-Baterno u. a.), in der Umgebung von Salamanca und in Portugal (Umgebung von Lissabon und Porto). Im N seien die tiefsten Niveaus der Höhle Castillo (s. Castillo-Höhle) bei Puente Viesgo, die Freilandplätze bei San Felices de Buelna und bei Panes (sämtliche in der Prov. Santander) angeführt.

Besondere Beachtung verdient ein neuer Industrie-Horizont, welchen jüngst Wernert und Pérez de Barradas im Sotillo bei Madrid (s. o. § 2) festzulegen vermochten und Prä-Capsien benannten. Er schaltet sich zwischen das ältere und jüngere Acheuléen ein und enthält keine Fäustel, hingegen an das Capsien und Klein-Moustérien erinnernde Typen und 30 % großer, regelmäßiger Klingen, darunter mehrere mit abgestumpftem Rücken und retuschiertem Schlagbulbus. Wir befinden uns hier augenscheinlich in Gegenwart eines acheuléenzeitl. Vorläufers des Capsien, welcher von Afrika aus hier eingedrungen sein muß, obgleich er dort einstweilen noch nicht zum Vorschein kam. Hierher gehört, seiner ganzen stratigraphischen Einlagerung und typologischen Übereinstimmung nach, wohl auch die von Commont unweit Montières (Amiens) entdeckte Klingenstrate, welche der letztere Forscher in wenig glücklicher Weise als „warmes Moustérien" publizierte (s. Moustérien, Frankreich A § 2 und Diluvialchronologie).

§ 4. Das Moustérien (s. d.) tritt im n. Spanien teils als Klein-Moustérien (Hornos de la Peña bei Santander), teils als Moustérien mit „Acheuléen-Morphologie" (Castillo-Höhle, Morín-Höhle, beide bei Santander) auf, welch letzteres hier in das Ende dieser Stufe fällt. Im S der Halbinsel liegt Klein-Moustérien u. a. aus Bobadilla (Prov. Málaga), Iznalloz (Prov. Granada) und in den Provinzen Badajoz, Cáceres usw. vor, allwo vielfach, bei buntvermengten Oberflächenfunden, von seiner feineren Klassifizierung abgesehen werden muß.

Um so erfreulicher ist es, daß in den letzten 6 Jahren in der Umgebung von Madrid über 30 Plätze dieser Zeitstufe nachgewiesen und mit aller wünschenswerten Gründlichkeit studiert werden konnten. Dank der Einlagerung der diesbezügl. Straten in unversehrter Schicht und dank des Umstandes, daß dieselben in genau fixierten geol. Horizonten und zum Teil, sich gegenseitig ergänzend, unmittelbar übereinanderlagern, vermochte Pérez de Barradas im Manzanares-Tal nicht weniger als 11 moustérienzeitl. Horizonte festzulegen, von denen 10 arch. Einschlüsse, leider fast stets ohne Fauna, bergen.

Diese 10 Straten verteilen sich (von unten nach oben) folgendermaßen:

Übergangsniveau vom Acheuléen zum Moustérien: primitive Industrie mit subtriangulären Faustkeilen und großen Levallois-Typen.

1. Alt-Moustérien mit Acheuléen-Morphologie und seltenen Blattspitzen des nordafrik. Sbaikien (s. Nördliches Afrika § 3; Portazgo, Casa del Moreno usw.).

2. Alt-Moustérien, wenig typisch entwickelt (Vallecas).

3. Moustérien mit Acheuléen-Morphologie und ziemlich zahlreichen Sbaikien-Spitzen (Las Delicias).

4. Mittel-Moustérien, wenig entfaltet (Portazgo).

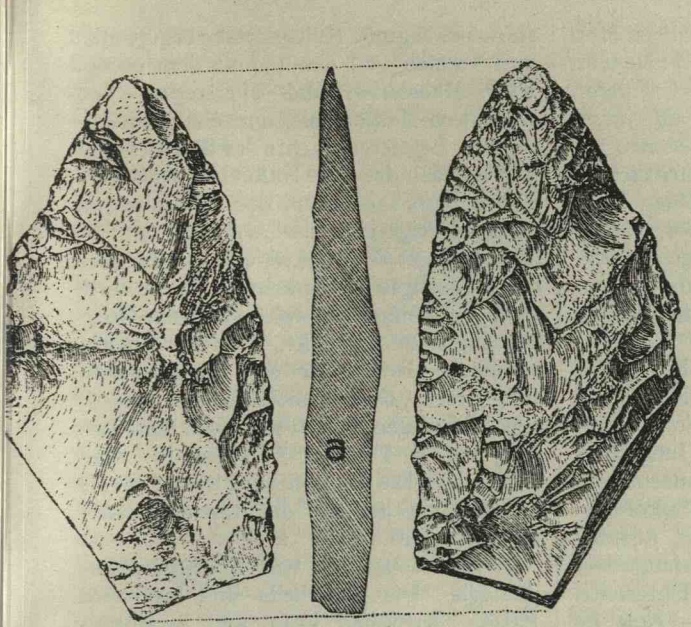
5. Mittleres Klein-Moustérien (ohne Faustkeile; Fuente de la Bruja usw.).

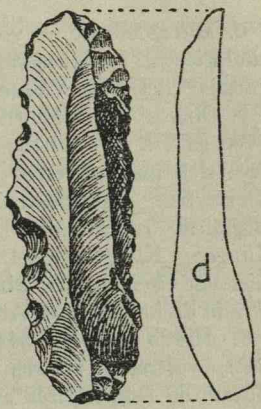
a

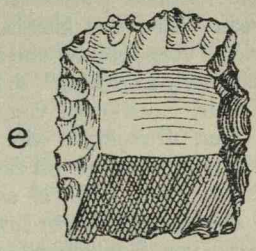
b

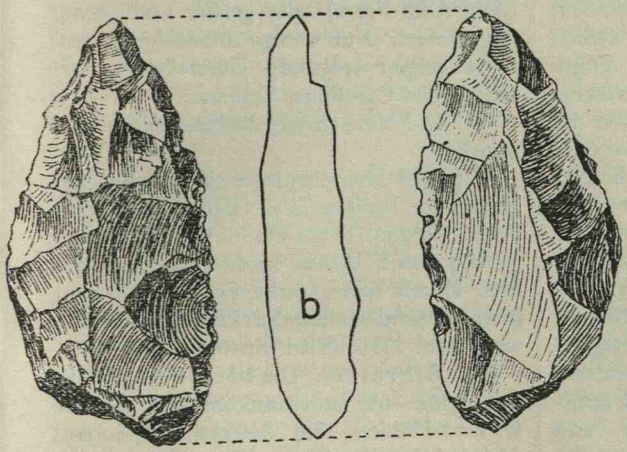
Pyrenäenhalbinsel A. Paläolithikum

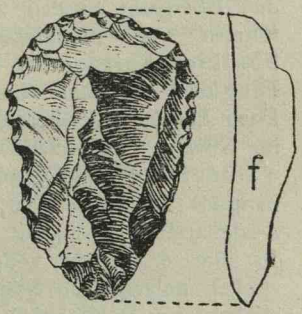
a. Altpaläolithische Fundstätte des „Almendro" (×××), am unteren Laufe des Manzanares, unweit Madrid. — b. Chelléenfundstätte von Torralba (××××). Nach Photographien von H. Obermaier.

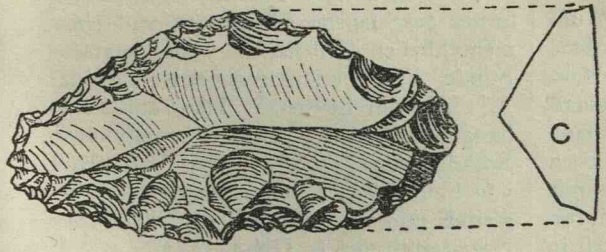


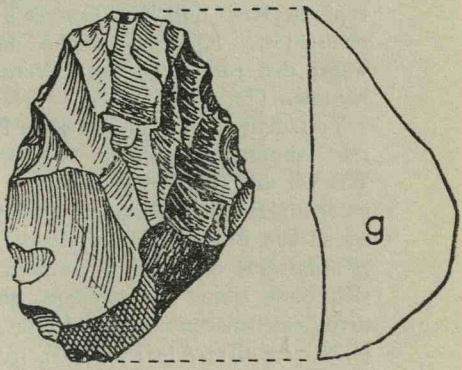












Pyrenäenhalbinsel A. Paläolithikum

a, b. Sbaikien-Blätter: Las Delicias und El Sotillo. $^{2}/_{3}$ n. Gr. — c—g. Ibero-mauritanisches Moustérien: Umgegend von Madrid: c. Schaber. $^{1}/_{1}$ n. Gr. — d. Klinge. $^{2}/_{3}$ n. Gr. — e. Quadratischer Kratzer. $^{1}/_{1}$ n. Gr. — f. Klingenkratzer. $^{2}/_{3}$ n. Gr. — g. Kielkratzer. $^{1}/_{1}$ n. Gr.

6. Mittel-Moustérien von Acheuléen-Morphologie (mit verhältnismäßig viel Fäusteln; Parador del Sol, Vaquerías del Torero).

7. Oberes Klein-Moustérien, mit intensiven afrik. Einschlägen. Letztere äußern sich im Auftreten „fortschrittlicher" Kleintypen, hauptsächlich kleiner, sehr sorgfältig retuschierter Schaber, feiner Klingen, Klingenstichel, Klingenkratzer, Kiel- und Hochkratzer; Sbaikien-Spitzen (Prado de los Laneros, Atajillo del Sastre).

8. Ibero-mauritanisches Moustérien, vertreten an den FO La Parra, Huerto de Don Andrés und El Sotillo.

Die normale Unterschicht dieses arch. Niveaus wird von klassischen Jung-Moustérien-Typen gebildet, und zwar mit starkem „Acheuléen-Einschlag", d. h. Levallois-Formen und Faustkeilen von ovaler, mandelförmiger, dreieckiger oder subtriangulärer Gestalt, nicht selten mit flacher Unterseite. Mehrere kleine Fäustel sind — ganz im Moustériensinne — sehr sorgfältig behauen; andere, von länglich-spitzer Form, stellen den Übergang zu den vorzüglich ausgeführten und mannigfach variierenden Sbaikien-Spitzen her, von welchen die Faustkeile an Zahl übertroffen werden. Dazu kommt ein überraschendes, bereits im Niveau 7 einsetzendes Kleininventar, welches, rein morphologisch und zusammenhangslos betrachtet, als Capsien (älteres Aurignacien) klassifiziert werden müßte. In ihm erscheinen vollendete Klingenstichel, polyedrische Stichel und Bogenstichel („burins busqués"), Klingenkratzer, typische Kiel- und Hochkratzer und randretuschierte Klingen, welche dann und wann den echten Gravette-Spitzen nahekommen (Tf. 118).

Trotzdem handelt es sich ohne Frage um rein moustérienzeitliche Vorkommnisse. Wie wir uns an ansehnlichen, von R. Reygasse uns zur Verfügung gestellten Originalserien von Bir el Ater und Oued Djebbana (Nordafrika) überzeugen konnten, decken sich diese span. „Jungtypen" genau mit dem Begleitmaterial des nordafrik. Atérien (s. Nördliches Afrika A § 3), nur daß in Spanien bislang die gestielte Atérien-Spitze noch nicht zum Vorschein kam.

Es steht außer Zweifel, daß sich in Süd- und Mittelspanien im Verlauf des Moustérien zwei große Kulturströme begegneten und vermengten: ein n. (mit dem europ. Klein-Moustérien und Moustérien von Acheuléen-Morphologie) und ein s., afrikanischer. Letzterer brachte das Sbaikien und Atérien nach der iber. Halbinsel. Daß diese beiden Stufen auf europ. Boden nunmehr in fester Stratigraphie erwiesen sind, ist von nicht geringer Wichtigkeit und liefert auch den endgültigen Altersnachweis für die nordafrik. Vorkommnisse, welche zumeist Oberflächenfunde darstellen. Dieser merkwürdigen Mischkultur die Eigenbezeichnung eines *„ibero-mauritanischen Moustérien"* beizulegen, halten wir, nach dem Vorgang von J. Pérez de Barradas, für wohl berechtigt. Die Zukunft wird lehren, ob sie nicht desgleichen auf die Apenninenhalbinsel übergriff.

9. End-Moustérien von Acheuléen-Morphologie. Die Faustkeile sind fast ohne Patina, entweder klein und herzförmig (Abri-Audi-Form) oder größer und plump degeneriert. Nur wenige dreieckige Exemplare zeigen sorgsame Herstellung (Portazgo, Las Carolinas, Vallecas).

10. End-Moustérien; bislang selten und atypisch.

Altpaläol. Menschenreste sind nur aus den Tuffen von Bañolas (s. d.; Band V Tf. 123, 7; Prov. Gerona) bekannt, in Gestalt des im J. 1887 von P. Alsíus entdeckten Unterkiefers. Durch seine starke Fossilisation und gewisse neandertaloide Merkmale ist derselbe wohl dem Moustérien einzugliedern.

§ 5. Gibraltar. Die ersten Ausgrabungen (1864—68) beschränkten sich auf die Genista-Höhlen und lieferten *Rhinoceros Merckii, Equus, Cervus, Bos, Felis pardus, F. pardina, Hyaena spelaea, Ursus arctos*, ferner geschlagene Silexgeräte und einen menschlichen Milchzahn. Die letzteren Funde sind verlorengegangen. Der im J. 1848 von Leutenant Flint am Nordhang des Felsens von Gibraltar gefundene Schädel von Forbes' Quarry war weder von Faunen- noch von Industrieresten begleitet und repräsentiert den weiblichen Neandertaltypus (s. Gibraltar).

Nahe an seinem Fundplatze liegt die kleine Halbhöhle Devil Tower, in deren quartärer Breccienausfüllung H. Breuil im J. 1919 auf Herdreste und Silex- bzw. Quarzit-

geräte vom Moustérien-Typus stieß. Die Fauna umfaßte *Ursus arctos*, *Felis pardus*, *F. pardina*, *Hyaena striata* (?), *Sus scrofa*, *Cervus elaphus*, *Capra ibex*, *Bos*, *Equus*, *Lepus cuniculus*.

§ 6. Jungpaläolithikum. Erwies sich die P. bereits während des Altpaläol. als wichtige Länderbrücke zwischen Nordafrika und Europa, so traf dies in nicht minderem Grade auch für das Jungpaläol. zu.

Wie die Aufsammlungen von L. Siret, F. de Motos u. a. verraten und H. Breuil bereits erkannte, besitzen die lithischen Industrien Süd- und Mittelspaniens augenscheinliche Analogien mit dem älteren Capsien (s. d.) Afrikas. Eine moderne, großzügige Untersuchung seiner Stationen steht leider noch aus und hätte vor allem in den Provinzen Almería (Cueva del Serrón, Cueva de Zájara, Cueva Humosa, bei Cuevas de Vera), Málaga, Granada (Umgebung von Iznalloz und Moreda), Valencia und Teruel einzusetzen. Das mittlere Aurignacien (s. d.) ist hingegen n., d. i. frz. Ursprungs und allem Anschein nach nur in die kantabr. Region eingedrungen, wo es aus den Höhlen Castillo bei Puente Viesgo, Morín bei Villanueva, Hornos de la Peña bei San Felices de Buelna (sämtlich in der Prov. Santander) und aus der Cueva Arnero bei Posada und Cueva del Conde bei Tuñón (beide in der Prov. Asturias) gut ausgebildet vorliegt.

Ähnlich lagen die Verhältnisse während der zweiten Hälfte des Jungpaläol., die in Frankreich dem Solutréo-Magdalénien entspricht. Der s. und mittlere Teil der iber. Halbinsel stand unter dem Einfluß des jüngeren Capsien, welches, ohne durch das Solutréen und Magdalénien hindurchzugehen, in fortschreitender Reduktion und Geometrisierung seiner Steintypen das ungleich jüngere „Tardenoisien" anbahnte. Capsien-Leute waren die Träger jener merkwürdigen naturalistischen Kunst, die, neben Tierbildern, mit Vorliebe menschliche Figuren zur Darstellung brachte und, unter abermaligem Ausschluß des N, auf Ost- und Südspanien umschrieben ist (s. Kunst A III; hier Tf. 109 b—f; Band I Tf. 25 a. b, 30, 31; II Tf. 163 a, 168 a; VII Tf. 108 b—113; VIII Tf. 60; XI Tf. 94, 147 b).

Typisches Jung-Capsien liegt beispielsweise aus der Höhle Hoyo de la Mina (ö. von Málaga) vor, mit Klingenkratzern, seltenen kleinen Rundkratzern, Eksticheln, kleinen Gravette-Spitzen, flüchtig gearbeiteten, kleinen Kerbspitzen und den ersten Vorläufern des „Tardenoisien", meist länglich-dreieckig und ausnahmsweise trapezoid. Die Knochenindustrie ist arm und einfach, die Fauna beschränkt sich auf *Cervus*, *Bos*, *Equus* und *Lepus*.

§ 7. Die zweite Zone umfaßt Nordspanien, dessen jungpaläol. Industrien sich mit denen Frankreichs decken. Von ebenda sind, teils die mittelländische, teils die atlantische Küste entlang, neben dem „mittleren Aurignacien" jedenfalls das Solutréen und Magdalénien nach Katalonien bzw. Kantabrien vorgedrungen.

Wir begegnen demgemäß dem Solutréen (s. d.) zunächst in Kantabrien, d. h. an der Nordwestküste. Hier ist es, speziell in den zwei bereits gründlicher erforschten Prov. Santander und Asturias, sehr häufig vertreten. Niveaus der älteren Stufe, gekennzeichnet durch das ausschließliche Auftreten länglichovaler Lorbeerblattspitzen, fanden sich u. a. in den Höhlen Castillo bei Puente Viesgo, Hornos de la Peña bei San Felices de Buelna und Cueto de la Mina bei Posada. Straten der jüngeren Stufe kamen in den Höhlen von Altamira, Camargo und Bona (sämtliche in der Umgebung von Santander), in Cueto de la Mina, in Balmori und Riera (Umgebung von Llanes) zutage. In ihnen dauert die gewöhnliche Lorbeerblattspitze weiter, entwickelt sich jedoch nicht selten zu langschmalen Spitzen von Weidenblattform bzw. zu langgestreckt dreieckigen Spitzen, teils mit schwach konvexer, teils mit geradliniger oder mit konkav ausgebuchteter Basis. Dazu kommt die für dieses höhere Niveau charakteristische Kerbspitze von der bekannten Form, d. h. eine zumeist nur auf der Oberseite fein nach Solutréen-Technik retuschierte Spitze mit langem, seitlichen Stiel, der durch eine durchgreifende laterale Auskerbung erzielt wurde. Zu ihr gesellt sich in Cueto de la Mina, Balmori, Morín usw. eine neue Variante, welche wir als Kerbspitze vom kantabrischen Typus bezeichnen (Band XII Tf. 86, 2 d). Sie besitzt nur einen rudimentären seitlichen Stiel, an welchem eine sorgfältig ausgerundete Kerbe

ansetzt, die in einen scharfen, kurzen Dorn ausläuft. Wir haben es also augenscheinlich mit einer Form zu tun, welche eine Kombination zwischen der Lorbeerblattspitze mit konkaver Basis und der gewöhnlichen Kerbspitze darstellt und n. der Pyrenäen nur ganz vereinzelt erscheint, so z. B. in Lespugue (Haute-Garonne).

Diesem w. Solutréen, welches das kantabr. Scheidegebirge nicht überschritten zu haben scheint, steht im O der Halbinsel jenes von Katalonien gegenüber. Es ist bislang nur aus dem Cau de les Goges (II) bei San Julián de Ramis (Prov. Gerona) belegt, allwo in reiner, ungestörter Stratigraphie eine fundreiche Jungsolutréen-Strate erschlossen wurde. In dieser Höhle treten teils die gewöhnlichen Lorbeerblatt- und Kerbspitzen auf, teils erscheint abermals eine neue Variante der letzteren in Gestalt einer Spitze mit flachbreitem Mittelstiele und, in der Höhe des Stielansatzes, mit sorgfältigen, kleinen Kantenspitzen an beiden Längsseiten. Diese Kerbspitze vom katalan. Typus (Band XII Tf. 86, 2 e), welche morphologisch an die Stielspitzen vom Typus von La Font-Robert (Band I Tf. 55, 8) des jüngsten Aurignacien erinnert, zeichnet sich durch überraschende Eleganz aus, wie sie erst im Vollneol. wiederkehrt. Anklänge an diese Varietät wurden auch aus dem s. Frankreich, beispielsweise aus Isturitz (Basses-Pyrénées), bekannt.

Wie weit dieses ö. Solutréen sich nach S erstreckte, ist noch ungewiß; „Infiltrationen" desselben würden möglicherweise bis in die Prov. Almería und Murcia reichen, wo H. Breuil einige Silices mit Solutréen-Retusche vorfand, vorausgesetzt, daß diese Stücke, durchweg Oberflächenfunde, nicht neol. sind. Auf keinen Fall ist es wahrscheinlich, daß das Solutréen als geschlossener Kulturhorizont stark nach Mittelspanien, geschweige denn noch weiter s., übergegriffen hat.

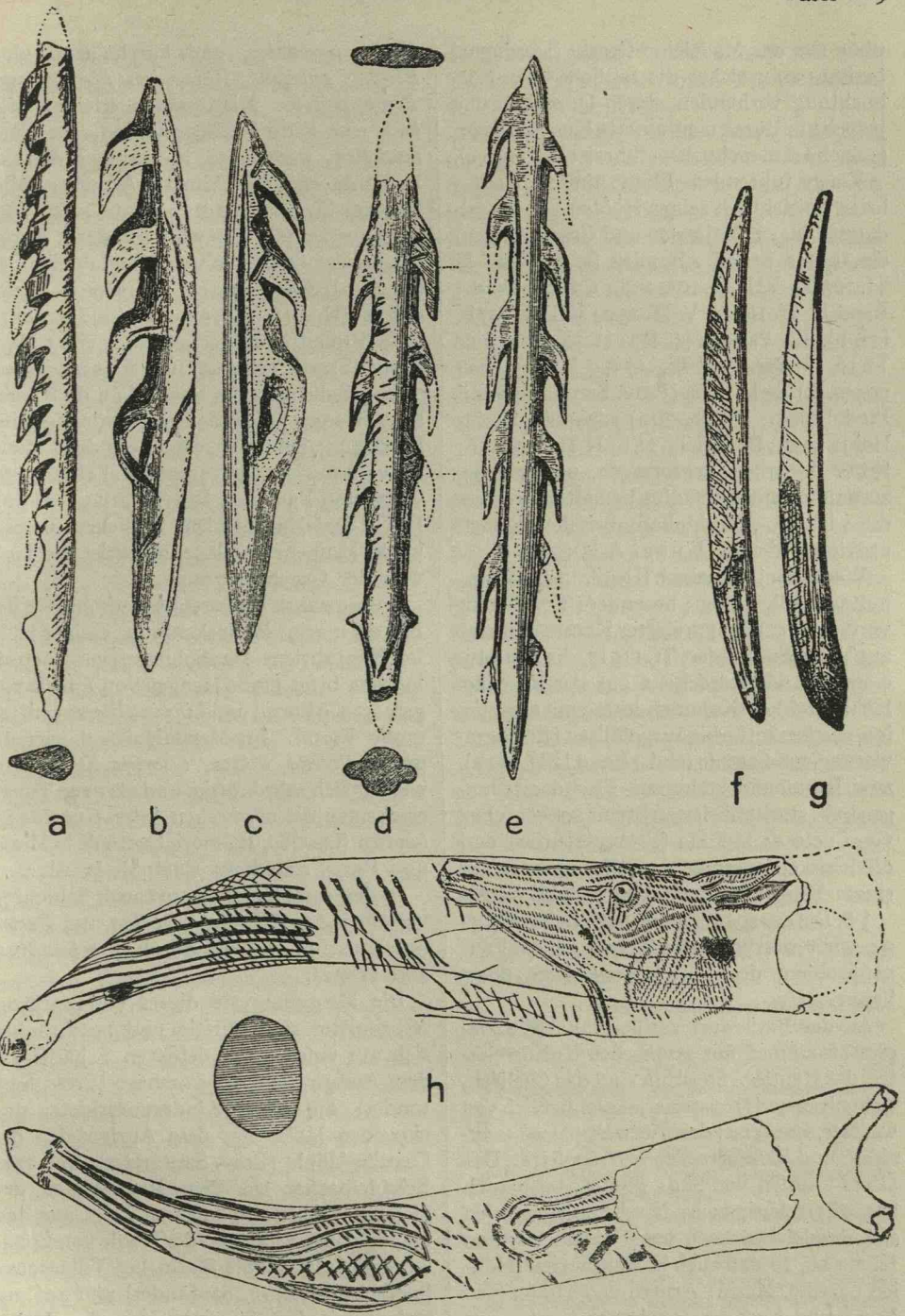
Das Magdalénien (s. d.) erscheint in Spanien abermals auf den N beschränkt; es findet sich in Guipúzcoa (Höhle von Aïtzbitarte oder Landarbaso; Ermityia-Grotte bei Deva), Vizcaya (Höhlen von Armiña, Santimamiñe [s. d.] und Balzola) und vor allem in zahlreichen Grotten der Prov. Santander (Valle, Rascaño, Castillo [s. d.], Morín, Pendo, Altamira [s. d.; Band I Tf. 29 b]) und Asturias (Balmori, Cueto de la Mina, Riera, Ribadesella, Cueva de la Paloma). Vom Südrande des kantabr. Scheidegebirges liegt spärliches Magdalénien aus der Cueva del Caballón, bei Oña (Prov. Burgos), vor. Im O ist neben mehreren FO von untergeordnetem Interesse die Cueva de Serinyá (oder Bora gran d'en Carreres, Prov. Gerona) zu erwähnen.

Die Übereinstimmung dieser span. Vorkommnisse mit jenen Südfrankreichs ist groß, obgleich das Silexmaterial häufig sehr schlecht und alsdann durch Quarzit ersetzt ist. Die aus letzterem Gestein gefertigten Typen pflegen formvollendet, aber meist in ungleich größeren Proportionen hergestellt zu sein.

Trotzdem fehlen im Industrie-Inventar der Prov. Santander und Asturias keineswegs regionale Besonderheiten, welche berechtigen, von einer kantabrischen Magdalénien-Provinz zu sprechen. In ihr lassen sich, nach dem Stande unseres heutigen Wissens, 6 zeitliche Unterstufen unterscheiden, als deren zuverlässigste Leitformen gewisse Horn- bzw. Knochentypen in Betracht kommen:

a) Ältestes Niveau mit leichtgekrümmten Spitzen, welche eine kleine, seitliche Abplattung aufweisen. (Derselbe Typus mit großer Abplattung ist solutréenzeitlich; Tf. 119 f, g)
b) Niveau mit zahlreichen gekanteten Pfriemen von drei- oder viereckigem Querschnitt
c) Niveau mit vorwiegend großen, runden Pfriemen
d) Niveau mit einreihigen Harpunen; zum bekannten Universaltypus tritt, als kantabr. Variante, die Harpune mit seitlichem Öhr
e) Niveau mit doppelreihigen Harpunen
f) Niveau ohne Harpunen und mit starker Verarmung des Horn- und Knochenmaterials überhaupt. Im Silex-Inventar tauchen neben nukleusförmigen Kegelkratzern kleine Rundkratzer als Vorläufer der Azilien-Kratzer bereits in ziemlicher Menge auf.

Die Harpunen mit seitlicher Öse sind stets einreihig und kommen außerhalb unserer Zone nicht vor. Es mag interessieren, daß das Museum von Toulouse eine zweireihige Har-



Pyrenäenhalbinsel A. Paläolithikum

a—e. **Hirschhornharpunen**: a, d, e. Intereuropäischer Typus. — b, c. Kantabrische Variante mit seitlichem Öhr. — a, c, d, e aus der Höhle Rascaño, Santander; b aus der Höhle Cueto de la Mina, Asturias. — $^4/_5$ n. Größe. — f—g. **Krummspitzen aus Horn** mit seitlicher Abplattung: f. Solutréen-Typus. — g. Typus des unteren Magdalénien. ca. $^1/_1$ n. Gr. — h. „**Kommandostab**" aus der Höhle von Valle, Santander. Hirschhorn. $^1/_1$ n. Gr.

pune aus der Madeleine-Grotte (Dordogne) besitzt, an welcher die seitliche Ösen-Ausbuchtung vorhanden, deren Durchbohrung jedoch nur durch eingravierte Konturen vorgezeichnet u. nicht ausgeführt ist (Tf. 119b,c).

Einen führenden Platz nimmt Kantabrien hinsichtlich seiner Höhlen mit Wanddarstellungen (Malereien und Gravierungen) ein, unter denen Altamira (s. d; Band II Tf. 163b; VII Tf. 105, 106), Castillo (s. d.; Band II Tf. 168b; V Tf. 25a; VII Tf. 107h, i, l, p), La Pasiega (s. Pasiega [La]; hier Tf. 16, 17; Band VII Tf. 107f, g, k, o, q), Hornos (s. d.) de la Peña (Prov. Santander) und Pindal (s. d.; Tf. 38, 39a) sowie die Buxu-Höhle (s. d.; Band I Tf. 25c; II Tf. 115, 116; Prov. Asturias) hervorragen, und welche, zusammen mit den südfrz. bemalten Grotten, die wichtige „franko-kantabrische" Kunstprovinz bilden (s. Kunst A II).

Werke der jungpaläol. Kleinkunst sind verhältnismäßig selten; besondere Erwähnung verdienen ein feingravierter Kommandostab aus Valle (Santander; Tf. 119h), die Skulptur eines Capridenköpfchens aus der Rascaño-Höhle (ebd.), ein Kommandostab mit einer tiefen, ehedem rotfarbig ausgefüllten Hirschgravierung von Castillo (ebd.; Band II Tf. 162a), zwei Kommandostäbe mit Fischdarstellungen bzw. stark stilisierten Steinbockköpfchen von Cueto de la Mina (Prov. Asturias) und die feine Gravierung eines Gemskopfes auf einem Rippenfragment von Collubil (ebd.).

§ 8. Die das span. Paläol. begleitende Fauna wirft wertvolle Streiflichter auf das Faunenproblem des Mittelmeergebietes überhaupt.

An der Basis der Castillo-Höhle (s. d.) lagert zusammen mit atypischen Kulturrelikten das Rentier. Sonsthin sind das Chelléen, Acheuléen und Moustérien ausschließlich von warmer, interglazialer Tierwelt (*Elephas antiquus* und *Rhinoceros Merckii*) begleitet. Das ältere Capsien von Süd- und Mittelspanien bzw. ältere Aurignacien Nordspaniens spielen sich desgleichen noch unter einem warmen Klima ab, so daß auch in Kantabrien (Höhlen Castillo, Morín; Arnero und Tuñón (das Mercksche Nashorn fortdauert.

Während der folgenden jüngeren Phasen dauert im S und Zentrum eine gemäßigte Fauna weiter, gekennzeichnet durch *Cervus elaphus*. *Equus caballus*, *Bos primigenius*, *Capra pyrenaica*, und anscheinend ohne *Elephas antiquus*, *Rhinoceros Merckii* und *Bison priscus*. Nordspanien erleidet vollends eine kalte Fauneninvasion. Das Ren erscheint, wenn auch in geringer Anzahl, in Kantabrien (Aïtzbitarte, Armiña, Valle, Ojebar, Castillo) und in Katalonien (Serinyá) und findet sich während des j. Aurignacien, des Solutréen und Magdalénien. In seinem Gefolge treten *Rhinoceros tichorhinus* (Unquera, Prov. Santander; ohne arch. Begleitfunde, jedoch über einer Moustérien-Strate gelagert) und *Elephas primigenius* (Solutréen von San Julián de Ramis, Prov. Gerona; Lehme von Pedralbes bei Barcelona; Solutréen von Cueto de la Mina, Prov. Asturias; spätquartäre Lehme von Udías und Pámanes, Prov. Santander) auf. Das End-Magdalénien entbehrt bereits kalter Fauneneinschläge und weist die Tierwelt der Gegenwart auf.

Interessante ergänzende Aufschlüsse liefert die marine Molluskenfauna einiger Höhlen Kantabriens. Das Solutréen von Cueto de la Mina birgt große Mengen von *Patella vulgata* (große Form) und *Litorina litorea* (mittelgroße Form). Im Magdalénien dauert die große *Patella* weiter, *Litorina litorea* entwickelt sich sehr kräftig, und als neue Typen erscheinen die nordischen Arten *Cyprina islandica* (Castillo, Balmori, Cueto de la Mina) und *Pecten islandicus* (Cueto de la Mina).

In den epipaläol. bzw. präneol. Schichten verschwinden *Litorina*, *Cyprina* und *Pecten* durchaus und werden durch *Trochus lineatus* ersetzt.

Die Menschenreste dieses endquartären Abschnittes sind dürftig und beschränken sich auf einen stark defekten Schädel aus dem Aurignacien von Camargo (Prov. Santander), auf einen Kinderunterkiefer und einzelnen Molar aus dem Aurignacien der Castillo-Höhle (Prov. Santander), auf zwei Schädelbecher aus dem Magdalénien der gleichen Höhle, auf je einen Zahn aus den Magdalénien-Schichten der Höhle von Cobalejos und der Höhle Morín bei Villaescusa (beide in der Prov. Santander) und auf unbedeutende Knochenreste aus der Höhle von Serinyá (Prov. Gerona).

Hinsichtlich der Einreihung dieser Faunenhorizonte in den quartär-geolog. Gesamtrahmen s. Diluvialchronologie § 4.

§ 9. Epipaläolithikum. Während der erlöschenden ä. StZ lassen sich auf unserer Halbinsel abermals zwei Zivilisationsströmungen erkennen.

Das Capsien entwickelte sich, unter ständiger Reduktion seiner Silexgeräte und nicht ohne neue nordafrik. Zuschüsse zu empfangen, zum End-Capsien, gekennzeichnet durch geometrische Mikrolithtypen. Wohl stehen tiefergehende Spezialuntersuchungen noch aus, aber wir kennen das End-Capsien mit kleingeometrischem Silexinventar wenigstens bereits aus der Cueva de la Bermeja (Prov. Murcia), aus Aguilar de Anguita und Alcolea del Pinar (Prov. Guadalajara) und von verschiedenen Plätzen der Prov. Albacete. Dazu kommen die Muschelhaufen im Tajo-Tale, unweit Mugem (Cabeço da Arruda [Tf. 120], Fonte do Padre Pedro, Cabeço da Amoreira, Cova da Onça und Moita do Sebastião; Portugal; Band XIII Tf. 56b), welche im J. 1863 von F. A. Pereira da Costa entdeckt wurden. Sie bestehen aus *Lutraria compressa*, *Tapes*, *Cardium*, *Ostrea*, *Buccinum*, *Nucula*, *Pecten*, *Solen* usw. und weisen darauf hin, daß das Meer ehedem ungleich tiefer in die Tajo-Bucht eingedrungen sein muß als in der Gegenwart. Die Säugetierreste verteilen sich auf die Gattungen *Bos*, *Cervus*, *Ovis* oder *Capra*, *Equus*, *Sus*, *Felis*, *Meles*, *Viverra*, *Lepus*. Der gezähmte Hund war allem Anschein nach bereits bekannt.

Im arch. Inventar fehlen geschliffene Steingeräte und Keramikreste durchaus. Neben einfachen Knochenwerkzeugen stellen sich vorab geometrische Zwerggeräte ein, teils dreieckige, teils trapezoide Formen. Die zahlreichen, an der Basis der Muschelhaufen entdeckten Gräber bergen der überwiegenden Mehrheit nach eine langschädlige Rasse, welche A. Mendes-Corrêa als „*Homo afer taganus*" (d. h. afrik. Ursprungs) klassifiziert.

Vertreter dieser End-Capsien-Kultur waren zugleich die Verfertiger der schematisierten Petroglyphen Spaniens, welche in der Sierra Morena ein Hauptzentrum besaßen, aber so ziemlich über die ganze Halbinsel verbreitet sind (s. Kunst A IV; Band VII Tf. 115).

Vom s. und mittl. Spanien drang diese Stufe nach dem N (zunächst nach Frankreich) vor, wo das dortige Tardenoisien (s. d.) unmittelbar in ihr wurzelt und sich dementsprechend in seinem Typeninventar vollauf mit ihr deckt.

Im nw. Spanien (Kantabrien) hat sich mit größter Wahrscheinlichkeit aus dem degenerierten Magdalénien das Azilien herausgebildet, dessen durchlochte Flachharpunen auf die dortigen Magdalénien-Harpunen mit seitlicher Öse zurückgehen. Aus dem End-Capsien entnahm diese Kulturstufe die geometrischen Kleintypen sowie die schematischen Zeichen und Menschenbilder, welche sie auf die „bemalten Kiesel" übertrug (s. die näheren Ausführungen unter Azilien § 2; Band I Tf. 63b).

Typisches Azilien (mit Hirsch, Reh, Steinbock, Gemse, Wildpferd, Wildrind, Wildschwein, Wolf, Luchs, Wildkatze; *Litorina litorea*, *Patella vulgata* und *Helix nemoralis*) liegt vor: in Asturien aus den Höhlen Balmori, Riera und der Cueva de la Paloma; in der Prov. Santander aus der fundreichen Cueva de Valle (s. a. Band XIII Tf. 56a), Rascaño, Salitre, Morín, Pendo, Castillo; in der Prov. Vizcaya aus der Höhle Balzola. Leichte Einschläge dieser Stufe verrät auch die Serinyá-Höhle (Prov. Gerona, Katalonien).

Als präneolithische Phase hat die im nw. Spanien beheimatete Asturias-Stufe (s. d.; Band I Tf. 45, 46) zu gelten, welche bereits auch für das sw. Frankreich und Katalonien erwiesen ist. Sie steht zeitlich dem Campignien (s. d.) nicht fern, welches auf der P. gänzlich fehlt.

Keine paläol. Belege lieferten bislang die Balearen (s. d.).

Zusammenfassungen mit Literaturübersichten: H. Obermaier *El Hombre Fósil* Memor. Comisión Nr. 9. Madrid 1916 (besonders c. VI S. 151ff.); ders. *Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens* Anthropos 14—15 (1919—1920) S. 143ff.; ders. *Paläolithikum und steinzeitliche Felskunst in Spanien* Präh. Z. 13—14 (1921—1922) S. 177ff.; J. Fontes *O Homem fóssil em Portugal* Jornal de Sciéncias Naturais. Lisboa 2 (1922).

Conde de la Vega del Sella *El Paleolítico de Cueva Morín (Santander)* Memor. Comisión Nr. 29 (1921); H. Obermaier, P. Wernert und J. Pérez de Barradas *El Cuaternario de las canteras de Vallecas* Boletín del Instituto Geológico de España 42 (1921); J. Pérez de Barradas *Yacimientos paleolíticos del valle del Manzanares (Madrid)* Memor. Junta Exc. Nr. 42 (1922); ders. *Yacimientos paleolíticos de los valles del Manzanares y del Jarama (Madrid)* ebd. Nr. 50 (1923); H. Breuil *Palaeolithic Man*

at Gibraltar: new and old facts Journ. anthr. inst. 52 (1922); M. Such *Avance al estudio de la Caverna „Hoyo de la Mina" en Málaga* Boletín de la Socied. Malagueña de Ciencias 1919/1920; M. Pallarès und P. Wernert *El Solutrià de Sant Julià de Ramis: El Cau de les Goges* Annari Inst. 6 (1920); H. Obermaier *Escultura cuaternaria de la cueva del Rascaño (Santander)* Buttletí de l'Associació Catalana d'Antropologia, Etnologia i Prehistória 1 (1923); Vorgeschichtliches Jahrbuch 1—3 (1926—1928) unter „Paläolithikum".

H. Obermaier.

B. Neolithikum und Kupferzeit (Tf. 121—137).

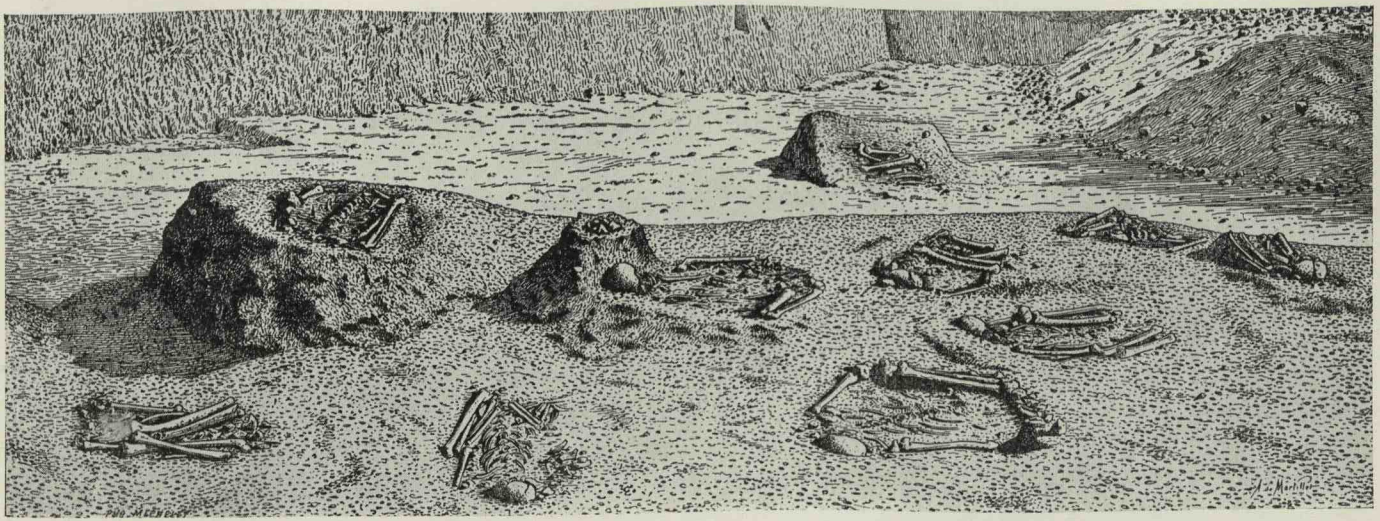
§ 1. Zusammenhänge zwischen ä. und j. StZ. — § 2. Die frühneol. Kultur des sog. Asturien. — § 3. Übersicht über die spätneol. und kupferzeitl. Kulturen. — § 4. Chronol. Gliederung des Spätneolithikums und der Kupferzeit. — I. Die Zentrale Kultur: § 5. Endneolithikum und frühe Kupferzeit. — § 6. Reinneol. Fundorte. — § 7. Frühe Kupferzeit. — § 8. Die Extremadura-Segovia- und die andalus. Gruppe. — § 9. Die vollentwickelte Kupferzeit. — § 10. Die Glockenbecherkultur Andalusiens. — § 11. Die Glockenbecherkultur Neu-Kastiliens. — § 12. Die nördlichen Ausläufer der Glockenbecherkultur. — § 13. Die Weiterentwicklung der Grottenkultur mit Reliefkeramik in Kantabrien, Aragonien und Katalonien. — II. Die w. oder portugies. Megalithgräber-Kultur: § 14. Allgemeines. — § 15. Spätneol. Zeit. — § 16. Frühe Kupferzeit. — § 17. Volle Kupferzeit. — § 18. Ausbreitung der portug. Kultur nach N und O. — III. Die Almeria-Kultur: § 19. Allgemeines. — § 20. Spätneol. Zeit. — § 21. Frühe Kupferzeit. — § 22. Die Ausbreitung der Almeria-Kultur nach SW und N. — § 23. Vollentwickelte Kupferzeit. — § 24. Die Ausbreitung nach SO, in der valencian. Küstenzone und in Nieder-Aragonien. — § 25. Die Almeria-Kultur in Katalonien. — IV. Die Pyrenäische Kultur: § 26. Allgemeines. — § 27. Die Probleme der j. Stein- und Kupferzeit Spaniens. — § 28. Die absolute Chronologie.

§ 1. Zusammenhänge zwischen ä. und j. StZ. Die j. StZ der iber. Halbinsel wird mit der ä. StZ durch die Weiterentwicklung der Felsenkunst verknüpft. Die jüngeren Phasen derselben zeigen eine fortschreitende Stilisierung bis zu den schematischen Zeichen, die sicher in die entwickelte Kupferzeit gehören. Die Chronologie der jüngsten (schon sehr schematischen) Phasen wird gegeben durch das Vorkommen gemalter und eingravierter Bilder in den Megalithgräbern Portugals, Asturiens, Extremaduras, Andalusiens und Kataloniens sowie durch die Identität mancher Darstellungen auf den Felsenmalereien und der neol. und kupferzeitl. Keramik Portugals, Zentralspaniens und Andalusiens. Die ältesten, noch paläol. Phasen sind ebenfalls chronol. gesichert, für die mittl. Phasen, die der Übergangs- und älteren neol. Zeit angehören müssen, haben wir aber nur typol., keine chronol. Stützpunkte.

Die Verbreitung der Felsenkunst im Neol. scheint sich mit dem Gebiet der paläol. Capsien-Kultur und Capsien-Kunst zu decken. Nur ist sie weiter nach W vorgedrungen und hat außer den andalus. sö. und ö. Gebirgsketten jetzt auch das obere Hochland (Batuecas, Prov. Salamanca) und allmählich auch Extremadura und Portugal besetzt. Nordspanien erhielt erst am Ende der Kupferzeit die Felsenkunst, wohl durch Einfluß der Nachbargebiete (Peña Tú u. a. in Asturien, Faido und Albaina im Baskenlande, Espolla und Capmany im n. Katalonien).

So ist es recht wahrscheinlich, daß die Kulturen, die im Neol. in Zentralspanien und Portugal erscheinen, auf dem alten Boden der paläol. Capsien-Kultur erwachsen sind, während die anderen Kulturen der Halbinsel aus derselben Zeit einen anderen Ursprung aufzuweisen haben. Dies gilt auch von der Almeria-Kultur des Neol. und der Kupferzeit, die wie etwas Neues während des Neol. im sö. Teile der Halbinsel auftaucht und sich von dort nach W und nordwärts über die Küste bis Katalonien und Aragonien ausdehnt.

Die Fragen, die sich an die Kulturen des kantabr.-bask. N knüpfen, sind noch wenig geklärt. Doch, auch wenn die dortige protoneol. Kultur des Asturien eine vollständig neue Erscheinung ist, bleibt keine andere Erklärung übrig, als in diesen Kulturen lokale, äußerst ärmliche Lebensäußerungen von Nachkommen derselben Leute zu sehen, die dort vorher die Kultur des Azilien getragen haben. Die Asturien-Kultur ist von Asturien bis in das frz. Baskenland (Biarritz) verbreitet, sie ist chronol. nach Stratigraphie und Fauna dem nordfrz. Campignien, also der frühneol. Zeit, gleichzustellen und vielleicht durch die Annahme zu erklären, daß der radikale Wechsel der klimatischen Verhältnisse, der mit dem Aussterben der Altquartär-Tiere das bisherige Jägerleben unmöglich machte, dazu beitrug, die ärmliche Kultur der muschelsammelnden Asturien-Leute entstehen zu



Pyrenäenhalbinsel A. Paläolithikum

Schnitt im Muschelhaufen „Cabeço da Arruda". Mit menschlichen Skeletten. Nach Cartailhac.

lassen. Die weitere Entwicklung dieser Kultur im fortgeschrittenen Neol. und der Ursprung der späteren Erscheinungen der Kupferzeit Nordspaniens sind noch unbekannt. Auf jeden Fall aber muß man viele dieser späteren Erscheinungen als Einflüsse der Nachbarländer auf ein bodenständiges altes Element betrachten.

Von der frühesten neol. Zeit Nordwestspaniens wissen wir nichts. Einige bisher recht hoch hinauf datierte Funde sind jetzt als vollkupferzeitl. erwiesen, wie z. B. einige Megalithgräber.

Allg. Lit. zur j. StZ und Kupferzeit: Bosch *Hisp.*; ders. *Prehistória catalana* 1919; ders. *L'estat actual del coneixement de la civilització neolitica i eneolitica de la Península ibérica* Anuari Inst. 6 (1915—20) Crónica (= *Neol. Pen. ib.*); ders. *Ensayo de una reconstrucción de la etnología prehistórica de la Península ibérica* Boletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo 1922 (zitiert *Etnologia Pen.*); N. Åberg *La civilisation énéolithique dans la péninsule ibérique* 1921 und dessen Besprechung durch Bosch *Zur Vorgeschichte Spaniens* Urgeschichtlicher Anzeiger 1 (1923); Pericot *La prehistoria de la peninsula ibérica* 1923; Präh. Z. 15 (1924) S. 81ff. Bosch.

§ 2. Die frühneol. Kultur des sog. Asturien s. Asturias-Stufe.

§ 3. Übersicht über die spätneol. und kupferzeitl. Kulturen. Die iber. Halbinsel zerfällt in verschiedene Gebiete, die während der j. StZ und der darauffolgenden Kupferzeit bis in den Anfang der BZ Kulturen aufweisen, die nach ihren typischen Merkmalen gut erkennbare kulturelle Einheiten bilden und sich auch voneinander scharf abheben. Es ist gelungen, ihre stufenweise Entwicklung in Per. zu scheiden.

Die genannten Kulturen sind:

a) Die Zentrale Kultur, in den früheren Per. durch die Grotten mit ärmlichem Steinmaterial und reich verzierter Keramik, in der vollentwickelten Kupferzeit durch die Glockenbecherkeramik, die aus der ihr voraufgehenden und in einigen Gebieten noch weiterlebenden Grottenkeramik hervorging, charakterisiert.

b) Die w. oder portug. Megalithgräber-Kultur, gekennzeichnet durch die Entwicklung der Megalithgräber, die Typologie der Pfeilspitzen mit konkaver Basis, die feine Bearbeitung der Feuersteintypen, die auf Religion und Kultus sich beziehenden Gegenstände des Grabinventars (Kalksteinzylinder, Schieferplatten) und die unverzierte Keramik.

c) Die Almeria- oder sö. Kultur. Ihre Hauptmerkmale sind folgende: die Dorfansiedlung und (nicht megal.) Gräber in Felsenschluchten und Erdschächten, die allmählich mit Steinen ausgebaut werden, bis sie regelmäßig eine kleine Steinkiste bilden; die typol. Entwicklung der Pfeilspitzen mit Stiel und Seitenflügelchen sowie der rhombischen *(à losange)* Pfeilspitzen; die frühe Kenntnis des Kupfers und seine vielseitige Bearbeitung, die eigenartigen Kultgegenstände (Tier-Phalangen, Idole) vom Gárcel- und Almizaraque-Typus; die unverzierte Keramik von besonderen Formen und Techniken.

d) Die Pyrenäische oder Baskisch-katalan. Megalith-Kultur, die erst in der vollentwickelten Kupferzeit auftritt und verschiedene Elemente aus den Nachbarkulturen übernimmt, sie jedoch zu einem durchaus eigenartigen Kulturbild umwandelt. So entlehnt sie manche megal. Grabformen aus dem portug. Kulturkreis, Pfeilspitzentypen aus der Almeria-Kultur und die Glockenbecherkeramik aus Zentralspanien sowie aus der Almeria-Kultur.

Die Ausbreitung dieser Kulturen und deren Grenzen ändern sich in den verschiedenen Per., und gegenseitige Beeinflussungen machen sich im Ablauf der Zeiten bemerkbar. So sind die Megalithgräber von Portugal aus in die s. Zone der Glockenbecherkultur und bis Almeria gelangt, abgesehen von ihrer Verbreitung im pyren. Kulturkreis. Auch die Glockenbecherkeramik durchdringt die ganze Halbinsel.

Bosch *Prehistória catalana* 1919; *Neol. Pen. ib.; Etnologia Pen.;* Pericot *La civilización megalitica catalana y la cultura pirenaica* 1925.

§ 4. Chronologische Gliederung des Spätneolithikums und der Kupferzeit. Durch die Kenntnis der verschiedenen chronol. Stufen in jedem Kulturkreis und der allg. Erscheinungen, welche die Stellung jeder lokalen Per. zu denen der anderen Kulturen bestimmen, wird eine feste chronol. Gliederung des Endneol. und der Kupferzeit auf der ganzen Halbinsel ermöglicht. Es sind folgende Per. zu unterscheiden:

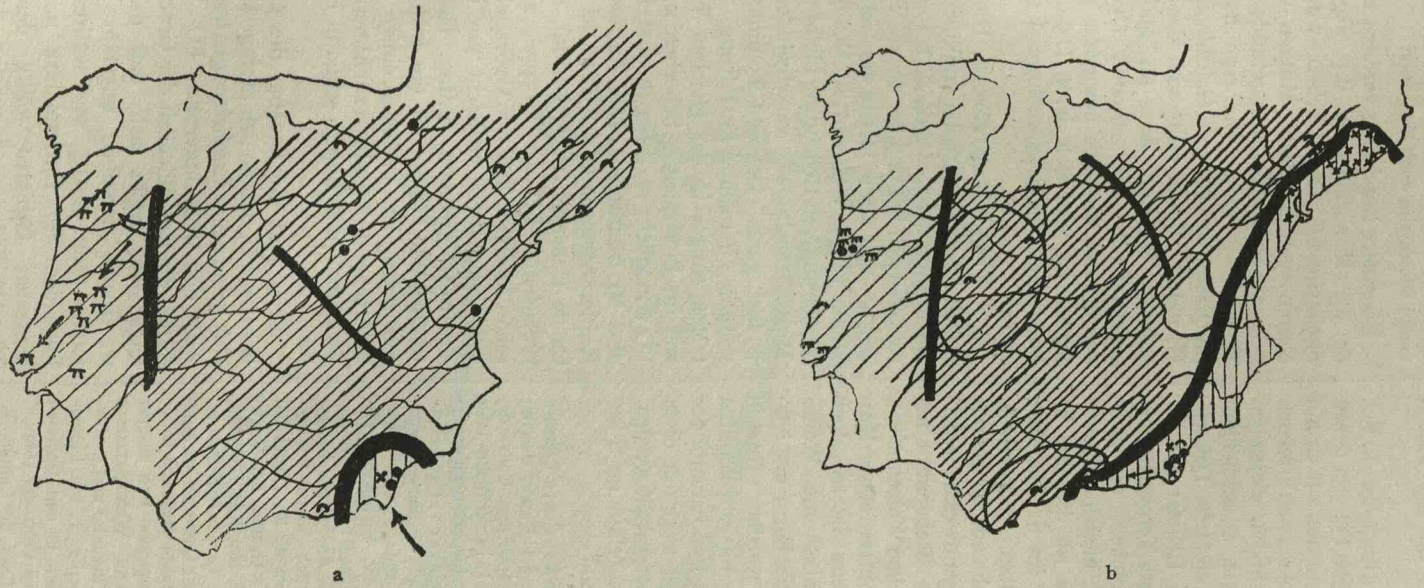
1. Endneolithikum, mit einfachen Steingerät-Typen und ärmlicher Ornamentik in der Töpferei. Bei jenen fehlen überall die entwickelten Pfeilspitzen und die polierten Äxte. Letztere sind ausschließlich aus gewöhnlichem Gestein (Kalkstein, Schiefer, Basalt) hergestellt. Auch finden sich nirgends Schmuckgegenstände, wie z. B. Kollier-Perlen.

2. Frühe Kupferzeit, mit den Ansätzen zu entwickelteren Typen von Pfeilspitzen und beginnendem Steinschliff — auch von ausgewählterem Material, wie Diorit, Fibrolit —, mit reicher Verzierung der Keramik (in der zentralen Grottenkultur) und mit Schmuckgegenständen, insbesondere Kollier-Perlen. In dieser Per. tauchen die ersten Kupfergegenstände von sehr einfachen Formen (Pfriemen, Schlackenreste) auf, jedoch noch keine Äxte aus Metall. Diese Per. kann in einigen Kulturkreisen in zwei Unterstufen geteilt werden (Portugal und Almeria), in denen sich der allmähliche Fortschritt in der Bearbeitung des Materials und Unterstufen in der Typologie beobachten lassen.

3. Vollentwickelte Kupferzeit. Die in der vorausgehenden Stufe begonnene Entwicklung schreitet weiter fort. Besondere Kennzeichen der Per. sind die Glockenbecherkeramik, die sich über die ganze Halbinsel verbreitet, und der zunehmende Reichtum an Metallgegenständen (besonders an Flachäxten, Pfeilspitzen, Sägen) sowie der wechselseitige Einfluß sämtlicher Kulturkreise aufeinander. Auch diese Per. läßt sich in den Kulturen von Portugal und Almeria in zwei Unterstufen teilen. Man muß aber im Auge behalten, daß solche chronol. Merkmale, die auf typol. Grundlage ruhen, nicht ausschließen, daß neben den neuen Formen auch die alten noch häufig genug vorkommen. Hier, wie überall, ist nach den neuen Typen zu urteilen. Ein weiteres interessantes Moment in der Entwicklung der iber. Halbinsel zu dieser Zeit ist, daß bei den Äxten kaum eine Entwicklung zu beobachten ist. Vielleicht wird dies durch die Roheit des Materiales — Feuerstein kommt sehr selten vor — bedingt. Die gewöhnlichen Äxte behalten bis zum Ende der Kupferzeit immer eine plumpe und primitive Walzenform. Nur bei den polierten Äxten aus feinerem Gestein bemerkt man seit der frühen Kupferzeit andere Formen, z. B. von flacher oder trapezförmiger Art, die aber keineswegs eine Ausbildung stark differenzierter Typen verursachen. Als chronol. Mittel dienen bis zu einem gewissen Grade auch die Formen der Megalithgräber. Nur in der reinneol. Zeit und in Portugal gibt es polygonale, aus rohen, dicken Blöcken gebildete Kammern (eigentl. Dolmen). In der folgenden Per. trifft man überall die echten Ganggräberformen, die besondere, in der vollentwickelten Kupferzeit schon fertig ausgebildete Nebenentwicklungen aufweisen: Gedeckte Galerien (galeries couvertes), durch Verwischung des Unterschiedes zwischen der Kammer und dem immer breiter werdenden Gang entstanden, Kuppelgräber (eigentlich Ganggräber, die mit kleineren Steinen abgedeckt wurden, wobei aus technischen Gründen das falsche Gewölbe entsteht) und Steinkisten, die nur eine Verkleinerung der gedeckten Galerien sind, wie aus der Mannigfaltigkeit typol. Zwischenglieder hervorgeht, welche z. T. noch galeries couvertes, z. T. schon Steinkisten sind.

Lit. s. u. § 1. — Frühere Versuche einer chronol. Gliederung des Neol. bei Siret *Questions de chronologie et d'ethnographie ibériques* 1913; Wilke *Südwesteurop. Megalith-Kultur* 1912.

I. Die Zentrale Kultur. § 5. Endneolithikum und frühe Kupferzeit. Sie erscheint im ganzen Tafelland, Extremadura mit eingeschlossen, in Andalusien (außer Almeria) und reicht, über den Ebro sich ausbreitend, einerseits bis Navarra, anderseits bis Katalonien. Im ö. pyren. Teil Kataloniens berührt sie sich mit der südfrz. Grottenkultur, die der span. vollständig gleicht. Das ganze kantabr.-bask. Gebiet bleibt jetzt von der zentralen Grottenkultur unberührt. Die Grenzen gegen NW (Galicien) sind nicht genau anzugeben. Zwei Hauptgruppen der zentralen Grottenkultur sind zu unterscheiden: die nö. Gruppe in den Prov. Soria, Guadalajara und den Gebirgslandschaften von Valencia nach NO (Katalonien, Aragonien, Navarra), wo das Hauptmerkmal ein Überwiegen der Reliefdekoration in der Keramik ist, während in der sw. Gruppe dieser Kultur sich rasch die



a b

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

a. Die Pyrenäenhalbinsel im Endneolithikum. — b. Die Pyrenäenhalbinsel in der frühen Kupferzeit.
Nach P. Bosch.

Ritzdekoration entwickelt, die hier zuletzt ausschließlich herrscht.

§ 6. Reinneolithische (spätneol.) FO. Eine Trennung der reinneol. FO von denen der frühen Kupferzeit kann nur auf Grund der Typologie der Vasendekoration erfolgen.

Eine Gruppe für sich bilden diejenigen FO, wo die handgemachte, ausschließlich rohe Keramik nur ganz einfache Dekorationen aufweist, nämlich Reliefs: auf die Gefäßoberfläche aufgesetzte Tonwülste mit Finger- oder Nageleindrücken, die aber stets ganz unkompliziert bleiben. Dieses Hauptmotiv der Gruppe ist dasselbe in der nö. Hälfte wie auch im S. Daneben erscheinen die einfachsten Ritzmotive, Nageleindrücke oder Striche auf der ganzen Gefäßoberfläche ohne irgendwelche regelmäßige Anordnung. Die Steingeräte bestehen aus unpolierten, dicken Walzenbeilen, Feuerstein- und Quarzitsplittern sowie -Messern. Die FO sind meistens Grotten, doch kommen auch Wohnplätze mit Wohngruben vor. Leider ist die Form der letzteren nicht beobachtet worden. Nur in einem Fall (Náquera; unpubliziert) konnten runde Steinkreise, die die Fundamente der Wohnhäuser bildeten, und rings um diese eine Befestigungsmauer festgestellt werden. Gräber sind aus dieser Stufe nur im S bekannt (s. Tf. 121 und 123 a—c, e).

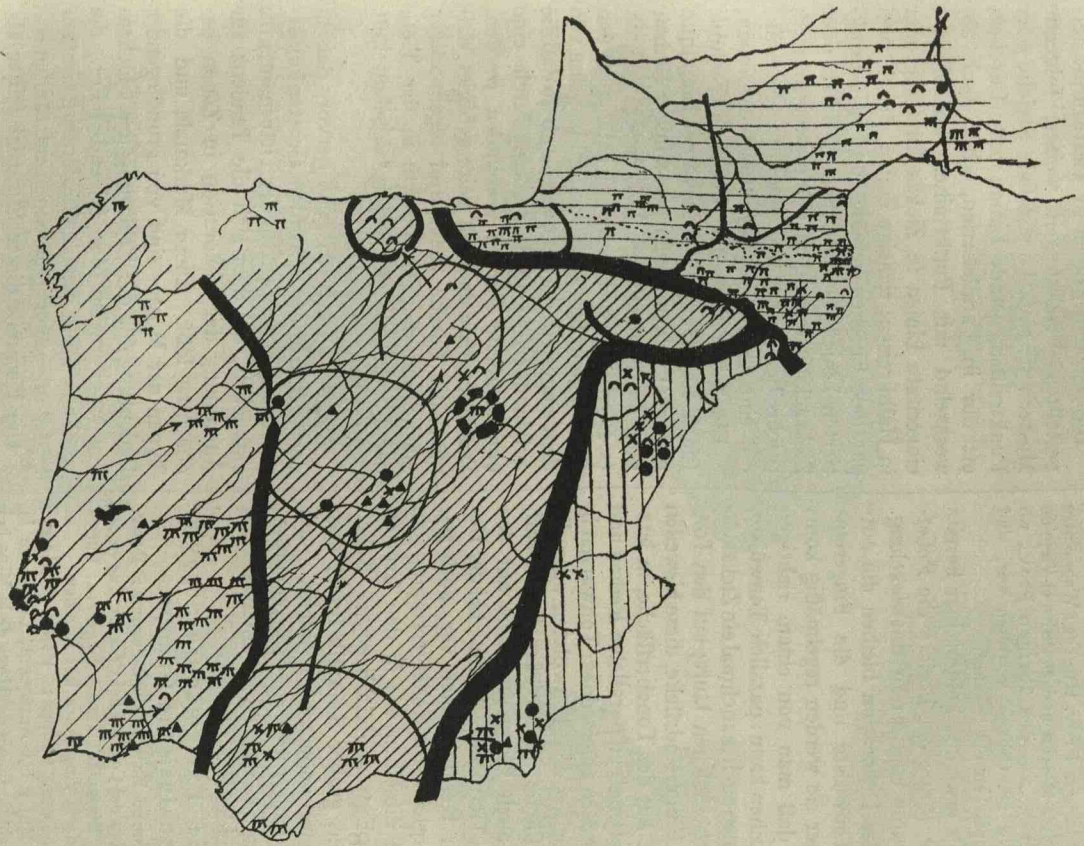
FO im NO: Prov. Logroño: Cueva Lóbrega bei Torrecilla de Cameros u. a.; Prov. Soria: Wohnplatz El Sabinar bei Montuenga, Cueva del Asno bei Soria; Prov. Guadalajara: Wohn- oder Arbeitsplatz bei Argecilla; verschiedene noch unveröffentlichte FO in der Prov. Burgos; Prov. Navarra: Wohngrube (?) bei Echauri; Prov. Castellón: Funde am Strande von El Grao bei der Stadt Castellón; Prov. Valencia: Befestigter Wohnplatz bei Náquera; Prov. Huesca: Grotte dels Moros bei Olvena, Ansiedlungen Bascués bei Casbas und Cerro del Juncal bei Ontiñena; Prov. Lérida: Cova de les Llenes bei Erinyá; Prov. Barcelona: Grotte bei Gavá; Prov. Gerona: Grotte bei S. Marti de Llémana, Cova de Rialp bei Ribas und Grotte bei Olopte.

FO im S: Prov. Granada: Cueva de los Murciélagos bei Albuñol. Man möchte vielleicht lieber hier die älteren FO der Umgegend von Madrid einreihen. Es sind zahlreiche Wohnplatzreste (Wohngruben) mit ärmlichem Inventar und grober, fast unverzierter Keramik, doch z. T. mit Fingereindrücken. Sie erstrecken sich in den Gebieten von Villaverde (Tejar del Sastre, Cerro del Tomillo) und Madrid (El Almendro, Casa de Campo, El Sotillo, Prado de los Laneros usw.). Auch wären die Grotten von Perales de Tajuña hier zu erwähnen. Neben den Wohngruben von Tejar del Sastre (Villaverde) fanden sich auch Erdgräber.

Besondere Beachtung verdient die Cueva de los Murciélagos (s. d.) wegen ihrer Skelettfunde. Die Leichen wurden mit Resten von Kleidern, Mützen und Sandalen aus Sparto-Geflecht gefunden (Band II Tf. 169 b—f, 170). Die eine hatte sogar ein Diadem aus dünnem Goldblech (Band II Tf. 169 a). Sonst reiht sich das hier aufgedeckte Material dem an anderen FO angetroffenen der reinneol. Gruppe an, was bei der Keramik besonders charakteristisch ist, weil sich deren Dekoration in Andalusien später ausnehmend reich entwickelt.

§ 7. Frühe Kupferzeit. Die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe ergibt sich aus der Dekoration der Keramik, die besonders charakteristisch ist, und bei der die Scheidung der nö. von der s. Hälfte des Gebietes sich zuerst zeigt. Während im NO die Reliefverzierung von Bedeutung bleibt und reiche Muster ausbildet, verschwindet sie im S fast ganz. Dagegen kommt die Tieftechnik zu reicher Entfaltung. Das Auftreten einiger in der gleichen Tieftechnik wie im S verzierter Scherben in den nö. FO ermöglicht es, ihren chronol. Parallelismus zu bestätigen. Das Auffinden eines Kupferpfriemens in der Cova del Foric bei Os de Balaguer (Prov. Lérida), einem der typischsten FO der Gruppe, zeigt, daß schon in dieser Zeit der Gebrauch des Metalls, wenn auch vielleicht nur in einigen Teilen des Gebietes, anfing. Daß die Datierung der Gruppe in die frühe Kupferzeit richtig ist, beweisen einige später zu besprechende Parallelen zur Almeria-Kultur, wo damals das Kupfer schon in Benutzung war.

Noch sind die Grotten die hauptsächlichsten FO, und an den Steingeräten lassen sich keine neuen Erscheinungen beobachten. Aus den frühkupferzeitl. FO Extremaduras, die ausschließlich der Grottenkultur angehören, ergibt sich, daß damals die w. Grenze derselben ungefähr noch die jetzige span.-portug. war, während in der folgenden Per. Extremadura mit den w. zentralen Gebieten völlig der portug. Megalith-Kultur unterworfen wird. Dagegen scheint jetzt die ganze Ostküste



Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Die Pyrenäenhalbinsel und Südfrankreich in der entwickelten Kupferzeit. Nach P. Bosch. (Das Gebiet der Almeria-Kultur ist nach den letzten Forschungen im Ebro-Tale weiter aufwärts bis zum Zusammenfluß mit dem Flusse Jalón [Calatayud] auszudehnen.)

Spaniens und der s. Teil Kataloniens für die Grottenkultur verloren zu sein, die durch die Almeria-Kultur ersetzt wird.

FO im NO: Prov. Lérida: Cova del Foric bei Os de Balaguer, Cova Negra bei Tragó de Noguera, Cova del Tabaco bei Camarasa, Cova de l'Aigua bei Alós de Balaguer. Prov. Huesca: Wohnplätze bei S. Blas, Sierra Morena und S. Pedro el Viejo de Cajal (bei Sena). Aus den übrigen Prov., wo früher dieselbe nö. Gruppe vertreten war, sind jetzt keine typischen FO bekannt.

Wie schon erwähnt, kommt hier bereits Kupfer vor (Cova del Foric); die Reliefkeramik nimmt eine starke Entwickelung. Elemente der Dekoration bleiben die aufgesetzten Tonwülste und die Fingereindrücke. Aber sie werden regelmäßig kombiniert, so daß man von einem richtigen System sprechen kann: parallele Tonwülste, zwischen denen auch manchmal ein Zickzackband von ebensolchen läuft; auf den Tonwülsten die Fingereindrücke, diese bisweilen auch direkt auf der Tonoberfläche, in letzterem Fall oftmals zu parallelen Reihen und Zickzackbändern angeordnet; Tonwarzen in Reihen zwischen den Tonwülsten oder die ganze Oberfläche des Gefäßes bedeckend, manchmal auch Fingereindrücke auf den Tonwarzen. Tieftechnik kommt bei der Dekoration der Keramik auch vor, doch seltener im Vergleich zur Reliefverzierung: die Muster sind dieselben wie in den Grotten der Gruppe Extremadura-Segovia. Neben dickwandiger, grober Keramik findet man auch feinere mit polierter Oberfläche. Südl. Hälfte: wir haben hier eine Extremadura-Segovia-Gruppe von einer andalusischen zu unterscheiden.

§ 8. Die Extremadura-Segovia- und die andalusische Gruppe.

FO der Gruppe Extremadura-Segovia: Prov. Cáceres: Cueva del Conéjar bei Cáceres, Cueva del Boquique bei Plasencia. Prov. Segovia: Cueva de la Solana de la Angostura bei Encinas.

FO der andalus. Gruppe: Prov. Málaga: Cueva de la Mujer bei Antequera, Cueva de la Pileta bei Benaoján, Cueva del Hoyo de la Mína bei Málaga. Prov. Cádiz: Verschiedene Grotten bei Gibraltar.

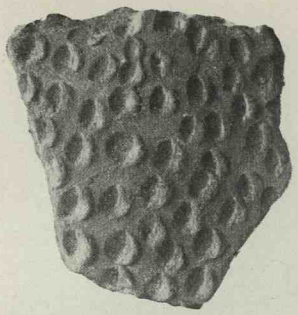
Das Steingerät bleibt in beiden Gruppen so ärmlich wie in Katalonien. In der Keramik verschwinden die Reliefornamente fast ganz; sie sind nur an wenigen Scherben der Grotten Boquique, Mujer und Pileta zu beobachten (einfache Tonwülste mit Fingereindrücken). An eingetieften Motiven finden sich dagegen sehr verschiedenartige; sie bilden immerhin schon Systeme, wenn auch bei einigen Scherben noch die einfachsten, regellos verteilten Nageleindrücke oder Striche vorkommen (Tf. 123 d, f).

Die mit dem Stichel in Tieftechnik hergestellten Verzierungen weisen folgende Muster auf: einfache parallele Striche oder Punktreihen, gerade Linien oder Furchen, oft nur in Parallelserien, aber auch abwechselnd mit Punktreihen kombiniert; eingeritzte Linien in Zickzackmanier oder in Halbkreisen; richtige Zonen, durch zwei parallele Furchen gebildet und mit punktierten Linien, Querstrichen, Winkel- oder Zickzackmustern gefüllt; Palmzweigmuster; Stichreihen in der sog. Boquique-Technik, die eine besondere Beachtung verdienen.

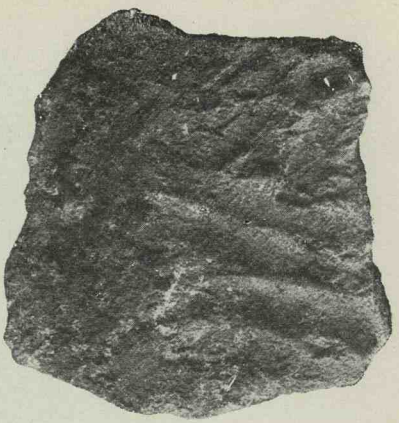
Die Stichreihen der Boquique-Technik (nach dem Haupt-FO Cueva del Boquique genannt) bilden Zonen geradliniger Reihen oder in Wellenlinien. Bei dieser Technik (s. Boquique-Technik) hebt man den Stichel nicht plötzlich, sondern langsam von dem eingetieften Punkt wieder ab, so daß die aufeinanderfolgenden Punkte durch eine oberflächliche Furche verbunden werden. Das Motiv wird dadurch weitergebildet, daß man die Furche tiefer und regelmäßiger macht und die Stichpunkte in der Tiefe der Furche wie gestempelt aussehen läßt (Tf. 127 b).

Aus dem Gesagten geht hervor, daß in der s. Hälfte des zentralen Grottenkulturgebietes sich ein System der Tiefornamentik entwickelt, bei dem sich die Tendenz zur Anordnung der Dekoration in Zonen beobachten läßt. Diese Merkmale und die Typen der Muster sind von grundlegender Bedeutung für die Erklärung der Glockenbecherdekoration der folgenden Per., die wohl aus der in den frühkupferzeitl. Grotten Südspaniens vorkommenden entstanden ist.

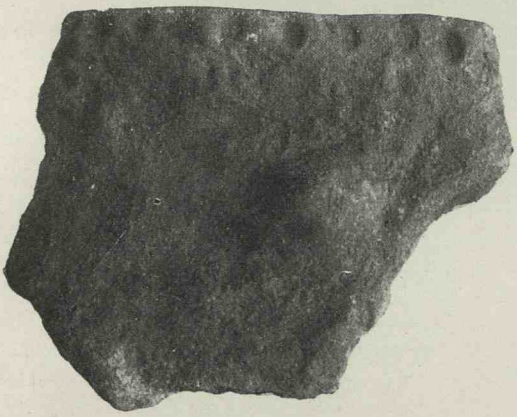
Die Keramik dieser Stufe ist feiner als die frühere, feiner auch als die mit Reliefmustern versehene der gleichzeitigen Grotten Kataloniens; die Formen der Gefäße aber lassen sich im allgemeinen noch nicht bestimmen. Nur für die dickwandigen großen Gefäße des NO scheint eine große, konische Form mit breitem Hals und etwas gewölbtem Bauch (wie er früher auch in der Cueva Lóbrega vorkam) und für einige



a

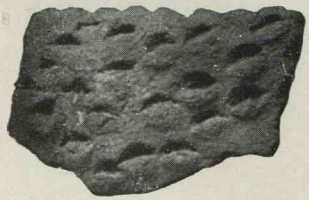


b

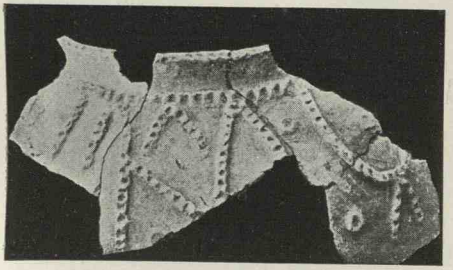


c

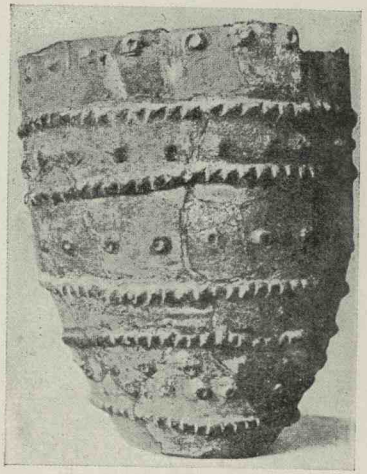
f



d



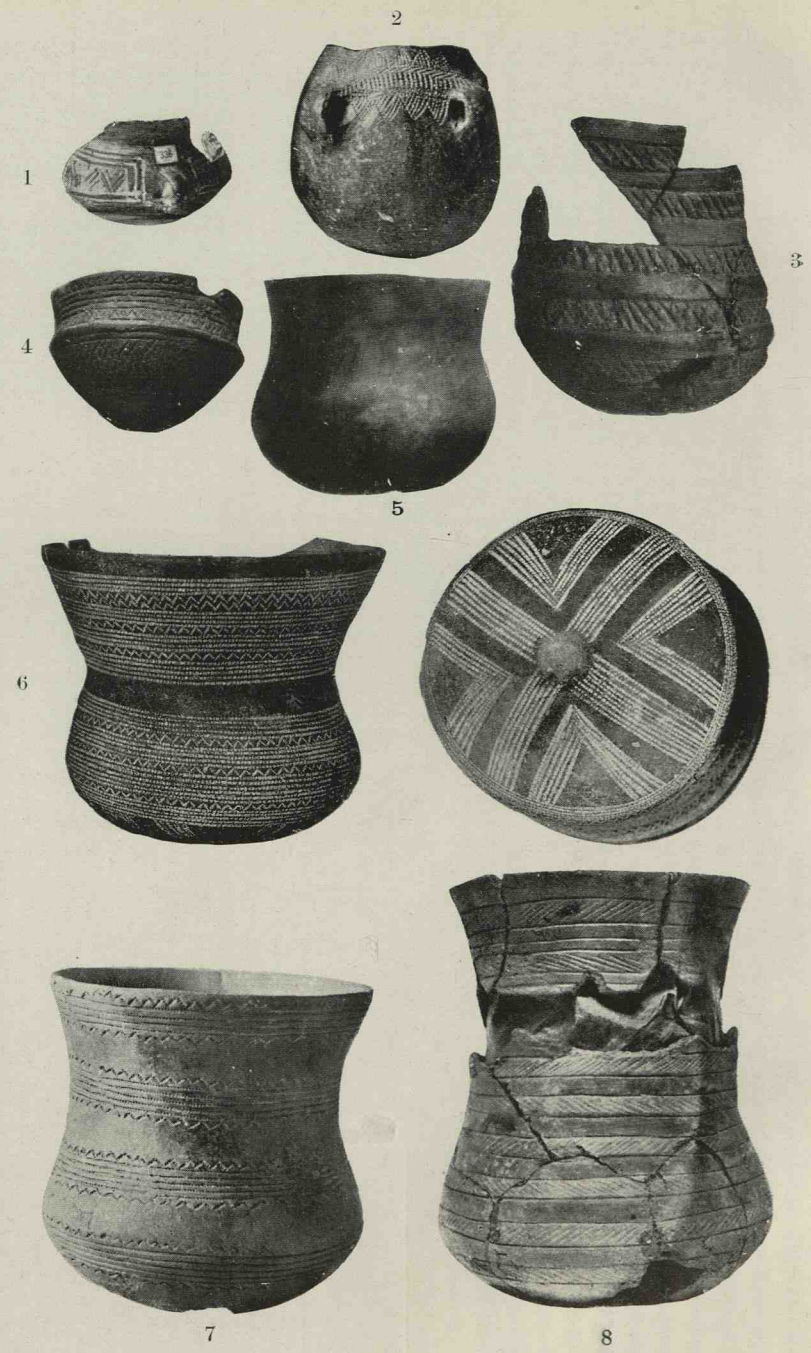
e



g

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Nordspanische Grottenkultur (Endneolithikum und Frühe Kupferzeit). Tongefäßscherben: a—c. „Les Llenes" bei Erinyá (Prov. Lérida). Nach Serra-Ràfols. — d. Grotten bei Gibraltar. Nach Castillo. — e. Ansiedlung „El Sabinar" (Prov. Soria). Nach Cerralbo. — f. Grotte de la Mujer. Ca. $^1/_2$ n. Gr. Nach Castillo. — g. Vollentwickelte Kupferzeit: Cova de Joan d'Os bei Tartareu (Prov. Lérida).



Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Glockenbecherkeramik (Volle Kupferzeit) und Verwandtes: 1. Cardeñosa (Avila). $^1/_4$ n. Gr. — 2. Andalusien. $^1/_5$ n. Gr. — 3. Tabernas (Prov. Almeria). $^2/_5$ n. Gr. — 4. Andalusien. $^1/_6$ n. Gr. — 5. Cueva Lóbrega bei Torrecilla de Cameros (Logroño; Glockenbecherform im Endneolithikum). — 6. Écija (Prov. Sevilla). $^1/_3$ n. Gr. — 7. Los Millares (Prov. Almería). $^1/_3$ n. Gr. — 8. Ganggrab Puentes de García Rodríguez (Prov. Coruña; unrichtig ergänzt). — Nach Castillo.

Scherben aus dem S ein zylindrischer Becher mit konvexem Boden und Tendenz zur Abschnürung des Halses (wie es ebenfalls von früher her aus der Cueva Lóbrega bekannt ist) einigermaßen verbürgt. Ferner läßt sich aus dem Scherbenmaterial auch die Kugelkalottenschale nachweisen. Man kann auch hier vermuten, daß die Formen der Glockenbecherkeramik aus den älteren Prototypen der Grottenkeramik entstanden sind. Andererseits könnte man auch in den Sparto-Beuteln der Cueva de los Murciélagos (Band II Tf. 169f) ein Urbild des Glockenbechers suchen sowie ihre Flechtmuster bei der Bildung der Glockenbecher-Dekoration als mitwirkend ansehen.

Lit. zu § 6—8. Wichtiges Abbildungsmaterial: Cartailhac *Ages préh.*; Góngora *Antigüedades prehistóricas de Andalucía* 1868; Mac Pherson *La cueva de la Mujer* 1870/71; Breuil-Obermaier-Verner *La cueva de la Pileta á Benaoján* 1915; M. Such *Avance al estudio de la caverna „Hoyo de la Mina" en Málaga* Boletín de la Sociedad malagueña de Ciencias naturales 1919—1920; Busk *On the caves of Gibraltar* Congr. intern. préh. Norwich 1868; García Faria und Bosch *La cova del Boquique* Anuari Inst. 6 (1915—20) Crónica; Cerralbo *Alto Jalón* 1909; J. Pérez de Barradas *El neolitico de la provincia de Madrid* Revista de la Biblioteca, Archivo y Museo del Ayuntamiento de Madrid 1926; Coleccionismo 1924 Nr. 136—138 (Taracena *Exploración arquelógica de la cueva del Asno*); Bosch *Notes de Prehistória aragonesa* Butlletí de l'Associació Catalana d'Antropologia 1 (1923); Investigacions arqueológiques de l'Institut d'Estudis catalans, Memória dels treballs de 1915—1919 Barcelona 1921 ders.; Bosch *Resultat de l'exploració de coves* Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica; J. de C. Serra Ràfols *La col-lecció L. M. Vidal* Materials de Prehistória catalana 1 (1921); A. del Castillo *La cerámica incisa de la cultura de las cuevas de la península ibérica* Barcelona 1922; Llorente *Cueva de la Solana de la Angostura* Boletín de la Comisión del mapa geológico de España 2. Serie Bd. 5 (1900) S. 354ff. (mit Abb.).

§ 9. Die vollentwickelte Kupferzeit. Die vollentwickelte Kupferzeit bringt große Veränderungen innerhalb der alten Zentralen Kultur. In Andalusien scheint die Entwicklung der eingeritzten Grottenkeramik der älteren Untergruppen Andalusien und Extremadura-Segovia zur neuen Glockenbecherkeramik vor sich gegangen zu sein. Diese Glockenbecherkeramik erscheint nicht mehr wie ihre Vorgängerin in Grotten, sondern am häufigsten in Gräbern (Erdgräber mit lang ausgestreckten Skeletten: Ciempozuelos [s. d. und Band II Tf. 161], oder in Gruben, sogar mit Brandbestattungen: Carmona, Marchena), aber auch in Ansiedlungen. So kann man nicht mehr von einer Grottenkultur sprechen und wendet deswegen die Bezeichnung „Glockenbecherkultur" an. Diese Kultur umfaßt nicht nur Andalusien und die s. Hälfte der Hochebene (Neu-Kastilien), sondern auch die n. Hälfte (Alt-Kastilien), wo sie sich auf Kosten der alten reliefkeramischen Gruppe der Grottenkultur ausgedehnt hat. Dagegen tritt von den mit den s. Gruppen der Grottenkultur verwandten Gebieten Extremadura vollständig zurück. Dort beobachtet man eine Ausbreitung der portug. Kultur, die auch das w. Ende Andalusiens (Prov. Huelva) und des n. Tafellandes (Prov. Salamanca) umfaßt. Die Grenze zwischen der portug. Megalith- und der zentralen Glockenbecherkultur scheint am oberen Tórmes (Prov. Salamanca) zu liegen. Auf der einen Seite des Flusses finden sich die letzten Megalith-Gräber, auf der anderen die Ansiedlung Cerro del Berrueco. Ähnlich hat die Zentrale Kultur nach SO die ganze Provinz Granada an die Almeria-Kultur verloren.

Die nördlichsten bis jetzt bekannten FO der Glockenbecherkultur liegen in den Provinzen Valladolid und Burgos (unveröffentlicht).

Bis zum äußersten N oder NO ist die eigentliche Glockenbecherkultur nicht vorgedrungen. Dort (in Kantabrien, Mittel-Aragonien und Mittel-Katalonien) blüht wie früher die Grottenkultur mit Reliefkeramik weiter. Dieser Überbleibsel wird von der jetzt in Blüte stehenden pyren. Kultur und den Ausläufern der Almeria-Kultur in Katalonien und im Ebro-Gebiet (Aragonien) umschlossen. An der Grenze zwischen Ebro und Neu-Kastilien (Jalón-Tal) überschneiden sich beide Kulturen: so ist bei Calatayud ein glockenbecherkeramischer FO bekannt. Die Almeria-Silex-Typen dringen bis in die Provinz Guadalajara hinein (Tf. 122).

§ 10. Die Glockenbecher-Kultur Andalusiens. Andalusien ist das Gebiet, in dem die Glockenbecherkultur am meisten blüht, und wo alle ihre Motive (Verzierungsarten der Keramik) vorhanden und heimisch zu sein scheinen.

Sie ist dort aus folgenden FO bekannt: Gräber (vielleicht auch Ansiedlung) von Acebuchal bei Carmona (Band IV Tf. 146, 1—7; 147 a, b), Gräber bei Marchena und Coronil, Einzelfund (vielleicht auch aus zerstörten Gräbern) von Écija, alle in der Prov. Sevilla.

Die Gräber scheinen Brandgräber zu sein (außer dem von Coronil), in Carmona in großen Gruben (*silos*) und in megal. gedeckten Galerien, in Marchena in kleinen, mit einer Steinplatte bedeckten Gruben.

Das Material besteht hauptsächlich aus Keramik, und wie in der älteren Grottenkultur sind auch hier die Stein- und Kupfersachen sehr dürftig: unpolierte oder polierte Steinäxte, Silexklingen, sehr selten auch Pfeilspitzen aus Feuerstein; aus Kupfer Pfriemen und kleine Dolche. Sonst findet sich noch in den Gruben von Acebuchal ein kleines Idol aus Ton mit roher Wiedergabe der menschlichen Figur, und in den gedeckten Galerien von Carmona kommen kleine Stücke aus Goldblech vor.

Die gedeckten Galerien von Carmona (unpubliziert) gestatten, die sonst fundlosen entwickelten Megalithgräber-Typen Andalusiens derselben Glockenbecherkultur anzugliedern. Eigentlich handelt es sich nicht um eine wirkliche Ausbreitung der portug. Megalith-Kultur wie in Huelva oder Extremadura (wo in den Gräbern auch das ganze Beigabenmaterial portug. Charakter trägt), sondern nur um einen Einfluß auf die benachbarte Glockenbecherkultur, wie auch umgekehrt die Glockenbecherkeramik auf einen Teil Portugals kulturell einwirkte. Die Megalith-Gräber Andalusiens, die durch ihre Zugehörigkeit zu derselben typol. Stufe wie die gedeckten Gräber Carmonas ins volle Äneolithikum datiert werden, sind folgende:

Gedeckte Galerien: einige im S der Prov. Cadiz bei Algeciras, die sog. Cueva de Menga (s. d.) und Cueva de Viera bei Antequera (Malaga; Band VIII Tf. 22c,d).

Kuppelgräber: sog. Cueva de la Pastora (Castilleja de Guzmán; Band VIII Tf. 22 k), Matarrubilla (Valencina del Alcor) und Carmona in der Prov. Sevilla; sog. Cueva del Romeral bei Antequera (Prov. Malaga; Band VIII Tf. 22 i).

Über die andalus. Megalith-Gräber vgl. Obermaier *El Dolmen de Matarrubilla* (mit Abb. und Lit.) Memorias Comisión 1919; ders. *Die Dolmen Spaniens* MAGW 1920 S. 107ff.; Mergelina *La necrópoli tartesia de Antequera* Actas y Memorias de la Sociedad Española de Antropología, Etnografía y Prehistoria Bd. 1 (1922); ders. *Los focos dolménicos de la Laguna de la Janda* ebd. Bd. 3 (1924). Die chronol. Grenzen Obermaiers stimmen nicht ganz mit den unserigen überein. Auf jeden Fall glauben wir, daß die einfachen Dolmen Almerias nicht megal. Gräber sind, und daß die Dolmen Granadas, die als früh angesehen wurden (Góngora *Antigüedades prehistóricas de Andalucía*), erst frühbronzezeitl. Steinkisten sind. Das ist neuerdings durch die Ausgrabungen Mergelinas in der Steinkisten-Nekropole bei Montefrio (unveröffentlicht) bestätigt worden (s. a. C § 4).

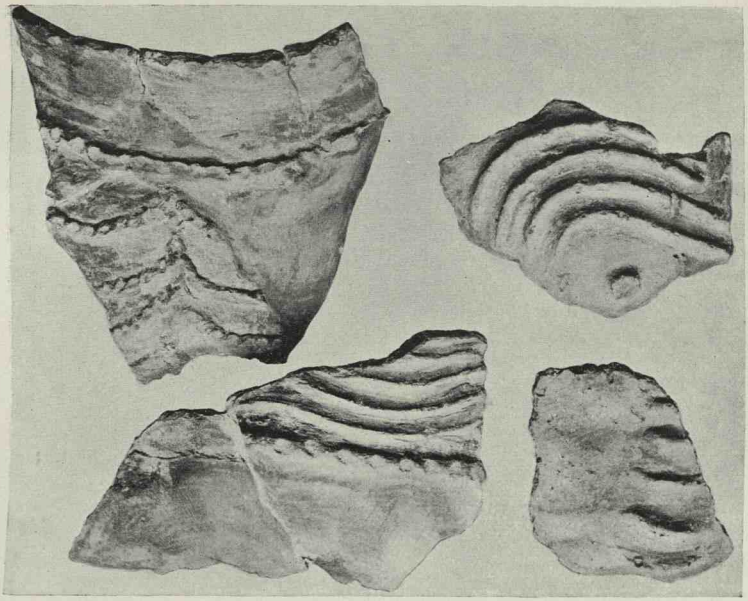
In diesen Gräbern sind nur unbedeutende Funde, so bei Algeciras und in der Cueva de Menga, gemacht worden. Die Cueva de Menga weist an den Wänden eingravierte, stilisierte Menschenfiguren auf.

Architektonisch sind die Megalith-Gräber Andalusiens besonders interessant durch die Feinheit ihrer Bauweise. Im Kuppelgrab von Matarrubilla konnte eine Konstruktion der Wände und der Kuppel durch abwechselnde Schichten von kleinen Steinplatten und Lehm beobachtet werden.

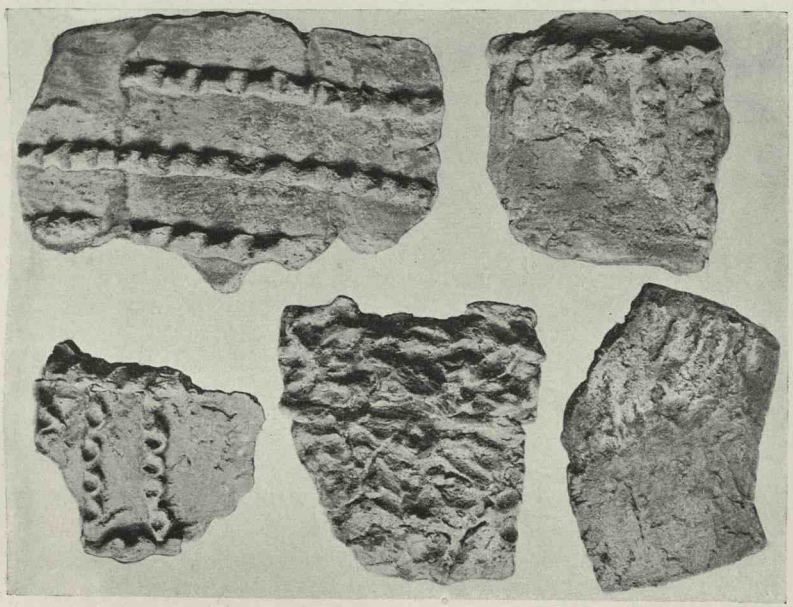
Daß sie dieser chronol. Stufe angehören, wird auch durch das Fehlen echter, primitiver Dolmen und die reiche Entwicklung der frühbronzezeitl. Steinkisten bestätigt. Zu letzteren müssen sämtliche sog. Dolmen der Provinz Granada gerechnet werden.

Die Glockenbecherkeramik (s. a. Glockenbecherkultur). Ihre Formen sind: die flache Kugelkalottenschale, der Napf und der Glockenbecher selbst. Außerdem gibt es in Carmona große Vasen — von derselben Form wie die Näpfe und Fußschalen. Der Ton dieser nicht auf der Scheibe gearbeiteten Gefäße ist sehr fein, schwarz, rötlich oder gelblich. Die stark profilierten Formen sind sehr variantenreich, besonders die Glockenbecher (Tf. 124).

Die Ornamente, in Zonen angeordnet, sind mit dem Stichel ausgeführt, häufig auch mit einem Instrument, das ein Zahnrädchen gewesen zu sein scheint, und das leiterförmige Eindrücke hervorbringt. Die Rädchentechnik scheint nur eine Vervollkommnung der früheren Boquique-Technik zu sein. Die Ornamente selbst bleiben sehr einfach trotz der kunstvollen und mannigfaltigen Kombinationen. Es sind parallele Linien, insbesondere um die Zonen zu bilden, und Winkel, die ein richtiges Zickzackband in der Mitte der Zone darstellen. Öfters werden, um die Wirkung des Zickzackbandes zu heben, die freibleibenden Räume der Zone mit Querstrichen gefüllt. Auch Punktreihen, allein oder zu beiden



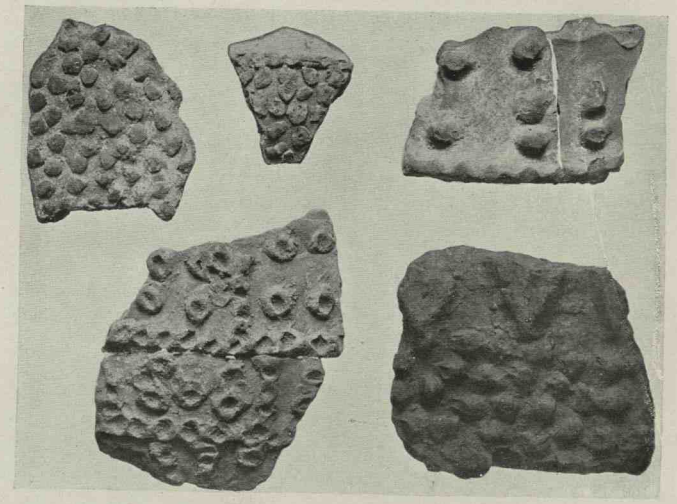
a



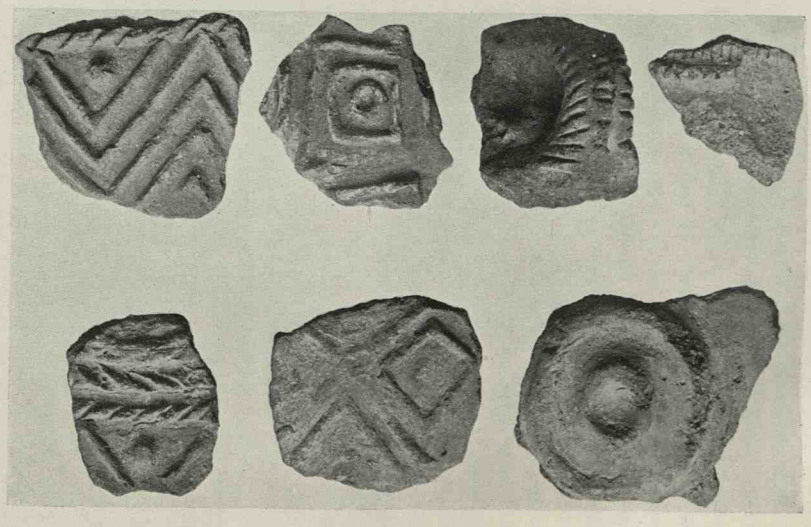
b

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Nachleben der Grottenkultur in Westkatalonien während der Voll-Kupferzeit: a, b. Tongefäßscherben von Tartareu. Nach Photographien.



a



b

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Nachleben der Grottenkultur in Westkatalonien während der Voll-Kupferzeit: a, b. Tongefäßscherben von Tartareu. Nach Photographien.

Seiten einer Geraden, werden angebracht. Besondere Beachtung verdient die Dekoration einiger Scherben aus Carmona: Zonen mit einfachen, sehr dicht beieinanderliegenden Querlinien gefüllt und alles in Rädertechnik ausgeführt. S. Glockenbecherkultur II.

§ 11. Die Glockenbecherkultur Neu-Kastiliens. Die FO sind folgende:

Ansiedlungen(?): Talavera de la Reina (Prov. Toledo), Las Carolinas (bei Villaverde), Arganda, San Isidro und Las Delicias bei Madrid.

Gräber: Nekropole von Ciempozuelos (Prov. Madrid; Band II Tf. 161). Möglicherweise kann auch ein wohlerhaltener Glockenbecher von Talavera de la Reina (Prov. Toledo; Sammlung Cerralbo, Madrid; unpubliziert) aus einem Grabe stammen.

Einzelfunde: Prov. Madrid: Vallecas. Prov. Toledo: Burujón, Vargas, Algodor.

Außer von Ciempozuelos (s. d.), wo ein Kupfererzpfriemen und ein kleiner, triangulärer Kupferdolch zum Vorschein kamen, ist von sämtlichen FO nur Keramik bekannt.

Die Keramik weist die drei Grundformen auf und ist ebenfalls aus feingeschlemmtem, schwarzen, meistens gut polierten Ton hergestellt, während die Ornamente nicht so reich und künstlerisch ausgeführt sind wie in der andalusischen Gruppe. Als Ornamente werden am häufigsten Zonen aus parallelen Linien und Zickzackbändern verwendet und gewöhnlich mit dem Stichel eingeritzt. Doch kommen auch (Glockenbecher von Vallecas) Zonen von einfachen Rädchenlinien und Sticheleindrücke triangulärer Form vor (Kugelkalotte von Algodor). Die Rädchentechnik erscheint auch vereinzelt in Ciempozuelos. Als seltenes Ornament finden wir auf den Scherben von Las Carolinas eine Reihe stilisierter Hirsche und Sonnenbilder derselben Art, wie sie auf den Felsenzeichnungen erscheinen. Merkwürdig ist auch die Art der Bodendekoration aus Zonen von parallelen Linien, die sich im Mittelpunkt des Bodens kreuzen. S. Glockenbecherkultur I 1 und Band IV Tf. 147 c, e—g.

§ 12. Die nördlichen Ausläufer der Glockenbecher-Kultur. Die Glockenbecherkultur dringt auch ins n. Tafelland ein, und zwar in zwei Ausläufern: der eine geht über die Pässe des kastilischen Scheidegebirges bis in die Prov. Salamanca, Valladolid (unveröffentlichter Fund ohne FU), Segovia und Avila, der andere zur Grenze zwischen den beiden Hälften des Tafellandes und weiter nordwärts bis zu den Prov. Soria und Burgos (unveröffentlichte FO).

Aus Cardeñosa (Prov. Avila) ist ein Einzelfund bekannt: eine Vase, die eine gewisse Vergröberung der Glockenbecherkeramik aufzuweisen scheint (Tf. 124, 1; Castillo *La cerámica incisa de la cultura de las cuevas de la península ibérica* 1922 Tf. 6, 1). In der Prov. Salamanca liegt die Ansiedlung Cerro del Berrueco mit typischer Glockenbecherkeramik und einigen Scherben in älterer Boquique-Technik.

In der Prov. Soria sind als Einzelfunde zwei große Gefäße der echten Glockenbecherkeramik in Molino bei Numantia gehoben worden (unveröffentlicht; in der Vorgesch. Staatssammlung Berlin und im Röm.-germ. Zentralmuseum Mainz, nach A. Schulten). Außer den Ansiedlungen mit solcher Keramik (verschiedene FO bei Valdegeña, Prov. Soria, und El Rebollar bei Alcolea de las Peñas, Prov. Guadalajara) und der Grotte „Cueva superior de la Peña de la Miel" bei Pradillo, die eine große Scherbe lieferte (Band IV Tf. 146, 8; Castillo *La cerámica incisa de la cultura de las cuevas* 1922 Tf. 5,8), ist der am besten bekannte FO dieses Gebietes die Cueva del Somaén. Sie weist drei Schichten auf. In der untersten fand sich Glockenbecherkeramik der feinsten neukastilischen Art (Ciempozuelos-Typus), in der mittleren ähnliche Keramik, aber etwas roher, mit nicht so gut ausgeführten Ornamenten; die obere Schicht dagegen gehört dem Anfang der BZ an (Cerralbo *Alto Jalón*).

Der äußerste FO dieser Gruppe ist anscheinend Calatayud (Prov. Zaragoza), von wo eine Scherbe der Glockenbecherkeramik bekannt ist (Butlletí de l'Assoc. Catal. d'Antr. 1923 S. 37 Abb. 9).

Als seltene Erscheinung wurde ein Ganggrab in Portillo de las Cortes bei Aguilar de Anguita angetroffen (unveröffentlicht), das einzige in Zentralspanien. Seine Beziehung zur Glockenbecherkultur ist noch nicht klar erwiesen. Da die Funde des Ganggrabes (Silex-Pfeilspitzen) der Almeria-Kultur einzureihen sind, und da andere FO der Almeria-Kultur in der Nähe von Alcolea de las Peñas (Prov. Guadalajara) vor-

kommen, wäre vielleicht dieses Grab einem Vordringen der Almeria-Kultur des Ebro-Gebietes zuzuschreiben.

Allg. Lit. zur Glockenbecherkultur vgl. unter § 1; ferner Castillo *La cerámica incisa de la cultura de las cuevas de la península ibérica* 1922 (wichtig für die Entstehungsgeschichte der Glockenbecherdekoration); ZfEthn. 1913 S. 238ff. H. Schmidt.

§ 13. Die Weiterentwicklung der Grottenkultur mit Reliefkeramik in Kantabrien, Aragonien und Katalonien. — Kantabrien. In der Prov. Santander sind Scherben aus einigen Grotten bekannt, welche die Ornamente der n. Gruppe und der Grottenkeramik tragen: Tonwülste mit Fingereindrücken und Fingereindrücke auf der ganzen Oberfläche der Scherben. Ihre chronol. Stellung ist zweifelhaft, aber sie machen den Eindruck, als ob sie eine jüngere Fortsetzung der n. Grottenkultur seien, die, als die Glockenbecherkultur nordwärts drang, sich in die kantabrischen Berge rettete. Solche Funde haben wir aus den Grotten Hornos de la Peña, Castillo bei Puente Viesgo und Canto Pino bei Iruz.

Aragonien und Katalonien. In Mittel-Aragonien (Prov. Huesca) bei Sena (Wohnplatz Carnelario) und in der benachbarten Prov. Lérida in Katalonien (Cova de Joan d'Os bei Tartareu, Balma del Segre bei Vilaplana sowie in einer Wohngrube bei Plà de la Mata bei Cervera) lebt die ältere Grottenkultur mit Reliefkeramik weiter (Tf. 123 g, 125—127). Die Ornamente bleiben die der frühen Kupferzeit, das übrige Material aber trägt den Charakter der entwickeltsten Kupferzeit: fein polierte Steinäxte aus ausgewähltem Gestein (Fibrolit, Diorit), feinretuschierte Pfeilspitzen, wie sie im n. Spanien sonst nur im vollentwickelten Äneol. erscheinen, und sogar eine Kupferaxt (Cova de Joan d'Os). Neben der Reliefkeramik dauern die polierte, schmucklose Keramik und die mit eingetieften Ornamenten, ja sogar die mit Boquique-Technik, fort. Glockenbecherkeramik kommt überhaupt nicht vor. Sonst finden sich nur in Form (Balma del Segre) und Ornamentik (Cova de Joan d'Os) rohe Nachahmungen. Reliefkeramik erscheint auch in der Prov. Barcelona in den FO Sabadell (Wohngrube?) und Cova de Solanes (bei Caldes de Montbuy). Ob dies ein später äneol. Abkömmling der Grottenkultur Léridas ist, oder ob sie eine Fortsetzung der vorausgehenden spätneol. Kultur darstellt (freilich durch die Almeria-Kultur des frühen Äneol. zeitl. von ihr getrennt), mag dahingestellt bleiben.

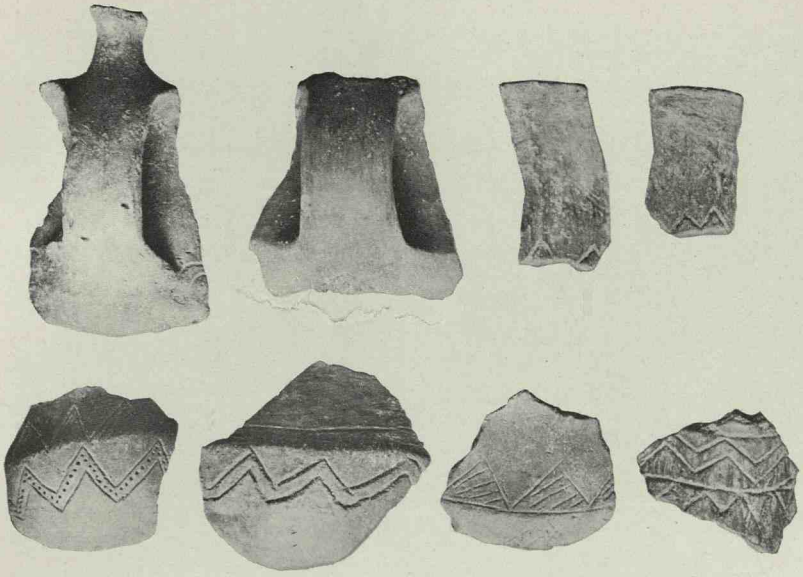
In Süd-Katalonien (Cova Fonda bei Salamó und andere FO) ist ein Zusammenfließen der Grottenkultur mit Reliefkeramik und der Almeria-Kultur beobachtet worden, worüber später zu handeln sein wird.

Bosch *Prehistória catalana* 1919; Investigacions arqueológiques de l'Institut d'Estudis catalans, Memória dels treballs de 1915—1919 Barcelona 1921 ders.; Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica ders.; Butlletí de l'Assoc. Catal. d'Antrop. 1923 S. 30, 39—43 (FO bei Sena) ders.

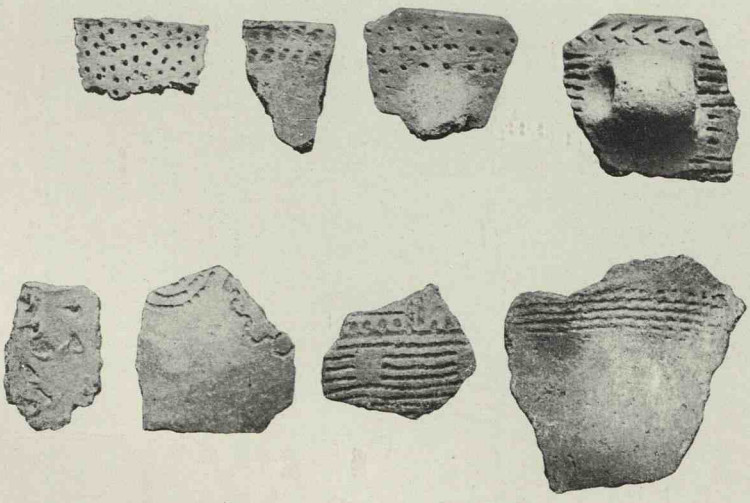
II. Die westliche oder portugiesische Megalithgräber-Kultur. § 14. Allgemeines. In dieser Kultur läßt sich recht gut eine typol. und chronol. Entwicklung beobachten, und man kann sogar Unterstufen der Hauptperiode, welche die Stein- und Kupferzeit der Halbinsel bildet, ausscheiden.

Geographisch ist die Tatsache hervorzuheben, daß die frühesten Stufen dieser Kultur nur in Nord- und Zentral-Portugal festzustellen sind (Tras-os-Montes, Beira Mar und Beira Alta, Extremadura, vielleicht auch im Innern von Alemtejo, doch nie im unteren Extremadura, Baixo Alemtejo und Algarve). Erst in den fortgeschrittenen Phasen der Kupferzeit kann man ihre Ausbreitung über Süd-Portugal sowie über nichtportug. Gebiete beobachten. Erst jetzt heben sich lokale Gruppen der portug. Kultur heraus.

Allg. Darstellung und Literatur bei Bosch *Hisp.*; ferner Wilke *Südwesteurop. Megalith-Kultur* 1912; Åberg *Civilisation énéolithique dans la péninsule ibérique* 1921; Cartailhac *Ages préh.*; Leite de Vasconcellos *Religiões da Lusitania* I (1897); Montelius *Orient und Europa* 1899; Ribeiro *Estudos prehistóricos em Portugal* I, II (1878—80); Congr. intern. préh. à Lisbonne 1880; A. dos Santos Rocha *Antiguidades prehistóricas do concelho da Figueira* 1888—1900; Vieira Natividade *As grutas de Alcobaça* Portugalia 1 (1899—1903) S. 452ff.; R. Severo *Necropoles dolmenicas de Tras os Montes* (Alvão-Gruppe) ebd. S. 600ff.; Arch. Port. 18 (1913) S. 77ff. (Orca dos Palheiros); Portugalia 1 S. 10ff. (Seixo und Sobreda); Arch. Port. 2 (1896) S. 210ff. (San Martinho); ebd. 19 (1914) S. 210ff. (Serra das Mutelas); V. Correia *El neolitico de Pavia*



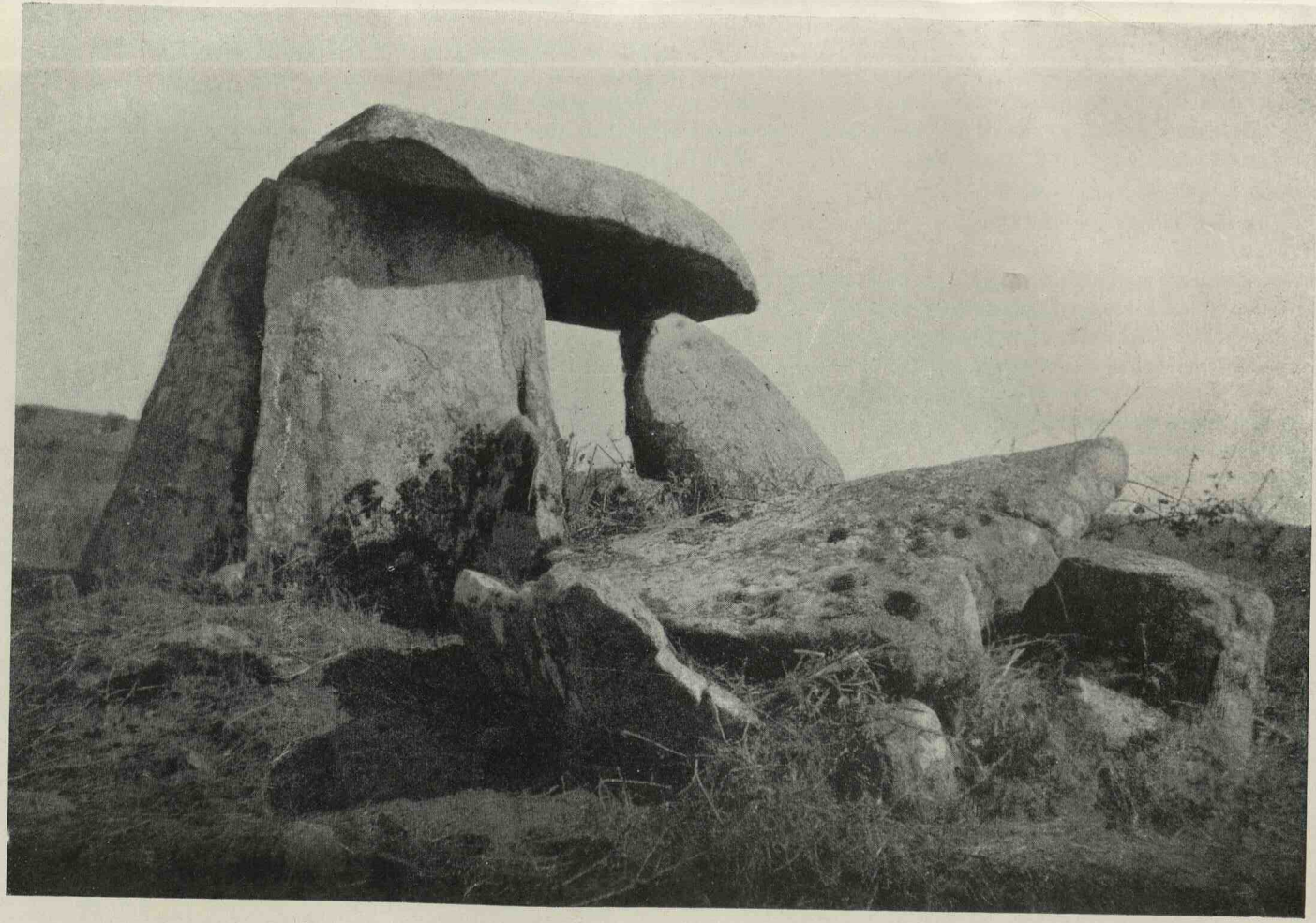
a



b

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Nachleben der Grottenkultur in Westkatalonien in der Voll-Kupferzeit: a, b. Tongefäßscherben von Tartareu. Nach Photographien.



Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Portugiesische Kultur: Anta-Paredes bei Evora, Portugal. Nach Cartailhac.

(*Alemtejo*) Memorias Comisión 1921; Belchior da Cruz *As grutas de Palmella* Bol. da sociedade archeologica Santos Rocha 1 Nr. 3 (1906) S. 87ff.; A. J. Marqués da Costa *Estações prehistoricas dos arredores de Setubal* (Palmella, Rotura, Chibannes) Arch. Port. 8 (1903), ebd. 15 (1910); Arch. Port. 3 (1897) S. 86ff. (Gruta do Furadouro); Estacio Algarve und Santos Rocha *Dolmens de Alcalar* Boletim da sociedade arch. 1 Nr. 2 (1904). Malereien in Megalithgräbern: Leite de Vasconcellos *Peintures dans les dolmens de Portugal* L'Homme préh. 5 (1907); Portugalia 1 S. 10f. (Salles und Sobreda). Gravierte Zeichen: V. Correia *Gravuras do dolmen da Pedra dos Mouros* (*Belas*) Terra Portuguesa 1917.

§ 15. Spätneolithische Zeit.

FO: In Tras-os-Montes hauptsächlich die Megalith-Gräber der Alvão-Gruppe (s. Alvão; Band I Tf. 34); in Beira die Gräber von Salles mit Malereien auf den Grabplatten und wohl auch andere; in Extremadura das Grab Pedra dos Mouros mit eingravierten stilisierten Menschendarstellungen. Vielleicht gehören auch in diese Gruppe einige aus Alemtejo, doch keines aus Algarve. Ob hier auch einzelne der Megalith-Gräber von Alto Alemtejo, besonders im Gebiet von Pavia, zu nennen sind, ist noch schwer zu entscheiden, wenn sie auch manche altertümlichen Formen aufweisen. Wegen mangelhafter Veröffentlichungen oder Unvollständigkeit des Grabinhaltes ist es auch vielfach schwer, eine Anzahl von FO einer bestimmten chronol. Gruppe zuzuweisen.

Die Per. wird durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Auftreten der ersten und einfachsten Grabformen, d. h. polygonaler, aus großen Blöcken gebildeter Kammern ohne Gang oder nur mit einem durch einige Steine hergerichteten rudimentären Zugang. Öfters erscheinen gemalte Zeichen oder Eingravierungen auf den Wänden der Gräber (Salles, Pedra dos Mouros u. a.).

Das Material (Tf. 129a) weist die oben genannten Eigentümlichkeiten auf, und weiter wäre hervorzuheben, daß die Keramik, im Gegensatz zur Tonware der Zentralen Kultur, keine Ornamente kennt, und daß häufig kleine, geometrische Mikrolithen, besonders triangulärer Form (vielleicht die erste Stufe der Pfeilspitzenentwicklung), angetroffen werden. Auch ist zu bemerken, daß die publizierten Schriftzeichen und Steinskulpturen aus den Gräbern von Alvão keineswegs echt oder alt zu sein scheinen (s. Band XI Tf. 113[A]).

§ 16. Frühe Kupferzeit.

FO der Stufe A: Gräber des Cabeço dos Moinhos, zweites Grab das Carniçosas (Band VIII Tf. 20f) und Grab von Cumieira (Brenha); Grab Orca do Outeiro do Rato (in der Nähe von Figuéira da Foz); Ansiedlungen Junqueira und Varzea do Lirio (auch bei Figuéira). FO der Stufe B: Megalith-Gräber von Monte Abrahão (Bellas), Folha das Barradas (Cintra), Orca dos Palheiros (Senhorim); einige Grotten von Alcobaça.

Die Megalith-Gräber sind schon normale Ganggräber. Für die erste Stufe charakteristisch ist die Ausbildung der sog. „gedeckten Galerie" (allée couverte): im Grab von Monte Abrahão (Band VIII Tf. 20g) wird der Gang breiter, so daß der Übergang von der Kammer zum Gang schwer festzustellen ist, auch werden die Toten in den Gang gelegt, und die ganze Anlage neigt zur normalen trapezartigen oder rechteckigen Form. Außer diesen chronol. Merkmalen ist noch folgendes hervorzuheben: In der Stufe A (Tf. 129b) finden wir die ersten, noch wenig sorgfältig retuschierten Pfeilspitzen von keinem festausgeprägten Charakter. Die Formen zeigen eine leicht eingezogene Basis oder eine schwach ausgebildete Angel. Auch werden häufig Mikrolithen angetroffen. An der Keramik treten vereinzelt Dekorationsmuster auf, die denen auf den Gefäßen der Extremadura-Grotten aus derselben Per. vollkommen gleichen (Ganggrab des Cabeço dos Moinhos, Ansiedlungen von Varzea do Lirio und von Junqueira). Es finden sich jetzt die ersten Kalksteinzylinder, aber noch keine Schieferplatten, feine Silexdolche und Dolchstäbe. Ob damals in Portugal schon das Kupfer bekannt war, ist schwer zu entscheiden. In den bisher vorliegenden Veröffentlichungen wird es nicht erwähnt, und das gleiche gilt auch für die Stufe B. In dieser (Tf. 129c) wird die Ausbildung der triangulären Pfeilspitzen mit konkaver Basis abgeschlossen. Dieser Typus ist von nun an der normale in Portugal, während Pfeilspitzen mit rudimentärer Angel auch jetzt noch nur vereinzelt vorkommen. Daneben treten nun Dolch- und Dolchstabklingen auf, und sämtliche Feuersteingegenstände werden sehr sorgfältig und fein bearbeitet. Außer Kalksteinzylindern erscheinen jetzt auch häufig Schieferplatten (s. d.). Die ersteren werden bisweilen mit Ornamenten versehen (Folha das Barradas), die Schieferplatten sind es fast immer. Auf ihnen entwickelt sich eine feine, geometrische Dekoration. Die Keramik ist gewöhnlich unverziert. Aus Monte

Abrahão ist ein Knochenknopf mit V-Bohrung bekannt.

§ 17. Volle Kupferzeit.

FO der Stufe A: Ganggräber Estría (Bellas), Nora, Seixo (Band VIII Tf. 20 h, i), Anta Grande da Ordem (Avis), andere bei Pavia (Alemtejo); Kuppelgräber Monge und San Martinho (Cintra), Serra das Mutelas (Torres Vedras); Grotten von Alcobaça (einige), Rotura, Furadouro, Cascâes, Cesareda, Furninha, Carvalhal; künstliche Grabgrotten von Palmella; Ansiedlungen von Licêa, Outeiro da Assenta (Obidos), Chibannes, Rotura (bei Setubal). — FO der Stufe B: Ganggräber von Marcella (bei Cacella; ebd. Tf. 20 m), Alvor (Monte Velho; ebd. Tf. 20 l); Kuppelgräber der Nekropole von Alcalar (Mexilhoeira Grande; ebd. Tf. 20 n—p).

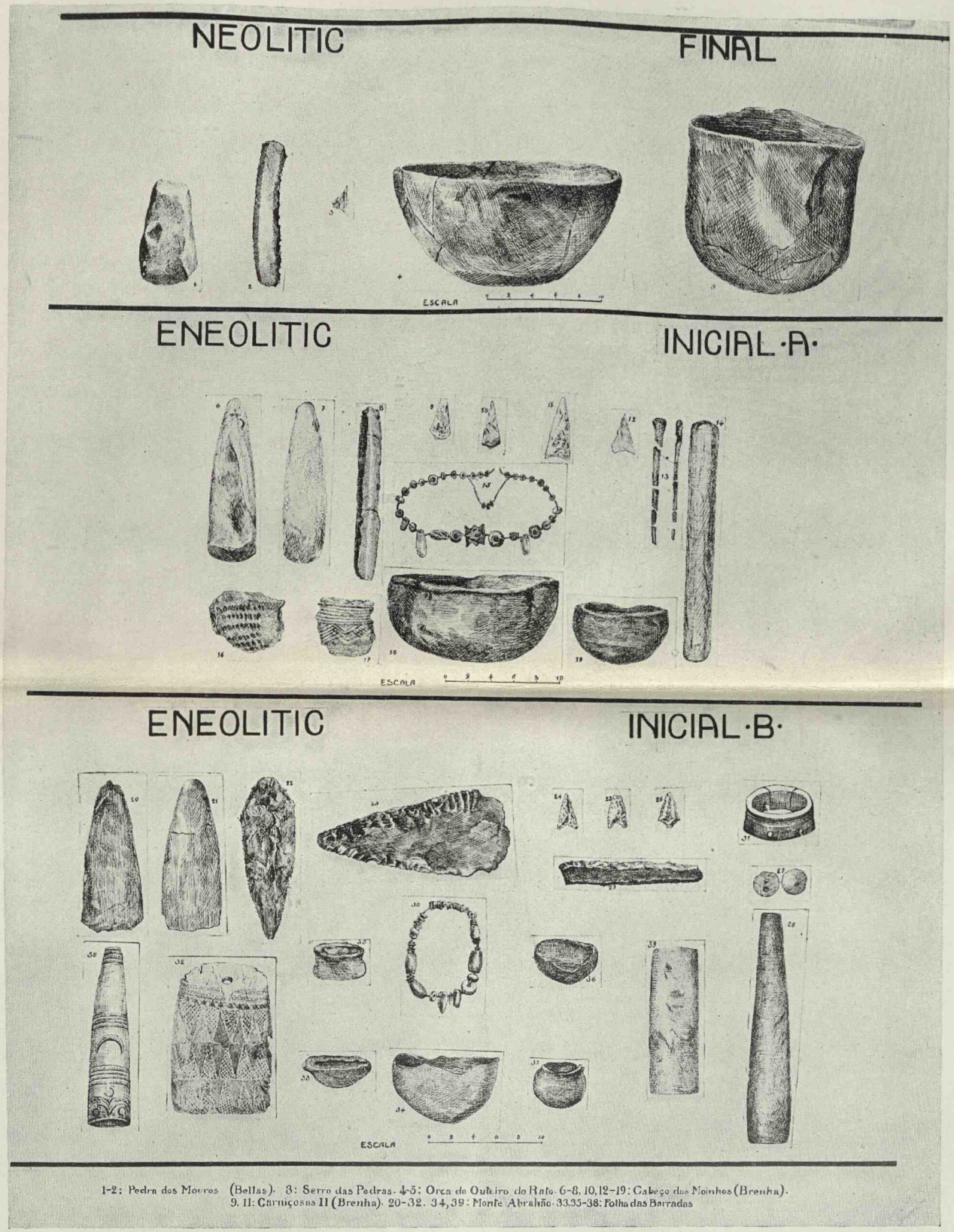
Unter den Megalithgräber-Typen findet man außer den vollentwickelten Ganggräbern die normalen gedeckten Galerien trapezartiger Form (Nora) und Kuppelgräber, die schon in der Stufe A vorhanden sind (Monge). Auch treten jetzt bereits die kleinen Steinkisten auf, die nur verkümmerte gedeckte Galerien zu sein scheinen (Serro do Castello; Band VIII Tf. 20 k).

Eine scharfe Scheidung der Stufen läßt sich freilich nur in den Küstengebieten des W (Extremadura) und S (Algarve), die nun offenbar die Entwicklung tragen, durchführen. Die anderen Gebiete (besonders Alemtejo, Beira und der äußerste N sind zu dieser Per. noch sehr unbekannt) haben wohl eine nicht sehr hochstehende Kultur, und deren örtliche Verschiedenheiten erlauben bis jetzt noch nicht, solche Unterstufen zu erkennen.

Charakteristisch sind die Vervollkommnung der Silexbearbeitung und die letzte Entwicklung der Pfeilspitzen mit konkaver Basis, die eine tiefe Ausbuchtung haben und in der Unterstufe B außerdem die Spitzen der Basis stark verlängern sowie manchmal auch krümmen. Das Kupfer gewinnt jetzt allgemeine Geltung. Aus diesem Material gibt es in Unterstufe A Pfeilspitzen, Pfriemen, kleine Sägen, aber keine Äxte; in der Unterstufe B finden wir eine Menge von Kupfergegenständen, darunter auch Äxte, Meißel, Dolche und Axtdolche (s. d.). Die Äxte, in anderen Kulturen (Almeria) schon seit Beginn der vollen Kupferzeit vorhanden, erscheinen in Portugal in nur sehr einfachen Typen aus Kupfer (mit fast parallelen Seiten und wenig konvexer Schneide). Als weiterer Typus, der eine Übergangsform zu den bronzezeitl. Äxten bildet, findet sich daneben eine Axt mit schmalem Nacken und breiter, stark ausgeschwungener Schneide. Ferner wird neben dem Kupfer auch Gold für Schmucksachen gebraucht (Palmella; s. d.). Unter den Perlen erscheinen jetzt ziemlich regelmäßig solche aus Bernstein (s. d. E) und Callaïs (s. d.). Knochenknöpfe mit V-Bohrung treten in mannigfachen Formen auf. In der Unterstufe A gibt es Knochennadeln mit zylindrischem Kopf. In dieselbe Unterstufe fallen auch die Schieferplatten und Tierphalangen, hin und wieder mit Bemalung, vereinzelt erscheinen Nachbildungen geschäfteter Haken aus Stein. In beiden Unterstufen finden sich andere Kultgegenstände, wie verzierte Schieferplatten, einige (freilich nicht mit gesicherten FU: Idanha a Nova, Mertola usw.) mit deutlicher Gesichts- und Armdarstellung. Auch die gewöhnlichen Kalksteinzylinder dauern weiter, darunter solche mit stilisierten Gesichtsdarstellungen (Moncaparacho). S. Tf. 130.

Auf Verbindungen Portugals nach außen weist, außer den erwähnten Bernstein- und Callaïs-Perlen, die Verbreitung der Glockenbecherkeramik. Sie beschränkt sich auf die Küstenländer (Grotten von Palmella, Furadouro, Rotura; Megalith-Gräber von Monge, Seixo, San Martinho, Serra das Mutelas, Ansiedlungen von Licêa, Chibannes, Rotura, Outeiro da Assenta) und scheint von Andalusien gekommen zu sein. Auch einheimische Nachbildungen dieser Keramik, an ihrer gröberen Technik erkennbar, treten auf. Freilich darf man die portug. Glockenbecherkeramik nicht als Import aus Andalusien ansehen, wenn auch Andalusien als Ursprungsland dieser Einflüsse in Portugal gelten darf. Bemerkenswert ist, daß diese Gattung sich auf die Unterstufe A beschränkt. In der letzten Hälfte der vollentwickelten Kupferzeit herrscht wieder die einheimische, unverzierte, glatte Keramik, deren Formen als Prototypen der Keramik der BZ gelten können.

§ 18. Ausbreitung der portugiesischen Kultur nach N und O. In der vollentwickelten Kupferzeit ist die portug. Kultur über Galicien im N und im O über Salamanca, Extremadura und Huelva hin



a

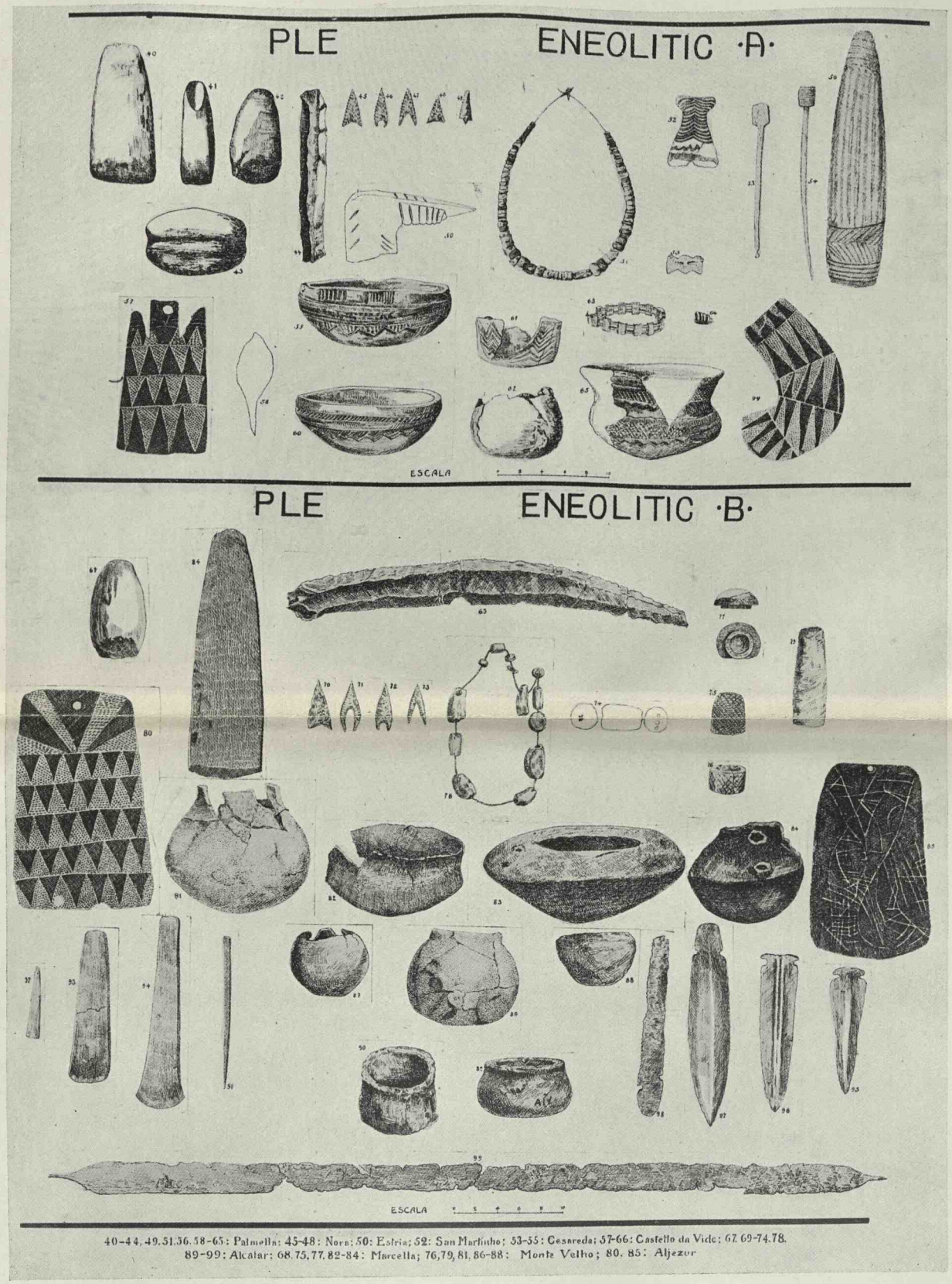
b

c

1-2: Pedra dos Mouros (Bellas). 3: Serro das Pedras. 4-5: Orca do Outeiro do Rato. 6-8, 10, 12-19: Cabeço das Moinhos (Brenha). 9, 11: Carriçosas II (Brenha). 20-32, 34, 39: Monte Abrahão. 33, 35-38: Folha das Barradas

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Übersichtstafel zur Entwicklung der portugiesischen Kultur: a. Endneolithikum. — b. Frühe Kupferzeit A. — c. Frühe Kupferzeit B.



Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Übersichtstafel zur Entwicklung der portugiesischen Kultur: a. Volle Kupferzeit A (Palmella-Kultur). — b. Volle Kupferzeit B (Alcalar-Kultur).

verbreitet. Freilich gestatten die Funde nur, diese allgemeine Ausbreitung festzustellen; Einzelheiten sind noch nicht erkennbar. Das oben erwähnte Grab von Portillo de las Cortes bei Aguilar de Anguita (Guadalajara) ist eine vereinzelte Erscheinung und das östlichste Megalith-Grab in Zentralspanien (unveröffentlicht). Ob es wie die Gräber Salamancas und Extremaduras einer wirklichen Ausbreitung der portug. Kultur zuzuschreiben ist oder wie die meisten andalusischen nur kulturellen Einflüssen unterliegt, mag dahingestellt werden. Es ist nicht unmöglich, daß es der ö. Almeria-Kultur zuzuschreiben wäre (s. § 12).

Aus Galicien sind zahlreiche kleine Ganggräber und Steinkisten (*mamoas*) bekannt; manche tragen in roter Farbe gemalte Zeichen auf den Steinen. Galicien ist das Bindeglied mit Nordspanien, das der pyren. Kultur die Megalith-Formen vermittelt hat. Ob die astur. Megalith-Gräber mit Portugal und Galicien oder besser mit den baskisch-pyren. in Beziehung zu bringen sind, mag dahingestellt bleiben. Es ist möglich, daß Verbindungen zwischen den verschiedenen nordspan. Gebieten damals schon bestanden haben; sie würden das Vorkommen des Glockenbechers vom pyren. Typus (parallele Zonen mit schrägen Punktlinien in Rädchentechnik) im Ganggrab von Puentes de García Rodríguez erklären (Tf. 124, 8).

Abb. des letzteren bei Castillo *La cerámica incisa de la cultura de las cuevas* Barcelona 1922 Tf. 6, 8 (ohne genauere FO-Angabe, wie auch bei Bosch *Hisp.*). Über das Grab vgl. a. La Iglesia *Catálogo de la sección de Protohistoria gallega de la colleción S. de La Iglesia* 1907. Der Grundriß des Grabes und die sonstigen Funde bei Saralegui *Estudios sobre la época céltica en Galicia* 1894. Vgl. über die Megalith-Gräber Galiciens auch Boletín de la Biblioteca Menendez y Pelayo 1924—25 Pérez-Bustamante und Parga-Pondal.

In Extremadura ist die Verdrängung der alten Grottenkultur (Grotten El Boquique bei Plasencia und Conéjar) durch die Megalith-Kultur zu beobachten. Daß damals Extremadura und die Prov. Huelva sich an Portugal anschließen, lassen die wenigen ausgegrabenen FO, die Material ergaben, genau erkennen: das Grab von Garrovillas (Prov. Badajoz) mit Dolchen, Axtdolch und Pfeilspitzen aus Feuerstein und Schieferplatten, die Megalith-Gräber von Encinasola, Aljaraque und der sog. „Dolmen de Soto" bei Trigueros (prächtige Galerie couverte; Band VIII Tf. 23, 24; Prov. Huelva), die Grotte de la Mora (bei Jabugo; Huelva), wo Schieferplatten (Tf. 110 b) und unverzierte Keramik zutage gefördert sind. Auch die Einzelfunde reihen sich der portug. Kultur an, besonders der Kalksteinzylinder von Conquero bei Huelva (Tf. 131), der ein Parallelstück des von Moncaparacho in Portugal ist. Tatsächlich scheint die portug. Kultur bis in den w. Teil der Prov. Cordoba gelangt zu sein, was der Einzelfund von Espiel (Schieferplatte) bestätigt.

Von der weiteren Ausdehnung portug. Kulturelemente wie der Megalithgräberformen ist an anderen Stellen gehandelt. Ö. von der Grenze der Prov. Huelva, Extremadura und Salamanca kann nur von bloßem Kultureinfluß, nicht aber von wirklicher Ausdehnung der ganzen portug. Kultur geredet werden. Freilich wird man den Einfluß der portug. Megalith-Gräber im andalus. Gebiet als in einem sehr späten Moment des vollen Äneolithikums auftretend (ob gleichzeitig mit der Alcalar-Kultur von Algarve?) ansehen dürfen.

Über Extremadura und Huelva vgl. Anuari Inst. 6 (1915—20) Cronica Bosch. Abb. der Megalith-Gräber Extremaduras in Rev. A. B. M. 1914, 1920, 1924 Mélida. Über Huelva vgl. a. Obermaier *El dolmen de Soto* (*Trigueros*; *Huelva*) Boletín de la Sociedad Española de Excursiones 1924 und Diaz *Avance al estudio de la cueva de la Mora en Jabugo, provincia de Huelva* Actas y Memorias de la Sociedad Española de Antropologia 1923, Actas. — Die Schieferplatte von Espiel (Córdoba): Boletin de la R. Academia de Ciencias de Córdoba 1923 Nr. 3 (Carbonell).

III. Die Almeria-Kultur. § 19. Allgemeines. Auch hier lassen sich nicht nur größere Per., sondern auch Unterstufen ausscheiden, durch welche typol. Entwicklungen von Formenreihen zu verfolgen sind. Es ist zu beachten, daß hier sehr früh, viel früher als in den anderen Kulturkreisen, das Kupfer verwendet wird. Schon aus den ersten Stufen des frühen Äneol. besitzen wir Geräte aus Kupfer; bereits in der sog. reinneol. Stufe hat man Kupferschlacken (sogar in El Gárcel) gefunden, so daß die Frage berechtigt ist, ob die Almeria-Kultur ein reines Neol. überhaupt besitzt. Auf jeden

Fall ist sicher, daß hier die Stufen, welche den anderen frühkupferzeitl. der Halbinsel parallel laufen, schon reich an Kupfer sind, während jene anderen Kupfer nur spärlich aufweisen. Auch erscheinen hier die Kupferäxte viel früher als anderswo. So muß die Benennung der Almeria-Stufen eine andere sein als im Siretschen System, das sonst die Abgrenzung der Stufen und ihre Aufeinanderfolge in den Hauptlinien richtig wiedergibt. Was bei Siret „néolithique ancien" heißt, ist eigentlich Endneol., das „néolithique moyen" ist die frühe Kupferzeit und das „néolithique récent" oder „énéolithique" ist die vollentwickelte Kupferzeit.

Auch ist zu bemerken, daß im sog. Endneol. die Almeria-Kultur auf das Almeria-Gebiet beschränkt bleibt, aber schon in der frühen Kupferzeit die große territoriale Ausbreitung sowohl nach W wie nach NO beginnt. Sie folgt immer der Küste, nur im äußersten N (Katalonien, vielleicht auch schon Aragonien) dringt sie längs der Täler der zu den Küsten eilenden Flüsse nach dem Innern vor. Die vollentwickelte Kupferzeit sieht die größte Ausbreitung der Almeria-Kultur. Damals wird ihr die ganze Prov. Granada wie auch Nieder-Aragonien im unteren Ebro-Becken vollständig angegliedert. In Katalonien aber scheint sie Land zu verlieren durch die Ausbreitung der pyren. Kultur nach S. Und selbst in Gebieten, in welche diese letztere nicht vorgedrungen ist, hält sich die Almeria-Kultur nicht mehr so rein wie früher und mischt sich stark mit der benachbarten Grottenkultur Kataloniens.

Allg. Behandl. der Almeria-Kultur bei Bosch *Hisp.*; ders. *L'estat actual del coneixement del neolític i eneolític de la Península Ibérica* Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica; ders. *Ensayo de una reconstrucción de la etnologia prehistórica de la península ibérica* Boletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo 1922; Siret *L'Espagne préhistorique* Revue des questions scientifiques 1890; ders. *Questions de chronologie et d'ethnographie ibériques* 1913. Die meisten Abb. in dem Prachtwerk Siret *Prem. âg.* (Text- und Tf.-Band); vgl. a. F. de Motos *La edad neolítica en Vélez Blanco* Memor. Comisión 1918.

§ 20. Spätneolithische Zeit.

FO (nur die typischen werden hier angegeben): Ansiedlungen: El Gárcel und Tres Cabezos (beide bei Antas). Sichere Gräber aus dieser Stufe sind nicht bekannt.

Die Ansiedlungen sind noch recht primitiv und bestehen aus Hütten von Flechtwerk oder Wohngruben, die von einer rohen Steinmauer umgeben sind.

Als Fundstücke sind zu nennen: unpolierte Walzenbeile, Splitter, Messer und geometrische Mikrolithen, besonders triangulärer Form, aus Feuerstein und nichtornamentierte Keramik; bei letzterer sind Formen mit rundem Boden, eiförmigem Bauch und zylindrischem Hals hervorzuheben. Der Ton ist braunschwarz. Kupfergeräte wurden nicht gefunden, wohl aber Kupferschlacken (Tf. 132 a, b).

§ 21. Frühe Kupferzeit.

Im eigentlichen Almeria-Gebiet lassen sich ebenfalls zwei Unterstufen herausarbeiten. Ob diese Einteilung genau der Zweiteilung der frühen Kupferzeit der anderen Gebiete, besonders Portugals, entspricht, bleibe dahingestellt.

Stufe A. FO: Ansiedlung: La Gerundia. — Gräber: vielleicht gehören die von Palaces hierher.

Stufe B. FO: Ansiedlung: Parazuelos. — Gräber: La Pernera, Vélez Blanco (?), Puerto Blanco, Cueva de los Tollos. Außerhalb der Prov. Almeria bei Málaga die Cueva del Tesoro (Torremolinos).

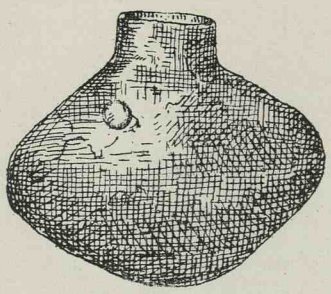
In beiden Stufen der beginnenden Kupferzeit vervollkommnet sich die Baukunst. Die Hütten aus Holz fangen an zu verschwinden und werden allmählich durch Steinhäuser ersetzt. Die Gräber werden entweder in natürlichen Felsschluchten (Vélez Blanco), in Grotten (Cueva de los Tollos, Cueva del Tesoro) oder in kleinen Schächten angelegt, die in die Erde eingetieft und mit Steinen versehen sind, um den Schacht vor dem Abrutschen des Erdreiches zu schützen. Die Form der Schächte ist entweder rund (Vélez Blanco; Tf. 133 b) oder oval (Puerto Blanco, La Pernera). Durch die Überdeckung des Grabes mit einer Steinplatte entsteht eine Art Steinkiste, welche sich von der Steinkiste der megal. Entwicklungsreihe scharf unterscheidet, trotzdem sie öfters mit ihr verwechselt worden ist. Die Almeria-Steinkiste ist viel kleiner, aus dünneren Steinplatten gebildet und entbehrt häufig eines Tumulus, was bei den megal. Steinkisten nie der Fall ist. Die nichtmegal. Steinkisten dürfen wir als das typische Almeria-Grab ansehen.

Am Inventar in den Ansiedlungen dieser Stufe beobachtet man einen langsamen

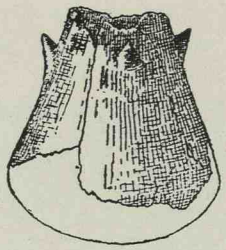
a b c

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Portugiesische Kultur: Kalksteinzylinder von Huelva. Nach Photographien.

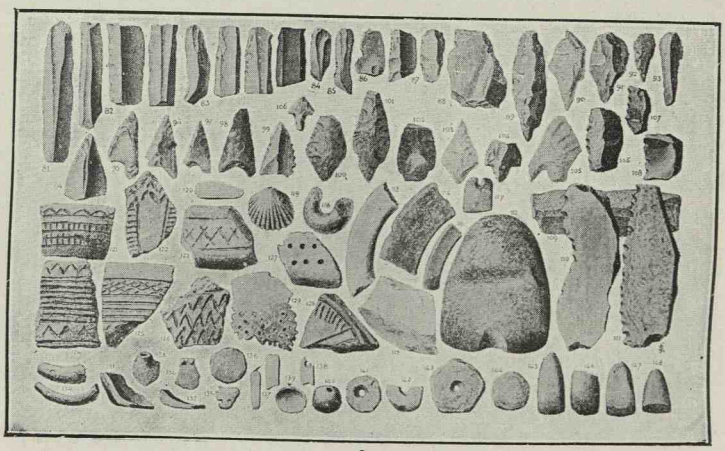


a

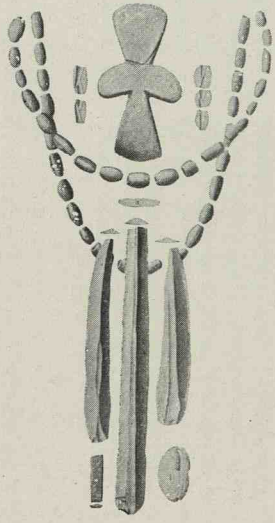


b

c



d



e

f

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Almeria-Kultur. Endneolithikum und Frühe Kupferzeit: a. Vase von El Gárcel Endneol.). — b. dgl. von Tres Cabezos (Endneol.). — c. dgl. von Cueva de los Tollos (Frühe Kupferzeit). — d. Funde von La Gerundia (Frühe Kupferzeit). — e. Grabfunde von La Pernera (Frühe Kupferzeit). — f. dgl. von Puerto Blanco (Frühe Kupferzeit). — Nach Siret.

Fortschritt, der bis zu verhältnismäßig hochstehenden Kulturformen (Ansiedlungen von Parazuelos) führt.

Außer den normalen Kennzeichen der Zeit (s. o.) ist hier die eigentümliche Entwicklung der Pfeilspitzen, die von den triangulären Prototypen der reinneol. Zeit abweichen, hervorzuheben. Es erscheint hauptsächlich eine trianguläre Form mit Stiel und Flügelchen, aber daneben kommt auch eine Form mit sehr breitem Stiel vor, so daß schließlich die Pfeilspitzen eine rhombische Form erhalten („losange") und häufig lorbeerblattartig aussehen. Daß wir es hier mit einer typischen Form zu tun haben, beweist die Tatsache, daß die Form mit konkaver Basis nicht in dieser Stufe auftaucht. Hier sind also keine Vorstufen für die ausgeprägten Pfeilspitzen mit konkaver Basis der vollen Kupferzeit, die vielmehr dem Einfluß der portug. Kultur zuzuschreiben sind. S. Tf. 132 d, f; 133 a.

Schmucksachen sind im Anfang der Per. häufig, besonders Muschelarmbänder (aus *Pectunculus*), und in der Unterstufe B die Callaïs-Perlen. Die Keramik bleibt im allgemeinen unverziert und ist glatt poliert, ein typisches Kennzeichen der Almeria-Kultur. Unter den Gefäßformen begegnet man oft dem großen Krug mit kugligem oder eiförmigem Boden und zylindrischem Hals (Cueva de los Tollos, Cueva del Tesoro). Nur ausnahmsweise erscheinen Reliefverzierung (Tonwülste; Parazuelos und Cueva del Tesoro) und Ritzdekorationen (an einigen Scherben von La Gerundia, auf einem Gefäß der Cueva de los Tollos), welche der zentralen Grottenkultur zu entstammen scheinen (Tf. 132 c, d).

Das Kupfer kommt häufig vor, und schon in Parazuelos werden Äxte daraus angefertigt: sie sind flach und von trapezartiger Form. Daneben finden sich auch andere kleinere Gegenstände aus Kupfer.

Als Kultobjekte sind kleine Steinidole anzusehen, die in grober Weise die menschliche Figur nachahmen (Idol von La Pernera; Tf. 132 e).

§ 22. Die Ausbreitung der Almeria-Kultur nach SW und N (bis Katalonien). Schon in der beginnenden Kupferzeit dehnt sich die Almeria-Kultur sowohl nach N die Ostküste entlang bis Katalonien wie der Südküste Andalusiens nach bis zum Gebiet um Málaga aus. Leider sind die Zwischengebiete des SO und Valencias in dieser Zeit unbekannt, aber der Charakter der Ausbreitung in Katalonien ist so rein, und in der folgenden Zeit (vollentwickelte Kupferzeit) steht die Almeria-Kultur jener Zwischengebiete in solcher Blüte, daß sicher die betreffenden Funde Kataloniens der Almeria-Kultur zuzuschreiben sind.

Im S kennen wir die Ausbreitung der Almeria-Kultur von der Grotte del Tesoro bei Torremolinos (in der Nähe von Málaga). Die Keramik, meist ohne Dekoration — ihr Hauptvertreter ist ein kugliges Gefäß mit zylindrischem Hals —, trägt zweifellos Almeria-Charakter. Daneben erscheinen Muschelarmbänder (in den Almeria-Gräbern häufig, doch auch in der Grottenkultur vorkommend) und Pfeilspitzen (einige mit konkaver Basis, etwas abweichend von denen Almerias) sowie viele triangulare und trapezförmige Mikrolithen.

In Katalonien treffen wir Gräber (Schächte, Grotten, kleine, ovale oder viereckige Steinkisten) mit unverzierter Keramik, feinen Silex-Messern, Mikrolithen, Nuclei aus Feuerstein, fein polierten Äxten aus ausgewähltem Gestein (öfters Fibrolit) und Schmuckperlen aus grünem Gestein (Callaïs!). Die Gräber finden sich in ganz Süd-Katalonien bis nach Solsona und Vich (Tf. 134).

FO: Santa Maria de Miralles, La Llacuna, Santa Coloma de Queralt, Alcanar, Mora de Ebro (Prov. Tarragona); Vilanova i Geltrú, S. Andreu de la Barca, Vilafranca, S. Joan Despí, Barcelona, Badalona, Montornes, La Moguda, Bigas, Vilassar, Bruch, Caldes de Montbuy, Vich, Puigreig (Prov. Barcelona); Solsona und Umgebung, Les Borjes d'Urgell und Vallfogona de Riucorb (Prov. Lérida).

Navarro *Estudio prehistórico de la cueva del Tesoro* Málaga 1884. Über die Gräber Kataloniens vgl. Anuari Inst. 5 (1913—1914) S. 806 ff., ebd. 6 (1915—1920) Crónica Bosch. Einige Gräber noch unveröffentlicht.

Die Zwischengebiete von Almeria bis Katalonien weisen vorläufig keine typischen Funde dieser Periode auf. Ob einige der später so häufig befestigten Bergkuppen (*moles*) der Prov. Castellón (wie Chert, Coratchar, Morella) schon in der frühen Kupferzeit besetzt waren, mag dahingestellt bleiben.

§ 23. Vollentwickelte Kupferzeit. Das eigentliche Volläneol. Almerias ist durch die Millares-Kultur vertreten, die sich schwer in Unterstufen einteilen läßt. Als ältere Stufe, besser gesagt als Übergangsstadium von der älteren frühen Kupferzeit her, kann man die Zeit der Ansiedlungen von Campos und Las Canteras (Vélez Blanco) betrachten. Das Stadium von Campos ist eigentlich nur eine etwas fortgeschrittenere Stufe als das von Parazuelos, was in der feineren Bearbeitung der Pfeilspitzen, in der Formvollendung der Typen und in dem zunehmenden Gebrauch des Kupfers zum Ausdruck kommt. In Las Canteras gibt es außerdem ein verziertes Gefäß (sonst von der üblichen Almeria-Form mit kugligem Bauch und kurzem, zusammengeschnürten Hals) mit Weißinkrustation: die Ornamente bestehen in Dreiecken und ähnlichen geometrischen Mustern sowie in figürlichen Darstellungen, wie sie auf den Millares-Vasen häufig vorkommen. Man könnte sich fragen, ob die Gräber von Vélez Blanco, nach der Einfachheit ihres Inventars, worüber oben gesprochen, zu urteilen, nicht derselben Stufe (nur mit ärmlicherem Material) zuzuweisen sind.

Die typische Kultur der vollen Kupferzeit Almerias wird durch die Ansiedlungen und Nekropolen von Los Millares (Gádor; s. Millares [Los]) und Almizaraque (Herrerías) vertreten. Auch gehören der Zeit andere Kuppelgräber und FO, die wegen mangelhafter Veröffentlichung wenig bekannt sind, an.

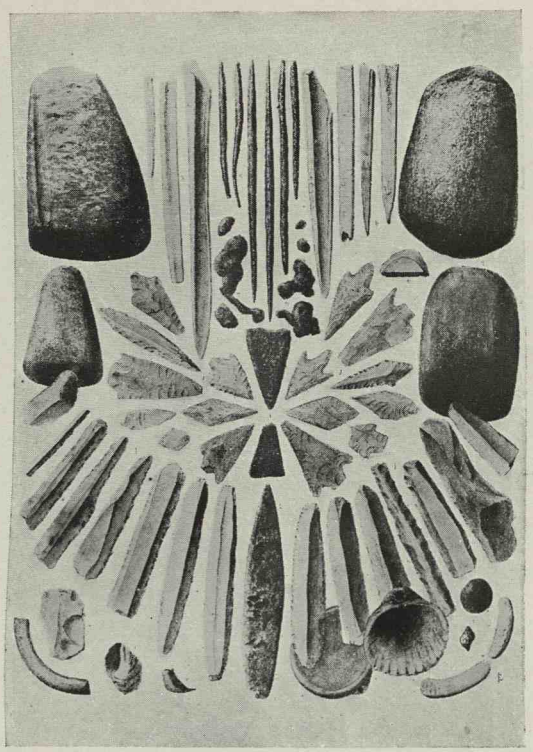
Von der Ansiedlung Los Millares kennt man nur die allgemeine Anlage (Band VIII Tf. 58 b). Sie scheint sehr kunstvoll gewesen zu sein, besaß Schanzen, Forts (aus Erde gebaut) und Wasserleitungen. Die Ansiedlung von Almizaraque ist noch auszugraben. Die Nekropolen bestehen aus Megalith-Gräbern (Ganggräbern und Kuppelgräbern; ebd. Tf. 22 a, b, g, h) und aus natürlichen Felsenschluchten, die künstlich zu Megalith-Gräbern umgebildet worden waren.

Die Kleinfunde (viel Kupfer und überaus fein retuschierter Silex; Tf. 133 c) enthalten außer dem für die Zeit typischen Glockenbecher (Tf. 124, 7) eine eigenartige, verzierte Keramik mit eingeritzten Dekorationen (Hirsche, Sonnen- und andere stilisierte Darstellungen sowie apotropäische Augen; Tf. 133 d, e). Sogar Malerei kommt vor, doch ist noch sehr wenig darüber bekannt (Tf. 133 f). Auch gibt es Gegenstände darunter, die als Import angesehen werden dürfen: Elfenbein (s. d. B), Bernstein (s. d. E). Vielleicht sind auch die feinen, an der Basis konkav stark ausgebuchteten Silex-Pfeilspitzen, welche den portug. ähneln, Importstücke. Tierphalangen und Schieferplatten (fast unverziert) dürften als Nachahmungen der portug. Stücke gelten, ebenso wie die Glockenbecher auf fremden Einfluß (aus der Zentralen Kultur her) zurückzuführen sind. Es sieht so aus, als ob die Almeria-Kultur sehr weitgehende Beziehungen nach auswärts hatte.

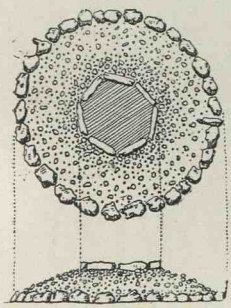
Die Ausbreitung nach SW. Die schon früher einsetzende Ausbreitung dieser Kultur längs der andalusischen Küste erstreckt sich jetzt auch über die ganze Prov. Granada. Dort ist, allerdings nur unzulänglich, eine Nekropole in Gor (Kuppelgräber; Band VIII Tf. 22 e, f) bekannt.

§ 24. Die Ausbreitung nach SO, in der valencianischen Küstenzone und in Nieder-Aragonien. Nach SO scheint die Almeria-Kultur bis in die Prov. Albacete vorgedrungen zu sein, wie aus den Gräbern (Erdgräber unter großen Tumuli) von Montealegre zu ersehen ist. Das Inventar ist ärmlicher als in Almeria, doch typisch und gehört einer fortgeschrittenen Zeit an: unverzierte, polierte Keramik, Silex-Sägen und -Pfeilspitzen (gut retuschiert und von feiner Lorbeerblattform). In Alicante sollen auch einige Gräber von Orihuela hierher gehören, ebenso wie in der Nähe von Alcoy einige Grotten (in einer von ihnen ein Scherben von einer lokalen Abart der Glockenbecherkeramik) dieser Stufe zugeschrieben werden. Leider sind die FU nicht mehr festzustellen. Dies ist auch der Fall bei dem Grabe Castellet del Porquet (bei Olleria in der Prov. Valencia). Dies Grab sieht Obermaier (eine alte, unklare Beschreibung interpretierend) als Kuppelgrab an, was fraglich erscheint.

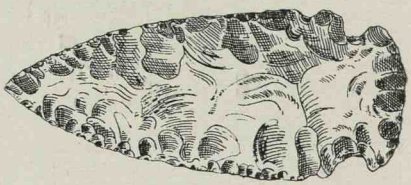
Weiter n. gibt es eine Gruppe von Fundstellen in der Prov. Castellón. Es sind zum



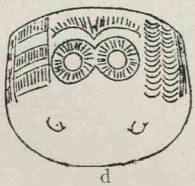
a



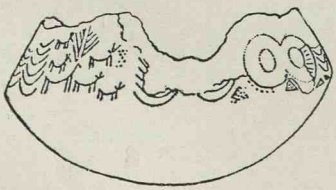
b



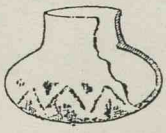
c



d



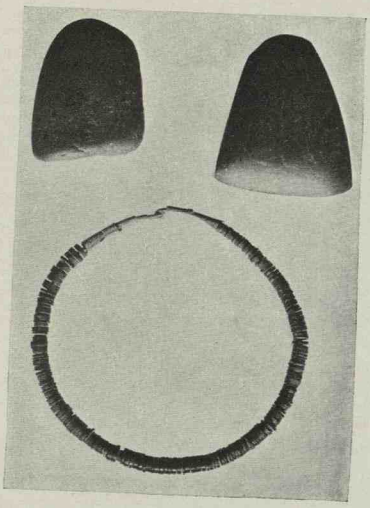
e



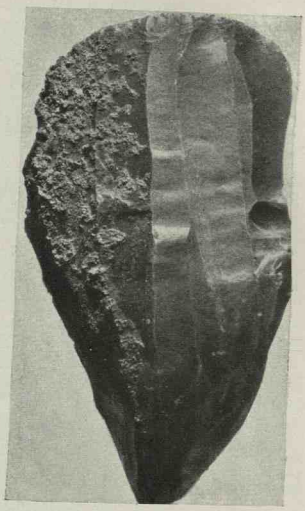
f

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

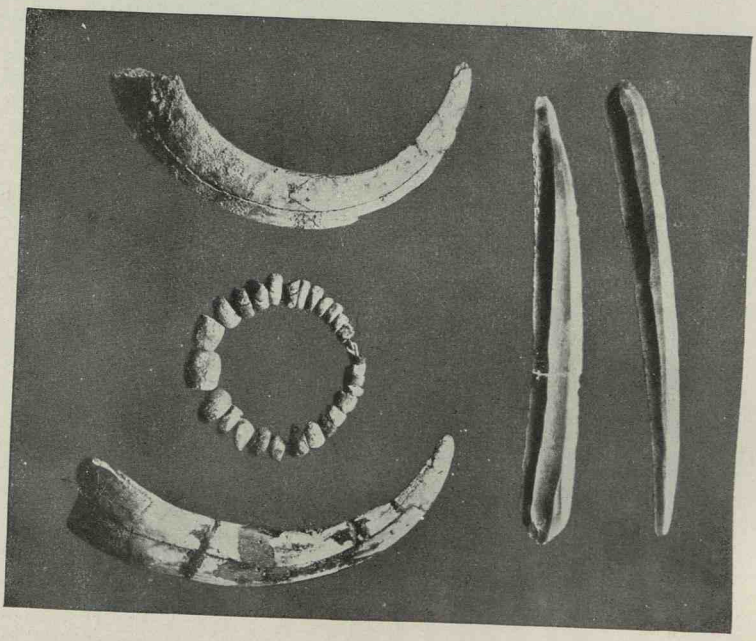
Almeria-Kultur: a. Funde von Parazuelos (Frühe Kupferzeit). — b. Grab von Vélez Blanco (Frühe Kupferzeit). — c—e. Axt-Dolch aus Silex und Vasen mit eingeritzten Ornamenten von Los Millares (Volle Kupferzeit). — f. Bemalte Vase aus der Prov. Almeria (Volle Kupferzeit). Nach Siret und Motos.



a



b



c

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Fundstücke aus dem Grabe von Bigas (Prov. Barcelona): a. Steinbeilchen und Kollier-Perlen aus Muschel und Schieferstein. — b. Silexnukleus. — c. Silexmesser, Eberzähne und Kollier-Perlen aus Callaïs. — Ca. $^2/_3$ n. Gr. Nach Photographien.

Teil befestigte Plätze auf Berggipfeln, die von rohen Steinmauern umschlossen sind (*moles*), bei Morella, Chert usw., zum Teil Freilandstationen (*planells*) und Grotten in dem Gebiet von Albocácer und an zahlreichen anderen FO der Provinz.

Das Inventar besteht aus unverzierter Keramik (nur ausnahmsweise erscheinen einige Tonwülste mit Fingereindrücken, wohl auf eine Vermischung mit der älteren zentralen Grottenkultur deutend), wenig sauber gearbeiteten Basalt-Äxten und retuschierten Silex-Pfeilspitzen von trianguläre (mit Stiel und Flügelchen) und ovalen Formen. Auch Glochenbecher mit parallelen Zonen von Punktlinien in Rädchen-Technik zwischen horizontalen Schnureindrücken sind bei den Gräbern von Filomena (Villareal) gefunden worden (Tf. 136 a, b).

Hauptsächliche FO: Prov. Murcia: Wohnplätze El Castellón bei Lorca und Cabezo del Tolmo bei Jumilla. — Prov. Albacete: Gräber von Montealegre bei Yecla. — Prov. Alicante: Gräber und Grotte „Cueva de Roca" bei Orihuela; Grotten und andere FO (Les Llometes) bei Alcoy. — Prov. Valencia: Grotten „dels Morts" (Enguera), „de les Maravilles" (Gandia), „Negra" (Jativa) usw. — Prov. Castellón: Gräber in Gruben unter Tumuli von Filomena (Villareal) und Almazora; Grotte „de la Seda" bei Castellón, „Barranc de la Rabosa" (Tf. 135 i) u. a. bei Albocácer; befestigte Bergkuppen (sog. *moles*) in Miravet, Cabanes, Albocácer usw.

Dieselbe Kultur erscheint in der benachbarten Provinz Teruel, aus der gleichfalls befestigte Berggipfel (*moles*) und einige Gräber bekannt sind (Moles in Penarroja, Fontdespalda, Montroig, Mazaleón, Segura de Aragón bei Montalbán, verschiedene FO bei Alcañiz [nämlich die Wohnplätze von „Cabezo del Cuervo" und „Masía del Ram"] usw.; Gräber, meist Erdgräber, aber auch solche in Felsschluchten, bei Calaceite [Tf. 135 a—h] und Valderróbres [Tf. 135 k]). Diese Kultur erscheint sogar im S der Prov. Zaragoza, s. des Ebro (Grotten und Felsgrab bei Albalate del Arzobispo) und im S Huescas (Sariñena).

Über die Grotten Valencias und Alicante (die FO von Murcia und Albacete zerstreut in meist unzugänglicher Literatur ohne Abb.) vgl. Matériaux 1875 S. 547, ebd. 1886 S. 470. — Über Castellón: Bosch *Els problemes arqueológics de la provincia de Castellón* 1924. — Über Aragonien: ders. *Notes de prehistória aragonesa* Butlletí de l'Assoc. Cat. d'Antrop. 1923. — Vgl. ferner Bosch *El sepulcre del Canyaret del Calaceit* und *Les estacions eneolitiques del Baix d'Aragó i Regne de Valencia* Anuari Inst. 6 (1915 — 1920) Crónica; Duran-Pallarés *Exploració arqueológica de la Vallforta* (Grotten und „planells" der Gegend von Albocácer) ebd.; P. Paris-V. Bardavíu *Excavaciones en el Cabezo del Cuervo, Término de Alcañiz* Memorias Junta Exc. Nr. 66 (1924); dies. *Fouilles d. la rég. d'Alcañiz* 1926.

§ 25. Die Almeria-Kultur in Katalonien. Es ist früher schon von einigen FO in Südkatalonien die Rede gewesen, welche die Verbindung der Almeria-Kultur mit der benachbarten Grottenkultur mit Reliefkeramik darstellen (Salamó-Mischkultur). Es sind dies die Grotten Fonda bei Salamó (Prov. Tarragona), La Riba (unveröffentlicht) und Escornalbou (Prov. Tarragona), eine (unveröffentlicht) bei Sitges (Prov. Barcelona), die Grotte bei Castellví de la Marca und verschiedene im Berge Montserrat (Prov. Barcelona). Das Inventar besteht aus Reliefkeramik mit Tonwülsten, eingeritzten Scherben wie die aus den Grotten Léridas, Glockenbecherkeramik (Band IV Tf. 147 d), Almeria-Keramik (unverziert und glatt poliert) sowie ärmlichen Silexfunden. Auch Kupfer (Äxte, Pfeilspitzen) ist vorhanden. Das früher durch die Almeria-Kultur in Mittel-Katalonien besetzte Gebiet geht jetzt an die sich bis zur Linie Montsec-Manresa-Barcelona ausdehnende pyren. Kultur verloren. Doch lassen sich Mischformen erkennen (Grab bei Pont del Gurri bei Vich; s. u.). In den Grotten des Montserrats kommt eine hochinteressante Verzierungs-Technik der Keramik vor, welche mit Cardium-Eindrücken mannigfaltige Motive bildet. Diese Technik scheint vereinzelte Parallelen in einig n FO der Almeria-Kultur Ostspaniens zu haben (so bei Vélez Rubio in Almeria und in der Prov. Castellón).

Bosch *Resultat de l'exploració de les coves de Catalunya* Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica; Serra Ràfols *Col. preh. Vidal*; L. M. Vidal *Cerámica de Ciempozuelos en una cueva prehistórica del Nordeste de España* Congreso de Valladolid de la Asociación Española para el progreso de las ciencias 1916; J. Colominas Roca *La Prehistória de Montserrat* 1925; J. Serra-Vilaró *Escornalbou* 1925; Rius *El sepulcre del Pont del Gurri* Anuari Inst. 6.

IV. Die pyrenäische Kultur. § 26. Allgemeines. Ihr eigentliches Gebiet sind die Bergabhänge der Pyrenäen vom

Baskenlande bis zur katalanischen Küste. Sie verbreitet sich nach S, vor allem in Katalonien, wo sie die Linie Montsec (Prov. Lérida)-Manresa-Barcelona erreicht. Durch die Ostpässe der Pyrenäen ist sie mit der südfrz. Megalith-Kultur verbunden, während die Beziehungen der baskischen Gruppe zur westfrz. Megalith-Gruppe noch wenig aufgeklärt sind, ebenso wie die Westgrenzen in Spanien noch der Festsetzung bedürfen, wo die letzten Megalith-Gräber der eigentlichen pyren. Kultur sich bis nach Viscaya hinziehen. Die Provinz Santander hat keine Megalithen, und aus Asturien kennt man zwar Megalith-Gräber (Capilla de la Santa Cruz bei Cangas de Onís, Corao, beide mit Eingravierungen, u. a. besonders die Steinkisten-Nekropole in der Nähe der Felsenmalereien von Peña Tú), jedoch nicht die Funde daraus.

Conde de la Vega del Sella *El Dolmen de la capilla de la Santa Cruz* Memor. Comisión 1919.

Es gibt zwei gut bekannte Gruppen der pyren. Kultur, die baskische und die katalanische. Es hat bis jetzt den Anschein, als ob das zwischen diesen Gruppen liegende Gebiet keine Megalith-Gräber besitzt, doch zeigen ein paar im n. Teile der Prov. Huesca aufgefundene megal. Steinkisten, daß diese Leere nur dem Mangel an Untersuchungen zuzuschreiben ist.

Beiden Gruppen sind die gleiche typol. Entwicklung der Megalith-Gräber und auch gewisse in deren Inventar hervortretende Züge gemeinsam.

Die Gräber weisen drei Hauptformen auf (Tf. 137 a—f): das Ganggrab, die gedeckte Galerie mit parallelen Seiten und die kleine, viereckige oder trapezförmige Steinkiste. Die erste Form (Ganggrab) ist im Baskenlande bei Igartza (Westgrab), in Katalonien bei Espolla (Gräber bei La Font del Roure, Cabana Arqueta, Arreganyats) und vielleicht auch bei Darnius (Grab „Mas del Puig de Can Eras") und San Climent Sasebas (Grab „de Gutina") vertreten, alle an den Abhängen der Pyrenäen (Prov. Gerona).

Die galerie couverte ist in Katalonien typol. mit dem Ganggrab durch eine Übergangsform verbunden. Sie weist noch die Abtrennung der Kammer von dem Gange durch zwei Steine, welche eine Art Tür bilden, auf; außerdem sind die Seiten der Kammer nicht parallel. Sie erinnern durch eine leichte Krümmung noch an die Rundung der Kammer (Gräber von La Cova d'en Dayna [bei Romanyá de la Selva] und von Santa Cristina d'Aro, beide in der Prov. Gerona). Diese Übergangsformen finden sich ähnlich in Portugal (Monte Abrahão) und in Andalusien (La Cueva de Menga).

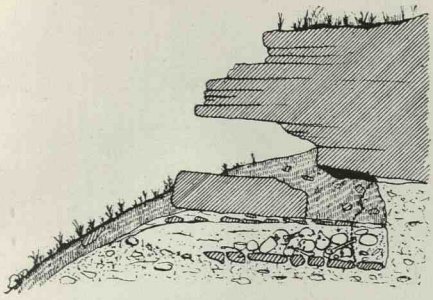
Die eigentliche galerie couverte tritt in Katalonien häufig auf (Llanera, Puiges-Lloses, Serra del Arca, Puig Rodó, andere in der Prov. Barcelona und Gerona). Die von Puig Rodó ist durch drei Quersteine in verschiedene Räume geteilt, wohl um die einzelnen Begräbnisse voneinander zu trennen, worüber leider bei den Ausgrabungen keine Beobachtungen gemacht werden konnten, weil das Grab früher beraubt war.

Im Baskenlande sehen wir die galerie couverte ebenfalls durch Quersteine geteilt, wie in Puig Rodó, in Jentillari und Arzábal. Andere mehr oder weniger große gedeckte Gallerien (bei kleineren könnte man auch von großen Steinkisten sprechen) sind die von Aranzadi und Ueloguena.

Die am reichsten vertretene Art der Megalith-Gräber im Baskenlande und in Katalonien sind die Steinkisten. Viele derselben sind ausgegraben und haben Funde geliefert.

Chronol. sind alle diese Typen in dieselbe Zeit, nämlich die vollentwickelte Kupferzeit, zu setzen, da das normale Inventar häufig Kupfer, Pfeilspitzentypen der späteren Zeit und Glockenbecherkeramik enthält. Es ist wohl anzunehmen, daß die Megalith-Gräber in Nordspanien, vielleicht von Portugal und Galicien her, zu einer späteren Zeit bekannt wurden, als schon die Umgestaltung des Ganggrabes stattgefunden hatte, die zur Bildung des galerie couverte-Typus führte. Sie hat sich aber erst in Nordspanien voll entwickelt und ist neben den anderen Typen in Brauch gewesen.

Allgemein weist die pyren. Kultur unverzierte Keramik von kleinen und abgerundeten Formen auf, daneben, zwar selten, Glockenbecherkeramik sehr einfacher Art, mit Zonen von Querlinien in Rädchentechnik (Tf. 137 g—i). Nur in Katalonien sind reichere Ornamente am



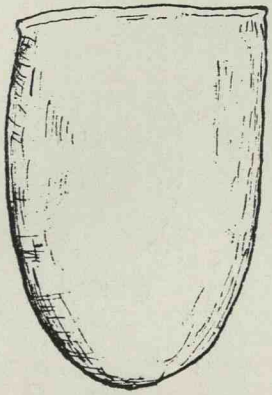
a

b

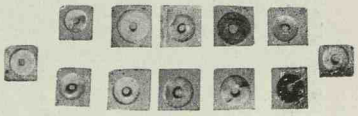
c

d

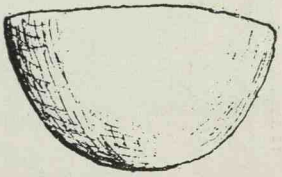
e



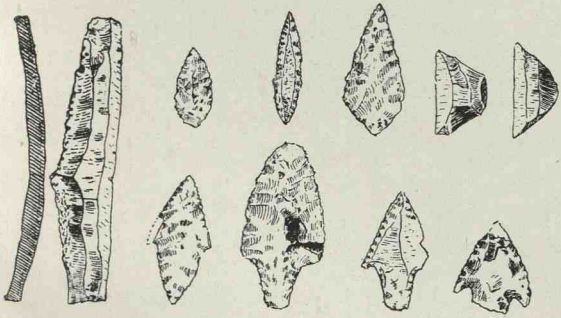
g

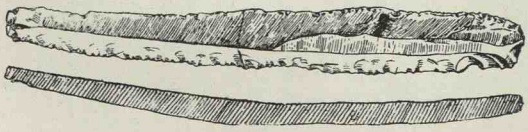


f

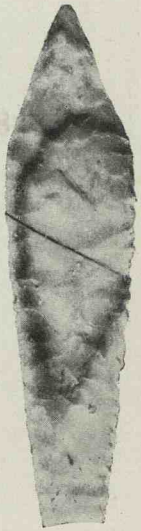


h





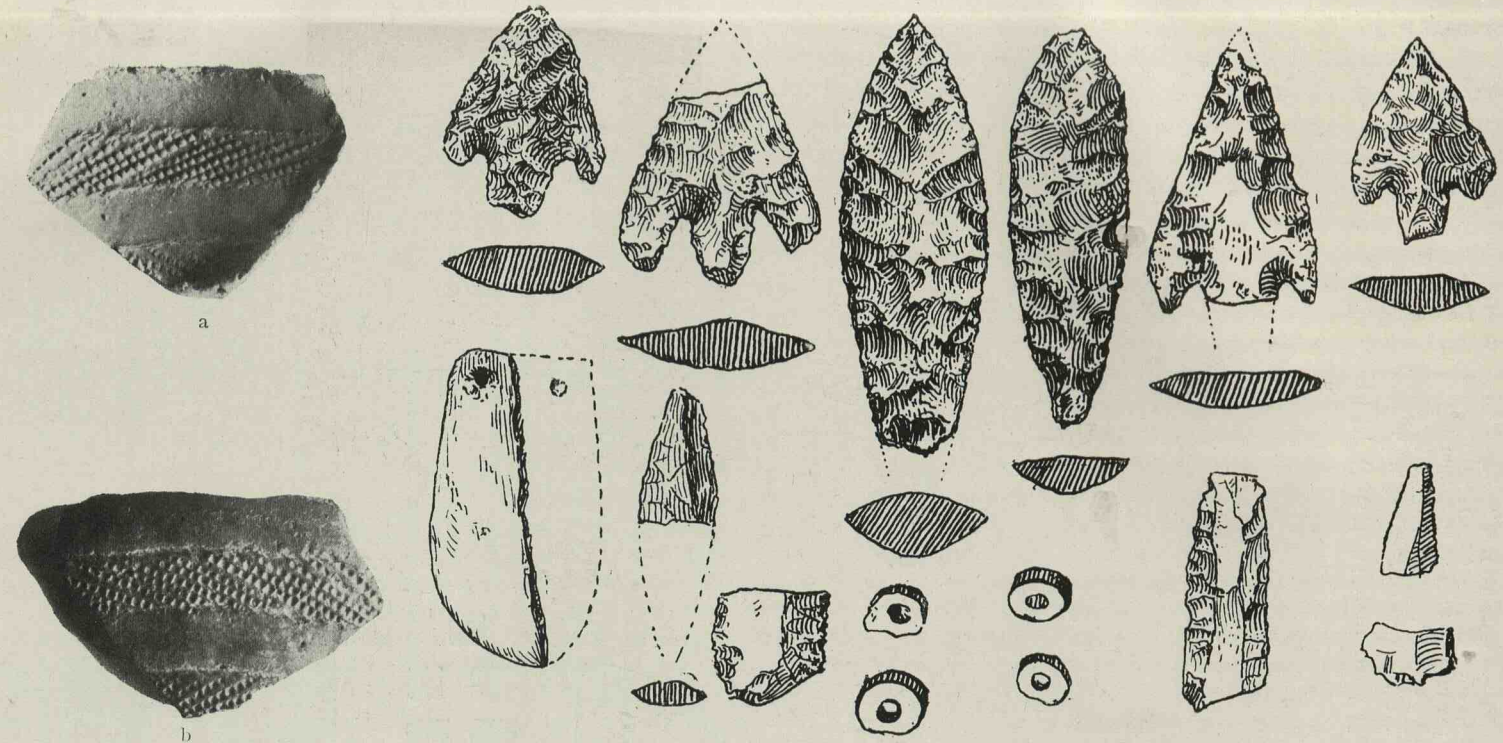
i



k

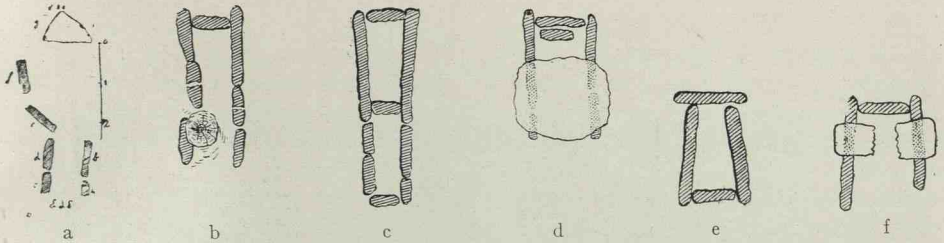
Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

Almeria-Kultur: a. Durchschnitt durch ein Grab. El Canyaret bei Calaceite (Prov. Teruel). — b, c. Silexpfeilspitzen. $^1/_2$ n. Gr. — d, e. Anhängsel (Muschel, Knochen). $^1/_2$ n. Gr. — f. Kollierperlen (Stein). $^1/_2$ n. Gr. — g, h. Keramik. $^1/_5$ n. Gr. — Sämtlich aus Grab unter Nr. a. Nach Cabré und Bosch. — i. Funde aus der Grotte „del Barranc de la Rabosa" bei Albocácer (Prov. Castellón). Nach Pallarés. $^1/_2$ n. Gr. — k. Pfeilspitze aus Feuerstein. Grab bei Valderróbres (Prov. Teruel). Nach P. Bosch. $^1/_1$ n. Gr.

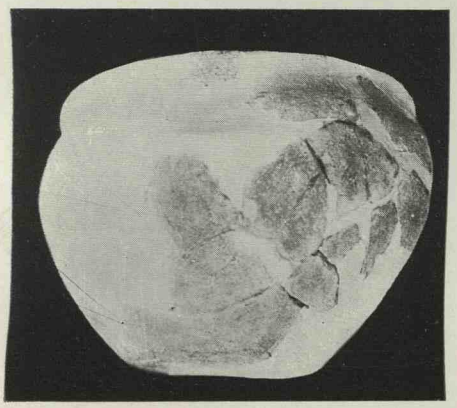


Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

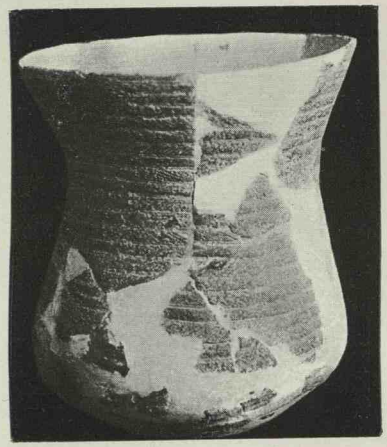
a—b. Almeria-Kultur: Scherbe eines Glockenbechers mit Schnurdekoration und dessen Abklatsch. Filomena (Pr. Castellón). Nach Photographie. $^1/_1$ n. Gr. — c. Katalanisch-pyrenäische Kultur: Geräte aus der gedeckten Galerie Puig-ses-Lloses bei Folgaroles, Prov. Barcelona. $^1/_1$ n. Gr. — Nach Colominas-Gudiol.



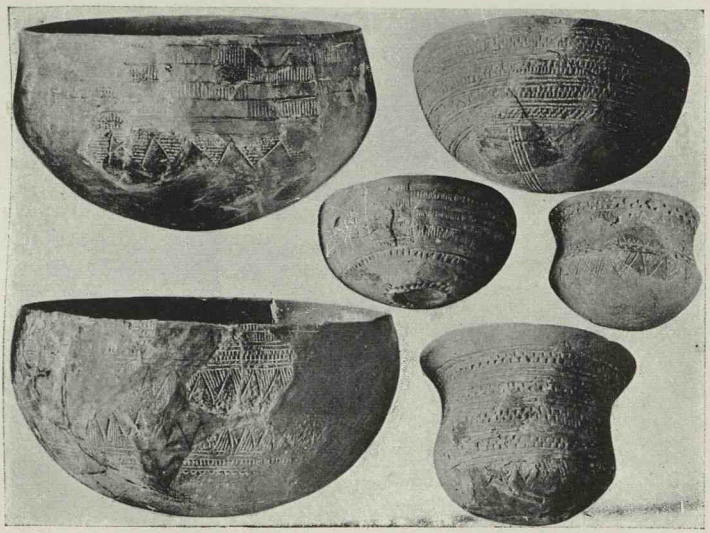
a b c d e f



g



h



i

Pyrenäenhalbinsel B. Neolithikum und Kupferzeit

a—h. Baskisch-Pyrenäische Kultur: a—f. Typen der baskischen Megalithgräber (1. Ganggrab von Igartza; 2—4. Übergangsformen von der gedeckten Galerie zur Steinkiste [2. Aranzadi, 3. Arzábal, 4. Debata del Realengo]; 5—6. Steinkisten [5. Zubeinta, 6. Debata de Arruazu]). — Maßstab 1:100. Nach Aranzadi und Bosch. — g. Tongefäß. Gorostiarán. — h. Glockenbecher. Pagobakoitza. — g, h. Nach Arazandi. — Katalanisch-Pyrenäische Kultur: i. Glockenbecherkeramik aus der gedeckten Galerie bei Puig-ses-Lloses, nahe Folgaroles. Nach Colominas und Gudiol. — g. Ca. $^3/_5$, h. ca. $^2/_5$, i. ca. $^1/_4$ n. Gr.

Pyrenäenhalbinsel C. Bronzezeit

Tongefäße. El Argar. Ca. $^1/_3$ n. Gr. Nach Photographie.

Rande (Dreieck u. a.) verwendet. Die Glockenbecherform zumal zeigt grobe, eingeritzte Verzierungen, was für lokale Degenerierung spricht (Llanera).

FO der Glockenbecher-Keramik: Im Baskenlande Steinkisten von Pagobakoitza und Gorostiarán. In Katalonien: Ganggrab Cabana Arqueta bei Espolla; gedeckte Galerien von Barranc (Espolla), Santa Cristina d'Aro, Llanera, Puig-ses-Lloses; Steinkisten Barraca del Lladre (La Estrada), Mas del Boix (Brull) u. a. aus dem Gebiet von Solsona. S. die Fundortliste im Art. Glockenbecherkultur § 21.

Außer der Keramik erscheinen Pfeilspitzen triangulärer Form mit Stiel und Flügelchen oder ovale (Tf. 136c). In Katalonien sind diese Pfeilspitzen z. T. besser ausgeführt und zeigen feinere Formen (lorbeerblattähnlich [Cornet, Romanyá] oder herzförmig [Romanyá, Llanera]). Das sonstige Material sind: Feuersteinmesser, Schmucksachen, und zwar Muschel-, Stein- und Bergkristall-Perlen, rechteckige Knochenstücke mit V-Bohrung (nur in gewissen Megalith-Gräbern: Puig-ses-Pedres, Puig Rodó, Serra del Arca), Steinäxte, Kupferpfriemen usw. Auch sind in Katalonien ein paarmal in Megalith-Gräbern kleine, grüne Steinplatten wie die der südfrz. Steinkisten gefunden worden. Die Megalithgräber-Kultur Kataloniens scheint sich in den Anfang der BZ hinein fortzusetzen (darüber s. u.). Die pyren. Megalith-Kultur Kataloniens fließt mit den älteren, dort vorhandenen Kulturen zu einer Mischkultur zusammen. Vom Nachleben der Grottenkultur sprechen die Scherben mit Grottenrelief-Ornamenten in den Megalith-Gräbern der Espolla-Gruppe (Font del Roure, Grab von Barranc) und in der Grotte de Can Sant Vicens, S. Julián de Ramis, Prov. Gerona), die sonst pyren. Formen enthalten. In der Nähe von Vich ist eine Vermischung der drei Kulturen im Grab von Pont del Gurri beobachtet worden. Es ist eine Grube mit Aschenresten (Leichenbrand?). Pyren. Erscheinungen sind Knochenstücke mit V-Bohrung; aus der Grottenkultur stammt die Reliefkeramik und aus der Almeria-Kultur sind die unverzierten konischen Gefäße herzuleiten. Daß Katalonien ein Kreuzungsgebiet der verschiedenen Kulturen ist, und daß in solchen Gebieten, durch die verschiedene Kulturelemente hindurchgegangen sind, Überbleibsel derselben immer fortdauern und gelegentlich wieder auftauchen, wird uns auch später oft begegnen. Von diesen Kulturen scheint aber die Grottenkultur die stärkste gewesen zu sein. Abgesehen vom äußersten NW hat sie in ganz Mittel- und Nordost-Katalonien die anderen aufgesogen.

Zusammenfassende Arbeiten über die pyren. Kultur: L. Pericot *La civilización megalítica catalana y la cultura pirenaica* 1925 (mit zahlr. Abb.).

Baskische Kultur: Aranzadi u. a. *Exploración de 5 dólmenes del Aralar* 1915; *Exp. de 14 dólm. del Aralar* 1918; *Exp. de 9 dólm. del Aralar guipuzcoano* 1919; *Exp. de 6 dólm. de la Sierra de Aizcorri* 1919; *Exp. de 7 dólm. de la Sierra de Ataun Borunda* 1921; *Exp. de 8 dólm. de Altzania* 1921; *Exp. de 16 dólm. de Elósua Plazentzia* 1922; *Los nuevos dólmenes de la Sierra de Encía* (ohne J.); *Exp. de 6 dólmenes de la Sierra de Urbasa* 1923; *Exp. de 4 dólm. de Belabieta* 1923; *Exp. de 8 dólm. de la Sierra de Aralar* 1924; Bosch *El problema etnológico vasco y la arqueologia* 1923.

Katalanische Kultur: Bosch *Prehistória catalana* 1919; Bosch-Pericot *Consideracions generals sobre els sepulcres megalitics catalans* Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica; Serra Vilaró *Excavaciones en el dolmen de Llanera* Mem. Junt. Exc. 1917; Serra-Vilaró *El vas campaniforme a Catalunya i les coves sepulcrals eneolítiques* 1923; Butlletí de l'Assoc. Cat. d'Antropologia 1923 Pericot und J. de C. Serra-Ràfols; J. Colominas-J. Gudiol *Els Sepulcres megalitics de l'Ausetania* Barcelona 1923. Zahlreiche Ausgrabungsberichte in Anuari Inst. 6. Frühere angegeben in Bosch *Prehistória catalana* 1919.

§ 27. Die Probleme der jüngeren Stein- und Kupferzeit Spaniens. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß in der StZ und Kupferzeit der iber. Halbinsel charakteristische Kulturen herrschen, die sich in chronol. Stufen zerlegen lassen. Das Verhältnis der Stufen zueinander läßt sich recht genau feststellen, wenn man von solchen Stufen ausgeht, die gemeinsame typische Erscheinungen aufweisen. Das ist der Fall bei den Stufen mit Glockenbecherkeramik in all den Kulturen, die außerdem durch das Auftreten der entwickelten Megalith-Formen, gemeinsamer Silex-Typen (Pfeilspitzen), Kupferäxte usw. verbunden sind. So kann man mit der Gleichzeitigkeit der volläneol. Stufen rechnen. Ob die Unterstufen der betreffenden Kulturen ebenfalls einander parallel laufen,

läßt sich schwerer entscheiden. Es ist anzunehmen, daß die Zweiteilung, welche für Portugal klarer zutage tritt, in der zentralen und in der pyren. Kultur vorläufig nicht möglich ist. Bei der Almeria-Kultur kann man wohl ebenfalls zwei Stufen aufstellen, aber vermutlich ist die erste kürzer als die Stufe A des Volläneol. von Portugal. Dagegen hat die Stufe B der Almeria-Kultur fast die ganze Zeit ausgefüllt. Möglich auch, daß die Übergangsstufen zur eigentlichen BZ schon im letzten Abschnitt des Volläneol. begonnen haben.

Die frühkupferzeitl. Stufen darf man, auch wenn nicht überall das Kupfer gleichzeitig auftritt, ebenfalls als parallellaufend betrachten, da sie im allgemeinen dieselbe Kulturentwicklung aufweisen und verwandte Erscheinungen haben: den wachsenden Reichtum an Schmuckgegenständen, den Anfang der Entwicklung der Pfeilspitzen, die beginnende feine Politur der Äxte und die rasche Entwicklung der Dekoration der Keramik.

Wenn diese Stufen in den Anfang der Kupferzeit zu setzen sind, bleibt für die älteren keine andere Datierung übrig als an das Ende der eigentlichen StZ. Da sie geschlossene Gruppen bilden, die schwerlich lange Zeit fortgedauert haben, kann man nicht annehmen, daß sie schon in der Frühzeit des Neol. beginnen, um so weniger, als die einzige daneben bekannte Kultur, die des Asturien, von ganz anderer Art ist. Es besteht also eine chronol. und kulturelle Kluft am Anfang des Neolithikum. Sie kann schwerlich allein durch die Entwicklung der Felsenkunst, die in die spätneol. und sogar äneol. Kulturen wenigstens der Mitte und des W einmündet, erklärt werden. Dadurch wird es verständlich, daß man die Zentrale und die Portugiesische Kultur als bodenständig entwickelt betrachten muß, und daß nur die Almeria-Kultur eine neue Erscheinung sein kann. Die pyren., die von allen anderen Kulturen Elemente entlehnt — vom W die Megalith-Gräber, vom Zentrum die Glockenbecher, von Almeria wohl Pfeilspitzentypen und vielleicht auch Kupfer —, muß, trotz aller dieser Beeinflussungen, doch als einheimische Kultur gelten. Eine fremde Herkunft ist bei ihr unmöglich, da an keinem anderen Punkte Europas etwas Ähnliches zu beobachten ist (Südfrankreich hat nicht als Ursprungs-, sondern als Ausbreitungsgebiet der pyren. Kultur zu gelten), und da sie ihrem ganzen Wesen nach als eine einheimische Bildung erscheint. Wie sie zu der alten Asturien-Kultur steht, läßt sich vorläufig nicht sagen. Da sie aber im Pyrenäen-Gebiet wurzelt, wo die Asturien-Kultur vorher isoliert erscheint, könnte sie wohl von demselben Volke stammen wie jene.

Daß die Glockenbecherkeramik in Spanien, und zwar im zentralen Kulturkreis aus der alten Grottenkeramik der s. Hälfte, entstanden ist, darf jetzt als ein völlig sicheres Resultat der Forschung gelten. Von Zentralspanien hat sie sich über die Nachbargebiete verbreitet, und über die pyren. Kultur hinaus ist sie auch nach Südfrankreich vorgedrungen, was von grundlegender Bedeutung für die ganze Glockenbecherfrage ist (s. a. Glockenbecherkultur § 74 ff.).

Auch die Ausbreitung der Megalith-Gräber (s. Megalith-Grab B) in Spanien ist wohl geklärt. Nur in Portugal sind sie einheimisch, da in den anderen Gebieten bloß die späteren Entwicklungsstufen derselben nachweisbar sind. So sind die Megalith-Gräber in Spanien jünger als in Portugal. Der Weg ihrer Verbreitung scheint verschieden gelaufen zu sein. Von Südportugal (Algarve und Alemtejo) sind sie nach Andalusien vorgedrungen. Alemtejo bildet auch den Ausgangspunkt nach Extremadura hin und vielleicht ebenfalls nach einem Teile Andalusiens (auf der Verkehrsstraße, die die Prov. Badajoz und Córdoba verbindet). Von Beira ist die w. Seite des Tafellandes Fundgebiet der Megalith-Gräber. Nach N hin ist der genaue Weg schwer zu bestimmen, doch hat die Verbreitung der Megalith-Gräber immer nur in den Gebirgsgegenden und nicht längs des Ebro-Tales stattgefunden. Die Ostküste ist vollständig frei von Megalith-Gräbern, abgesehen von deren Nord- und Südende, von denen das n. mit den Pyrenäen zusammenhängt und das s. das Ostende Andalusiens bildet. So ist es unmöglich, die Megalith-Gräber Spaniens vom Orient herzuleiten, was auch die jüngere Zeitstellung der Megalith-Gräber Süditaliens (Anfang der BZ) bestätigt.

Ob die Urform des Megalith-Grabes in Portugal bodenständig ist oder nicht, kann man nicht entscheiden. Doch lassen sich die späteren Phasen aus den früheren gut erklären. Auch für die Kuppeltechnik braucht man nicht an Entlehnung von auswärts zu denken. Sie bildet eigentlich nur eine Lösung des Problems, einen breiten Raum mit Kleinmaterial abzudecken. Die Technik des falschen Gewölbes ist so einfach und natürlich, daß sie auch eine bodenständige Erfindung sein kann. Man beobachtet sie in Spanien auf dem Lande auch bei der Abdeckung der kleinen Bauern-Zufluchtshütten (*barracas*). Daß allmählich die Technik fortschritt und die Kuppelgräber Andalusiens eine feinere als die portug. aufweisen, wie Obermaier erkannt hat, hängt wohl mit dem höheren Stande der Kulturentwicklung Andalusiens zusammen, die sich auch in der Kunst der Glockenbecherdekoration zeigt.

H. Obermaier *El dólmen de Matarrubilla* Memor. Comisión 1919.

Die Frage nach dem Ursprung des Kupfers (s. Bronzezeit, Kupferzeit) ist auch in Spanien schwierig. Es ist aber sicher, daß in Almeria die Kupfergewinnung und -bearbeitung die höchste Blüte erlebten und sich dort am meisten entwickelt haben. Auch erscheint das Kupfer in Almeria im allgemeinen etwas früher als anderswo. Man kann sogar Zweifel hegen, ob in der Almeria-Kultur eine reine StZ überhaupt existiert hat, da schon in der Gárcel-Stufe Kupferschlacken häufig vorkommen (in El Gárcel selbst). Gesetzt, die Almeria-Kultur wäre fremden Ursprungs, so könnte man denken, daß das Almeria-Volk Spanien seiner Kupfervorkommnisse wegen aufgesucht habe und könnte es dann nur aus Nordwestafrika herleiten. In Nordwestafrika aber weisen in dieser frühen Zeit sowohl die fortgeschrittene Grottenkultur („néolithique des cavernes") vom Redeyef-Typus wie die Sahara-Kultur (eine der span. Almeria-Stufe gewissermaßen parallele und verwandte Kultur) nicht Kupfer auf. So bleibt es schwer anzunehmen, daß in Nordwestafrika Vorläufer oder Parallelen der Kupferindustrie Südost-Spaniens existieren, und deshalb spricht vieles dafür, daß die Kupferkenntnisse der Almeria-Kultur bodenständig sind. S. a. Tunis B.

§ 28. Die absolute Chronologie. Das Ende der Kupferzeit Spaniens kann schon mit absoluten Ziffern datiert werden, nämlich gegen 2500 v. C. Dies Datum hat H. Schmidt durch den Vergleich der vollkupferzeitl. Stufen einerseits und der frühbronzezeitl. anderseits gefunden. Es ergeben sich dadurch folgende Synchronismen: Palmella, Los Millares = Glockenbecherkulturen Westeuropas, Italiens, Sardiniens und Siziliens sowohl wie die Rhein- und Donaukultur = Cucuteni B = Thessalien III = Troja I für die Kupferzeit; Argar-Kultur = Castelluccio-Kultur Siziliens = Troja II für die Anfangstufe der BZ.

Die Möglichkeit einer chronol. Eingliederung der verschiedenen Kulturen scheint von Åberg *La civilisation énéolithique* bezweifelt zu werden. Mit Unrecht, wie die oben gegebenen Darlegungen zeigen. — Über die Entstehung und Verbreitung der Glockenbecher vgl. ZfEthn. 1913 S. 238ff. H. Schmidt und die oben genannte Literatur; s. a. den Artikel Glockenbecherkultur. — Über die Bodenständigkeit der span. Kupferkulturen Präh. Z. 1 (1909) S. 113ff. H. Schmidt; Montelius-Festschrift 1913 S. 69 ders. — Über fremde Beziehungen Spaniens und Einfluß der span. Kulturerscheinungen anderswo während der Kupferzeit s. (außer den angeführten Arbeiten von Åberg und H. Schmidt) die Artikel Frankreich B, Glockenbecherkultur, Megalith-Grab B; vgl. ferner Bosch *Zur Vorgeschichte Spaniens* Urgeschichtl. Anzeiger 1923 (sich fast mit dess. Verf. *La migration des types hispaniques à l'énéolithique et au début de l'âge du Bronze* Rev. Arch. 1925 deckend) und ders. *Die Vorgeschichte der Iberer* MAGW 1925.

C. Bronzezeit (Tf. 138—139[A]).

§ 1. Allgemeines. — Argar-Kultur: § 2. Die Argar-Kultur Almerias. — § 3. Die Argar-Kultur in Ostspanien. — § 4. Die Ausbreitung der Argar-Kultur in Andalusien und in Zentralspanien. — Frühbronzezeitl. Kultur: § 5. In Portugal und Galicien. — § 6. In Nord-Katalonien. — § 7. Die entwickelte BZ.

§ 1. Allgemeines. Die BZ der iber. Halbinsel ist leider nur in ihrem ältesten Abschnitt gut bekannt. In den verschiedenen Kulturkreisen Spaniens bemerkt man jetzt, daß eine gewisse Ausgleichung der Kultur entsteht. Almeria scheint eine mächtige Anziehungskraft auszuüben und die Almeria-Mode nach überallhin zu verbreiten. Doch tauchen die alten Formen hin und wieder noch auf. Nach dieser ältesten Zeit, die gewöhnlich Argar-Stufe genannt wird (nach der bekannten Ansiedlung und

Nekropole von El Argar in der Prov. Almeria; s. Argar [El]), erscheinen nur noch Einzelfunde und vereinzelte Depotfunde, bis am Ende der eigentlichen BZ (IV. Per.) für Nordwest-Spanien (Galicien) und für Süd-Portugal und Andalusien eine neue Blütezeit erscheint, welche freilich nur wenig bekannt ist.

§ 2. Die Argar-Kultur Almerias. Von der alten Los Millares-Kultur schreitet die Entwicklung allmählich zur Argar-Kultur durch Übergangsstufen fort, wie sie die Ansiedlungen und Gräber von Lugarico Viejo und Fuente Bermeja zeigen. Hier haben wir die Präludien der Argar-Kultur, für die das Verschwinden der feinen Silex-Typen, der alten Kultobjekte (Zylinder, Schieferplatten usw.), die Ausbildung der Argar-Keramik durch allmähliches Zurücktreten der Dekoration und die Ausgestaltung der aus den alten Almeria-Formen entstandenen Typen zusammen mit der wachsenden Bedeutung des Metalls charakteristisch sind. Die volle Argar-Kultur Almerias besitzt die Bronze, neben der aber auch reines Kupfer verwendet wird.

Die Ansiedlungen bestehen jetzt aus Steinbauten, und die Häuser bekommen regelmäßige, viereckige Grundrisse (El Oficio; s. Oficio [El], Tf. 139 a). Die Gräber zeigen entweder Skelettbestattung in kleinen Steinkisten ohne Tumulus (das typische Almeria-Grab) und in großen Krügen (s. Pithos-Bestattung) oder Brandbestattung, wobei die Asche in Urnen oder auch in Steinkisten beigesetzt wird. Häufig werden auch Gräber unter den Häusern oder in sie vermauert angetroffen (s. Wohnungsbestattung).

Wichtigste FO: El Argar, El Oficio, Fuente Álamo, Ifre, Zapata.

Was das Material betrifft, so verschwindet allmählich der Stein, doch bleiben Steinäxte, Silex-Messer und -Sägen, die aber in der Ausführung viel schlechter sind als die kupferzeitl., noch in Gebrauch. Aus Kupfer bzw. Bronze erscheinen flache Äxte (neben dem alten trapezförmigen Typus ein neuer mit schmalem Nacken und geschweifter Schneide), Meißel, Pfriemen, Bohrer, Pfeilspitzen, Dolche, Dolchstäbe (aus den alten Silex-Formen der älteren Zeit Portugals und Almerias entstanden), Armringe, Ohrgehänge und Lockenträger aus Spiraldraht, Ringe usw. Aus dem kleinen, triangulären Dolch ohne massiven Griff, welcher für die Zeit typisch ist, haben sich auch Kurzschwerter entwickelt. Bisweilen finden sich in den Argar-Gräbern Diademe aus Bronze und Silber, ja auch Goldringe.

Die Stein- und Knochenperlen werden weiter benutzt, fremde Materialien aber, wie Callaïs, Elfenbein, Bernstein, sind jetzt nicht mehr so häufig. Sehr charakteristisch sind auch viereckige Knöpfe mit V-Bohrung unter den Knochensachen. S. a. Band VI Tf. 54 f.

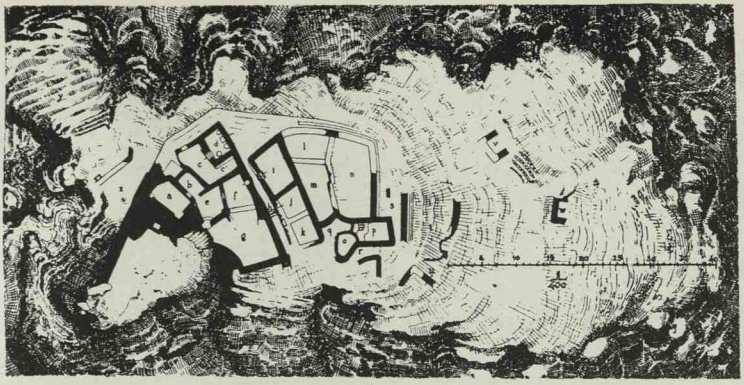
Die Keramik ist gewöhnlich ohne jedes Ornament, aus braunem Ton hergestellt und gut poliert. Grundformen sind: die Kugelkalotte, die konischen Gefäße mit konvexem Boden, die zylindrischen oder konischen Gefäße mit flachem Boden, die Fußschale und der kuglige Krug, die häufig als Ossuarien benutzt werden (Tf. 138).

Bosch *Hisp.*; ders. *Prehistória catalana* 1919; Präh. Z. 1 (1909) S. 113ff. H. Schmidt; Siret *Prem. âg.*

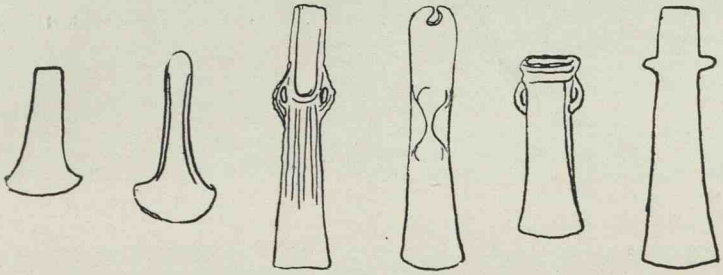
§ 3. Die Argar-Kultur in Ostspanien. Dieselbe Kultur wie in Almeria erscheint auch im SO Spaniens (Murcia, Albacete, Alicante), wo reiche FO die Nekropolen von San Antonio bei Orihuela und von Callosa (Alicante) sind. Nördlicher hat man vereinzelte Gräber oder Einzelfunde (z. B. Axtdolche von Alicante und Cabanes, Prov. Castellón) argarischen Charakters angetroffen. In Süd-Katalonien erscheint ebenfalls die typische Argar-Kultur, die die Ausbreitung der Almeria-Kultur schon in älterer Zeit bis dahin bestätigt: es sind Gräber (Gruben mit Leichenbrand in Terrassa, mit Skelettresten von Guisona, Gräber unbekannter Form in S. Quirse de Terrassa) und die Grotte de l'Or (Santa Creu d'Olorde bei Barcelona), letztere mit Keramik, die neben Argar-Formen und -Technik einige Scherben mit Überbleibseln der alten Grottenreliefdekoration aufweisen.

Möglicherweise hängt mit dieser nö. Ausdehnung der Argar-Kultur von Almeria ihre Ausbreitung nach Mallorka hin (Grotten von Santa Margarida, dels Bous bei Felanitx usw.) zusammen (s. Balearen § 2).

Im ganzen n. Teil der Prov. Alicante fängt die Argar-Kultur an ärmlich zu werden.

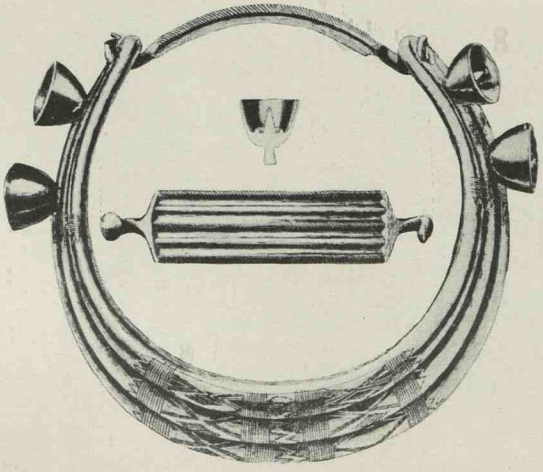


a



b

c

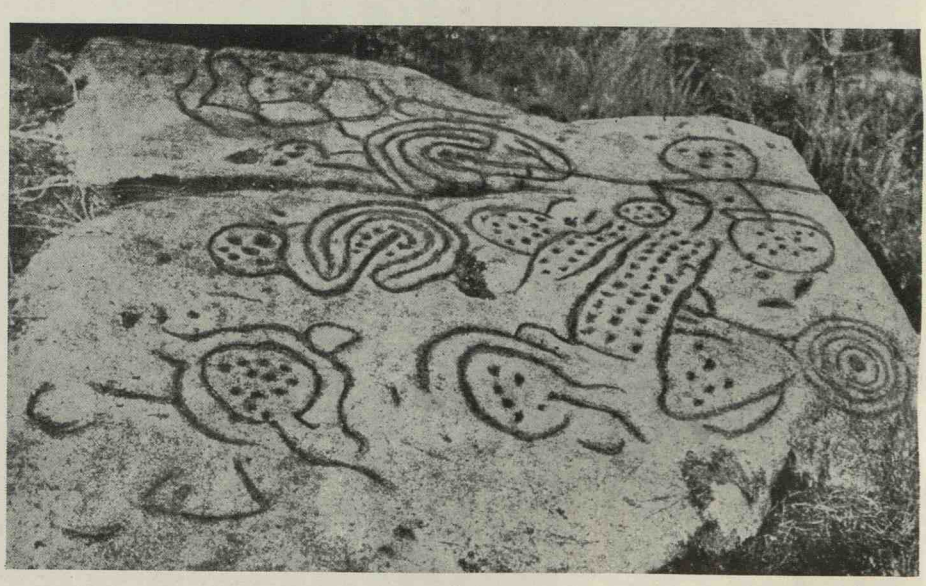


d

Pyrenäenhalbinsel C. Bronzezeit

a. Plan der Ansiedlung von El Oficio (Prov. Almeria). Nach Siret. — b. Axttypen. Ca. $^1/_5$ n. Gr. Nach Pericot. — c. Bronzeschwert (Prov. Córdoba). Ca. $^1/_9$ n. Gr. Nach Cartailhac. — d. Goldcollier von Cintra (Portugal). Ca. $^1/_4$ n. Gr.

a



b

Pyrenäenhalbinsel C. Bronzezeit

Felszeichnungen aus Galicien: a. Lombo d'a Costa bei San Jorge de Sacos (Pontevedra). — b. La Caeyra (Pinares del Marqués de Riestra) bei Pontevedra. — Nach IPEK 1925.

Bosch *Hisp.*; ders. *Prehistória Catalana* 1919 mit Literatur; ferner: Grab von Terrassa in Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica Palet i Barba; Grotten von Mallorka ebd. Colominas. Die wichtige Nekropole von Callosa noch unveröffentlicht.

§ 4. Die Ausbreitung der Argar-Kultur in Andalusien und in Zentralspanien. Ganz Andalusien ist jetzt von der Argar-Kultur überschwemmt, und bei ihrer Ausbreitung haben sich die alten Kulturverschiedenheiten verwischt. Daß die ehemaligen Grenzen trotzdem gewissermaßen fortdauern, sieht man an der reicheren Kultur Granadas (Gräber von Montefrío; sie bestehen aus kleinen Steinkisten mit kurzem Gang, vielleicht ein Überbleibsel der alten Megalithgräberformen) und an verschiedenen echt megal. Steinkisten (Band VIII Tf. 22 l—p).

FO: Guadix, Montefrío, Monachil.

Auch sonst werden in Andalusien vereinzelt Gräber mit Argar-Keramik und Argar-Bronzen gefunden; das reichste, das von Montilla (Prov. Córdoba), ergab ein Golddiadem, zwei Armbänder, gleichfalls aus Gold, einen Dolch und mehrere Speerspitzen aus Bronze. Leider kennt man aus dieser Zeit fast kaum einen FO Mittel- oder West-Andalusiens hinreichend. In Zentralspanien werden Einzelfunde (Bronzedolche, Flachäxte usw.) angetroffen; sie bilden aber keine bedeutenden Fundgruppen.

Literatur bei Bosch *Hisp.*; ferner: Actas y Memorias de la real Sociedad española de Antropologia 1 (1922) S. 23ff. Cabré (Monachil, Prov. Granada); Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica ders. (Montilla).

§ 5. Die frühbronzezeitliche Kultur Portugals und Galiciens. Portugal ist auch jetzt reich an Funden, die meist methodisch gehoben sind. Steinkistennekropolen sind sehr häufig (Castro-Marim, Campina usw.), immer mit ähnlichem Inventar: Keramik von Argar-Formen (die nicht genau den Almeria-Formen entsprechen), kleine Kupfer- und Bronzesachen (Ringe, Meißel, Dolche usw.), sogar ein Golddiadem mit getriebenen geometr. Ornamenten (Quinta da Agua Branca bei Santa María de Lobelhe).

Typol. zerfallen die Gräber in zwei Gruppen: Steinkisten von kleinen Dimensionen, aus dünnen Steinplatten regelmäßig gebaut, und Steinkisten, welche trapezartig oder unregelmäßig angelegt sind. Die ersteren sind wohl unter dem Einfluß der Almeria-Kultur entstanden, die anderen beruhen auf alter megal. Tradition. S. Band VIII Tf. 20 q—s.

Ein paarmal sind Äxte und Schwerter in die Grabplatten eingraviert. Ob die von Alcarias bei Mombeja und von Marmelete in die frühe BZ gehören, ist fraglich. Es könnten vielmehr die von Beringel ihr zugerechnet werden.

Eine noch ungelöste Frage ist die Datietung der goldenen Ringe, meistens sehr massiv und mit geometrischen Ornamenten in der Art der älteren Schieferplatten der Kupferzeit verziert, welche aus Evora und Penella (Einzelfunde) bekannt sind. Sie sind öfters in spätere Zeiten (EZ) datiert worden, viel richtiger werden sie jetzt (S. Reinach) für frühbronzezeitlich, vielleicht sogar aus der der Argar-Kultur entsprechenden Per. herrührend, gehalten. Sie weisen interessante Parallelen mit irischen Goldschmuckstücken (den sog. Lunulae [s. d.]) auf und können anderen Erscheinungen, welche Beziehungen Portugals zu den atlantischen Ländern beweisen, angereiht werden.

Eine entwickeltere Form weist der Halsring (auch aus Gold) von Cintra, aus drei Ringen bestehend und mit Schälchen an den Enden, auf (Tf. 139 d).

Galicien ist freilich in der frühen BZ nicht so gut bekannt wie Portugal; es gibt dort aber eine Reihe von Felsgravierungen (sog. *insculturas*), welche wohl dem Anfang der BZ angehören und eine entwickelte Phase der älteren Felsenzeichnungen der Kupferzeit darstellen. Sie zeigen öfters konzentrische Kreislinien, welche an einige seltsame Megalithgräberplatten der Bretagne (Gavr'inis u. a.) und Irlands (New-Grange; s. d.) erinnern, die auch in die frühe BZ gesetzt werden können (s. Frankreich B § 57 ff.). Gute Vertreter dieser *insculturas* kann man diejenigen von Lombo d'a Costa bei S. Jorge de Sacos (Pontevedra), von La Caeyra bei Pinares del Marqués de Riestra in der Nähe von Pontevedra u. v. a. nennen (Tf. 139 A), wo sich auch Tierbilder mit der Kreislinie vergesellschaften.

Obermaier unterscheidet zwei Gruppen; die erwähnten *insculturas* sind die späteren und werden von einer älteren Gruppe, die

sich stark an die schematischen Menschendarstellungen der Kupferzeit anschließt (Idol-Schema: El Altar vom Monte dos Bicos, Polvorín bei La Coruña, Eira dos Mouros in der Prov. Pontevedra), beeinflußt.

Literatur über die FO der portug. frühen BZ bei Bosch *Hisp.* — Über goldene Ringe vgl. The Antiquaries Journal 1925 S. 123 S. Reinach. — Über die insculturas Galiciens vgl. IPEK 1 (1925) S. 51 Obermaier; s. a. Kunst A § 14, Primitive Kunst.

§ 6. Die frühbronzezeitliche Kultur Nord-Kataloniens. In Nord-Katalonien läßt sich eine Fortentwicklung der alten Kulturen beobachten. Die pyren. megal. Kultur scheint im Gebiet von Solsona z. T. mit Typen, die den kupferzeitl. ähnlich sind, z. T. mit Argar-Formen in der Keramik (Steinkisten von El Collet in Sú, von Bullons in Riner usw.) fortbestanden zu haben. Einige andere Steinkisten Kataloniens gehören vielleicht ebenfalls dieser späten pyren. Kultur an (Steinkiste von Puig de les Forques). Auch im Gebiet von Solsona fand man in einer Kupfergrube (Riner) Abbau-Spuren und ein Skelett mit Keramik, die an die alte Grottenkeramik mit Reliefverzierung erinnert. Es ist anzunehmen, daß die alte Grottenkultur Kataloniens in den Berglandschaften ihre Ausprägung erfahren hat, und daß sie trotz aller neuer Erscheinungen, die sich über sie legten, doch schließlich die Oberhand allmählich wiedergewonnen hat. Ähnliches läßt sich auch später beobachten.

Anuari Inst. 6 (1915—1920) Cronica Bosch (Solsona); ebd. Serra-Vilaró (Riner).

§ 7. Die entwickelte Bronzezeit. Leider gibt es aus ihr nur einige wenige Depotfunde; viel ist wohl auch verlorengegangen. Diese Funde gestatten nur ein lückenhaftes typol. Studium. (Tf. 139 b).

Man möchte glauben, daß auch in der BZ Spanien verschiedene geogr. Kulturgruppen besitzt, mit eigener typol. Fortsetzung der frühbronzezeitl. Typen einerseits, und mit dem Einfluß der allgemein europ. Bronzekultur, welche sich nicht überall in derselben Weise einbürgert, andererseits.

Die Flachäxte der frühen BZ werden anscheinend sehr lange gebraucht und verändern ihre Form in mannigfaltige Typen: sie werden sehr groß mit verschiedenartigen Konturen in der n. Hälfte Spaniens (Depots von Somariegos in der Prov. Avila u. a., Castilien, ebensolche von Egea de los Caballeros in der Prov. Zaragoza). In Nord-Katalonien scheint sich dagegen wie im Auslande die normale Entwicklung der Flachaxt zur Randaxt und zur Lappenaxt zu vollziehen (verschiedene Einzelfunde und Depots von Ripoll mit Lappen- und Tüllenäxten).

Ostspanien (das Gebiet der alten Almeria-Kultur) kennt (nach den bekannten Funden zu urteilen) solche Entwicklung nicht, und man möchte auch annehmen, daß die Flachäxte lange in Gebrauch gewesen sind, bis in der IV. Per. der allg. BZ große Veränderungen eintraten. Die Kurzschwerter, welche in der alten Argar-Kultur typisch gewesen sind, scheinen keine bodenständige Entwicklung erfahren zu haben.

Es sieht so aus, als ob Spanien nach der Blüte der Argar-Kultur in Verfall geraten wäre, um in der IV. Per. (1200—1100 v. C.) einen neuen, kurzen Aufschwung zu erleben. Aus dieser Per. sind viele Einzelfunde und Depots, besonders an der West-, Süd- und teilweise an der Ostküste der Halbinsel, bekannt. In Asturien und Galicien sowie in Portugal überwiegen die Äxte und die Schwerter vom westeurop. Typus (Depots von 120 Äxten von San Juan de Lagoa bei Pastoriza in der Prov. Lugo, von Covapodre bei Hio in der Prov. Pontevedra, in Südspanien ein Depot von Äxten von Arroyo Molinos in der Prov. Jaén, Einzelfunde von Schwertern des westeurop. Typus aus der Südhälfte Spaniens und das große Depot des Hafens von Huelva). Das Huelva-Depot (s. Huelva; Band V Tf. 130) ist besonders interessant, weil hier sich mit dem erwähnten Schwert-Typus andere Mittelmeertypen vergesellschaften (Schwerter wie die aus Son Oms und Les Salines auf Mallorka, Bronzefibel wie in der sizilischen Nekropole Cassibile u. dgl.). S. a. Schwert A § 8.

Weiter kennt man aus der IV. Per. der BZ die flachen Äxte mit seitlichem Zapfen (auch Ärmchenbeile genannt; Tf. 139 b rechts). Sie sind über die ganze Halbinsel verbreitet, doch erscheinen sie am meisten in Süd- und Ostspanien. In Spanien gibt es keine sicheren Stütz-

punkte für ihre Datierung, da sie einzeln gefunden sind oder aus schlecht verbürgten Depotfunden stammen. Einmal sollen sie zusammen mit ähnlichen Typen aus Eisen in Andalusien angetroffen sein. Auf jeden Fall sind sie eine ziemlich späte Erscheinung der spanischen BZ und gehören, wie auch manche Parallelen des Mittelmeer-Gebietes und von den Britischen Inseln zeigen, frühestens in die IV. Per., eine Zeit, in der das Eisen sich schon im Mittelmeergebiet verbreitete. Verschiedene solcher Äxte, aber aus Blei und noch mit Gußzapfen, wurden im Depotfund von Elche (Prov. Alicante) gehoben.

Es ist zu bemerken, daß die Hauptzentren der neuen Blüte der span. BZ in der IV. Per. sich fast genau mit den wichtigsten Erzgebieten decken, und daß später, mit dem Beginn literarischer Nachrichten, die fremden Kolonisten durch den Metallreichtum Spaniens angezogen werden, so wie die Quellen auch von den Handelsbeziehungen zwischen Andalusien (Tartessos) und der Bretagne bzw. den britischen Inseln (Zinnhandel) berichten (Periplus in Ora Maritima des Avienus). Man möchte den Ursprung der verschiedenen Blütezeiten der span. Kulturen der BZ dem Handel mit den Ozean-Ländern zuschreiben, welcher wohl in der II.—III. Per. unterbrochen wurde, vielleicht weil damals Nordwest-Europa andere Handelsbeziehungen (wohl mit dem germ. N) reger gestaltete und damit den alten Handelsweg nach Spanien in den Schatten setzte. Interessant ist auch, daß die Mittelmeerbeziehungen in der IV. Per. der BZ wieder angeknüpft wurden und zwischen 1200 und 1000 bis zur w. Inselwelt (Balearen: Talayot-Kultur, Italien und Sizilien) reichten. Ob Spanien damals auch in Beziehungen mit dem ö. Mittelmeer stand, vermögen wir jetzt nicht zu erkennen, auch wenn öfters von myk. Typen und sogar von kret. oder achäischer Kolonisation in Spanien gesprochen wird. Belege dafür sind in Spanien vorläufig nicht entdeckt.

Eine bis jetzt unlösbare Frage ist die, wie die span. BZ in die EZ überging. Übergangsfunde sowie früheisenzeitl. Funde gibt es überhaupt nicht. Daß in manchen Gegenden Spaniens die BZ eine gewisse Nachdauer in die EZ hinein erlebt hat, scheinen die Funde von Tüllenäxten und Tüllenlanzenspitzen aus Bronze sowie von Gußformen für Tüllenäxte in den iber. Ansiedlungen Aragoniens aus dem 5.—3. Jh. v. C., als das Eisen sonst in diesen Gegenden durchaus in Gebrauch war, zu beweisen.

B. Siret *Questions de chronologie et d'ethnographie ibériques* 1913; Obermaier *Impresiones de un viaje prehistórico por Galicia* Boletín de la Comisión prov. de monumentos de Orense 1923; Bosch *Prehistória catalana* 1919; ders. *Notes de Prehistória aragonesa* Butlletí de l'Associació Catalana d'Antrop. Etnol. i Preh. 1923; Serra Ràfols *Exploració arqueológica al Pallars* ebd. 1923; Bosch *Noves destrals de bronze de Catalunya* Anuari Inst. 1915—20; ders. *Els problemes arqueológics de la provincia de Castelló* 1923; Leite de Vasconcellos *Religiões da Lusitania* I; Cartailhac *Ag. Préhist.*; Bosch *La migration des types hispaniques* Revue arch. 1925; S. Reinach *The Evora gorget* The Antiquaries Journal 1925 S. 123.

D. Eisenzeit (Tf. 140—163).

I. Die erste Eisenzeit: § 1. Geographische Gruppen. — § 2. Die innerkatalan. Kultur. — § 3. Die Küstenkultur Kataloniens. — § 4. Die Kultur Almerias. — § 5. Die Kultur Zentral- und Nordwestspaniens.

II. Die zweite Eisenzeit: A. Die nachhallstättische Kultur: § 6. Das Zentrum und der Westen. — § 7. Die kastil. Kultur. — § 8. Die Castro-Kultur Portugals und Galiciens. — § 9. Die Kultur Algarves. — § 10. Die Kultur Nordspaniens. — § 11. Die katalanische nachhallstättische Kultur von Perelada. — B. Die iber. Kultur: § 12. Allgemeines. — § 13. Die Kultur Südostspaniens und Andalusiens. — § 14. Die Kultur der Ostküste n. von Alicante und Aragoniens im 5.—4. Jh. (I.Per.). — § 15. Die II. Per. (3. Jh.) Valencias und Nieder-Aragoniens. — § 16. Die Kultur Süd-Kataloniens (nebst Urgell). — § 17. Azaila- (oder La Zaida-) Gruppe (Ebro). — § 18. Nord-Katalonien und die Küste Südfrankreichs. — § 19. Die katalan. Küstenkultur des 3. Jh. v. C. — § 20. Die Kultur Inner-Kataloniens. — § 21. Die Kultur Zentralspaniens (n. Tafelland). — § 22. Das s. Tafelland. — § 23. Die iber. Kultur Portugals.

I. Die erste Eisenzeit. § 1. Geographische Gruppen (Tf. 140a). Man kann in der ersten EZ Spaniens drei geogr. Fundgruppen unterscheiden: Katalonien, die Prov. Almeria und Zentral- mit Nordwestspanien. Außerdem hat man in Katalonien mit zwei ganz verschiedenen Kulturen zu rechnen: einer an der Küste, mit ähnlichen Erscheinungen wie in Südfrankreich, und einer in den Berglandschaften Inner-Kataloniens, welche archaistische Züge trägt.

Sowohl die katalanische Küstenkultur (bis zu einem gewissen Grade auch die mit ihr zusammenhängende Almeria-Kultur) wie die von Zentral- und Nordwestspanien sind Zweige der allgemeinen Hallstatt-Kultur Europas. Die innerkatalanische Kultur dagegen hat grundsätzlich nichts mit der Hallstatt-Kultur gemeinsam und wird wohl zu deuten sein als eine Fortsetzung der alten Grottenkultur, die sich schon in der frühen BZ als die lebenskräftigste Kultur Kataloniens gezeigt hatte.

Allg. Literatur vgl. Butlletí Ass. Cat. Antr. 1925 S. 207ff. Bosch; ders. *Hisp.*; ders. *Prehistória catalana* 1919; ders. *Los celtas y la civilización céltica en la península ibérica* (abgek. Bosch *Celtas*) Boletín de la sociedad española de Excursiones 1921 S. 248ff. (deutsches Resumée: *Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien* Mannusbibliothek 22 S. 53ff.).

§ 2. Die innerkatalanische Kultur. Diese Kultur wird durch die grobe, mit Reliefornamenten (Tf. 140b; Tonwülste mit Fingereindrücken)und Kardium-Eindrücken verzierte Keramik gekennzeichnet. Es wird fast immer nur Bronze dabei gefunden (Pfriemen, Pfeilspitzen). Daß sie eisenzeitl. ist, beweisen aber die übrigens spärlichen Hallstattformen, die als Einfluß der Küstenkultur an allen FO auftauchen (konische Teller mit Kannelüren auf der Innenseite, bauchige Gefäße mit konischem Hals, mit Kannelüren verziert). Eine seltene Erscheinung bildet der Fund von bronzenen Armringen von der Muntanya de Sant Aleix (Camporán, Prov. Lérida), welcher wohl auch der I. EZ angehört. An der ö. Grenze der Kultur sind die Einflüsse der Hallstatt-Kultur der Küste sehr stark, und man könnte von einer Mischung beider Kulturen sprechen (Grotte bei Llorá in der Prov. Gerona; reich verzierte Hallstatt-Keramik neben den einheimischen Typen).

FO: Grotte Balma del Segre (Vilaplana, Prov. Lérida), Wohnplatzreste bei Marlés (n. Prov. Barcelona), Grab (Steinkiste) Turó de les Mentides bei Vich (Prov. Barcelona), Grotte bei Llorá (Prov. Gerona), Berg St. Aleix (Camporán, Prov. Lérida).

Memor. Junta Exc. 1918 Serra-Vilaró (Cueva del Segre); Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica (Marlés); ebd. Rius (Turó de les Mentides); Butlletí de l'Assoc. Cat. d'Antrop. 1 S. 80ff.; Serra-Ràfols (Armringe vom Berge St. Aleix); Grotte bei Llorá unveröffentlicht.

§ 3. Die Küstenkultur Kataloniens.

FO: Nekropolen mit Brandgräbern in kleinen Gruben, z. T. mit Steinpackung, z. T. frei oder von einem Steinkreis umgeben, aus Vilars und La Punta del Pi (bei Port de la Selva) in der Prov. Gerona, Can Missert bei Terrassa und Can Roqueta bei Sabadell in der Prov. Barcelona. Außerdem Keramik aus der Grotte des Mont Bufadors (Port de la Selva, Prov. Gerona) und die einzeln gefundenen Vasen aus Argentona (Prov. Barcelona).

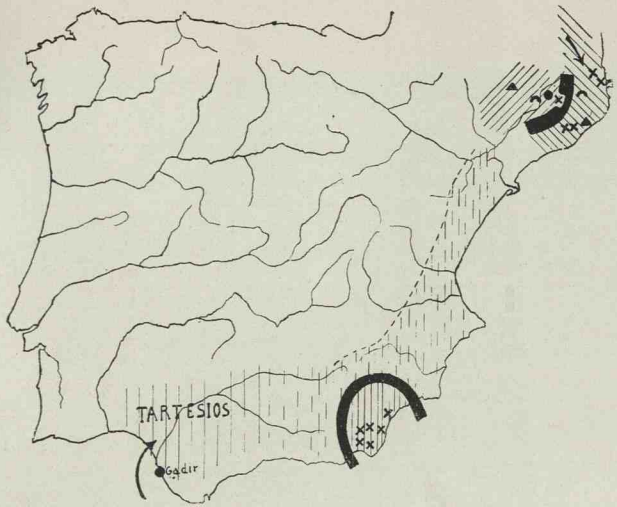
Einer späteren Per. gehören die Nekropolen bei Anglés und im Plá de Gibrella (Capsech) in der Prov. Gerona an.

In diesen Gräbern wird gewöhnlich nur Keramik gefunden. Ausnahmsweise sind in Vilars eine Bronzekette und ein Bronzenagel, der ein Schädelfragment durchbohrte, und in Terrassa ein paar Bronzefingerringe und eine Knochennadel gehoben. Die Urnen waren mit kleinen Steinplatten oder konischen Tellern bedeckt.

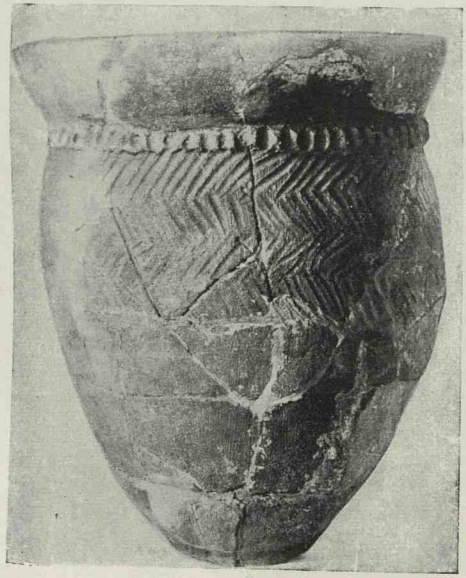
Die Keramik ist von brauner Farbe, gewöhnlich gut poliert, in ihren Formen (wenn auch viele Profilvarianten auftauchen) auf recht wenige Typen beschränkt: ein bauchiges Gefäß mit zylindrischem oder konischem Hals und ausladendem Rand, ein rundliches Gefäß mit breiter Öffnung und ausladendem Rand, oft sich nach unten verjüngend, so daß eine Art Fuß entsteht, und ein konischer Teller. Die Ornamente sind fast ausnahmslos eingetieft und bilden Mäander, Kannelüren (besonders am Hals), Zonen mit Querlinien, Halbkreisen usw. Gewöhnlich wird die Dekoration am Hals, unter dem Rand und, wenn das Gefäß einen langen Hals hat, auch am Bauchansatz angebracht (Tf. 140c, 141).

Die Nekropolen der späteren Stufen haben fast völlig unverzierte Keramik (nur vereinzelt erscheinen Kannelüren o. ä.), auch die Formen weichen etwas ab: es sind doppelkonische Gefäße mit Fuß oder fast kuglige Gefäße mit zylindrischem Hals. In Anglés treten keine Beigaben auf, im Plá de Gibrella fanden sich zahlreiche Eisenlanzenspitzen, einige bronzene Tüllenlanzenspitzen und ein Hufeisendolch (aus Eisen mit Bronzeknäufen).

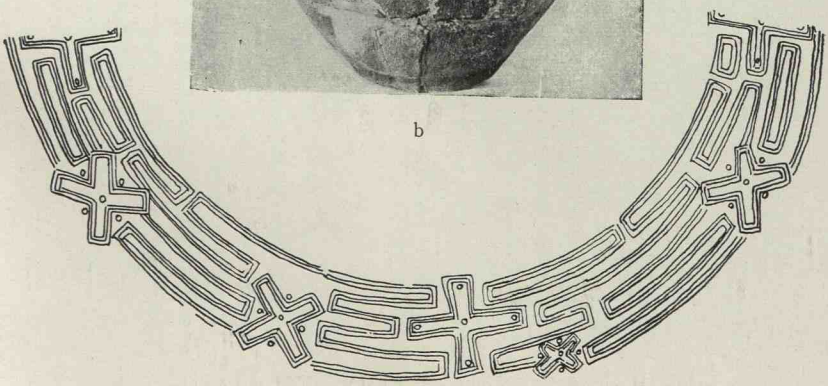
Diese Kultur ist überhaupt in ihrer älteren Stufe eng mit der südfrz. frühen Hallstatt-Kultur verwandt (Saint-Roch bei Toulouse, Saint-Sulpice-la-Pointe [Tarn], Saint-Girons bei Agen und Garin bei Luchon, wo in den Urnen auch offene eiserne Halsringe gefunden wurden). Auch in Südfrank-



a



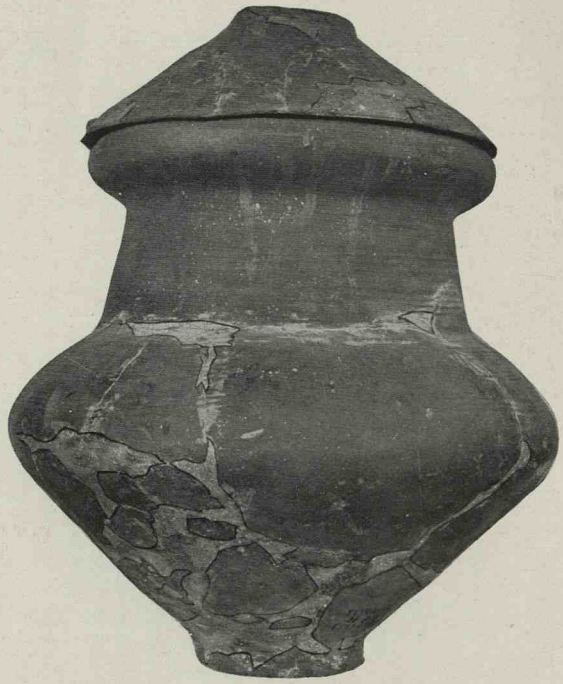
b



c

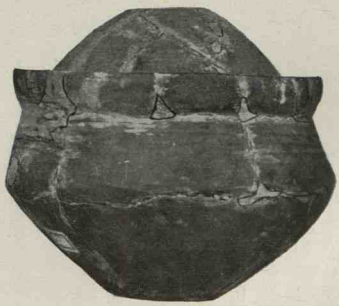
Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

I. Eisenzeit: a. Übersichtskarte über die Pyrenäenhalbinsel in der I. EZ (900—600 v. C.). — b. Vase. Marlés (Prov. Barcelona). Nach Serra-Vilaró. $^1/_5$ n. Gr. — c. Dekoration einer Vase von Terrassa (Prov. Barcelona). Nach Bosch.



a

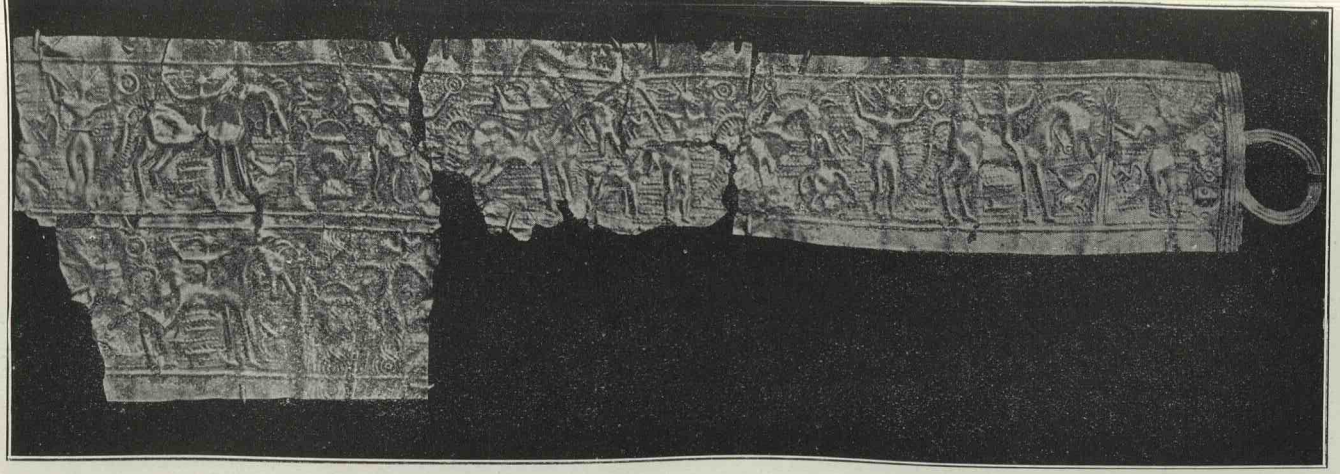
b



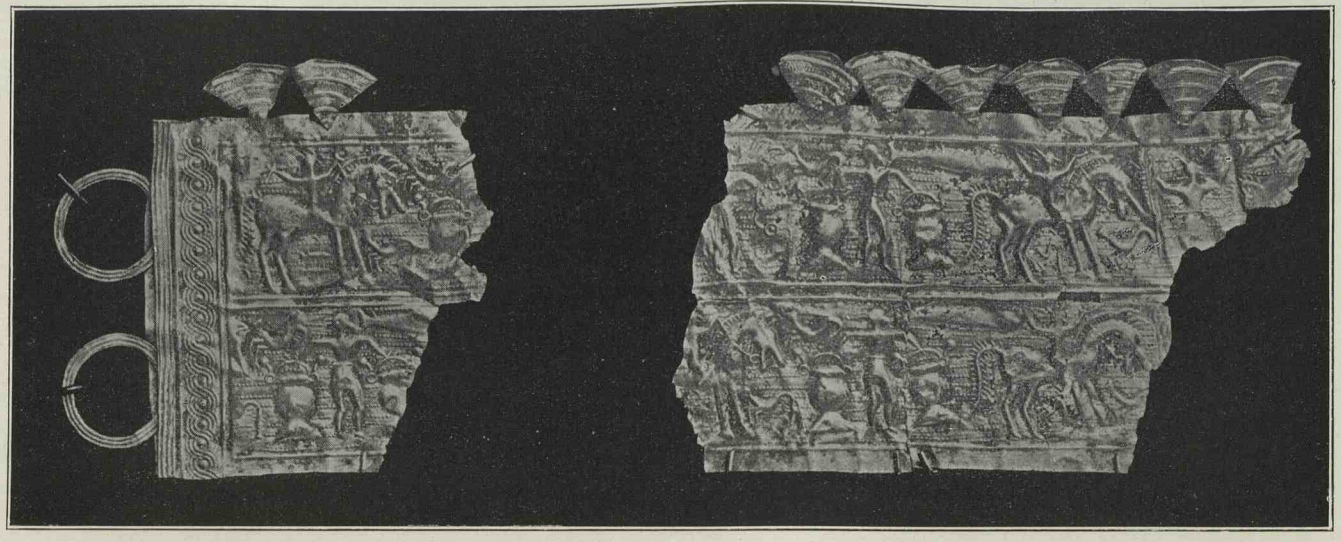
c

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

a—c. Keramische Typen von Terrassa. Ca. $^1/_8$ n. Gr. Nach Photographie.



a



b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

a, b. Golddiadem mit eingepreßten Figurenfriesen. Rivadeo (Prov. Asturien). Ca. $^1/_1$ n. Gr. Louvre-Museum. Nach P. Paris.

reich sind dies frühe Hallstatt-Formen aus der Zeit vor den eisernen Hallstatt-Schwertern. Dadurch wird die katalanische Kultur (frühe Stufe) wohl in ihren Anfängen noch um 900 v.C. zu datieren sein. Da Katalonien eine hohe Blüte aufweist, was in Südfrankreich nicht der Fall ist, und keine Zwischenstufe auftaucht, die der mit eisernen Hallstatt-Schwertern Südfrankreichs entspricht, ist es wahrscheinlich, daß die katalanische I. Stufe wohl etwas später als die südfrz. anzusetzen ist und bis in die Zeit der eisernen Hallstatt-Schwerter hineinreicht.

Die II. Stufe Kataloniens ist durch den Hufeisendolch der späten Nekropole von Plá de Gibrella in die letzte Hallstatt-Stufe (Reinecke D) zu datieren, Anglés gehört wohl an den Anfang der Per. (um 600), Plá de Gibrella mehr gegen 500 v. C.

Bosch *Dos vasos de la primera edat del ferro trovats a Argentona* Anuari Inst. 5 (1913—1914) S. 816ff.; Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica Bosch-Colominas (Terrassa); ebd. Bosch *L'estat actual de la sistematització de la primera edat del ferro a Catalunya.* — Die frz. Parallele, Ursprung und Ethnologie der Hallstatt-Kultur Kataloniens behandelt Bosch in Butll. Ass. Cat. Antr. 1925 S. 207 ff. und ders. *Die Vorgeschichte der Iberer* MAGW 1925 S. 91ff.

§ 4. Die Kultur Almerias. Nach einer fundarmen Zeit treten an der Ostküste Spaniens von Barcelona bis zur Küste Almerias Brandgräber auf (Caldero de Mojácar, Querénima, Barranco Hondo, Almizaraque, Cabezo Colorado bei Vera, Los Caporchanes bei Palomares, Las Alparatas bei Turre). Sie liegen unter kleinen Tumuli und enthalten von kleinen Steinkreisen umgebene Urnen. Die Urnen haben einen zylindrischen Hals und ziemlich abgerundeten Bauch (am Hals bisweilen eingeritzte Wolfszahnornamente). Als Deckel dienen tiefe Teller. An Beigaben finden sich eiserne Armringe. Diese Kultur scheint der späte Nachklang einer solchen zu sein, die von der katalanischen Küstenkultur beeinflußt war. Daß die katalanische Hallstatt-Kultur auf ihre Nachbargebiete erheblich eingewirkt hat, zeigen, wenn auch in der I. EZ entsprechende Funde fehlen, die ersten Per. der II. EZ Kataloniens, Nieder-Aragoniens und Valencias. Dort gibt es überall Keramikformen, die nur als Nachklänge der alten Hallstatt-Kultur der katalanischen Küste zu erklären sind.

Die Chronologie der Almeria-Gräber ist vorläufig nicht genauer zu bestimmen. Sie können nur annäherungsweise in das 7. Jh. v. C. gesetzt werden.

§ 5. Die Kultur Zentral- und Nordwestspaniens. Sie ist nur durch Einzelfunde von Hufeisendolchen, gewöhnlich aus Bronze, seltener aus Eisen, der letzten Stufe der HZ (Reinecke D = 6. Jh. v. C.) bekannt (Tf. 143a).

FO: Mondoñedo, Castros de Coubueira, Cabo Ortegal in Galicien, Tineo in Asturien, Aguilar de Anguita in der Prov. Guadalajara in Neu-Kastilien.

Schwerer zu bestimmen ist es, ob die Golddiademe von Rivadeo (Asturien), irrtümlich früher von Cáceres genannt (Tf. 142), der I. oder der II. EZ angehören. Sie sind aus Goldblech getrieben und zeigen Reihen roher Darstellungen von Kriegern und Trägern von großen Krügen. Der Stil weist Parallelen zu den Gürtelblechen aus Bronze der nachhallstättischen Kultur Kastiliens (Arcóbriga) auf. Doch scheinen die Darstellungen sich mehr denjenigen der richtigen Hallstattgürtelbleche zu nähern, und darum möchte man die Diademe von Rivadeo in die I. EZ setzen. S. a. Aliseda und Band I Tf. 27, 28.

Diesen Funden kann man eine Steinplatte mit eingravierten rohen Darstellungen (Toter Krieger, Lanze, Streitwagen, Rundschild, Dolch) einreihen. Sie ist in Solana de Cabañas (Prov. Cáceres) gefunden worden (Breuil *Le char et le traîneau dans l'art rupestre de l'Extremadure* Terra Portuguesa 1917 S. 81ff.). Die Datierung in die EZ wird aber von Cabré (Coleccionismo 1923 Nr. 125—126) bezweifelt; er hält das Stück für älter.

II. Die zweite Eisenzeit. Sie wird auf der P. hauptsächlich durch zwei große Kulturen vertreten: die nachhallstättische, wohl kelt. Ursprungs, im Zentrum und W und die sog. iber. im O und S, vorzugsweise von iber. Stämmen entwickelt und getragen. Neben ihnen bestehen in Nordspanien und Südportugal noch andere Kulturgruppen von geringer Bedeutung (Band I Tf. 75, 76).

A. Die nachhallstättische Kultur.

§ 6. Das Zentrum und der Westen. Von 500 bis in die Mitte des 3. Jh. erlebt

die Hallstatt-Kultur in Spanien eine verspätete Blüte, die nur noch in Südfrankreich (Kultur von Avezac-Prat) ein Gegenstück hat. Wenn auch diese Kultur von der Mittellatène-Kultur beeinflußt ist (eine wirkliche Latène-Kultur gibt es in Spanien nicht), so bewahren doch viele ihrer Erscheinungen einen reinen Hallstatt-Charakter. Da sie nach der eigentlichen HZ blüht, wird sie hier nachhallstättische Kultur genannt. Damit soll sowohl ihr Hallstatt-Charakter wie ihre spätere Zeitstellung angedeutet werden.

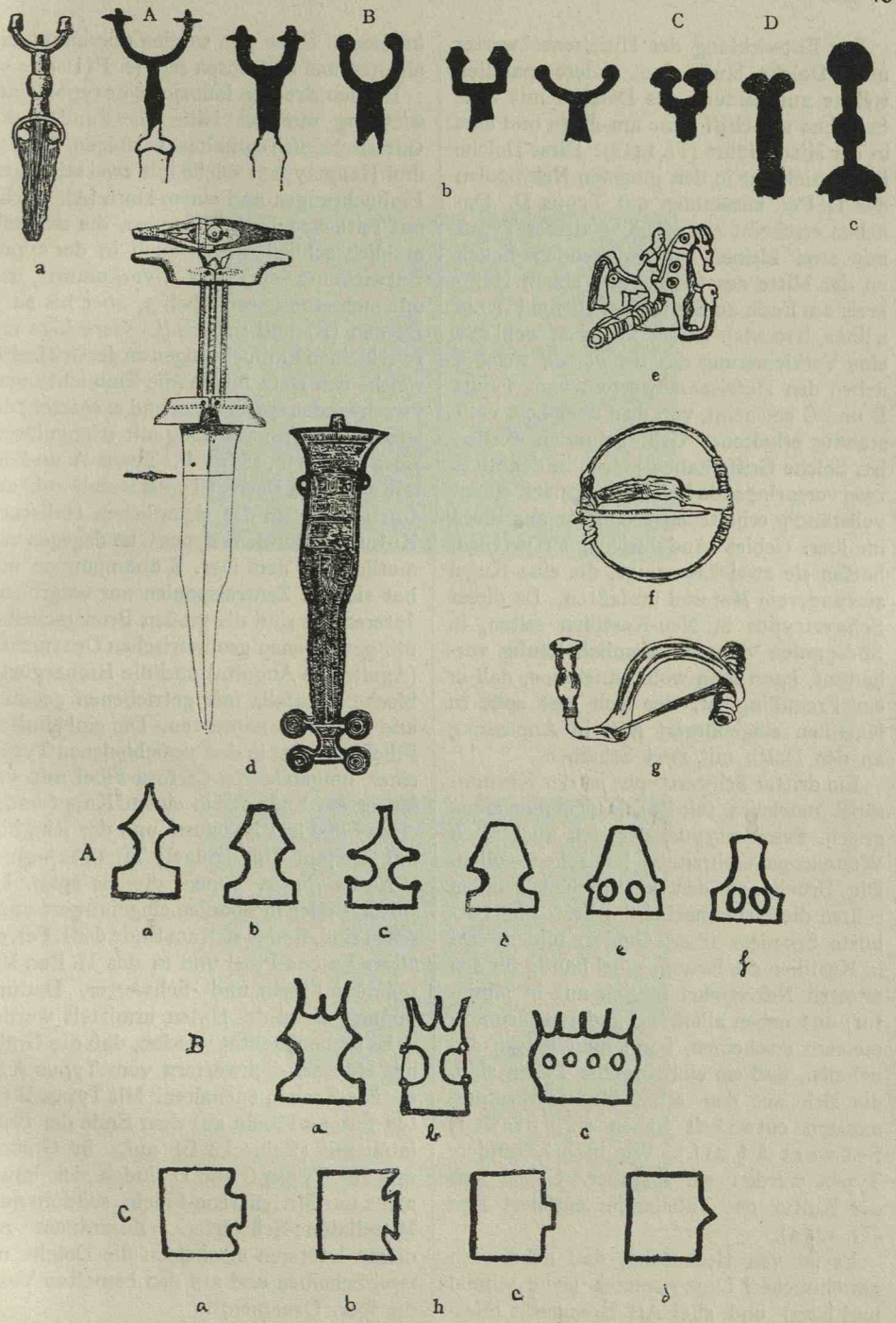
Die nachhallstättische Kultur zerfällt in zwei geographische Gruppen: die eine umfaßt das ö. Kastilien (Alt- und Neu-Kastilien), von der Prov. Soria über Guadalajara und Cuenca die kastilischen Randgebirge (Cordillera Ibérica) entlang, die zweite Galicien und Portugal (Castro-Kultur nach den befestigten Plätzen: *castros*). Chronol. gliedert sich die kastilische Kultur in zwei Per.: die erste fällt in das 5. und die erste Hälfte des 4. Jh., die zweite in die zweite Hälfte des 4. und das 3. Jh. Dann wird sie von der eindringenden iber. Kultur (Numantia; s. d.) abgelöst. In Galicien und Portugal ist es vorläufig noch schwierig, eine chronol. Einteilung vorzunehmen. Die allgemeinen Daten stimmen mit den kastilischen überein, doch dauert in Nordportugal (Minho-Gebiet) und in Galicien die Castro-Kultur ohne Abbruch bis in die röm. Zeit fort.

Allg. Darstellungen der nachhallstätt. Kultur: Bosch *Los Celtas* Boletín Soc. esp. excurs. 1921; Mannusbibl. 22 (1922) S. 53ff. ders. (letzteres eine dtsch. Wiedergabe des vorher genannten Aufsatzes über die Kelten und die kelt. Kultur in Spanien). In der älteren Lit. werden Funde dieser Art immer iber. oder keltiber. genannt. Cerralbo *Les nécropoles ibériques* Congr. intern. préh. Genève 1912; ders. *Las necrópolis ibéricas* Congr. de Valladolid de la Asociación española para el progreso de las ciencias 1915, SA 1916; Artiñano *Catálogo de la exposición de hierros artísticos españoles* 1919.

§ 7. Die kastilische Kultur. Sie ist ausschließlich aus Brandgräbern bekannt, die sich zu Hunderten in riesigen Nekropolen vereinigen. Die Gräber sind kleine Gruben, in denen man die Urnen nebst Waffen, Schmucksachen usw. des Verstorbenen untergebracht hat, und die durch rohe Steinstelen bezeichnet werden. Die Gräberreihen bilden lange, einander parallel laufende Straßen (Tf. 144). Haupttypen des Grabinventars sind an Waffen: Kurzschwerter, Dolche, Lanzen, Soliferrea (s. d.), Pila (s. d.), Schildbuckel usw., und an Schmucksachen: besonders Gürtelschließen, Fibeln, getriebene Bronzescheiben, Gürtelbleche aus Bronze usw. An einigen dieser Stücke lassen sich typol. Entwicklungen beobachten, die als Grundlage für die relative Chronol. der Nekropolen dienen: es sind die Schwerter, Dolche und Gürtelschließen (s. d.).

Die Keramik ist gewöhnlich handgemacht, aus schwärzlichem Ton, poliert und mit oberflächlich eingeritzten Ornamenten (einfache Parallellinien, Dreiecke usw.) versehen. Bald tritt aber auch Scheibenarbeit auf, aus rötlichem oder gelblichem Ton, sehr fein, mit aufgemalten Ornamenten, die gewöhnlich als schwarze Linien den Rand oder Bauch des Gefäßes umziehen. Am Ausgang dieser Kulturstufe (II. Per.) werden auch Ornamente aus der iber. Nachbarkultur übernommen (konzentrische Kreise, Wellenlinien, sogar vereinzelt Vögel usw.). Die Formen der handgemachten Keramik sind kuglige Gefäße oder Kugelkalottenschalen. Eine bis jetzt seltene Form (aus Osma) ist eine Fußschale mit Warzen auf der ganzen Oberfläche des Gefäßes. Die Grundformen der auf der Scheibe hergestellten Keramik sind kuglige Gefäße, z. T. mit hohem Fuß, konische Gefäße mit konvexem Boden (wohl aus alten Hallstatt-Formen entwickelt), z. T. auch mit Fuß, halbkuglige Becher, manchmal auch unter dem Rande etwas eingezogen, zylindrisch-konische Becher mit Henkel und Deckel (Tf. 148 a—c).

Die Entwicklung der Kurzschwerter und Dolche beginnt mit einem Typus, der den jüngsten Hallstatt-Hufeisendolchen gleicht (Aguilar de Anguita). Die Griffenden des Hufeisens nähern sich immer mehr, bis sie bloß zwei Kugeln außer dem Griffteil zeigen (schon in der II. Per.). Zwischen den beiden Endtypen (A und D) gibt es zwei Zwischenstufen (B und C), von denen B für den letzten Teil der I. Per. typisch ist und C, schon am Ende der II. Per. erscheinend, bis in die folgende Stufe hinein in Gebrauch ist. Der letzte Typus (D) findet sich nur in den allerspätesten Nekropolen (Tf. 143 b).



Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Hallstättische und Nachhallstättische Kultur: a. Hufeisendolch der eigentlichen Hallstattzeit. Galicien. Nach Cartailhac. — b. Typologische Entwicklung der Hufeisendolche in der nachhallstättischen Kultur Spaniens. Nach Bosch. — c. Dolch-Typus mit zwei Scheiben am Griff aus dem Ende der nachhallstättischen Kultur. Kastilien. Nach Bosch. — d. Schwert vom Alardel-Rey-Typus. Nach Cabré. — e—g. Typen der nachhallstättischen Fibeln. — h. Typologie der Gürtelschließen. Nach Bosch.

Der Entwicklung der Hufeisenschwerter und -Dolche läuft eine andere parallel, welche zur Bildung des Dolches mit zwei Scheiben am Griff (eine am Ende und eine in der Mitte) führt (Tf. 143 c). Diese Dolche finden sich nur in den jüngsten Nekropolen der II. Per. zusammen mit Typus D. Daneben erscheint ein offenbar älterer Typus mit zwei kleinen, vorspringenden Ecken an der Mitte des Griffes und einem Halbkreis am Ende an Stelle der Scheibe (Tf. 146 a links, b rechts). Dieser Typus ist wohl nur eine Verkleinerung des Schwertes, welches neben den Hufeisenschwertern vom Typus B und C erscheint, von dem aber kein vollständig erhaltener Griff gefunden worden ist. Solche Griffe haben jedoch in der Mitte zwei vorspringende Ecken, und, nach einem vollständig erhaltenen Exemplar aus Illora im iber. Gebiet (Andalusiens) zu urteilen, hatten sie zwei Eisenringe, die eine Kugel aus anderem Material umfaßten. Da dieser Schwerttypus in Neu-Kastilien selten, in Südspanien dagegen ziemlich häufig vorkommt, kann man wohl annehmen, daß er ein Fremdling ist, der sich erst spät in Kastilien eingebürgert hat, in Anpassung an den Dolch mit zwei Scheiben.

Ein dritter Schwerttypus ist der Krummsäbel (machaira, falcata), in dem man einen griech. Schwerttypus, der sich auch nach Westeuropa verbreitete, hat sehen wollen. Die Brücke zu den kastilischen Funden sollten die Krummsäbel der Süd- und Ostküste Spaniens (iber. Gebiet) bilden. Da in Kastilien die Krummsäbel häufig (in den ältesten Nekropolen freilich nur in Miniatur) und neben allerhand anderen Krummmessern erscheinen, kann man jedoch annehmen, daß sie einheimische Typen sind, die sich aus den alten Hallstattkrummmessern entwickelt haben (s. Falcata, Schwert A § 21f.). Wie manche andere Typen werden sie im iber. Gebiet aus der Kultur des Tafellandes entlehnt sein (Tf. 145 a).

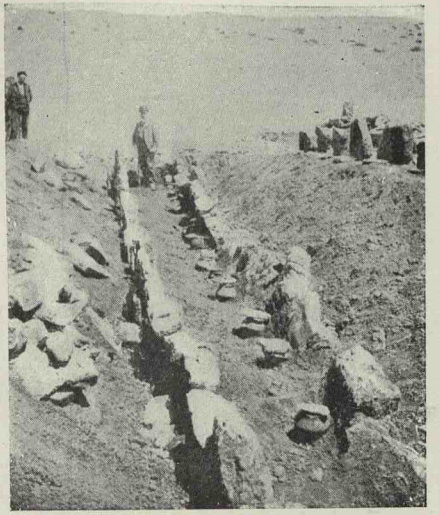
Es ist von Bedeutung, daß neben den gewöhnlichen Lanzenspitzen (sehr schmal und lang) und aller Art Eisengerät (Messer, Scheren [Tf. 145 b links], Schildbuckel, Pferdetrensen, sogar Hufeisen [s. d. § 1]) lange Wurfspeere, ganz aus Eisen (soliferreum, phalarica), und pila (Tf. 146 b) vorkommen. Diese pila werden überhaupt die ältesten uns bekannten sein (s. Pilum).

Bei den Bronzen läßt sich eine typol. Entwicklung nur mit Hilfe der Funde, die Gürtelschließen enthalten, verfolgen. Es gibt drei Haupttypen: solche mit zwei seitlichen Einbuchtungen und einem Dorn (A), solche mit seitlichen Einbuchtungen, die sich allmählich schließen (was auch in der typol. Entwicklung von Typus A vorkommt), und mit mehreren (gewöhnlich 3, aber bis zu 5) Dornen (B) und endlich (C) viereckige mit zwei kleinen Einbuchtungen an der Griffseite, welche den Dorn bilden (die Einbuchtungen verschwinden später ganz, und es entsteht die letzte Variante: viereckig mit triangulärem Dorn; Tf. 143h, 147 g—l). Typus A und somit auch sein Derivat Typus B sind wohl aus Gürtelschließen der eigentlichen Hallstatt-Kultur entstanden. Typus C ist dagegen vermutlich aus dem iber. S übernommen und hat sich in Zentralspanien nur vergröbert. Interessant sind die großen Bronzescheiben mit getriebenen geometrischen Ornamenten (Aguilar de Anguita) und die Bronzegürtelbleche ebenfalls mit getriebenen geometr. und mit Tierornamenten. Die einheimische Fibel erscheint in drei verschiedenen Typen: einer umgebildeten Certosa-Fibel mit verlängertem Fuß, der in einem Knopf endet, einer Fibel in Pferdeform und der Ringfibel mit breitem Ring (Bügel; Tf. 143 e—g).

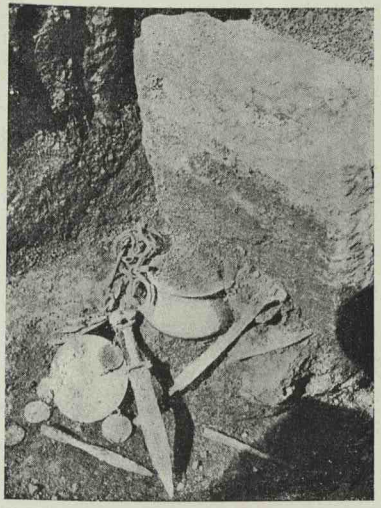
Außer diesen Typen, die als span. Ursprungs oder in Spanien eingebürgert anzusehen sind, finden sich am Ende der I. Per. die ältere Latène-Fibel und in der II. Per. Mittellatène-Fibeln und -Schwerter. Dadurch können absolute Daten ermittelt werden.

Es ist beobachtet worden, daß die Gräber mit Hufeisen-Schwertern vom Typus A nie Latène-Sachen enthalten. Mit Typus B treten Latène-Fibeln aus dem Ende der Frühlatènezeit (Reinecke B) auf. In Gräbern mit den Typen C und D finden sich häufig nicht nur Mittellatène-Fibeln, sondern auch Mittellatène-Schwerter. Zusammen mit diesen letzteren erscheinen die Dolche mit zwei Scheiben und auf den bemalten Vasen die iber. Ornamentik.

Die typol. ältesten Gürtelschließen der Reihe A finden sich in allen Stufen, dagegen kommen die typol. späten Formen sowohl der Reihe A wie der Reihe B nicht in Grä-



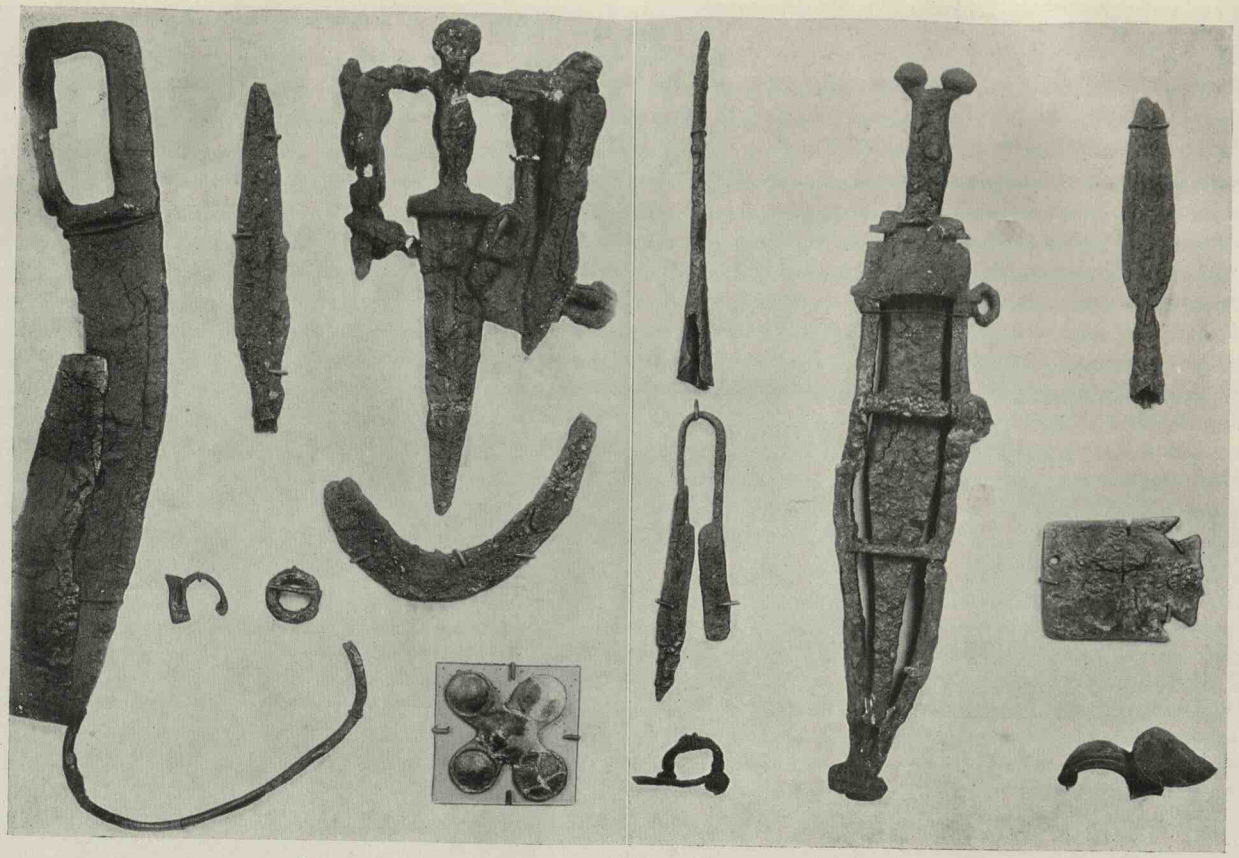
a



b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

a. Gräberreihe. Aguilar de Anguita, Prov. Guadalajara. — b. Einzelgrab. ebd. Nach Cerralbo.



a b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Grabfunde von Osma, Prov. Soria. Ca. 1/4 n. Gr. Nach Photographie.

bern aus der I. Per. vor. Sie gehören der II. Per. an, wie auch die ganze Serie C.

Die Keramik läßt sich, abgesehen von dem, was über die gemalte Ornamentik gesagt werden konnte, chronol. bisher nicht auswerten, da sie schlecht publiziert und bei den Ausgrabungen auch meist vernachlässigt worden ist.

Die wichtigsten FO der kastilischen Kultur sind, chronol. geordnet, folgende:

Per. I (5.—4. Jh. v. C.)
- a) (frühe Gruppe): Aguilar de Anguita (Guadalajara);
- b) (späte Gruppe): Aguilar de Anguita (Guadalajara), Quintanar de Gormaz (Soria), Olmeda und Clares (Prov. Guadalajara).

Per. II (Ende des 4. und 1. Hälfte des 3. Jh. v. C.)
- a) (frühe Gruppe): Alpanseque, Atance, Higes (Prov. Guadalajara), La Requijada de Gormaz (Soria). Vielleicht auch hierher: Valdenovillos, Turmiel, Molino de Benjamin und Luzaga (Guadalajara).
- b) (späte Gruppe): Arcóbriga (Guadalajara), Osma (Soria), vielleicht auch Ciruelos (Guadalajara).

In der Prov. Cuenca gibt es eine Reihe von Nekropolen: Pajarón, Fuente Lespina, Santa Cruz de Moya, die sicher derselben Kultur angehören, aber nicht genügend typische Erscheinungen ergeben haben, welche eine genauere Chronologie gestatten. In Navarra gibt es auch eine Nekropole mit Hufeisendolchen vom Typus B. Die Verhältnisse der allgemeinen kastilischen Kultur sind noch ungeklärt.

Wie die nachhallstättische Kultur Neu-Kastiliens durch die iber. abgelöst wurde, davon wird später gesprochen werden.

§ 8. Die Castro-Kultur Portugals und Galiciens. So einheitlich die Castro-Kultur auch ist, zwei Gruppen lassen sich doch in ihr erkennen. Sie werden charakterisiert durch die Verwendung von einheimischer, auf der Scheibe gemachter Keramik auf der einen Seite, durch das Auftreten von wohl aus Andalusien importierter iber. Keramik (in der s. Gruppe) auf der anderen.

Die n. Gruppe ist die reinste. Sie hat Ansiedlungen aus runden, durch Ringwälle geschützten Steinhäusern (Sabroso, Briteiros, Terroso in Portugal, Monte de Santa Tecla bei La Guardia in der Prov. Pontevedra [Band II Tf. 142] und in Cibdade bei S. Cipián de Lás [Prov. Orense] in Galicien außer zahlreichen anderen wenig typischen oder nicht erforschten FO). Einige dieser Ansiedlungen (Sabroso, Briteiros, Santa Tecla) sind bis in die röm. Zeit benutzt. Sicher aus späteren Zeiten stammen einige bearbeitete Steine mit Ornamenten, die man früher für myk. beeinflußt hielt (s. Castro).

An diesen Plätzen haben sich Hufeisenschwerter vom Typus A (Cibdade bei S. Cipián de Lás), zahlreiche Fibeln desselben Typus wie in Neu-Kastilien (Ringfibel, Knopffibel, Pferdefibel und einige Mittellatène-Fibeln) gefunden. Eine typische Erscheinung sind Halsringe aus Bronze und Gold (auch aus Depotfunden bekannt), offen und mit Knopfenden (Band II Tf. 144; vgl. auch ebd. Tf. 143). Die Keramik, mit der Hand gemacht, aus rötlichem oder braunem Ton, hat eingeritzte oder eingestempelte Ornamente, gewöhnlich geometrischer Art, unter denen am häufigsten S-Voluten und kleine konzentrische Kreise auftreten.

Die s. Gruppe ist durch die Gräber von Alcacer do Sal auf dem rechten Sado-Ufer und durch zahlreiche Castros, von denen die typischsten und am besten erforschten Santa Olalla und O Crasto in der Nähe von Figueira da Foz (Beira Mar) sind, gut vertreten.

Diese Castros haben Häuser von viereckigen Formen, die wohl iber. Einfluß entstammen. Stark vertreten ist auf der Scheibe gemachte Keramik, aus gelblichem Ton und unbemalt, mit Nachklängen von alten Hallstatt-Formen (bauchige Gefäße mit konischem Hals und ausladendem Rande), und auch bemalte sog. iber. Keramik (große Pithoi und kuglige Gefäße mit zylindrischem Hals wie die aus Carmona in Andalusien), mit einfachen roten Streifen oder Zonen. Von O Crasto ist eine Gürtelschließe aus der ersten Stufe des Typus A der nachhallstättischen Serie bekannt. Condeixa-a-Velha (Conimbriga) zeigt eine ähnliche Kultur mit Fibeln und eingestempelter Keramik.

Die zuerst entdeckten Gräber von Alcacer do Sal (s. d.) wurden leider nicht methodisch erforscht, und die FU sind manchmal unklar; es fanden sich darin degenerierte Hufeisendolche vom Typus C, Krummschwerter, Lanzenspitzen, Bogenfibeln, Ringfibeln, Gürtelschließen (vom Typus B,

Stufe b), einheimische Scheibenkeramik, der kastilischen ähnlich, importierte iber. bemalte Gefäße und griech. rotfigurige Kratere, wohl aus dem 4. Jh. v. C. (Band I Tf. 26b, c). Die Chronologie von Alcacer do Sal, dem einzigen besser datierbaren FO Portugals, stimmt trotz der rotfigurigen Kratere mit der kastilischen Chronologie überein, da diese Vasen, bevor sie in die Erde kamen, wohl lange in Gebrauch gewesen sind und somit der Datierung der Hufeisendolche vom Typus C an das Ende des 4. Jh. oder gar in das 3. Jh. nicht widersprechen. Jetzt wird die Nekropole von Vergilio Correia methodisch erforscht, und er hat außer prachtvollen Gürtelschließen vom Typus C mit sorgfältig ausgeführten Verzierungen, wie diejenigen Andalusiens und Südostspaniens, und den üblichen Funden (rot-schwarze Kratere, Ringfibeln usw.) Straußeneier (karthagischer Import) und einen echt äg. Skarabäus mit dem Namen des Königs Psammetich I. (663—609) gefunden. Ob der Skarabäus, der bedeutend älter ist als die anderen Funde, für eine frühere Benutzung der Nekropole spricht, vermögen wir noch nicht zu sagen. Alcacer do Sal liegt an einer uralten, wichtigen Handelsstraße vom Ozean nach Andalusien; so ist es nicht verwunderlich, daß die nachhallstätt. Kultur hier besonders reich und mit fremdem Import sich entfaltet hat.

Daß in der s. Gruppe der Castros Portugals iber., griech. und karth. Import aus Andalusien vorkommt, ist nicht weiter zu verwundern. Die Einfuhr (iber. Keramik findet sich auch in Algarve: Faro) in ein von Andalusien aus leicht zugängliches Land — von der Mündung des Guadalquivir über Algarve und von dort in die Sado- und Tajo-Ebene — benutzt eine seit alters beschrittene Verkehrs- und Handelsstraße.

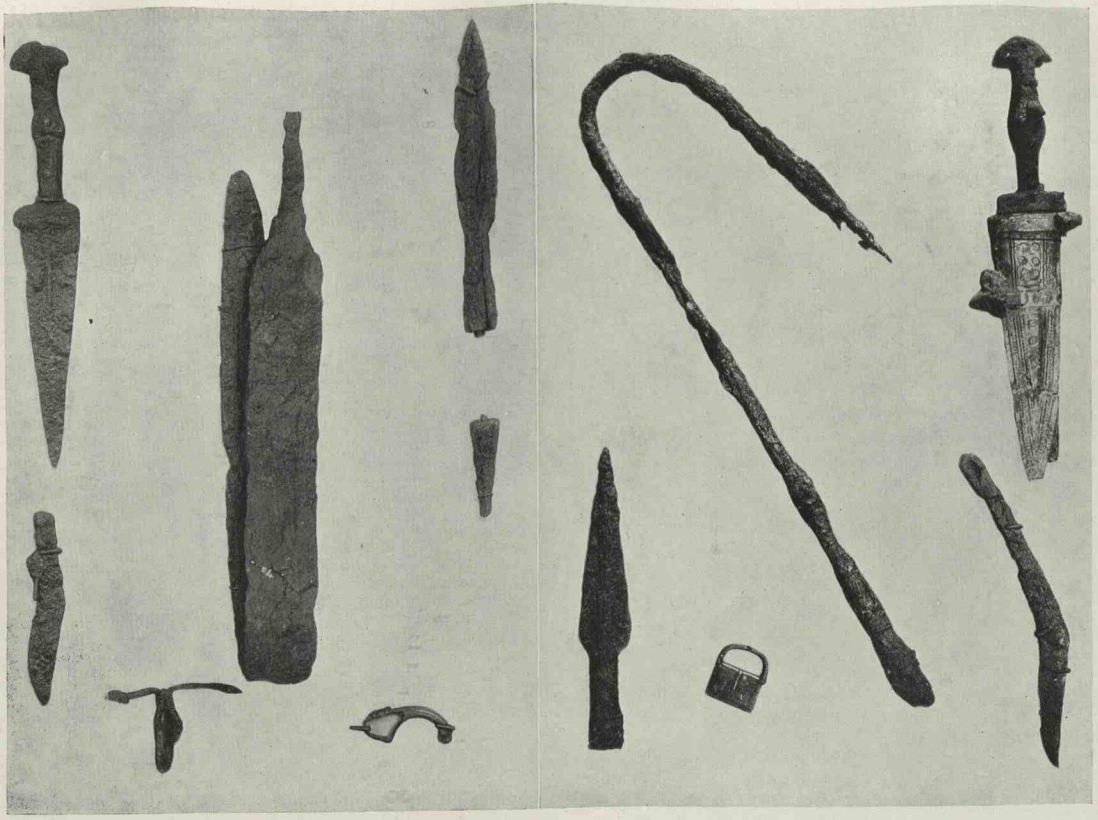
Bosch *Hisp.*; Estacio da Veiga *Algarve* IV (1891); Arch. Port. 1 (1895) S. 78ff., ebd. 13 (1908) S. 224; V. Correia *Uma conferencia sobre a necrópole de Alcacer do Sal* 1925; ders. *Fechos de cinturão da necrópole de A. do Sal* 1925; Terra Portuguesa 1925 S. 3—6 (Alcacer) ders.; Cartailhac *Ages préh.*; Portugalia 2 (1905—1908) S. 301ff. A. dos Santos Rocha; Goldfunde Portugals: Portugalia 2 S. 1 ff., 62ff., 504ff.; Revista A.B.M. 1914 S. 63 Calvo; F. L. Cuevillas *O castro „A Cibdade" en San Ciprián de Lás* Nós Orense 1922 Nr. 10, 12, 13.

§ 9. Die Kultur Algarves. Aus dem Baixo Alemtejo und Algarve, wo es, wie oben gesagt, keine eigentliche Castro-Kultur gibt, und wo sonst auch iber. Einzelfunde andalusischen Charakters vorkommen, sind einige Gräber und Einzelfunde bekannt, die dort eine selbständige Kultur, weder der der Castros noch der andalusisch-iber. verwandt, vermuten lassen. Es sind die Gräber von Ourique, Almodovar und Bensafrim, eine Art von Steinkisten, aus denen lange Bronze-Nadeln (mehr als 1 m lang, die sog. *alfinetes*), mit zwei Scheiben auf dem Kopf (sonst auch aus Einzelfunden bei Beja bekannt), und verschiedene Bronze- (Ringe, Fibelstücke?) und Eisensachen (Ringe, Pfeilspitzen?) stammen. Über die genauere Zeitstellung dieser Kultur kann vorläufig nichts gesagt werden. Sie muß aber spät sein, etwa der Zeit der Castro-Kultur entsprechen. Einige von den Grabsteinen haben merkwürdige Inschriften in einem Alphabet, das von dem üblichen iber. abweicht. Außer den oben erwähnten iber. Vasen sind an Importstücken noch Gehänge von bunten Glasperlen, vielleicht karthagischen Ursprungs, bekannt. S. a. Alfinetes.

Estacio *Algarve* IV.

§ 10. Die Kultur Nordspaniens. In Nordspanien (Asturien, Prov. Burgos) hat sich eine selbständige Abart der nachhallstättischen Kultur entwickelt, die nicht in die Kastiliens mit einbezogen werden darf. In Asturien ist sie durch Castro de Caravia, eine Dorfansiedlung mit Ringwällen, in der n. Prov. Burgos durch die Nekropole vom Monte Bernorio bei Alar del Rey, das Grab bei Miraveche und einige Einzelfunde von Gürtelschließen im Valle de la Bureba vertreten. Über die Art der Gräber weiß man wenig, eigentlich nur, daß sie Brandgräber waren.

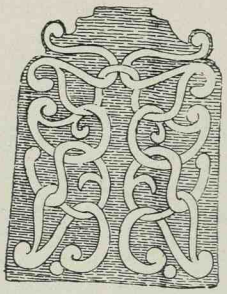
Die Fibeln und Gürtelschließen stehen den kastilischen nahe, die Dolchformen aber weichen von den gewöhnlichen nachhallstättischen degenerierten Hufeisendolchen beträchtlich ab, so daß man annehmen darf, daß sie eine selbständige Variante der nachhallstättischen Kultur und wohl eine Stammesverschiedenheit bezeichnen. Diese Dolche haben reiche Silbereinlage an Scheide und Griff; Scheide



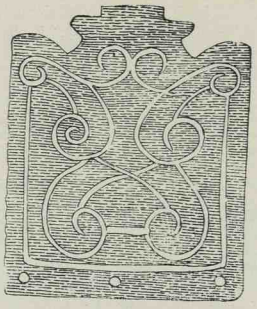
a b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

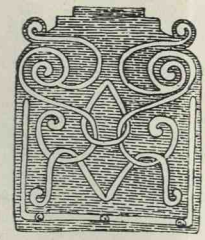
Grabfunde von Osma, Prov. Soria. Ca. 1/4 n. Gr. Nach Photographie.



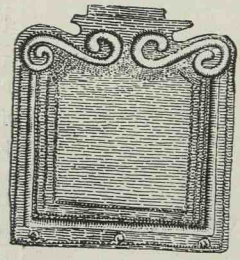
a



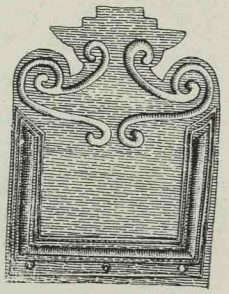
b



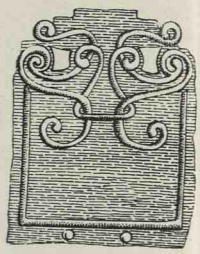
c



d

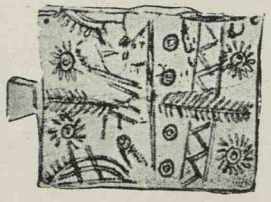


e

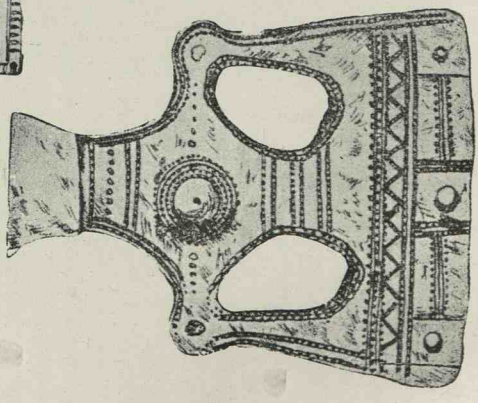


f

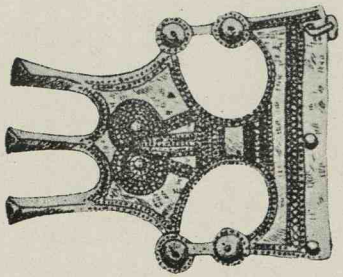
h



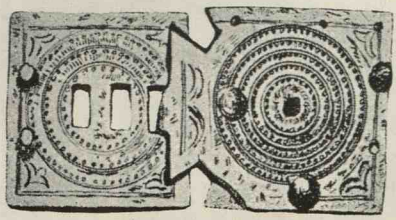
g



k



i



l

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Gürtelschmuck und Gürtelverschluß. Bronze. Iberische Kultur: a, b, d, e. Despeñaperros (Prov. Jaén). — c. Elche (Prov. Alicante). — f. Cerro del Amarejo (Prov. Albacete). — Nachhallstättische Kultur: g, h, l. Arcóbriga (Prov. Soria). — i. Higes (Prov. Guadalajara). — k. Valdenovillos (Prov. Guadalajara). — Nach Cerralbo und Cabré.

sowie Ortband sind an ihnen eigenartig gestaltet (Tf. 143 d).

Die Keramik mit eingestempelten Ornamenten (nur aus Asturien bekannt) gleicht der der galicischen Castros.

Hier wie in Portugal in der Gruppe von Baixo Alemtejo und Algarve hat man es wohl mit einem nichtkelt. Stamm zu tun, während die eigentliche nachhallstätt. Kultur Zentralspaniens, Galiciens und Portugals wahrscheinlich von kelt. Stämmen entwickelt worden ist.

Cabré *Acrópoli y necrópoli cántabra del Monte Bernorio (Alar del Rey)* 1920; ders. *Una sepultura de un guerrero ibérico de Miraveche* El arte español 1916; A. de Llano *El libro de Caravia* 1919.

§ 11. Die Katalanische nachhallstättische Kultur von Peralada. In Katalonien ist diese Kultur aus den Brandgräbern von Peralada (s. Perelada) an der frz. Grenze bekannt. Bis jetzt ist aber Peralada der einzige FO, und die gleichzeitigen Plätze Kataloniens sehen wie die übrigen iber. Ostspaniens aus. Man wird wohl annehmen dürfen, daß Peralada nicht den einheimischen Stämmen Kataloniens zuzuweisen ist, sondern vielmehr einem jener nordpyren. Stämme, die in Südfrankreich die Kultur von Avezac-Prat entwickelten. In Peralada erscheinen Kurzschwerter vom Typus B, Gürtelschließen der Reihen A und B, Eisenlanzenspitzen, eine Knopffibel, die der Certosa-Fibel näher steht als die nachhallstättische Zentralspaniens, und Keramik.

Bosch *Prehistória catalana* 1919; ders. *La necrópolis de Peralada* Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica (mit Abb.).

B. Die iberische Kultur. § 12. Allgemeines. Man versteht darunter vornehmlich die Kultur Süd- und Ostspaniens, die sich auch längs der Küste Südfrankreichs ausgebreitet hat. Doch ist es zweifelhaft, ob das ganze Gebiet nur von iber. Stämmen bewohnt war; auf jeden Fall muß man einige geographische Gruppen als ursprünglich der iber. Kultur fernerstehend ansehen.

Man unterscheidet zuerst zwei Per., dann geographische Gruppen (Band I Tf. 75, 76).

In der I. Per. (5.—4. Jh.) sind folgende örtliche Gruppen zu beobachten:

1. Die Kultur Südostspaniens (wohl im Gebiet der Mastiener, die mit den andalusischen Tartessiern zusammenfallen), die Prov. Murcia, Alicante, Albacete umfassend. In Almeria scheint sie sich mit der andalusischen zu berühren.

2. Die Kultur Andalusiens, mit der des SO nahe verwandt, wohl den tartessischen Stämmen angehörend. Sie umfaßt ganz Andalusien.

3. Die Kultur des Königreichs Valencia, n. der Grenze zwischen den Prov. Alicante und Valencia, Nieder-Aragonien (Prov. Teruel) und vielleicht auch Süd-Katalonien. umfassend.

4. Die Kultur Inner-Kataloniens (wohl nicht von iber. Stämmen getragen).

5. Die Funde Nordost-Kataloniens und der frz. Küste bis zur Rhône.

In der II. Per. (Ende des 4., 3. und z. T. noch 2. Jh.) werden folgende geographische Gruppen erkennbar (aus dem SO und Andalusien ist fast nichts bekannt):

1. Die Kultur Valencias, Nieder-Aragoniens und eines Teiles von Katalonien (Llanos de Urgell), mit verschiedenen Untergruppen: Valencia, Calaceite- und Azaila-La Zaida-Gruppe in Aragonien, Urgell-Gruppe in Katalonien.

2. Die Kultur der katalanischen Küste.

3. Die Kultur Kastiliens (Numantia) bis 133 v. C.

4. Die Kultur des s. Tafellandes und der Prov. Avila, Segovia und Salamanca.

5. Zentralportugal.

Systematische Darstellungen (mit Literatur) der iber. Kultur: Bosch *Estat actual de la investigació de la cultura ibérica* Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica (erweitert in Bosch *Die neueste archäologische Tätigkeit in Spanien* Arch. Anz. 1923—24 S. 171 ff.); Castillo *Die Iberer und ihre Kultur* Ztschr. f. Auslandskunde 1921 S. 122 ff.; Bosch *Hisp.*; P. Paris *Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive* 1903/4; ders. *Promenades archéologiques en Espagne* 1910—1921; Vorläufige Berichte bis 1914 im Arch. Anz.; Bosch *El problema de la cerámica ibérica* Mem. Comisión 1915 = ders. *Zur Frage der iber. Keramik* Memnon 1913; Pottier *Le problème de la céramique ibérique* Journal des Savants 1918 S. 281 ff.; Sandars *The weapons of the Iberians* Archaeologia 1913. Für die geogr. Einteilung der Kulturgruppen und ihre ethnologische Bedeutung vgl. a. Bosch *Die Vorgeschichte der Iberer* MAGW 1925.

§ 13. Die Kultur Südostspaniens und Andalusiens. Die beiden Gruppen bilden

eine gewisse Einheit und unterscheiden sich nur durch unwesentliche Einzelheiten (Keramik) und eine gewisse Rückständigkeit Andalusiens gegenüber dem SO; auf jeden Fall können in jeder Gruppe klare geogr. Untergruppen unterschieden werden. Über deren ethnologische Bedeutung s. Iberer A.

FO: Südosten: Ansiedlungen: Castellar de Meca (Bonete), El Tolmo bei Minateda, Cerro del Amarejo (Bonete), alle in der Prov. Albacete, San Antonio (Orihuela), La Alcudia (Elche) in Alicante und zahlreiche andere. — Nekropolen: Archena (Prov. Murcia) und Llano de la Consolación bei Montealegre (Prov. Albacete). — Heiligtümer: Cerro de los Santos, Llano de la Consolación bei Montealegre (Albacete) und San Antonio el Pobre bei Murcia. — Wichtige Einzelfunde(?): Sog. Bicha von Balazote (Albacete), Sphinxe von Salobral (Albacete), Agost (Alicante), Löwe von Bocairente (Alicante). — Goldfund von Jávea (Alicante). Dazu kommen die Ansiedlungen von La Serreta bei Alcoy (Prov. Alicante) und die Nekropole von Oliva (Prov. Valencia), welche eine Sonderstellung in der Südost-Kultur einnehmen.

Andalusien: Ansiedlungen: Osuna (Prov. Sevilla), Castel de Ibros (Prov. Málaga), Almedinilla (Prov. Córdoba), Villaricos (Prov. Almeria). — Nekropolen: Los Alcores (Carmona), Almedinilla und Fuente Tójar (Prov. Córdoba), Peal de Becerro (Prov. Jaén), Galera und Illora (Prov. Granada), Villaricos (Prov. Almeria). — Heiligtümer: Collado de los Jardines bei Santa Elena in den Bergen von Despeñaperros (Prov. Jaén), Castellar de Santisteban (Prov. Jaén). — Wichtige Einzelfunde: Löwenskulpturen von Baena und Córdoba (Prov. Córdoba), Sphinxe von Villacarrillo (Jaén), Relief mit männlicher Darstellung von Alcalá la Real (Córdoba).

Die Anlage der Ansiedlungen ist leider noch recht unbekannt, da erschöpfende Ausgrabungen fehlen. Nur aus Osuna kennen wir die gewaltige Mauer und runde Turmanlagen sowie aus Meca Mauern, Häuserreste, Zisternen u. a.

Die Heiligtümer des SO hatten anscheinend Tempel mit viereckiger Cella (vgl. Band II Tf. 149). Die Tempel waren mit Kapitälen geschmückt (Cerro de los Santos; s. d.), an denen deutlich griech. Einflüsse zu beobachten sind (sog. ibero-ionische Kapitäle). In Andalusien ist ebenfalls eine solche Cella — weniger reich ausgestattet — in Despeñaperros aufgedeckt worden. Neben dem Heiligtum lag eine Ansiedlung mit Bronzegießereien, in denen Weihgeschenke angefertigt wurden. Das Heiligtum von Castellar de Santisteban bestand nur aus einer Grotte ohne Tempelanlage. Die FU von San Antonio el Pobre (s. d.) sind schlecht verbürgt.

Die Gräber sind sehr verschiedenartig. Am besten sind wir über die andalusischen (Galera [s. d.], Villaricos [s. d.]) unterrichtet. Archena war ausgeplündert, die FU sind deshalb dort unsicher. Gebräuchlich sind kleine Steinkisten unter flachem Boden, ohne Tumulus. Daneben erscheinen große Hügel, die viereckige Steinkammern mit Gang bedecken. Das Gewölbe ist hier bisweilen durch eine Säule abgestützt, die Wand mit Stuck und Malereien (leider durch Plünderung des Grabes häufig zerstört: Galera) geschmückt. Immer handelt es sich um Brandgräber (Tf. 148 d).

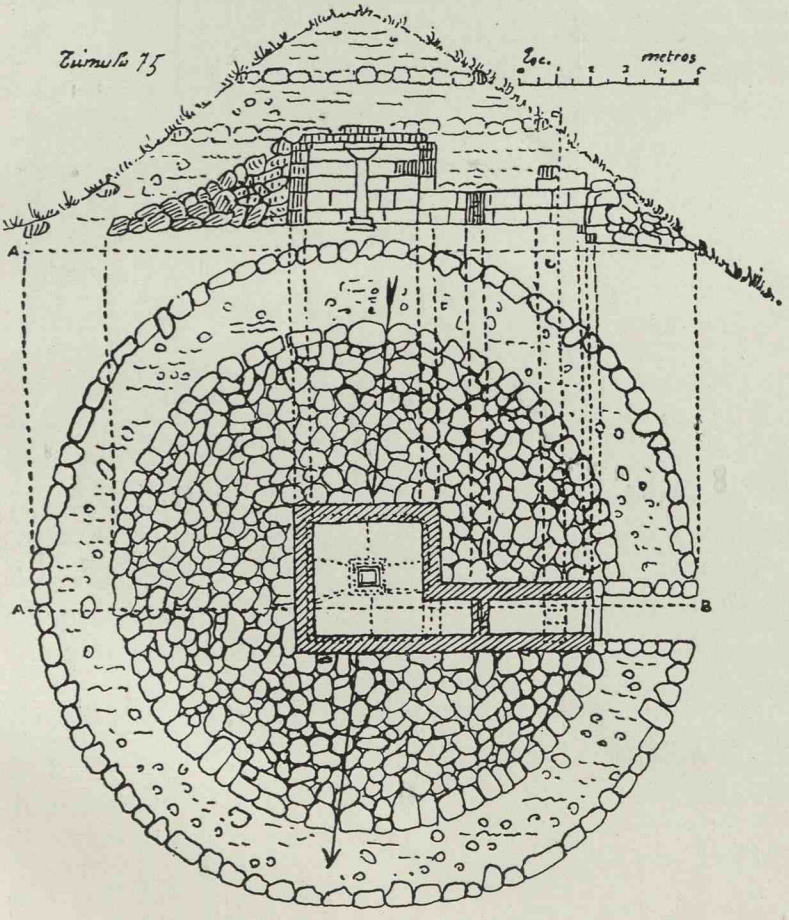
Von den Fundstätten des SO und Andalusiens sowie aus Einzelfunden kennen wir eine hochentwickelte Steinplastik, stark durch griech. Muster, z. T. archaischer Zeit, beeinflußt. Zu ihr gehören eine Tierplastik (Stier mit menschlichem Kopf von Balazote, die sog. Bicha [Band II Tf. 5], Löwen und Sphinxdarstellungen), die noch von Vorbildern des späten orientalisierenden Stiles abhängig ist, die Weihskulpturen vom Cerro de los Santos (ebd. Tf. 150, 151) und Llano de la Consolación mit Darstellungen von Opfernden, die berühmte „Dame von Elche" (Band III Tf. 12), die Büste einer vornehmen Frau, polychrom, das Meisterstück der iber. Plastik, und aus Andalusien eine wenn auch nicht so vollkommene, doch gleichfalls hochstehende und reizvolle Reliefkunst (Kriegerdarstellungen u. a. aus Osuna [Tf. 149 a], Alcalá la Real usw; s. Bicha, Elche).

Der Steinplastik verwandt, erblühte hier auch eine Bronzeplastik. Sie versuchte sich an ähnlichen Darstellungen, wie die Weihgeschenke aus Stein sie geben. Im SO sind diese Bronzearbeiten oft recht fein (Krieger, Frauen, Reiterfiguren von S. Antonio el Pobre; Tf. 150, 151). In Andalusien ist die toreutische Technik nicht so gut, woran wohl die massenhafte, industriemäßige Herstellung der Weihgeschenke mit Schuld trägt. Die Männer- oder Frauenfiguren werden vereinfacht und z. T. so stilisiert, daß schließlich ein nadelähnliches Gebilde übrigbleibt (Tf. 152). Doch kann man in einigen Statuetten aus Despeñaperros klare Nachklänge an griech.-archaische Plastik erkennen (vgl. a. Band XI Tf. 71 a,b). In den Rahmen

a

b

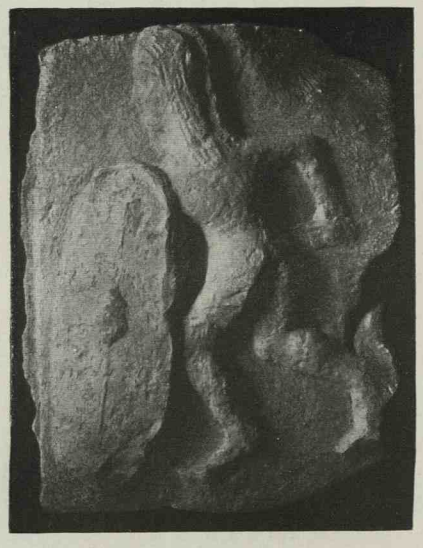
c



d

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

a—c. Nachhallstättische Keramik von Osma, Prov. Soria. Ca. $^1/_6$ n. Gr. Nach Photographie. — d. Iberischer Grabtypus von Galera, Prov. Granada. Nach Cabré.



a

b

c

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur: a. Relief von Osuna, Prov. Sevilla (Paris, Louvre). Ca. $^1/_{15}$ n. Gr. — b, c. **Bemalte Vasen** vom andalusischen Typus aus der Nekropole von Peal de Becerro, Prov. Jaén. Ca. $^1/_6$ und $^1/_4$ n. Gr. — Nach Photographien.

dieser Metallkunst gehören auch die schönen Golddiademe von Jávea (s. d.) und feine Filigran-Arbeiten, unter dem starken Einfluß griech. Vorbilder entstanden.

In der Keramik dauern die rohen, handgemachten Vasen, die aus Andalusien und dem SO freilich noch wenig bekannt sind, fort. Daneben aber entwickeln sich die auf der Scheibe hergestellten, bemalten Gefäße aus feinem, roten Ton zu hoher Blüte. Diese Tonware, „iber. Keramik" genannt, ist zuerst von P. Paris zusammenfassend studiert und durch myk. Einfluß erklärt worden. Ihre späte Entstehungszeit (nach dem 5. Jh. v. C.) steht jedoch dieser Annahme entgegen. Sie wird vielmehr ihre Vorbilder im griech. O, von wo aus die phokäischen Kolonien Südost- und Südspaniens (Hemeroskopeion [s. d.] bei Ifach und das frühzerstörte Mainake [s. d.] bei Vélez Málaga) angelegt waren, haben. Der Ursprung der Formen ist noch zweifelhaft: einige (wie z. B. die Oinochoë) werden wohl in der Tat griech. Herkunft sein, andere stammen vielleicht aus dem karthag. Formenkreise (besonders in Andalusien). Doch geht vieles auch auf einheimische Prototypen (leider kennen wir die Vorstufen nicht, weil aus der I. EZ des SO und S fast nichts bekannt ist) und vielleicht auch auf kelt. nachhallstättische Einflüsse zurück.

In der Ornamentik finden sich gewisse Elemente, die sowohl dem SO wie Andalusien (und der ganzen iber. Keramik) gemeinsam sind: die Zoneneinteilung durch parallele Streifen, Reihen von konzentrischen Kreisen, Halbkreisen und Segmenten sowie Wellenlinien (Tf. 149 b, c). Diese geometr. Muster bilden fast allein und in sehr feiner Ausführung die Ornamentik Andalusiens. Daneben finden sich im SO auch stilisierte Muster aus der Tier- und Pflanzenwelt, mit Spiralmotiven vereinigt. Es sei hier nur an die schönen Elche- und Archena-Vögel, die Raubtiere (sog. carnassiers; s. d.), Palmetten, die Kombinationen von Spiralen mit Blättern und Knospen u. ä. erinnert. Auch figürliche und szenische Darstellungen fehlen nicht (Kriegervase von Archena mit Zweikämpfen von Kriegern zu Fuß und Reitern, mit langem, ovalen Schild, Lanzen, Wurfspeeren und Hiebmessern bewaffnet, [Band I Tf. 42, 43]; ähnliche, z. T. noch vollkommenere Darstellungen auf den Kriegervasen von Oliva [Prov. Valencia; Tf. 153 c]; s. a. Archena).

Die übrigen Funde bestehen aus Waffen (Schwerter, Hiebmesser, Lanzenspitzen, Soliferrea [s. d.], Pila [s. d.]), Schmucksachen (Gürtelschließen, Fibeln), Geräten aus Eisen, Bronze u. a., von denen die Schwerter, Gürtelschließen und Fibeln noch einige Worte verdienen.

Unter den Schwertern finden sich zahlreiche Krummschwerter, den zentralspan. ähnlich. Sie enden aber gewöhnlich am Griff mit einem Pferdekopf. Daneben gibt es Schwerter (in Illora vollständig erhalten), die wohl Urbilder der späteren Dolche mit zwei Scheiben der kastilischen nachhallstättischen Kultur sind (s. o.). Vereinzelt erscheinen auch degenerierte Hufeisenschwerter vom Typus B (Almedinilla, Villaricos), welche ein paarmal zusammen mit späten Frühlatène-Fibeln gefunden worden sind, was die schon in Kastilien gewonnene Chronologie stützt.

An Fibeln treten folgende Typen auf: eine leicht umgebildete Certosa-Form, dem frühen Typus La Tène I entsprechend, ist bei Los Alcores (s. Alcores [Los]) nahe Carmona gehoben (Silberfibel); die Frühlatène-Fibel ist nur in den jüngsten Varianten vertreten (Villaricos, Galera); sonst sind die Ringfibeln wie im nachhallstättischen Gebiet häufig, auch die Mittellatène-Fibeln sind ziemlich zahlreich.

Die Gürtelschließen (s. d.) sind fast ausschließlich viereckig, setzen sich an der Griffseite in zwei abgerundete Vorsprünge fort, zwischen denen eine abgestufte Zunge vorsteht, und weisen zuweilen Silbereinlage auf. Seltener erscheint auch der nachhallstättische Typus mit einem Dorn (frühe Form der Reihe A) in Carmona in Gräbern mit leicht umgebildeten Certosa-Fibeln. Das bestätigt die in Zentralspanien gewonnene Chronologie (Tf. 143 h, 147 a—f).

Importstücke sind griech. rotfigurige (mit dem Stil der Mitte des 5. Jh. beginnend) und hellenistische Vasen. Die letzteren fehlen fast an keinem FO. Griech. sind auch ein paar Bronzearbeiten (archaischer Silen von Llano de la Consolación, Greif von Castellar de Santisteban), und wenn auch nicht griech., da sie aus ein-

heimischem Alabaster gemacht zu sein scheint, so doch stark griech. beeinflußt ist eine kleine Frauenfigur (Parfümgefäß?) aus Galera, die von archaischen Mustern abhängt.

Der karthag. Import ist in Andalusien besonders stark. Da gibt es Glasperlen aller Art, bunte Glasfläschchen, bemalte Straußeneier, Amulette und Bes-Figuren. Ob die Elfenbeinplatten mit eingravierten Kriegerfiguren aus Los Alcores altphönik. oder karthag. sind, ist fraglich. Man kann sie aber wohl ins 5. Jh. datieren und für karthag. halten. N. von der Prov. Almeria scheinen solche Importstücke nicht mehr vorzukommen. Hier hört die karthag. Einflußsphäre also auf.

Um diesen Import und diese Kultureinflüsse richtig zu würdigen, muß man im Auge behalten, daß seit dem Anfang des 5. Jh. die Karthager die andalus. Küste und das Gebiet n. davon bis Cartagena als Einflußgebiet betrachteten, und daß bei Ifach die griech. Kolonie von Hemeroskopeion fortbestanden hat.

Die Lage der Kolonie, gewöhnlich bei Denia gesucht, scheint nach R. Carpenters topographischen Studien eher bei Ifach gelegen zu haben (vgl. Carpenter *The Greeks in Spain* 1925; ders. *El lloc d'Hemeroskopeion* Butlletí de l'Assoc. Catal. d'Antrop. 1924 S. 187ff.).

Die Frage der absoluten Chronol. läßt sich nur in den Hauptlinien lösen. Sichere Anhaltspunkte sind durch Sirets Ausgrabungen in Villaricos und Cabrés Nachforschungen in Galera (stark geplünderte Nekropole) gewonnen. Auch Bonsors Funde bei Los Alcores geben einige Aufschlüsse. Das allgemeine Resultat ist, daß die iber. Kultur Andalusiens und Südostspaniens im 5. und 4. Jh. eine große Blüte erlebte, die wohl bis in den Anfang des 3. Jh. fortdauerte, ohne daß man dabei Entwicklungsnuancen beobachten kann. So bleiben Ursprung und Vorstufen der iber. Kultur völlig in Dunkel gehüllt. Feste Stützpunkte für die Chronologie sind in erster Linie die importierten griech. Gefäße, daneben die Fibeltypen (umgebildete Certosa-Fibel, letzte Frühlatène-Fibel). Was rein typol. mit der Plastik anzufangen ist, bleibt noch unsicher, da anscheinend archaische Typen lange gelebt haben können, wie das auch die Ornamentik der Tonware klar erweist.

Was nach dem 3. Jh. aus der reichen iber. Kultur des S und SO geworden ist, bleibt dunkel. Nur spärliche, sicher spät zu datierende Funde sind bekannt geworden. Die iber. Keramik scheint lange in Gebrauch gewesen zu sein, da noch in Gräbern aus der röm. Zeit von Cádiz sowie in einem Schatzfund von Silbersachen (einige wohl einheimischer Arbeit) von Mogón (s. d.) bei Villacarrillo iber. Tongefäße der alten geometr. Art lagen.

Im SO kennt man aus der Zeit nach dem 4. Jh. eigentlich nur die Ansiedlung La Serreta (s. Serreta [La]) bei Alcoy (Prov. Alicante) und die Nekropole von Oliva (Prov. Valencia, s. Teil; Tf. 153), wo mit bemalter Keramik der alten Art (Kriegerdarstellungen, Spiral- und vegetabilische Muster in der Art der alten Elche- und Archena-Keramik) auch hellenistische schwarz gefirnißte Keramik und eine Bleitafel (Serreta) mit iber. Inschrift gefunden sind. In La Serreta bestand auch noch in röm. Zeit ein Heiligtum, und Weihfiguren aus Terrakotta, vermischt mit zahlreichen röm. Typen, verkünden eine Fortdauer der alten iber. Tradition. Das Ende der iber. Kultur Süd- und Südostspaniens ist vielleicht mit der Barkiden-Eroberung in Verbindung zu bringen.

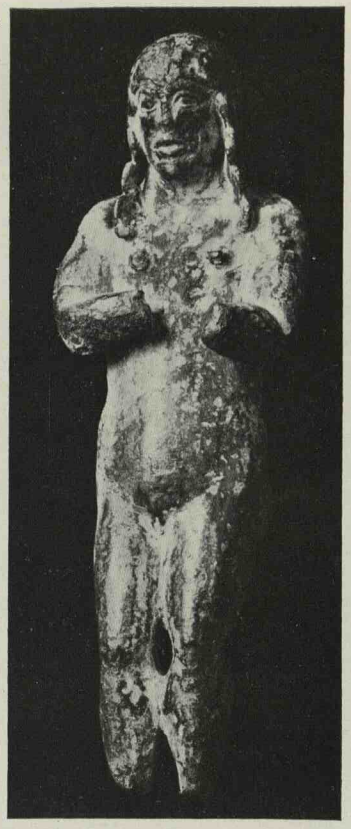
Lit. bei Bosch *Hisp.* und Ztschr. f. Auslandskunde 1921 S. 122ff. Castillo. Abb. und neue Funde: Arch. Anz. 1923—24 S. 172ff. Bosch; Nouvelles archives des missions scientifiques et littéraires 13 (1905) S. 357ff. A. Engel-P. Paris (Osuna); Bulletin hispanique 1905 S. 333ff., ebd. 1907 S. 169ff. Albertini (Elche); Memorias de la Academia de la Historia 1908 Siret (Villaricos, Herrerias); Memor. Comisión 1917 Lantier (Castellar); Memor. Junta Exc. 1917 ff. J. Calvo-J. Cabré (Santa Elena-Despeñaperros); ebd. 1920 Cabré-Motos (Tutugi-Galera); Boletín de la Sociedad española de excursiones 1920—21 Cabré (Tutugi-Galera); Rev. arch. 35 (1899) Bonsor (Carmona); Revista A.B.M. 1895 Mélida (Jávea); Rev. arch. 42 (1906) S. 424ff. Paris (Jávea); Sandars *Joyas ibero-romanas halladas en Mogón cerca de Villacarrillo en la prov. de Jaén* (Jaén o. J. [etwa 1918]). — Vasen von Archena: Anuari Inst. (1907) S. 76ff. Paris; ebd. 5 (1913—14) S. 877ff. Bosch. — Über La Serreta bei Alcoy: Memor. Junta Exc. 1920ff. C. Visedo; R. Vicedo *Historia de Alcoy* I (1920—22); über die Inschriften: SB. Preuß. Ak. 1922 H. Schuchardt; Revista de Filologia española 1922 S. 345ff. Gómez-Moreno und Revue internationale des études basques 1923 H. Schuchardt; Oliva noch unveröffentlicht.

a

b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

a, b. Bronzestatuetten. San Antonio el Pobre, Prov. Murcia. a. Ca. $^2/_3$ n. Gr., b. Ca. $^1/_1$ n. Gr. Nach Photographie.



a

b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

a, b. Bronzestatuetten. Ca. $^1/_1$ n. Gr. San Antonio el Pobre (Prov. Murcia). Nach Photographien.

a

b

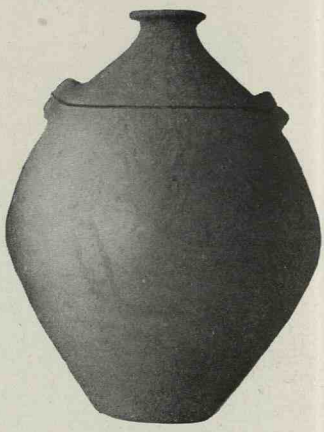
c

d

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

a—d: 4 Bronzestatuetten in Vorder- und Rück- bzw. Seitenansicht. Castellar de Santisteban, Prov. Jaén. Ca. $^1/_1$ n. Gr. Nach Photographie.

a

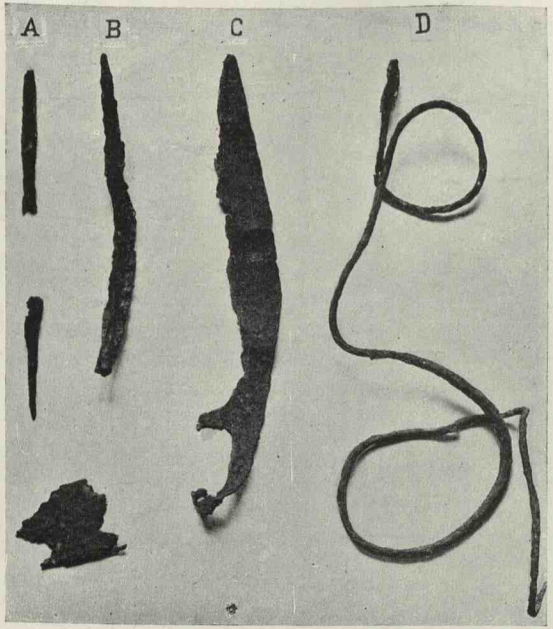


b

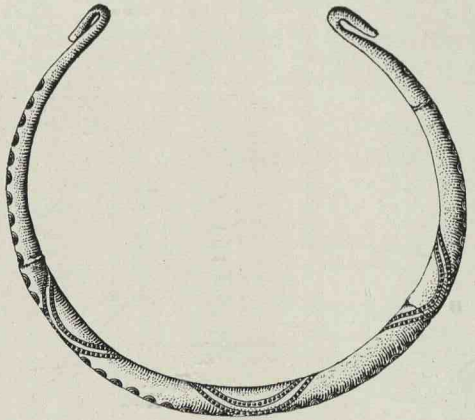
c

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

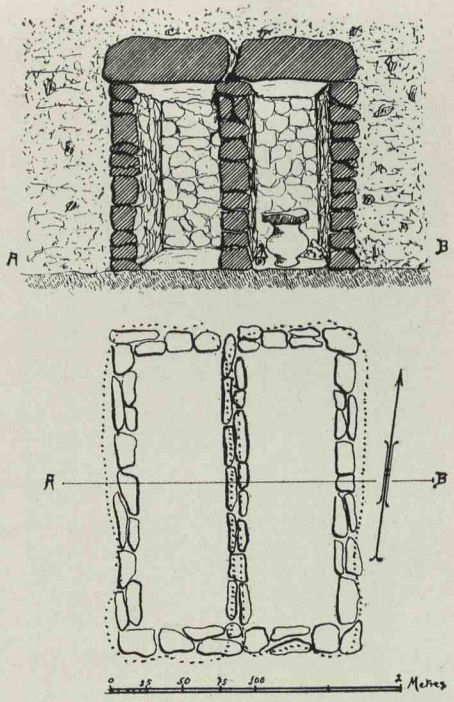
Iberische Kultur der Grenzgebiete Alicante und Valencia: a. Vasenscherbe von La Serreta (Alcoy), Prov. Alicante. Ca. $^1/_1$ n. Gr. Nach Visedo. — b, c. Vasen von Oliva, Prov. Valencia. Ca. $^1/_6$ und $^1/_8$ n. Gr. — Nach Photographien.



a



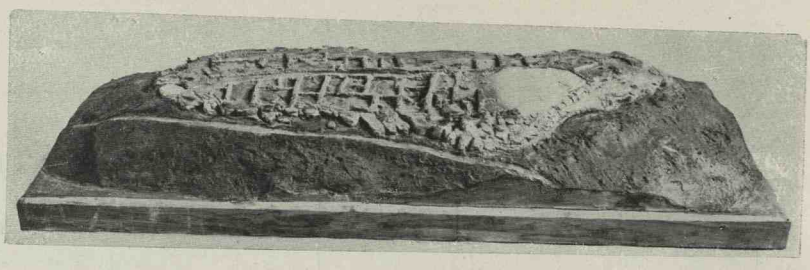
c



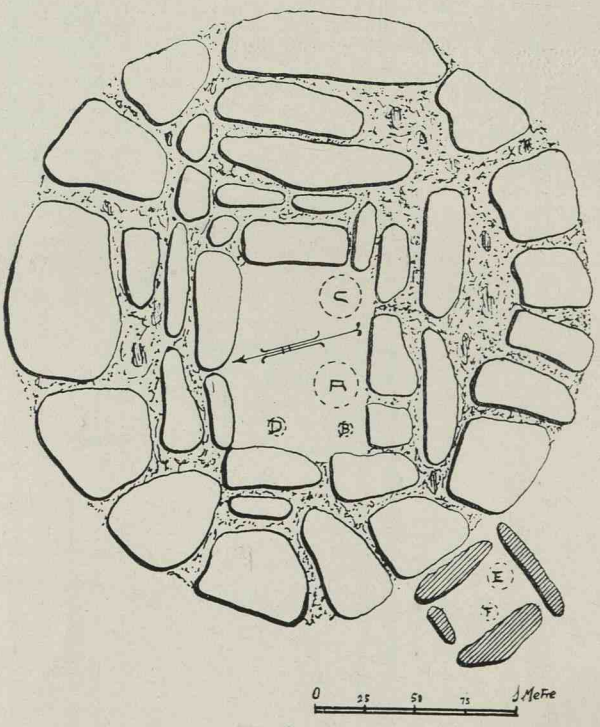
b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur. I. Periode. Valencia-Gebiet: a. Grabfund. Torre-Endomènech, Prov. Castellón. — b—c. Salzadella, Prov. Castellón. a. $^1/_7$; c. $^1/_2$; d. ca. $^1/_4$ n. Gr. — Nach Colominas und Senent.

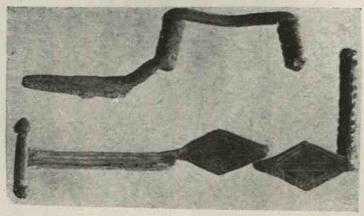


a



b

c



d

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur. I. Periode. Nieder-Aragonien: a. Modell der Ansiedlung Tossal Redó bei Calaceite (Prov. Teruel). — b. Grab Vilallonc bei Calaceite (Prov Teruel). — c, d. Bronzefibeln. Tossal Redó bei Calaceite (Prov. Teruel). c. Ca. $^2/_5$; d. ca. $^1/_3$ n. Gr. — Nach P. Bosch.

§ 14. Die Kultur der Ostküste n. von Alicante und Aragonien im 5.—4. Jh. (I. Periode). — In diesem Gebiet sind zwei aufeinanderfolgende Per. klar zu unterscheiden. Die erste (5.—4. Jh.) ist noch wenig von der Kultur Südostspaniens berührt und weist eine Fortdauer alter Traditionen sowie starke Beeinflussung von seiten der nachhallstätt. Kultur Zentralspaniens auf. Die zweite Per. (Ende des 4.—3. Jh.) — nach einer Übergangsstufe (gut nur aus Nieder-Aragonien bekannt), in der die Unterschiede mit dem SO immer mehr ausgeglichen werden — trägt dasselbe Gepräge wie die alte Kultur des SO, wenn sie ihr auch an Reichtum und künstlerischem Können nicht gleichkommt.

In der I. Per. sieht man im alten Königreich Valencia einen starken Einfluß der benachbarten nachhallstätt. Kultur Neu-Kastiliens, der kaum friedlicher Einwirkung entstammt, sondern einen Vorstoß kelt. Stämme des Tafellandes nach der Küste hin andeutet. Dafür sprechen die Funde aus den Nekropolen Arañuelo (Prov. Castellón, Grenze von Valencia), Turís, Requena, Oliva (Prov. Valencia) und Altea (Prov. Alicante), wo mit nachhallstätt. Urnen (kuglige, unbemalte oder nur mit roten Streifen geschmückte Gefäße, auf der Scheibe gemacht und mit konischem Deckel) auch nachhallstättische Bronzen (Gürtelschließen mit 3 Dornen, Serie B, Ringfibeln u. a.) und Krummschwerter vorkommen. Die einheimische Kultur wird durch Ansiedlungen mit roher Keramik (Tonwülste und Fingereindrücke) vertreten. Solche Ansiedlungen mit Reliefkeramik, ähnlich der der alten Grottenkultur, also sehr altertümlicher Tradition entstammend, sind auch typisch für die Prov. Castellón und Nieder-Aragonien, von wo diese Kulturen, dank der methodischen Ausgrabungen des Institut d'Estudis Catalans, gut bekannt sind. In der Prov. Castellón tritt als drittes Element (gleichwie in Nieder-Aragonien) der Kultur der Per. ein Nachklang des Einflusses der Hallstatt-Kultur Kataloniens, der sich besonders in Gefäßformen äußert (Grab Els Espleters bei Salzadella; Tf. 154b, c), auf.

Merkwürdig ist die Stellung der Nekropole von Oliva (s. § 13). Neben den oben genannten nachhallstättischen Kulturerscheinungen begegnen im selben Grabe prachtvolle iber. Amphoren mit den reichsten, bemalten Ornamenten aus der Südostgruppe. Es handelt sich wohl um ein Überschneidungsgebiet, in dem sich zwei Kulturen mischen (Tf. 153b, c).

In Nieder-Aragonien traf man auf eine Reihe von befestigten Ansiedlungen (Les Escodines Baixes, Les Escodines Altes, San Cristófol bei Mazaleón, Cabezo Torrente bei Chiprana, Tossal Redó und Vilallonc bei Calaceite) und dazu gehörige Gräber mit Inventaren, in denen neben einer Reliefkeramik, die bisweilen kunstvolle Ornamente aufweist (Kombinationen von Tonwülsten in parallelen Serien, Zickzackmuster, Hängegruppen, Mäander), auch Nachzügler echter alter Hallstattformen, die in der ersten EZ an der katalan. Küste in Gebrauch waren (bauchige Gefäße mit ausladendem Rand, doppelkonische Gefäße mit Fuß und ausladendem Rand), und vereinzelt auf der Scheibe gedrehte iber. bemalte Vasen vorkommen. Bemerkenswert ist ferner die Bemalung handgemachter Keramik mit geometr. Ornamenten (Zonen mit Dreiecken, Rhomben usw., die auch eingeritzt wurden). Aus der nachhallstättischen kastil. Kultur hat die iber. Kultur Nieder-Aragoniens und Valencias einige Bronzen (dünne Armringe, Varianten der Certosa-Fibel, Gürtelschließen der Reihen A und B) übernommen. Wichtig ist auch die Entwicklung der Webstuhlgewichte, die in den ersten Ansiedlungen beginnt und sich bis in die II. Per. fortsetzt, von rohen, schlecht gebrannten, kugligen Typen bis zu den feinen, gut gebrannten, pyramidenförmigen oder prismatischen Gewichten der II. Per. mit eingravierten oder eingestempelten Ornamenten. In der I. Per. ist auch das Eisen schon bekannt (Geräte), aber es finden sich auch noch bronzene Tüllenäxte und Pfeilspitzen (Tf. 155c—d, 156).

Die Ansiedlung, anfangs nur eine Aneinanderreihung von viereckigen Grundrissen, hat später (Tossal Redó) Straßenzüge und mehrzellige Häuser und wird durch eine Mauer umschlossen. Die Bautechnik ist noch roh. Der Mörtel ist unbekannt. Als Material verwendet man unregelmäßig bearbeitete Steine und da-

zwischen große, grob zugehauene Steinplatten (Tf. 155 a).

Die Gräber bestehen aus kleinen Steinkisten unter Steinhügeln. Wie überall in dieser Zeit, herrscht auch hier die Brandsitte. Am Ende der Per. werden in den Steinkisten die Steinplatten durch richtiges Mauerwerk ersetzt (Tf. 155 b).

Die Kultur dieser Per. dürfte sehr weit ins Innere Aragoniens gereicht haben, und tatsächlich findet sich auch n. des Ebro im s. Teile der Prov. Huesca, wo die Ansiedlung von Las Valletas bei Sena und die dazu gehörigen Brandgräber (kleine Gruben mit Urne in der Mitte eines Steinkreises) die alte Kultur wie Les Escodines von Mazaleón aufweisen, doch vielleicht noch stärker der Hallstatteinfluß mit Nachzüglern durchsetzt. Die geographische Verbindung zwischen Nieder-Aragonien und der Huesca-Gruppe stellen die Ansiedlungen dieser Per. in der Umgebung von Alcañiz (Cascarujo) sowie Urrea de Gaen in der Prov. Teruel und Cabezo Torrente bei Chiprana (Prov. Zaragoza) dar.

Die Übergangsstufe (Ansiedlungen von La Gessera bei Caseres, Coll del Moro bei Gandesa in der Prov. Tarragona, El Piuró del Barranc Fondo bei Mazaléon, Les Ombries bei Calaceite, Prov. Teruel) bringt das allmähliche Verschwinden der Reliefkeramik und die allgemeine Einführung der auf der Scheibe gemachten Tonware mit den einfachen, aufgemalten Ornamenten des sö. Küstengebietes. Die Bautechnik in den Ansiedlungen macht Fortschritte. Man wählt die Steine sorgfältiger aus, und Grundrisse mit Mittelstraße sind bei der Anlage der Ansiedlungen jetzt eine normale Erscheinung. Die Gräber sind Steinkisten wie in der I. Periode.

§ 15. Die II. Per. (3. Jh. v. C.) Valencias und Nieder-Aragoniens.

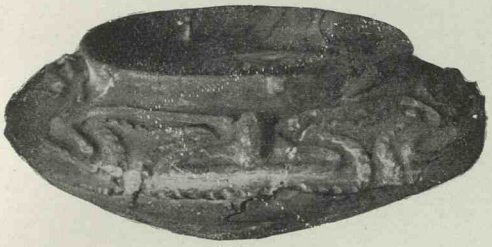
Die II. Per. (große Ansiedlungen von Sant Antoni bei Calaceite, Caspe usw.) kennt nur wenig handgemachte Keramik; es herrscht die iber. bemalte Ware. Eisensachen finden sich zahlreicher als früher (Mittellatène-Schwerter, Hiebmesser, Lanzenspitzen, Geräte), und unter den Bronzen erscheinen neben einigen Gürtelschließen von nachhallstättischem Charakter Mittellatène-Fibeln. Die Webstuhlgewichte sind stets gut gearbeitet und vom oben besprochenen Typus. In der Ornamentik dieser Per. beobachtet man dieselben Muster wie in der Keramik der benachbarten Teile Valencias (bergige Gebiete im W der Prov. Castellón und in der Prov. Valencia), wo zahlreiche, noch nicht methodisch untersuchte Ansiedlungen liegen, die ähnliche Scherben wie Nieder-Aragonien geliefert haben. Die Dekoration ist ärmlich und besteht fast nur aus geometr. Ornamenten (konzentrische Kreise, Wellenlinien, Rhombenmuster usw.). Nur in Calaceite (Sant Antoni) treten Tier- (Pferde u. a.) und Pflanzenornamente (Efeublätter) sowie reichere Spiralmotive und menschliche Darstellungen (ziemlich roh) auf (Tf. 158, 159 a, b). Anscheinend handelt es sich um Einflüsse aus den benachbarten Ebro-Gruppen, von denen gleich die Rede sein wird. S. a. Sant Antoni de Calaceit.

Die Ansiedlungen sind in einer sehr entwickelten Technik gebaut, die Steine regelmäßig bearbeitet und in wagerechten Schichten aufgesetzt (Tf. 157 b). Die Grundrisse sind kompliziert, und in den Häusern gibt es Keller, Treppen usw. Die Wände waren sogar mit Stuck verputzt. Die Verteidigungsmauern sind stark und gut gebaut. Gewaltige Türme (Sant Antoni de Calaceite, Los Foyos bei Lucena del Cid in der Prov. Castellón), Wachttürme auf vorspringenden Felsen, befestigte Aufgangsstraßen zur Ansiedlung und Wasserbassins (Sant Antoni) legte man an in dieser Per., aus der leider keine Gräber bekannt sind.

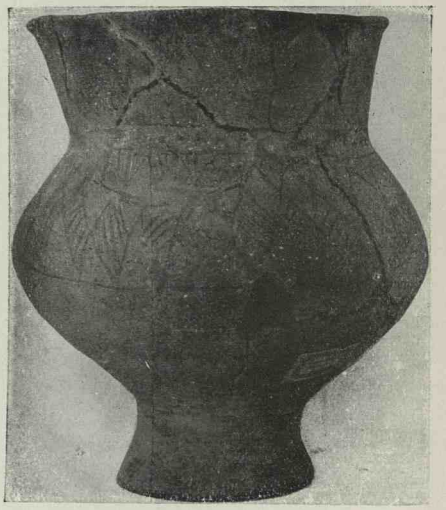
Eine große Stein- und Bronzeplastik wie in Südost- oder Südspanien hat es in dieser Kultur nie gegeben. Nur in Calaceite, Cretas, Valderrobres, Caspe usw. sind Steinstelen mit Reiterdarstellungen (Tf. 157 a) und gefallenen Kriegern, zwischen Reihen von Lanzenspitzen in der Steinplatte eingraviert, gefunden worden. Ob solche Stelen Grabstelen sind, wie allg. behauptet wird, mag dahingestellt bleiben. Als Einzelfunde sind auch ein Bronzepanzer und eine Bronzelampe (mit einer Pferdefigur), beide von Calaceite, bekannt.

Die relative Chronologie der Kultur Nieder-Aragoniens ist durch den wachsenden Reichtum an iber. bemalter Keramik,

a

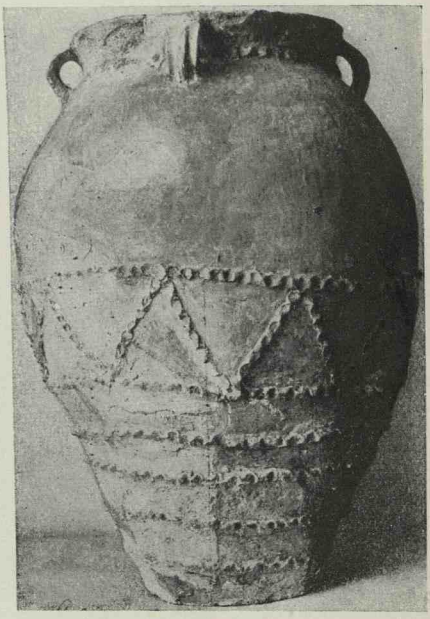


b



c

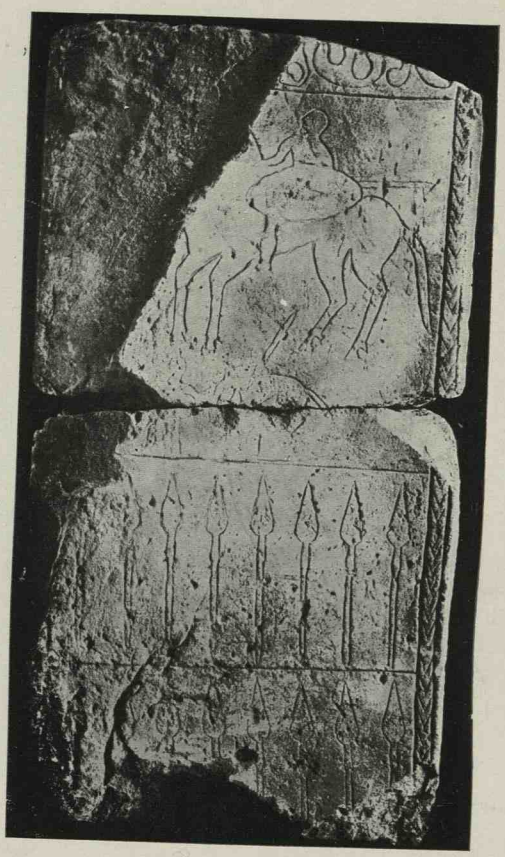
d



e

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur. I. Periode. Vasentypen Nieder-Aragoniens: a. Vilallonc bei Calaceite (Prov. Teruel). — b, c. San Cristofol bei Mazaleón (Prov. Teruel). — e. Les Escodines Altes bei Mazaleón (Prov. Teruel). — d. Bemalt. Tossal Redó. — a. $^1/_3$; b. $^1/_4$; c. $^1/_2$; d. $^1/_3$; e. $^1/_8$ n. Gr. — Nach P. Bosch.

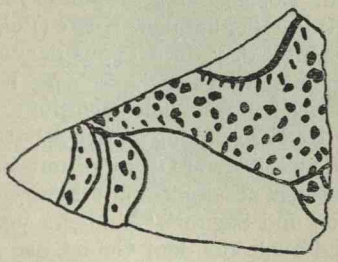


a

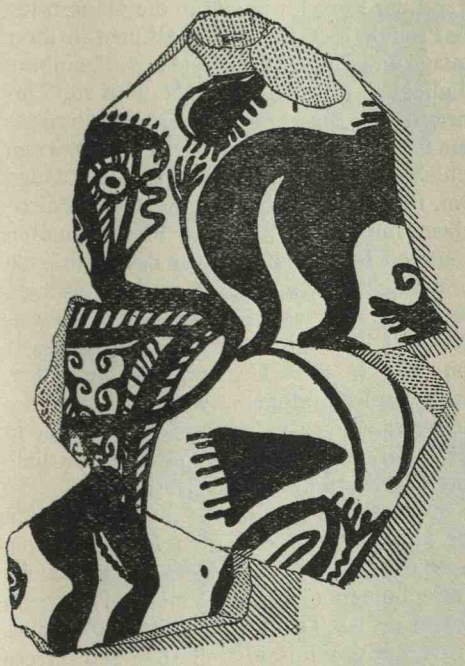
b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

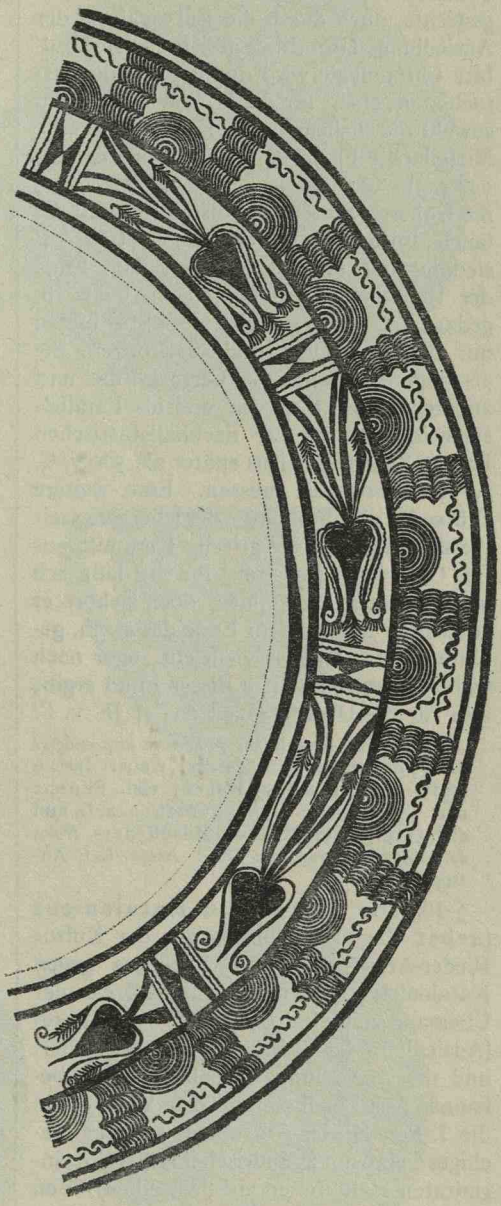
Iberische Kultur. II. Periode. Aragonien: a. Steinstele. Caspe (Prov. Zaragoza). Ca. $^1/_{12}$ n. Gr. — b. Mauertechnik. Sant Antoni bei Calaceite (Prov. Teruel). Nach P Bosch.



a



b



c

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur. II. Periode. Aragonien: a, b. Scherben. Sant Antoni bei Calaceite (Prov. Teruel). $^1/_2$ n. Gr. — c. Vasendekoration von ebd. — Mus. Barcelona. Nach P. Bosch.

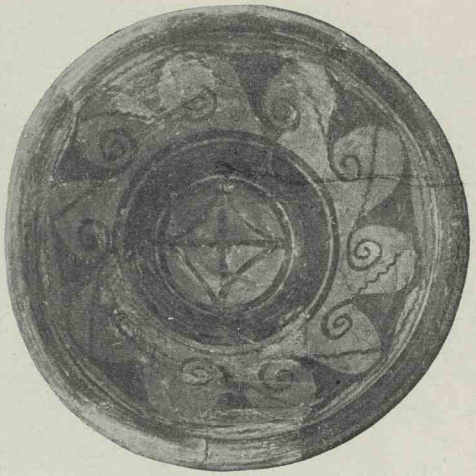
durch die typol. Entwicklung der Webstuhlgewichte, auch durch die Entwicklung der Ansiedlungs-Grundrisse gesichert. Die absolute Chronologie wird durch folgende Tatsachen gegeben: für die II. Per. bestimmen sowohl die hellenistische Keramik wie die Mittellatène-Fibeln und -Schwerter ungefähr das 3. Jh. als deren allgemeine Zeitdauer; die früheren Stufen sind also älter, und die lange Entwicklung von den ersten Ansiedlungen (Les Escodines) bis zum Ende der Übergangszeit hat wohl ein paar Jh. gedauert. Sichere Anhaltspunkte bieten nur die nachhallstättischen Bronzen, die als jüngere Varianten der Certosa-Fibel und anderer Hallstatt-Typen und als Parallelerscheinungen zu der nachhallstättischen Kultur Zentralspaniens später als 500 v. C. zu datieren sein müssen. Eine weitere Stütze für die Chronologie der Übergangszeit bietet eine Scherbe griech. Keramik aus Les Ombries (Calaceite). Ihr Stil läßt sich nicht genauer bestimmen, doch gehört er zu denen, die vor dem Ende des 4. Jh. geblüht haben, und ist vielleicht sogar noch früher zu setzen. Auch dieser Fund ergibt also für die Übergangszeit das 4. Jh. v. C.

Valencia: Bosch *Els problemes arqueològics de la provincia de Castelló* 1924; Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica Bosch; ebd. Senent und Colominas. — Aragonien: a. a. O. und ebd. 5 (1913—1914) S. 819ff. Bosch; ders. *Notes de prehistória aragonesa* Butll. Assoc. Cat. Antrop. 1923.

§ 16. Die Kultur Süd-Kataloniens (nebst Urgell). Die Grenzen der Kultur Nieder-Aragoniens und Valencias gegen Katalonien stehen noch nicht fest. Aus der Übergangszeit sind die Funde von Caseres (Ansiedlung La Gessera und Kistengräber) und die Ansiedlung El Coll del Moro bekannt. Aus Pinell stammt eine Vase, die in die I. Per. Nieder-Aragoniens gehört (bauchiges Gefäß mit zylindrischem Hals und eingeritzten Halbkreisen auf demselben). Von Tivissa (s. d.) kennen wir eine Ansiedlung mit roher Reliefkeramik. Es ist also anzunehmen, daß mindestens auch Süd-Katalonien der niederaragonisch-valencianischen Kultur während der I. Per. anzugliedern ist. Nach dem Scherbenmaterial zu urteilen (Alcanar an der Tarragona-Castellón-Grenze, Serra de l'Espasa bei Capsanes, Castellet de Banyoles bei Tivissa; alles Prov. Tarragona), scheint auch später noch eine gewisse Verwandtschaft zu bestehen. Dagegen ist die Küstenzone der Prov. Tarragona wie die der Prov. Castellón (mit der ganzen kastellon. Ebene) durch die im 3. Jh. blühende Kultur der katalan. Küste (Puig Castellar-Cabrera de Mataró-Typus, der von der niederaragonisch - valencianischen Kultur stark abweicht) erheblich beeinflußt. Eine einzigartige Erscheinung ist der Schatzfund von Tivissa (goldene Ohrringe mit Spiraldrahteinlagen zusammen mit Münzen von Emporion und Sagunt). Ähnliche Verhältnisse sind auch aus dem Gebiet der Stadt Tarragona bekannt. Ein besonderes Problem sind die Stadtmauern von Tarragona (sog. zyklopische Mauer) aus großen, rohen Steinblöcken, mit gewaltigen, viereckigen Türmen neben den Toren (s. Tarragona und Band XIII Tf. 104 a). Nach dem jetzigen Stand der Forschung gelten die Mauern für das Produkt iber. Befestigungskunst. In ihrer Anlage und im Bau haben sie unverkennbare Ähnlichkeit mit den griech. Mauern von Emporion (s. d.). Sie wären also dem 5., frühestens dem 6. Jh. zuzuschreiben. Das würde zu den Schichten im Innern Tarragonas — unter den röm. liegen zwei vorröm., eine mit hellenistischem Import und einigen iber. bemalten Scherben (der Küstenkultur des 3. Jh. entsprechend) sowie eine ältere — stimmen. Es hätte also ein Kulturwechsel im Gebiet von Tarragona in der Übergangszeit von der I. zur II. Per. stattgefunden. Ganz Süd-Katalonien wäre darnach der niederaragonisch-valencianischen Kultur in der I. Per. anzugliedern; später wurde diese von der Küstenkultur verdrängt.

In jener Zeit (3. Jh. v. C.) bildete sich in der Urgell-Ebene eine den Ebro-Kulturen verwandte Gruppe aus. Dort sind zahlreiche Ansiedlungen (Tossal del Mor bei Tárrega, Tossal de les Tenalles bei Sidamunt, alles Prov. Lérida) mit Mittellatène-Schwertern und Schildbuckeln, hellenistischer, schwarzgefirnißter Keramik des 3. Jh. und reich bemalter iber. Tonware (feinere Motive als in der Calaceite-Gruppe) aufgedeckt. In Sidamunt fanden sich zahlreiche Vasen mit Spiral-, Efeublatt- und figürlichen Dekorationen (Vögel), sehr kunstvoll ausgeführt. Die Urgell-Kultur setzt sich in der Huesca-Ebene, n. des Ebro, fort, wenn auch ver-

a



b

c

d

e

f

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur. II. Periode. Aragonien: a—b. Vasen vom Sant Antoni bei Calaceite. — c—f. dgl. von Azaila, Prov. Zaragoza. — a. Ca. $^1/_6$; b. ca. $^1/_4$; c—f. ca. $^1/_5$ n. Gr. Nach Photographien.

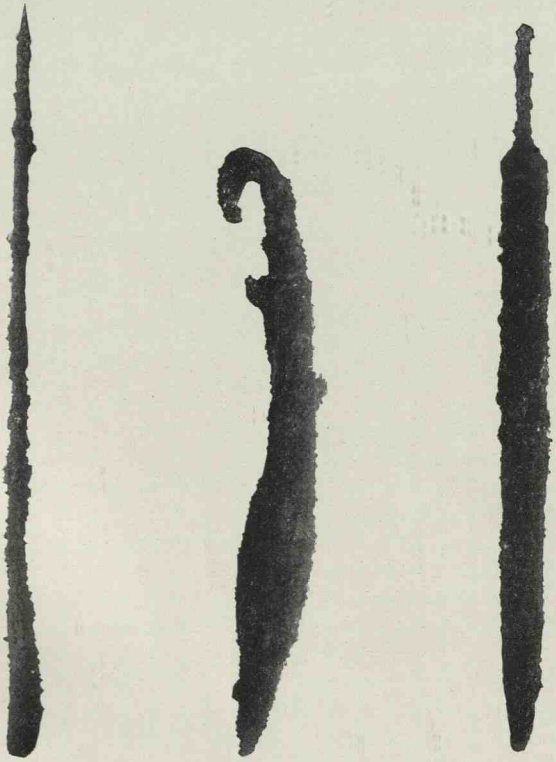
a

b

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur. II. Periode. Aragonien: a—b. Bemalte Keramik von Azaila, Prov. Zaragoza. Ca. $^1/_6$ n. Gr. Nach Photographien.

a



b c d

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Katalonien: a. Iberische Vase aus der griech. Nekropole von Emporion. Slg. Cazurro in Barcelona. $^1/_4$ n. Gr. — b—d. Pilum, Falcata und Mittellatèneschwert aus der Nekropole Cabrera de Mataró (Prov. Barcelona). $^1/_7$ n. Gr. Nach Photographien.

armt und nicht so reich an bemalten Mustern der Keramik (Ansiedlungen El Escobizal bei Sena, El Puntal bei Ontiñena, Alcolea de Cinca usw.).

Bosch *Prehistória catalana* 1919; Anuari Inst. 5 (1913—1914); ebd. 6 (1915—1920) Crónica Colominas-Duran; Bosch *Problemes d'arqueologia tarragonina* 1925; ders. *Notes de Preh. arag.* Butll. de l'Assoc. Cat. d'Antrop. 1923.

§ 17. Azaila- (oder La Zaida-) Gruppe (Ebro). Das gleiche Bild wie in der Urgell-Ebene läßt sich im Innern des Ebro-Tales beobachten. Aus zahlreichen FO (der hauptsächlichste ist der „Cabezo de Alcalá" bei Azaila; jedoch wird in der Literatur dieser FO fast immer falsch La Zaida zugeschrieben) kennt man eine sehr reich bemalte Keramik mit besonders kunstvoll entwickelter Spiral- und Efeublattdekoration (auch Vogel- und Menschendarstellungen kommen vor [Tf. 159c—f, 160]), die zusammen mit hellenistischer Tonware auftritt. Es sieht so aus, als ob sich die iber. Kultur im 3. Jh. ins Innere, das Ebro-Tal hinauf, zurückgezogen hätte, während die Kultur der Küste durch unruhige Zustände in Verfall geriet. Weniger zugängliche Gegenden (Calaceite, Berge von Castellón) erlebten gleichfalls jene Weiterentwicklung der iber. Kultur. Azaila ist auch wegen der Bauart interessant: die Straßen sind gepflastert und das Mauerwerk sehr sorgfältig hergestellt.

Anuari Inst. 2 (1908) S. 241ff. Pijoán; Monuments et mémoires Piot 2, 17 Paris; Memor. Comisión 1915 Bosch. Die letzten Ausgrabungen von Cabré und L. Perez in Azaila unveröffentlicht; Butll. Assoc. Catal. Antrop. 1923 Bosch.

§ 18. Nord-Katalonien und die Küste Südfrankreichs. Aus Nord-Katalonien (Einzelfund von La Aigueta, Prov. Gerona; untere Schichten von Emporion; s. d.) kennen wir iber. Vasen mit ähnlichen Darstellungen wie auf der feinen Keramik Südostspaniens (Vögel, Spiralmuster u. a.). Einzig dastehend ist die einheimische Vase aus der griech. Nekropole von Emporion (jetzt in der Sammlung Cazurro), welche in iber. Technik Menschendarstellungen (Jagdszene) in einer der iber. Vasenmalerei fremden Vervollkommnung aufweist (Tf. 161a), wohl unter starkem griech. Einfluß. Durch die untere Schicht von Emporion werden diese Vasen ebenfalls ins 5.—4. Jh. datiert. Dieses Resultat stimmt mit dem in Südfrankreich gewonnenen überein, wo die Ansiedlungen (Montlaurès bei Narbonne, Baou-Roux [s. d.], Simiaine bei Marseille) und Gräber (Nekropole von Ensérune bei Béziers) reichbemalte iber. Keramik ergeben haben, in Ensérune zusammen mit attischen rotfigurigen Vasen des ausgehenden strengen Stiles und des schönen Stiles aus der Zeit des Meidias. Bedeutende Stadtreste sind in Gerona (sog. „zyklopische Mauer" wie in Tarragona) bekannt.

Vasen von La Aigueta: Anuari Inst. 1 (1907) S. 76ff. Paris. — Gerona: Paris *Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive* 1903/4. — Emporion: Anuari Inst. 5 (1913—1914) S. 657ff. Cazurro-Gandia; ebd. S. 840 ff. Bosch. — Südfrankreich: das ältere Material zusammen in Memor. Comisión 1915 Bosch; vgl. a. CR acad. inscr. 1919 Mouret-Pottier-Reinach; ebd. 1920 S. 31ff. Pottier.

§ 19. Die Katalanische Küstenkultur des 3. Jh. v. C. Schon in der hellenistischen Schicht von Emporion beobachtet man einen plötzlichen Verfall der iber. Kultur, den die Verarmung der Dekoration kennzeichnet. In Südfrankreich. (Ensérune) fand man zusammen mit hellenistischen Rippenkrateren dekadente iber. Vasen und andere, die von der Mittellatèneware abhängig zu sein scheinen. Dieser Verfall ist in Südfrankreich mit dem Eindringen der Gallier zusammenzubringen. Das hat wohl die iber. Macht gebrochen, und dadurch hat sich auch an der Küste Kataloniens die iber. Eigenart stark verändert. Zusammen mit den gewöhnlichen hellenistischen Vasen und den Mittellatène-Typen (Schwerter, Fibeln, Schildbuckel) tritt fast keine bemalte Keramik mehr auf. Wenn sie sich noch findet, ist ihre Dekoration sehr einfach (konzentrische Kreise, Wellenlinien). Dagegen haben wir nun wieder sehr viel rohe, handgemachte Keramik und auf der Scheibe hergestellte Ware ohne Dekoration (Tf. 161b, c, d und 162).

Diese dürftige Küstenkultur ist durch zahlreiche Ansiedlungen (Puig Castellar [s. d.] in der Nähe von Barcelona, Olérdola in der Prov. Tarragona, die Funde der hellenistischen Schicht Tarragonas usw.) und Gräber (Sant Feliu de Guixols und Plana Basarda in der Prov. Gerona, Torre dels Encantats

bei Caldetes und Rubí in der Prov. Barcelona, sowie Cabrera de Mataró [Band IV Tf. 65 Abb. 16, 17]), gewöhnlich Brandgruben (*silos*, katal. *sitges*), mit einer Steinplatte bedeckt, vertreten.

Anuari Inst. 6 (1915—1920) Crónica Bosch (Funde aus Puig Castellar); Memorias de la Real Academia de la Historia 1888 Rubio de la Serna (Cabrera de Mataró); Anuari Inst. 6 (1915—1920) Colominas und Pallarés (Artikel über Rubí und Olérdola); Bosch *Problemes d'arqueologia tarragonina* 1925.

§ 20. Die Kultur Inner-Kataloniens. In den bergigen Gebieten hat während der I. Per. eine selbständige Kultur (bekannt aus der Nähe von Solsona in den Ansiedlungen von Anseresa bei Olius und im Castellvell bei Solsona) geherrscht, ohne bemalte Tonware, mit roher Reliefkeramik, die aber selbständige Typen, verschieden von denen Süd-Kataloniens und Nieder-Aragoniens, aufweist. Diese Kultur ist, wie die Schichtenfolge im Castellvell bei Solsona zeigt, plötzlich durch die Küstenkultur vom Puig Castellar-Typus abgelöst worden, was etwa im 3. Jh. geschehen sein mag. Eine bedeutende Ansiedlung dieser späten Per. ist die von Sorba. Die Ausbreitung der Küstenkultur vom Puig Castellar-Typus ist außerdem durch Ansiedlungsfunde in den Gebieten zwischen Solsona und der Küste belegt.

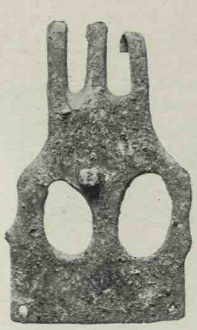
Bosch *Assaig de reconstitució de la etnologia de Catalunya* Discurs. d'entrada a la Academia de Bones Lletres 1922; Memor. Junta Exc. 1918 Serra-Vilaró (Solsona); ebd. 1919—1920 (Anseresa); ebd. 1920—1921 (Sorba).

§ 21. Die Kultur Zentralspaniens (n. Tafelland). Die nachhallstättische Kultur Kastiliens wird plötzlich durch die iber. Numantias (s. d.) ersetzt. Ähnliche Ansiedlungsfunde wie die Numantias, auch mit verwandter Keramik, gibt es ziemlich viele, doch handelt es sich meist um unerforschte Fundplätze (Termantia, Uxama usw.). Auch in den Gebieten um den mittleren Duero (Prov. Palencia, León, Salamanca) finden sich weitere Ansiedlungen mit ärmlicher Keramik.

Wir kennen von ihnen allen bei weitem am besten Numantia (s. d.) durch die Ausgrabungen von A. Schulten, die später von der span. Kommission unter Mélida und Taracena fortgesetzt wurden. Numantia ist eine große, befestigte Stadt mit viereckigen Häuserblöcken. Die Häuser sind unterkellert. Die hauptsächlichsten Kleinfunde bilden die Vasen, die eine besondere Abart der iber. Gefäßmalerei zeigen. Daneben gibt es auch rohere, handgemachte Stücke, aus schwarzem Ton mit eingestempelten Kreisen, wohl Abkömmlinge der alten nachhallstättischen Keramik, wie auch an den Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen das Fortklingen nachhallstättischer Tradition festzustellen ist (Dolche mit zwei Scheiben am Griff, Pferdefibeln, Mittel- und Spätlatènefibeln usw.). Die bemalten Vasen weichen von den gewöhnlichen iber. insofern ab, als sie ziemlich viel einheimische Formen und eigenartige Ornamente aufweisen. Doch fehlen die üblichen konzentrischen Kreise und Wellenlinien nicht. Charakteristische Motive sind an ihnen rohe Menschen- und Kampfdarstellungen, Pferdegestalten, aus denen Pferdeprotome und Pferdestilisierungen sich entwickeln, unbeholfen skizzierte Vögel und Fische und geometr. Ornamente, mit Spiralen, Hakenkreuzen, Schachbrettmustern u. a. eigenartig verwebt (Tf. 163; Band IX Tf. 176). Die Polychromie geht der Schwarzmalerei voran.

Was die Chronologie Numantias anbetrifft, so ist es aus stratigraphischen wie stilistischen Gründen unmöglich, damit höher als in die 2. Hälfte des 3. Jh. hinaufzukommen. Schulten hat unter der keltiber. Schicht eine ältere mit Resten von Hufeisendolchen (wohl aus der nachhallstättischen Kultur) angetroffen. Außerdem macht die numantinische Keramik einen sehr einheitlichen Eindruck, was sie in eine Zeit nicht allzu weit von dem terminus ante quem, der Zerstörung der Stadt durch Scipio (133 v. C.), rückt. So ist die Numantia-Kultur die, welche die frühere nachhallstättische ablöst (s. Numantia).

Über den Ursprung und den Weg der Numantia-Kultur läßt sich noch nicht viel sagen. Nach gewissen Parallelen in Form und Ornamentik mit Nieder-Aragonien (Azaila, Calaceite) kann man vermuten, daß sie vom Ebro her einen Teil ihrer Kulturgüter entlehnt hat. Die Nekropole von Belmonte am Jalón (in der Nähe von Calatayud, Prov. Zaragoza) scheint eine Zwischenstation zu sein; sie gehört aber der Ebro-Kultur an.



a

b

c

e

f

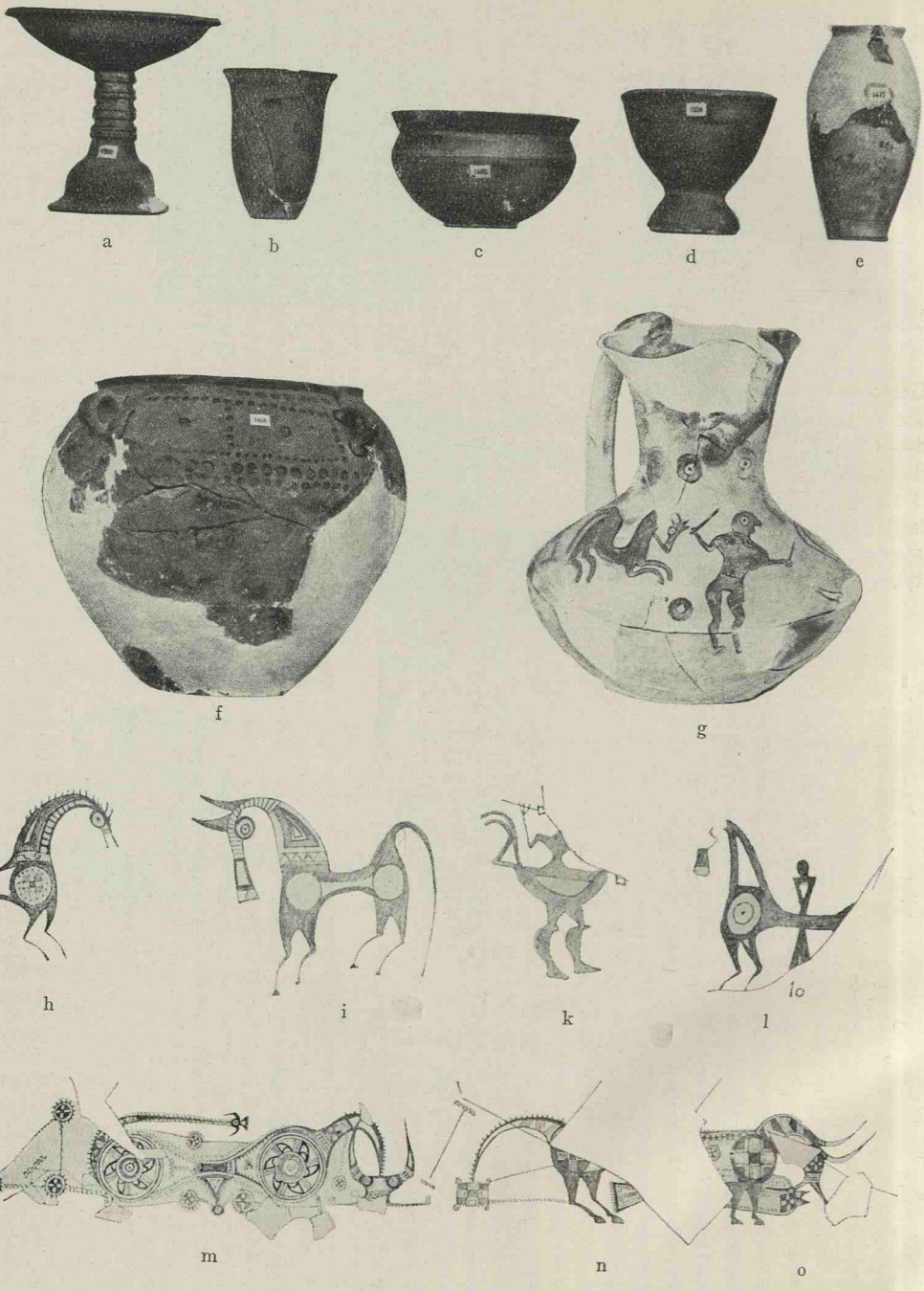
d

g

h

Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Küstenkultur Kataloniens. II. Periode: a—g. Gürtelschließen und Keramik aus der Nekropole von Cabrera de Mataró. a, b. $^2/_3$; c—g. $^1/_7$ n. Gr. — h. Hellenistische Vase von Puig Castellar (Prov. Barcelona). $^1/_6$ n. Gr. — Nach Photographien.



Pyrenäenhalbinsel D. Eisenzeit

Iberische Kultur Kastiliens: a—o. Keramik und aufgemalte Muster (a—f. monochrom; g. polychrom; h—o. schwarz auf rotem Grund) von Numantia. a—g. $^1/_3$ n. Gr. — Nach B. Taracena.

Allg. über Numantia bei Schulten *Numantia* I (1914). Vorläufige Berichte der Schultenschen Ausgrabungen im Arch. Anz. seit 1905. Berichte der span. Kommission in Excavaciones de Numancia 1912 und Memor. Junta Exc. seit 1916 von Mélida und Taracena. Auch Ipek 1 (1925) Taracena und Coleccionismo 1923—24 (Taracena *La cerámica ibérica de Numancia*). S. a. Numantia. — Zur Chronologie Numantias: Boletín de la sociedad española de excursiones 1921 S. 248 ff. Bosch. — Beziehungen zu Aragonien: Anuari Inst. 6 (1915—1920) S. 683 Bosch und Butll. Assoc. Catal. Antrop. 1923 S. 60ff. ders. (Belmonte). Vgl. a. die Lit. bei Bosch *Hisp.*

§ 22. Das s. Tafelland. Aus diesem Gebiet gibt es nur Einzelfunde von rohen Tierskulpturen (sog. *bichas* und *verracos*), die Stiere, Schweine, Pferde oder Löwen darstellen. Sie verbreiten sich auch n. von den Pässen der kastilischen Gebirgsscheidenkette in den Prov. Avila, Segovia und Salamanca. Es sind sicher späte Stücke. Aus typol. Gründen kann man vermuten, daß sie von der Tierplastik Andalusiens und Südostspaniens herzuleiten sind.

Bosch *Bichas y verracos ibéricos* Hojas selectas 1919 S. 1ff.: die Ergebnisse in Bosch *Estat actual de la investigació de la cultura ibérica* Anuari Inst. 6 (1915—1920).

§ 23. Die iber. Kultur Portugals. Wie oben gesagt, dauert in Nordportugal (Minho) und Galicien die alte Castro-Kultur bis in die röm. Zeit fort. Auch im Duero-Gebiet lebte eine späte iber. Kultur mit unbemalter Keramik (Guiffões), welche nach Technik und Form iber. Charakter trägt. In S. Julião (bei Caldellas) fand man eine Tonware mit aufgemalten roten Streifen, die wohl einer sehr späten Zeit angehört. Aus anderen Gebieten der Halbinsel ist bisher nichts aus dieser Zeit bekannt. Dasselbe gilt auch besonders von dem baskischen Norden.

Lit. bei Bosch *Hisp.*

P. Bosch Gimpera

Walter de Gruyter & Co. **Berlin W 10 und Leipzig**
Postscheckkonto: Berlin NW 7 Nr. 59533

HAUS UND HOF IM ALTERTUM

Untersuchungen zur Geschichte des antiken Wohnbaus

Im Auftrag der Rheinischen Provinzialverwaltung und des Provinzialmuseums zu Bonn herausgegeben von Franz Oelmann

I. Band: Die Grundformen des Hausbaus

Mit 85 Abbildungen und einer Kartenbeilage. Quart. VII, 132 Seiten. 1927. Geh. M. 40.—

MYKENISCHE VASEN

Vorhellenische Tongefäße aus dem Gebiete des Mittelmeeres

Im Auftrage des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen herausgegeben von A. Furtwängler und G. Löschcke

Mit 44 Tafeln. Folio. 1886. M. 50.—

MYKENISCHE TONGEFÄSSE

Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom

Im Auftrage des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen herausgegeben von A. Furtwängler und G. Löschcke

Mit 12 Tafeln in Farbendruck und 9 Seiten Text. Folio. 1879. M. 20.—

ETRUSKISCHE TERRAKOTTAFIGUREN AUS VEJI

Von Giulio Quirino Giglioli

(Sonderausgabe aus „Antike Denkmäler", herausgegeben vom Deutschen Archäologischen Institut)

Imperial. 14 Seiten Text. Mit 7 Kupfertafeln, 4 farbigen Tafeln und 19 Abbildungen im Text

In Ganzleinen gebunden M. 70.—

ETRUSKISCHE SPIEGEL

Von Eduard Gerhard

Quart. Band I und II. 24 Hefte, je 10 Tafeln. 1839—1845. Vergriffen. Band III und IV. 21 Hefte mit Register. 1861—1868. Vergriffen. Band V. Im Auftrage des Deutschen Archäologischen Instituts bearbeitet von A. Klügmann und G. Körte. 16 Hefte. Mit 160 Tafeln. IV, 237 Seiten. 1884—1897. M. 144.—

RILIEVI DELLE URNE ETRUSCHE

Publicata a nome del Imperiale Instituto Archeologico Germanico

Groß-Quart. Vol. I, Ciclo tragico. Von Enrico Brunn. Mit 99 Tafeln. 1870. M. 40.—
Vol. II, Pars 1. Von G. Körte. Mit Tafeln I—XLVI. 1890. M. 40.—. Vol. II, Pars 2. Von G. Körte
Mit Tafeln LVII—CXIX. M. 40.— Vol. III. Von G. Körte. Mit 158 Tafeln. 1916. M. 120.—

VERIFICAT 2017
VERIFICAT 1987
VERIFICAT 2007